This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

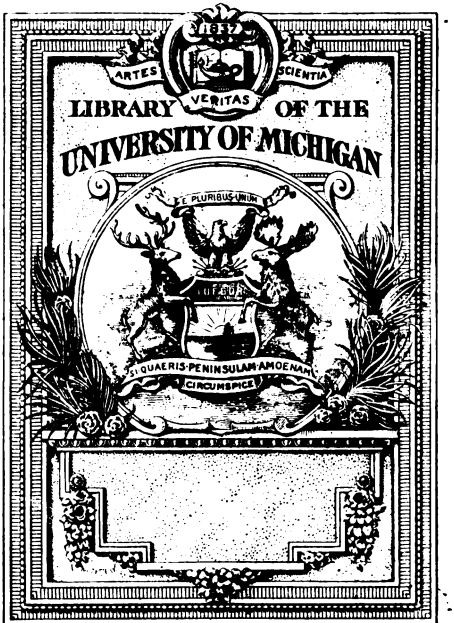
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

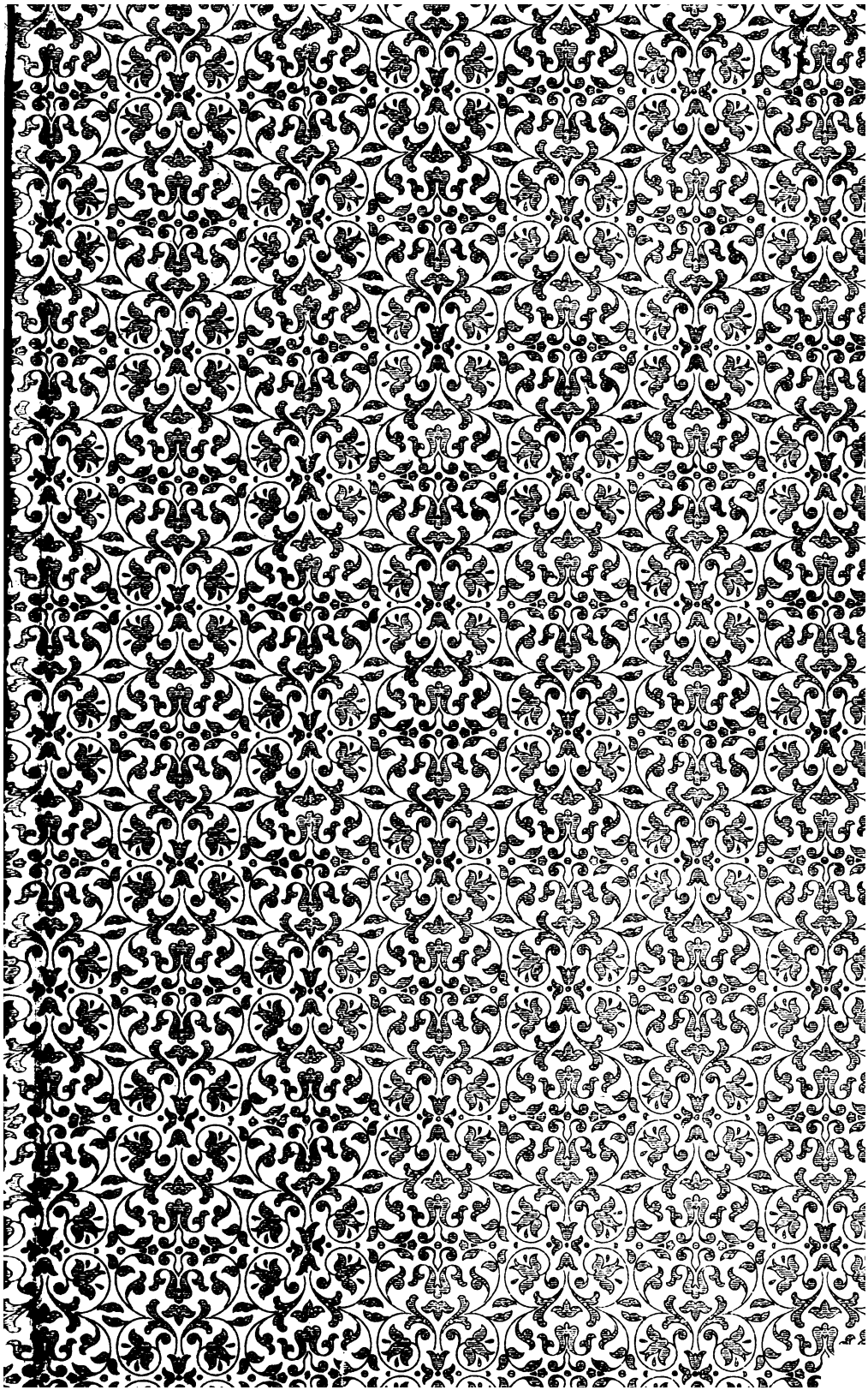
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



DD
438
.F89
1898
v.1

Der Kampf

um die

Vorherrschaft in Deutschland

1859 bis 1866.

Erster Band.

Der Kampf

um die

74941

Vorherrschaft in Deutschland

1859 bis 1866.

Von

Heinrich Friedjung.

Erster Band.

Zweite Auflage.

Mit 3 Karten.

Stuttgart 1898.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger.

Alle Rechte vorbehalten.

Vorrede zur ersten Auflage.

Es war ursprünglich meine Absicht, die Ereignisse von 1866 lediglich als Ausgangspunkt zu nehmen und zu zeigen, wie sich nach dem militärischen Zusammenbruche des alten Oesterreich der Völkerstaat unserer Tage zu entfalten begann; der Rückblick auf den Krieg hätte bloß als Einführung dienen sollen. Da eröffnete mir die Liberalität des früheren Vorstandes des österreichisch-ungarischen Kriegsarchivs reiche Geschichtsquellen und dadurch schärferen Einblick in den Verlauf der Krisis von 1866. Damit wuchs das Interesse an dem Stoffe, und es zeigte sich später, wie sehr es sich empfohlen hatte, die Gelegenheit wahrzunehmen. Denn die jetzige Direktion des kaiserlichen Kriegsarchivs waltet ihres Amtes ängstlicher: nahe vor Beendigung meiner Arbeit wurde mir der Rest der Archivalien vorenthalten, und so mag es vorerst vorüber sein mit der quellenmäßigen Bearbeitung der neuesten Kriegsgeschichte des Reiches durch einen außer dem österreichischen Armeeverbande stehenden, unbefangenen Forscher.

Gleichzeitig mit diesen Studien bot sich reiche Belehrung durch die lebendigen Mitteilungen von Mitkämpfern des Krieges sowohl in Deutschland wie in Oesterreich-Ungarn. Als ich vor acht Jahren meine Umfragen bei ihnen begann, lebte noch eine größere Anzahl von ihnen, und fast bei allen fand sich volle Geneigtheit, die erbetenen Aufklärungen zu geben. Selbst Graf Moltke und Graf Blumenthal hatten die Güte, die ihnen vorgelegten Fragen zu beantworten, wie aus ihren im Anhange dieses Werkes wortgetreu wiedergegebenen Mitteilungen erhellt. Wenn auch Offiziere aller Waffengattungen zu Rate gezogen wurden, so mußte doch naturgemäß besonderer Wert auf die

Umgebung der Heerführer gelegt werden. So sei vor allem denjenigen Persönlichkeiten der Zoll des Dankes entrichtet, die über deren Thätigkeit, besonders Erzherzog Albrechts und Benedeks, Aufschluß brachten. Der Hauptkriegsschauplatz in Böhmen gab die meisten Rätsel zu lösen. In mehreren vielstündigen Unterredungen durfte ich vor allem Feldmarschalllieutenant Baumgarten befragen, der Benedek als Generalstabschef in der Schlacht bei Königgrätz und bis zum Schlusse des Feldzuges zur Seite stand; dann gab Feldmarschalllieutenant Neuber, damals Oberst des Generalstabs, schätzenswerte Aufschlüsse; ebenso andere Männer, die im Hauptquartier von verschiedenen Seiten Einblick in die Dinge erhielten. Wenn Hauptmann Du Nord zuletzt genannt ist, so geschieht dies nicht etwa in geringerer Erkenntlichkeit; denn diesem verehrten Freunde verdanke ich wichtige Züge über den Charakter und die Auffassung der leitenden Männer, die seinem Gedächtnisse mit erstaunlicher Frische eingeprägt blieben. Diese Mitteilungen von Augenzeugen sind zumeist an geeigneter Stelle eingefügt; eine Anzahl ihrer Erzählungen, die besonders charakteristisch sind, findet der Leser möglichst genau im Anhange zum zweiten Bande wiedergegeben. Daneben andere Nachweise, so die von Benedek an seine Gattin aus dem Feldzuge von 1866 gerichteten Briefe, ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis des Charakters dieses Generals.

So gelang es, wichtige Ergänzungen zu den Werken des preußischen und des österreichischen Generalstabs über den Krieg zu sammeln. Die Vorzüge dieser Bücher sind in der kriegsgeschichtlichen Litteratur allgemein anerkannt. Aber naturgemäß sind darin nur die militärischen Bewegungen und Zusammenstöße als solche erzählt, dagegen werden die Motive des Handelns, das Werden der Entschlüsse, die Charaktere der handelnden Personen bloß gestreift. Ein stattliches Knochengerüst von Thatsachen ist in diesen Quellenwerken aufgerichtet, aber es ist von den Adern und Nerven fast ganz losgelöst. Somit blieb künftigen Geschichtsschreibern die volle Wiederbelebung der Vergangenheit überlassen. Bei dieser Arbeit war es mir von hohem Werte, immer wieder den Rat und die Meinung des Feldmarschalllieutenants Freiherrn Friedrich v. Fischer einholen zu dürfen, unter dessen Leitung die offizielle österreichische Darstellung

entstand. Durch sein geistvolles Urteil wurde manche Angabe auch in den ungedruckten Quellen in das richtige Licht gerückt.

Da ich nun durch diese Forschungen weit über die ursprüngliche Absicht in kriegsgeschichtliche Studien gezogen wurde, schien es unthunlich, die neuen Bausteine unbehauen neben einander zu setzen; erst durch eine geschlossene Erzählung erhielt manche Antwort von Thatzeugen die ihr zukommende Stelle im Zusammenhange der Ereignisse. Eine Kritik strategischer oder taktischer Natur lag nicht in der Kompetenz des Verfassers. Der eigentliche Nachdruck der Darstellung soll auf ihrem Quellenwert beruhen.

Im Mittelpunkte dieses Werkes steht das Verhältnis Kaiser Franz Josephs zu seinen Ministern und Generälen, besonders zu Benedek, und dieses unglücklichen Heerführers zu Krismanić, der ihm als eigentlicher Leiter der Operationen beigegeben wurde. Selbst in eingehenden Darstellungen des Krieges wird der Name des Generals Krismanić, dessen Thätigkeit für den Verlauf des Feldzuges von maßgebender Bedeutung war, nicht erwähnt, und mit dem Absterben der Zeitgenossen würden die Vorgänge im österreichischen Hauptquartier immer mehr in Vergessenheit fallen. Ueber diese Verhältnisse konnte nach Berichten von Augenzeugen Aufklärung geboten werden, und das ist auch der Grund, weshalb das Erscheinen des Werkes von Sybel mich nicht von der Fortführung meiner Arbeit zurückschrecken konnte. Denn so wertvoll sein Buch auch ist, so meisterhaft im Aufbau und in der Verwertung des aus den preußischen Archiven geschöpften Stoffes, so gleitet er doch leichthin über die Motive der österreichischen Politik und Kriegführung hinweg. Bei der Darstellung dieser Dinge gleicht er den Bildnismalern, die den Pinsel trefflich zu führen verstehen, denen aber die Aehnlichkeit der Physiognomie nicht gelingen will.

Die Sammlung des geschichtlichen Stoffes aus dem Munde der beteiligten Personen ist in Oesterreich besonders deshalb wünschenswert, weil in diesem Lande Generäle und Diplomaten nur ausnahmsweise ihren Anteil an den Dingen schriftstellerisch behandeln. Von den in Oesterreich leitenden Männern der Jahre 1859 und 1866 veröffentlichte, im Gegensatze zu den Siegern und Besiegten von 1870, bisher nicht Einer seine

Memoiren. Es ist bezeichnend, daß gerade in England und in Oesterreich, zwei Ländern des verschiedensten politischen Charakters, von den leitenden Staatsmännern so selten das Bedürfnis gefühlt wird, ihr Leben zu schildern. Die großen Minister und Redner Englands hielten dies offenbar für überflüssig, weil der beste Teil ihres Wirkens sich im Lichte der Oeffentlichkeit abspielte. In Oesterreich wieder liegt die Ursache des Schweigens in der Geringschätzung der öffentlichen Meinung; es genügt den historischen Persönlichkeiten, ihre Stellung bei Hofe und innerhalb des regierenden Adels zu behaupten: das Urteil der Außen- und Nachwelt gilt für nebensächlich. Die Minister des Jahres 1866 blieben auch nach dem Kriege zum Teil im Amte, manche bekleideten später andere hohe Würden; sie empfanden dann eher das Bedürfnis, ihr früheres Wirken in Vergessenheit zu bringen, als das Verlangen, ihre Politik zu rechtfertigen. So ist über die österreichische Diplomatie von 1859—1866 zum Teile Dunkel gebreitet, während die Politik Preußens, Frankreichs und Italiens im ganzen klargelegt ist. Die Zeit vor dem Kriege, die Thätigkeit des Ministeriums Schmerling konnte indessen in dem vorliegenden Werke genauer geschildert werden; sowohl der leitende Minister wie seine überlebenden Amtsgenossen, besonders Graf Rechberg, gaben dem Verfasser die erbetenen Aufschlüsse, und so ist der Gegensatz zwischen Schmerling und Rechberg, zumal bei der Vorbereitung zum Frankfurter Fürstentage, nach den Mitteilungen beider Staatsmänner genauer dargelegt. Ebenso dürfte die Unterredung, welche Fürst Bismarck am 13. Juni 1890 dem Verfasser zu bewilligen die Güte hatte, gebührenden Anteil erwecken.

Es ist leider ein Grundsatz der österreichischen auswärtigen Politik, zwei, selbst drei Generationen lang das tiefste Schweigen über ihre Thätigkeit zu bewahren. Man überließ die Darstellung der zeitgenössischen österreichischen Geschichte stets den Nebenbuhlern und Feinden, so daß sich vielfach eine für Oesterreich überaus ungünstige geschichtliche Ueberlieferung bildete. Erst wenn die Tradition gegossen und erstarrt war und ihre Wirkung auf das europäische Urteil geübt hatte, ließ man sich zu Veröffentlichungen über längst verflossene Zeiten herbei. So wird denn die österreichische Politik von 1859 bis 1866 noch unter die

Staatsgeheimnisse gerechnet, sehr zu ihrem Nachteile, da sie dadurch vermutlich sprunghafter und unmotivierter als billig erscheint. Darin ist die gegenwärtige österreichische Diplomatie genau so altmodisch wie je — ganz zum Unterschiede von der militärischen Oberleitung, welche, wenigstens so lange der Geist der Kriegsminister John und Kuhn waltete, mit rühmenswerter Offenheit die Ursachen der Niederlagen von 1859 und 1866 untersuchen und öffentlich darstellen ließ. Diesem Umstande verdanken die offiziellen Werke über diese beiden Kriege ihre Entstehung, durch die der österreichischen Armee der größte Dienst erwiesen wurde, weil sie rückhaltslos die Mängel besprechen, aber dafür auch vollen Glauben verdienen und finden, wo sie die Tugenden und die Hingebung dieses Heeres schildern. Freilich besaß Kuhn als Kriegsminister in Friedrich v. Fischer einen Mitarbeiter, der diese schwierige Aufgabe nach dem Urteile aller Sachkundigen vortrefflich löste, und er selbst scheute die Wahrheit auch dann nicht, wenn sie ihm noch so unbequem war. Kuhn, 1859 Chef des Generalstabs im Heere Gyulais, stieß bei der Prüfung des Werkes über 1859 vor dessen Drucklegung auf manchen seiner Befehle, der von irrigen Voraussetzungen ausging. Als er einmal ausrief: „Das kann ich unmöglich verfügt haben!" brachte man ihm seine eigenhändige Unterschrift; aber auf die Frage, was nunmehr zu geschehen habe, erwiderte er ohne Zögern: „Drucken lassen! Mit allen meinen Fehlern drucken lassen!" Es wäre für die gerechte Würdigung der Ziele und Mittel der österreichischen Politik jener Zeit förderlich, wenn die Leitung des auswärtigen Amtes diesem Beispiele folgen würde. Ihre jetzigen Träger sind zudem nicht verantwortlich für die Fehler ihrer Vorgänger. Je bestimmter sie die Solidarität mit einer Politik ablehnen, die zum Kriege mit Preußen und Italien führte, desto glaubwürdiger ist ihre Treue für das Bündnis mit diesen beiden Staaten. Oesterreichs Gegner sind seine Freunde geworden: von den Kriegen von 1859 und 1866 erzählen die Mitstreiter etwa so wie von ihren Thaten die Helden in Walhalla, die sich die ehrenvollen Wunden zeigten, die sie sich gegenseitig schlugen.

Wien, im Dezember 1896.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Dank der freundlichen Aufnahme, die der erste Band dieses Werkes fand, stellte sich bald die Notwendigkeit einer zweiten Auflage ein. Infolge der hierzu nötigen Vorarbeiten trat in der Herausgabe des zweiten Bandes eine Verzögerung ein, so daß beide Veröffentlichungen jetzt ungefähr gleichzeitig stattfinden. Da sich hieraus die Veranlassung ergab, beide Auflagen des zweiten Bandes unter Einem erscheinen zu lassen, so liegt von ihm im ganzen und großen nur ein und derselbe Text vor. Anders steht es mit dem ersten Bande. Schon die ansehnlichen Beiträge, welche im Laufe dieses Jahres über die Zeit von 1859—1866 erschienen, machten es zur unerläßlichen Pflicht, diese Erweiterung unserer Kenntnisse in der zweiten Auflage sorgfältig zu berücksichtigen. Dazu kam, daß von Thatzeugen der erzählten Ereignisse noch eine und die andere Ergänzung einlief, die mit Dank entgegengenommen und verwertet wurde. Aus dem Vergleiche der beiden Ausgaben ist zu ersehen, daß manche Thatsache nunmehr fester umrissen ist; in der Hauptsache aber, in der Darstellung der Charaktere der leitenden Männer und der sie bestimmenden Beweggründe, ergab sich nirgends die Notwendigkeit eines Abgehens von der früher gehegten und ausgesprochenen Ueberzeugung.

Wien, im November 1897.

Heinrich Friedjung.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite

Vorrede zur ersten Auflage V

Vorrede zur zweiten Auflage X

Erstes Buch. Erhebung und Niederlage Oesterreichs von 1849 bis 1859 1

Angebot der deutschen Kaiserkrone an König Friedrich Wilhelm IV. S. 1; romantische Pläne des Königs S. 2; ihre Beseitigung durch Fürst Schwarzenberg S. 3; deutscher Verfassungsplan des Fürsten S. 3; Wiederherstellung des Bundestags S. 5; Bismarck als preußischer Bundestagsgesandter S. 8; die österreichische Politik der Allianzen S. 8; Bruch mit dieser Tradition während des Krimkriegs, Isolierung Oesterreichs S. 9; Krieg von 1859 S. 12; kühle Haltung Preußens S. 13; übereilter Kriegsbeginn S. 14; Gyulai und Kuhn S. 15; Schlacht bei Magenta S. 16; Uebernahme des Oberbefehls durch Kaiser Franz Joseph S. 19; Schlacht bei Solferino S. 19; Verhalten Benedeks und Edelsheims in der Schlacht S. 23; Preußens Rüstungen gegen Frankreich S. 28; Zerrüttung des österreichischen Staats- und Heerwesens S. 29; Waffenstillstand von Villafranca S. 29; Vorwürfe gegen die preußische Politik S. 31.

Zweites Buch. Scheitern der großdeutschen Politik Oesterreichs. Bismarck und Schmerling (1859—1863) 32

Friedliche Absichten Kaiser Franz Josephs und König Wilhelms S. 32; Charakter Wilhelms I. S. 34; Heeresreform in Preußen S. 35; preußischer Plan eines engeren Bundes S. 38; Konflikt mit der preußischen Kammer S. 38; Einsetzung des Ministeriums Bismarck S. 39; Wirren in Oesterreich S. 39; Ministerium Schmerling S. 39; Charakter Schmerlings S. 40; Anschauungen Schmerlings und Rechbergs in der deutschen Frage S. 42; Oesterreichs Vorschlag zur Bundesreform S. 46; Anschauungen Wilhelms I., des Kronprinzen und Bismarcks über die deutsche Frage S. 47; Bismarcks Rat, Oesterreich solle den Schwerpunkt nach Ofen verlegen S. 51; Ablehnung des österreichischen Reformplanes durch den Bundestag S. 52; der Plan eines Fürstentages, empfohlen durch Fröbel und den Erbprinzen von Thurn und Taxis S. 53; Schmerlings Zustimmung S. 54; dringendes Abraten Rechbergs S. 54; Ringen zwischen Schmerling und Rechberg S. 55; Entscheidung des Kaisers S. 56; Charakter Kaiser Franz Josephs S. 57; der Fürstentag zu Frankfurt S. 60; seine Fruchtlosigkeit S. 62; Rechberg, Recht behaltend, lenkt zu Preußen über S. 63; Charakter Bismarcks S. 63.

Seite

Drittes Buch. Eroberung Schleswig-Holsteins. Bismarck und Rechberg 67

Tod König Friedrichs VII. von Dänemark S. 67; Bruch der Verträge durch Dänemark S. 68; Kandidatur des Herzogs von Augustenburg S. 68; Oesterreich und Preußen treten für die Personalunion Schleswig-Holsteins mit Dänemark ein S. 69; österreichisch-preußischer Vertrag vom 16. Januar 1864 S. 75; Opposition des österreichischen Reichsrats gegen das preußische Bündnis S. 77; Feldzug gegen Dänemark S. 78; Feldmarschall Wrangel S. 79; Verteidigung des Danewerks S. 79; Hintansetzung der Ratschläge Moltkes S. 80; vergeblicher Angriff des Prinzen Friedrich Karl auf Missunde S. 80; Gefechte bei Oversee und am Königshügel (3. Februar) S. 81; Räumung des Danewerks S. 81; Verfolgung der Dänen durch Gablenz S. 82; er ereilt sie bei Oeversee am 6. Februar S. 82; Eroberung Jütlands S. 83; Gefecht von Veile S. 83; Anschlag auf die Insel Alsen S. 84; Eroberung der Düppeler Schanzen (18. April) S. 85; Londoner Konferenz S. 85; Dänemark weist die Personalunion mit Schleswig-Holstein zurück S. 85; König Wilhelm für den Herzog von Augustenburg S. 87; Bedingungen Preußens an Augustenburg S. 87; der Herzog weicht auf den Rat Oesterreichs aus S. 89; der Herzog versäumt den richtigen Augenblick S. 90; Friede mit Dänemark (30. Oktober) S. 91; Zusammenkunft der Monarchen in Schönbrunn S. 92; Unzufriedenheit in Oesterreich mit Rechbergs Politik S. 95; Rechbergs Bemühungen um Zugeständnisse im Handelsvertrag mit dem Zollverein S. 95; Bismarck unterstützt ihn S. 95; König Wilhelm lehnt ab S. 96; Sturz Rechbergs S. 96; sein Charakter S. 97.

Viertes Buch. Der Streit um die Beute. Bismarck und Esterhazy. Ministerium Belcredi 99

Politische Schule der Fürsten Metternich und Schwarzenberg S. 99; Biegeleben, der Träger Schwarzenbergischer Ideen S. 100; Graf Mensdorff, Minister des Aeußeren, sein Charakter S. 102; Oesterreichs Vorschlag vom 12. November 1864 zur Einsetzung Augustenburgs S. 105; Bismarck verschiebt die Erwiderung S. 107; Preußen verlangt am 21. Februar 1865 die Militär- und Finanzhoheit in Schleswig-Holstein S. 109; Ablehnung Oesterreichs S. 110; preußischer Ministerrat vom 29. Mai S. 113; Widerstreben in der königlichen Familie gegen den Krieg S. 115; Vertrag zu Gastein (14. August) S. 117; Verlegenheit der preußischen Kammeropposition S. 118.

Niedergang des Ministeriums Schmerling S. 119; Deaks Ausgleichsartikel (Ostern 1864) S. 120; Graf Moritz Esterhazy, der Nebenbuhler Schmerlings, sein Charakter S. 122; Schmerling im Gegensatz zur liberalen Partei S. 125; Rücktritt Schmerlings S. 127; Ministerium Belcredi S. 127; Charakter Belcredis S. 127; Ausbeutung des Staates durch die Adels- und Finanzcliquen S. 129; beginnender Ausgleich mit Ungarn S. 131; Thronrede vom 14. Dezember 1865 S. 132; kaiserliches Hoflager in Ofen S. 133.

Fünftes Buch. Vorbereitungen zum Kriege. Bündnis zwischen Preußen und Italien. (September 1865 bis 8. April 1866) 134

Bismarcks Entschluß zum Kriege; seine Verhandlungen mit Kaiser Napoleon S. 134; Charakter und Anschauungen Napoleons S. 135; Napoleons Ansichten über die Zukunft Deutschlands

Seite

S. 139; Bismarck bei Napoleon in Biarritz S. 141; Napoleon von seinen Ratgebern vor Bismarck gewarnt S. 143; steigender Konflikt in der schleswig-holsteinischen Frage S. 144; preußischer Ministerrat vom 28. Februar 1866 S. 147; Moltkes Rat zum Kriege; der Kronprinz widerspricht S. 147; Beschluß, mit Italien über ein Bündnis zu unterhandeln S. 148; Unruhe des Wiener Kabinetts S. 150; Schwanken und Zögern Esterhazys S. 151; Belcredi für den Bruch mit Preußen S. 153; Bismarcks Gespräch mit der Gräfin Hohenthal S. 155; Marschallsrat zu Wien vom 7. und 14. März S. 157; Kriegsminister Franck S. 157; Mangel an geeigneten Führern des Heeres S. 158; Defensivplan des österreichischen Generalstabes S. 159; Erzherzog Albrecht empfiehlt General Krismanič zum Leiter der Operationen S. 160; dessen Persönlichkeit S. 161; Verlegung von Truppen nach Böhmen S. 163; Anfrage Oesterreichs in Berlin (16. März) S. 165; Bismarck nützt die österreichischen Rüstungen aus S. 166; preußischer Ministerrat vom 28. März S. 169; Beginn der preußischen Rüstungen S. 169; Moltke für den Offensivkrieg S. 171; Verhandlungen mit General Govone über das Bündnis mit Italien S. 173; anfängliches Mißtrauen Govones gegen Bismarck S. 174; Govone von Bismarck überzeugt S. 176; das italienische Kabinett ruft den Rat Napoleons an S. 177; Verhandlungen Napoleons mit Preußen S. 178; er spornt Italien zum Abschluß des Bündnisses an S. 180; infolge dessen Vertrag vom 8. April S. 182.

Sechstes Buch. Preußens Bundesreform. Allgemeine Mobilisierung 184

Scharfe Noten Oesterreichs S. 184; Antrag Preußens auf Berufung eines deutschen Parlaments S. 186; das allgemeine Wahlrecht S. 186; Urteile Lassalles, Gerlachs, der „Nationalzeitung", der „Vossischen Zeitung", Zieglers, der „Times" S. 187; allgemeines Mißtrauen gegen Preußen S. 191; Ablehnung Bayerns S. 191; Haltung der konservativen Partei S. 193; Schwanken des Königs S. 196; Moltkes Feldzugspläne zum Angriff S. 196; ihre Ablehnung durch den König S. 196; friedliche Note Oesterreichs vom 7. April S. 197; Antwort Preußens (15. April) S. 198; Oesterreich beantragt am 18. die Abrüstung S. 198; Ankämpfen Bismarcks gegen diese friedliche Wendung S. 199; der König geht auf die Abrüstung ein S. 200; allgemeine Friedenshoffnungen S. 200.

Kriegerische Stimmung in Oesterreich S. 201; Rüstungen Italiens S. 203; Antrag des österreichischen Generalstabschefs auf Mobilisierung der Armee (20. April) S. 207; das Regierungssystem in Oesterreich S. 208; Mensdorff widerrät die Mobilisierung S. 209; Mobilisierung der österreichischen Südarmee am 21. April S. 210; Italien folgt diesem Beispiel S 211; Befriedigung Bismarcks S. 212; Mobilisierung der österreichischen Nordarmee (27. April) S. 213; Verantwortlichkeit Mensdorffs und Esterhazys S. 214; Mobilmachung Preußens (3.—12. Mai) S. 215.

Siebentes Buch. Feldzugspläne. Benedek und Krismanič. Verhandlungen über die Abtretung Venedigs 218

Kriegslust der österreichischen Diplomatie S. 219; Krismanič zum Leiter der österreichischen Operationen bestimmt S. 220; sein defensives System S. 221; sein „Operationsplan der Nordarmee" S. 224; Moltkes Eintreten für rasche Zerschlagung des österreichischen Heeres S. 228; Benedek und Erzherzog Albrecht S. 232;

Seite

militärische Vergangenheit Benedeks S. 232; Ablehnung des Kommandos der Nordarmee durch Benedek S. 237; er weicht den Vorstellungen des Erzherzogs S. 239; Benedeks düstere Ahnungen S. 240; Warnungen der österreichischen Generäle vor dem Doppelkrieg S. 243; infolge dessen Angebot Venetiens an Napoleon III. S. 246; dieser sucht die Verständigung mit Preußen über Gebietsabtretung S. 248; Bismarck weicht aus S. 249; Ablehnung des österreichischen Angebots durch Italien S. 252; Napoleon wünscht den Krieg S. 253; Rede Thiers' S. 255; Ansprache des Kaisers zu Auxerre (7. Mai) S. 257.

Achtes Buch. Innere Lage Oesterreichs und Deutschlands. Preußens Angebot auf Teilung Deutschlands 258

Ausgabe von Staatsnoten in Oesterreich S. 259; Stimmung in Wien S. 260; Stimmung in Ungarn S. 262; Politik Deaks S. 262; Agitationen der Kossuthpartei S. 264; Deak für die Vertagung des ungarischen Landtags S. 265; abweichende Meinung Andrassys S. 266; Ausgleichselaborat Deaks S. 267; Vertagung des Landtages am 27. Juni S. 267; Haltung der deutschen Fürsten S. 267; Freiherr v. d. Pfordten S. 267; Georg V. von Hannover S. 269; Beust S. 271.

Langsame Sammlung des österreichischen Heeres in Mähren S. 273; Aufmarsch der preußischen Armee S. 275; Moltkes Rat, nach dessen Beendigung den Krieg zu erklären S. 275; Zögern König Wilhelms S. 276; Einberufung der preußischen Mannschaften S. 278; unzufriedene Stimmung in Preußen S. 278; Friedensadressen an den König S. 279; Brief des Zaren und der Königin Viktoria an den König S. 280; letzter Ausgleichsversuch Preußens S. 282; Motive Bismarcks S. 282; Napoleon schlägt einen Friedenskongreß vor S. 286; Gablenz überbringt den preußischen Vorschlag nach Wien S. 287; Ablehnung des Teilungsplanes durch die österreichische Regierung S. 290; Ablehnung des Kongresses durch Oesterreich S. 291; Befriedigung Bismarcks über diese Wendung S. 292.

Neuntes Buch. Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich. Ausbruch des Krieges in Deutschland 293

Bismarck hält Kaiser Napoleon mit Versprechungen hin S. 294; Napoleon wendet sich Oesterreich zu S. 297; Vertrag zwischen Oesterreich und Frankreich vom 12. Juni; förmliche Abtretung Venedigs S. 297; Fürsorge Oesterreichs für die weltliche Herrschaft des Papstes S. 298; Manifest Napoleons vom 11. Juni S. 300; Oesterreich überläßt dem Bundestag die Entscheidung über Schleswig-Holstein S. 303; heftige Note Bismarcks S. 304; Kaiser Franz Joseph fordert Benedek am 6. Juni zum Vormarsch nach Sachsen auf S. 306; Benedek mahnt vergeblich zum Aufschub S. 306; Berufung der holsteinischen Stände durch Oesterreich S. 306; Entschluß König Wilhelms zum Krieg S. 307; Einmarsch der Preußen in Holstein S. 308; deutscher Verfassungsplan Preußens S. 309; Verhandlungen Bismarcks mit den Führern der Liberalen S. 311; Abstimmung des Bundestags vom 14. Juni S. 313; Preußens Austritt aus dem Bunde und Kriegsbeginn S. 314.

Zehntes Buch. Organisation und Taktik des österreichischen Heeres 316

Der Krieg im Leben der Völker S. 316; Gegensatz Oesterreichs und Preußens seit der Gegenreformation S. 316; Schaffung des

Seite

österreichischen Heeres durch Wallenstein S. 317; Charakter des Heeres im 17. Jahrhundert S. 318; unter Maria Theresia und Joseph II. S. 318; die Aristokratie in der Armee S. 319; Reformen Erzherzog Karls S. 320; seine Zurücksetzung durch Kaiser Franz S. 321; Stärke der Armee 1866 S. 323; Stärke der preußischen Armee S. 326; die österreichische Stoßtaktik und ihre Entstehung S. 330; die Lineartaktik im 18. Jahrhundert S. 330; Taktik der französischen Revolutionsheere S. 331; das Dienstreglement Erzherzog Karls S. 333; Kampfesweise der Oesterreicher 1848 und 1849 S. 336; die defensive Kampfesweise 1859 S. 336; Offensivstöße der Franzosen in diesem Kriege S. 338; Einfluß dieser Erfahrungen auf die österreichische Armee S. 340; österreichisches Dienst- und Exerzierreglement von 1862 S. 341; Einführung des Offensivstoßes in Massenkolonnen S. 342; das Zündnadelgewehr S. 343; Schwanken in den taktischen Auffassungen innerhalb der preußischen Armee S. 343; die Feuertaktik, angeordnet in den preußischen Vorschriften von 1861 S. 344; teilweiser Widerspruch innerhalb der preußischen Armee S. 345; Anschauungen der österreichischen Offiziere S. 346; Mollinarys S. 346; Waldstättens S. 347; Artikel des „Kamerad" S. 348; taktische Vorschriften Benedeks S. 349.

Elftes Buch. Custoza 354

Italiens Einheit, das Werk fremder Hilfe S. 354; Erzherzog Albrecht S. 355; Stärke seiner Armeen S. 357; Kundschaftsdienst der Oesterreicher S. 358; verschiedene Anschauungen La Marmoras und Cialdinis über den Kriegsplan S. 359; Teilung des Heeres S. 361; Moltke bringt durch Bernhardi auf energische Kriegführung S. 363; die Freiwilligen Garibaldis S. 365; die „Stoß-ins-Herz-Depesche" S. 366; Feldzugsplan Erzherzog Albrechts und Johns S. 367; Vormarsch der Italiener über den Mincio ins Festungsviereck S. 370; Marsch der Oesterreicher in die linke, nördliche Flanke der ahnungslos sich ausbreitenden Italiener S. 373; Eröffnung der Schlacht durch den Angriff der Reiterbrigade Pulz auf den rechten Flügel der Italiener S. 378; unerwarteter Angriff der Generäle Rodich und Rupprecht auf den linken Flügel der Italiener S. 380; Schlachtplan des Erzherzogs; Ursachen seiner unvollständigen Ausführung S. 381; fruchtlose Frontalstöße des Corps Hartung auf das italienische Centrum bei Custoza S. 384; Stocken der österreichischen Offensive; Mittagspause der Schlacht S. 386; Aenderung des Schlachtplans des Erzherzogs; Durchbrechung des italienischen Centrums und Sieg der Oesterreicher S. 391; Anteil des Erzherzogs und Johns an der Schlacht S. 396; Johns Leben und Charakter S. 397; Charakter des Erzherzogs S. 401; Johns litterarischer Nachlaß S. 404; Folgen der Schlacht bei Custoza S. 407.

Zwölftes Buch. Aufmarsch des österreichischen und des preußischen Heeres. Unterwerfung Norddeutschlands 410

Ungünstige strategische Lage Preußens S. 410; Auswaggonierung der preußischen Corps von Halle bis Glatz S. 411; ihr Zusammenrücken S. 412; Verteilung der preußischen Streitkräfte S. 412; preußisches Ultimatum vom 15. Juni S. 415; Einmarsch in Hannover und Hessen S. 416; Gefecht von Langensalza (27. Juni) S. 420; Kapitulation der Hannoveraner S. 421; Schwanken Bayerns S. 421; die Oesterreicher in Mähren S. 423; Armeebefehl Benedeks S. 424; der defensive Feldzugsplan des Generals

Seite

Krismanič S. 428; Wahl der festen Stellung bei Josephstadt S. 429; Aufschiebung des Aufbruchs der Armee in diese Stellung S. 431; Mängel des österreichischen Verpflegsdienstes S. 432; Ungeduld der österreichischen Diplomatie S. 434; Einmarsch der Preußen in Sachsen S. 435; Moltke vermutet einen Einbruch Benedeks aus Mähren nach Schlesien S. 437; Briefwechsel Moltkes und Blumenthals über die Lage S. 437; Abmarsch der Armee des preußischen Kronprinzen nach Südost-Schlesien zur Abwehr Benedeks S. 438; Krismanič befürchtet den Angriff aus Schlesien S. 439; Drängen des Kaisers zum Abmarsch nach Sachsen S. 440; Benedeks Einwendungen S. 440; endlicher Aufbruch S. 442; Benedeks Abschied von Olmütz S. 444; Marsch der österreichischen Armee aus Mähren gegen Josephstadt S. 445; Kampfesfreudigkeit der Armee S. 445.

Karten zum ersten Bande:

1. Der böhmische Kriegsschauplatz 1866.
2. Uebersichtskarte des italienischen Kriegsschauplatzes.
3. Schlacht bei Custoza am 24. Juni 1866.

I. Buch.

Erhebung und Niederlage Oesterreichs von 1849 bis 1859.

Entschleiert war für einen Augenblick die Zukunft Deutschlands, als das erste deutsche Parlament am 3. April 1849 dem Könige von Preußen die Kaiserkrone anbot. Dieses höchste Symbol fürstlicher Gewalt aus den Händen der Revolution anzunehmen, war für Friedrich Wilhelm IV. unmöglich; denn das Königtum beruhte, wie er glaubte, auf göttlicher Einsetzung und war festzuhalten durch die Macht des Schwertes. An einer Lehrmeinung erlahmte damals wie oft unter den Deutschen die Kraft des Handelns. Zu einem der Männer der Paulskirche, die ihm die Annahme der Kaiserkrone rieten, sagte der König: „Wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können, der wäre Ihr Mann gewesen; ich bin kein großer Regent."

In der Dichtung büßt derjenige, der das Geheimnis des verschleierten Bildes vorzeitig erschauen will, sein Begehren nicht mit dem Tode, sondern mit Härterem, mit freudlosem, unfruchtbarem Leben. Auch Heinrich v. Gagern und seine Freunde sahen sich, da der König sich ihnen versagte, zu schattenhaftem politischen Dasein verurteilt, ihrem Volke eine wehmütigere Erinnerung als den Franzosen der Untergang der Enthusiasten der großen Revolution. Ihr politisches Denken erwies sich später als sieghaft; ihr Können zu erproben, war ihnen ohne ihre Schuld verwehrt.

Friedrich Wilhelm IV. war nicht etwa willens, sich den großen Augenblick ganz entschlüpfen zu lassen. Aber nicht durch

Krieg, noch durch Nützung der Revolution der Unterthanen wider die gesetzliche Obrigkeit gedachte er zur Einheit Deutschlands zu gelangen — denn das schien ihm göttlichem Rechte zuwider zu laufen — sondern auf friedlichem Wege, durch Verhandlungen mit Oesterreich, durch Vereinbarungen mit den deutschen Fürsten. Ueber die Zukunft des deutschen Vaterlandes trug er sich mit phantastischen Vorstellungen. Er hätte dem Hause Habsburg, dessen älteres Recht ihn mit mystischer Scheu erfüllte, die deutsche Kaiserkrone gegönnt. Dagegen wollte er das übrige Deutschland in einem engeren Bunde unter seiner Führung vereinigen: er wollte an die Spitze von dessen Streitmacht gestellt werden, und dann hätte er sich mit der Würde eines Reichsverwesers und „Erzfeldherrn der Teutschen" oder höchstens eines deutschen Königs begnügt. Einen Vorschlag solcher Art ließ er im Mai 1849 an den Fürsten Schwarzenberg nach Wien ergehen, doch entkleidete er ihn auf den Rat seiner Minister der romantischen politischen Formen. Es sollte also ein deutscher Bundesstaat unter Führung Preußens aufgerichtet werden, der dann mit Oesterreich ein unauflösliches völkerrechtliches Bündnis zu Schutz und Trutz schließen konnte. Merkwürdig war die geplante Ausführung. Die Union der beiden Großstaaten sollte eine gemeinsame Vertretung nach außen erhalten; die Gesandten an den fremden Höfen wären abwechselnd von jedem Teile nach einer festen Regel ernannt worden. Da der König zur selben Zeit den Fürsten in Sachsen und Baden half, einen ihnen übermächtigen Aufstand niederzuschlagen, nahmen wohl eine Reihe von deutschen Staaten, unter ihnen Sachsen und Hannover, im ersten Schrecken den Plan eines engeren Bundes an, doch spähten die Könige sofort aus, wie sie sich der widrigen Verpflichtung entziehen könnten.

Solch eines träumerischen, unentschlossenen Nebenbuhlers von Oesterreichs Vormacht hätte auch ein anderer als Fürst Felix Schwarzenberg Meister werden können. Sein ironischer Blick ging kühl über die romantischen Pläne des Königs hinweg, Rücksicht auf den idealen Zug im deutschen Volke oder Verständnis für die tieferen, die Zukunft bestimmenden Kräfte war nicht seine Sache. Er lebte und genoß die Gegenwart, die sich ihm bot. Kühl rechnete er mit den wirksamen Faktoren der

damaligen Politik, mit dem Willen des Zaren Nikolaus, mit dem Charakter der deutschen Fürsten und vor allem mit dem militärischen Gewichte der verschiedenen Staaten. So stellte er kühnen Sinnes, hart an der Gefahr eines Krieges vorbei, das Uebergewicht Oesterreichs in Deutschland wieder her. Wirksam arbeitete er mit der Abneigung Friedrich Wilhelms IV. gegen die Revolution und mit seiner innerlichen Abhängigkeit von Oesterreich. Es gelang ihm, in dem Könige selbst die Ueberzeugung von der Richtigkeit des eingeschlagenen Weges zu erschüttern. Die kleinen Könige Deutschlands, deren Mißtrauen gegen Preußen er kaum mehr entfachen mußte, knüpfte er enger als je an Oesterreich. Zar Nikolaus war sein bester Beistand.

Den König von Preußen stellte Schwarzenberg vor die Wahl, entweder mit den Waffen in der Hand um die Herrschaft über Deutschland zu kämpfen oder nachzugeben. Ein Krieg mit Oesterreich erschien dem König ebenso wie seinen konservativen Ministern Brandenburg und Manteuffel als ein Bruch mit ihren politischen Gesinnungen, als ein Triumph der verhaßten Revolution. Freilich, mit Unterstützung der Revolution in Italien und Ungarn, die leicht zu entflammen gewesen wäre, hätte Oesterreich vielleicht überwunden werden können; doch diesen Gedanken wies Friedrich Wilhelm mit Abscheu von sich. Dazu erklärte sein Kriegsminister, General Stockhausen, daß das preußische Heer einem Zusammenstoße mit den im Kriege erprobten Truppen Radetzkys nicht gewachsen sei. Lieber verzichtete denn der König auf seine Pläne, und Manteuffel kehrte in Olmütz reumütig zum deutschen Bundestage zurück. Der Minister und seine Partei, zu der damals auch Otto v. Bismarck gehörte, sahen in dem Nachgeben einen notwendigen Ausdruck ihrer politischen Ueberzeugung, Europa aber erblickte darin eine schwere diplomatische Niederlage Preußens.

Schwarzenberg gedachte noch größeres durchzusetzen: die gesamte habsburgische Monarchie sollte in den Deutschen Bund und ebenso in den Zollverein aufgenommen werden. Damit hätten die Streitkräfte des großen Deutschland den gefährdeten Besitzstand Oesterreichs im Süden und im Osten verbürgt. Die politische Macht Preußens wollte er dadurch herabdrücken, daß

er die übrigen vier Könige Deutschlands erhöhte. Er gedachte nämlich Deutschland mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen in vier Kreise zu teilen; die Könige hätten als Oberste über die Streitkräfte ihrer kleineren Nachbarn befohlen. An die Spitze des gesamten Bundes wäre ein starkes Direktorium getreten mit der Verfügung über diplomatische, Kriegs- und Handelssachen. In diesem obersten Organe (Oesterreich, Preußen, die vier Könige und als siebente Stimme die beiden Hessen) getraute sich Schwarzenberg eine dauernde Mehrheit für Oesterreich zu schaffen. Volksvertretungen wären in allen Staaten einzuschränken oder abzuschaffen gewesen: der Soldat sollte regieren [1]).

Diese Entwürfe nahmen keine Rücksicht auf die Wünsche des Volkes, auch hätten sich die kleinen Könige wohl bald mit Preußen verbunden, um Oesterreichs Uebermacht zu brechen. Der Plan Schwarzenbergs entbehrte der Größe nicht, aber er war so wie der des engeren preußischen Bundes nur auf dem Schlachtfelde durchzusetzen. Auf den Dresdener Konferenzen unterstützten die Mittelstaaten nur lässig die Vorschläge Oesterreichs, diese scheiterten an dem Einspruche Preußens. So mußte sich Schwarzenberg mit der Wiederherstellung des Bundestages begnügen. „Ich bin, weiß Gott," schrieb Fürst Schwarzenberg, „kein Verehrer der bestehenden Bundesverfassung; wir haben uns redlich abgemüht, zu einer festen und praktischen Gestaltung zu gelangen; soll durchaus nichts zu stande kommen, so bleibt es beim alten, weil ein fadenscheiniger, zerrissener Rock noch immer besser ist als gar keiner. Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach ist der alte Bundestag ein schwerfälliges, abgenütztes, den gegenwärtigen Umständen in keiner Weise genügendes Zeug; ich glaube sogar, daß die gründlich erschütterte, sehr wackelnde Boutique beim nächsten Anstoß von innen oder außen schwächlich zusammenrumpeln wird" [2]).

---

[1]) Schwarzenbergs Pläne und Politik bei Sybel, „Begründung des Deutschen Reiches durch Kaiser Wilhelm I." Band I, S. 351 ff. Außerdem Adolf Beer, „Die deutsche Politik des Fürsten Schwarzenberg bis zu den Dresdener Konferenzen" im Historischen Taschenbuch, Jahrgang 1891.

[2]) „Aus den Briefen des Grafen Prokesch-Osten (1840—55)," Wien 1896, S. 209. Dieses Buch ist ein wichtiges Gegenstück zu den von dem Fürsten Bismarck veranlaßten Veröffentlichungen.

Am Bundestage zu Frankfurt nun verfügte Oesterreich über die Mehrheit und schwer lastete diese in den nächsten Jahren auf dem gedemütigten Preußen. Der Bund fristete freilich nur ein Schattendasein, und in seinen Abstimmungen handelte es sich in der Regel um Dinge minderer Bedeutung. Schwarzenberg und seine Nachfolger sahen aber doch eine Befriedigung österreichischen Machtbewußtseins darin, Preußen seine vereinsamte Stellung fühlen zu lassen. Es war Oesterreichs Recht, sich nichts von der ererbten Gewalt abdingen zu lassen, und eine Politik in großem Stile, durch welche es unter Einfügung Preußens in ein habsburgisch-deutsches Reich eine dauernde Ordnung in Mitteleuropa aufgerichtet hätte, wäre der Ruhm des Staatsmannes gewesen, dem das Werk gelang. Dagegen war es nach dem Scheitern der Pläne Schwarzenbergs kleinlich, alles daranzusetzen, um Preußen zu reizen und zu demütigen [1]). Nur König Friedrich Wilhelms unerschütterliches Vertrauen zu Oesterreich konnte solches ertragen. Für Preußen war es gefährlich gewesen, die Ziele seines Ehrgeizes vorzeitig zu enthüllen, während doch der Mut fehlte, die volle Kraft an ihr Gelingen zu setzen. Seitdem Friedrich Wilhelm IV., wenn auch zögernd, einen engeren Bund der deutschen Staaten unter seiner Führung betrieben hatte, ging ein Zittern durch die Fürstenhöfe Deutschlands. Gegen die drohende Minderung ihrer landesherrlichen Rechte erschien ihnen Oesterreichs bereits gesättigte Macht die einzige Schutzwehr. Unerträglich war es den Königen Deutschlands, sich einem der Ihrigen zu fügen; König Wilhelm von Württemberg erklärte einmal, zur Not könne er wohl einen Habsburger als Kaiser über sich anerkennen, aber niemals einen Hohenzollern. An diesem Gängelbande führte die Wiener Staatskanzlei die deutschen Höfe. Wie wenig dauerhaft sollte sich dieses Gewebe aus Mißtrauen und Pietät erweisen!

Der es zerrissen hat, Otto v. Bismarck, wurde im August 1851 zum Gesandten Preußens am Bundestage ernannt. Acht

---

[1]) Ebenso wichtig wie die von Poschinger veröffentlichten Briefe Bismarcks aus Frankfurt sind die von Horst Kohl herausgegebenen Briefe Bismarcks an den General Leopold v. Gerlach (Berlin 1896), in denen er sich noch rückhaltsloser gibt.

Jahre hatte er von nun an in Frankfurt die Schule der Geringschätzung durchzukosten, die seinem Staate damals zu teil wurde. Nicht als Gegner Oesterreichs kam er nach Frankfurt. Die Abmachungen von Olmütz hatte er ebenso wie seine Parteifreunde vom preußischen Adel rückhaltslos gebilligt. Der vollständige Bruch mit der Revolution von 1848 und die Versöhnung mit dem konservativen Oesterreich galten ihm für das Wichtigste. Als er sein Amt in Frankfurt antrat, hielt er die Wiederherstellung des Verhältnisses der beiden Staaten zu einander, wie es zu Zeiten Metternichs bestanden hatte, für erreichbar. Damals war es Regel, daß keine der Großmächte einen Antrag vor den Bund brachte, für den nicht zuvor die andere gewonnen war. Es galt nicht für staatsklug, um die Stimmen der kleinen Staaten zu werben, und noch weniger, sich ihrer zu bedienen, um die andere deutsche Macht in die Minderheit zu versetzen. Als Bismarck bei seinem Amtsantritte den alten Fürsten Metternich auf Schloß Johannisberg besuchte, fanden sich der Begründer des Bundes und der Staatsmann, der ihn zerstören sollte, in dieser Auffassung zusammen. Preußens Schwert allein konnte die deutschen Schattensouveränitäten gegen Frankreich schützen; Bismarck hielt es deshalb für unziemlich, daß die kleineren Höfe sich im Bunde mit Oesterreich das Vergnügen machten, Preußen im Frieden am Bundestage zu majorisieren. Auch ein österreichischer Staatsmann würde sich, das wußte er, niemals eine Beherrschung der äußeren Politik der Monarchie durch die Mehrheit des Bundes gefallen lassen. Als gleichberechtigte Macht sollte Preußen gemeinsam mit Oesterreich Deutschland beherrschen. Durch den Mechanismus der Majoritätsabstimmung, so schrieb Bismarck einmal an Manteuffel, sei der tausendjährige Dualismus Deutschlands nicht zu beseitigen.

Bismarcks damaliger Politik, die sich im Ideenkreise König Friedrich Wilhelms und Manteuffels bewegte, standen indessen ernste Hindernisse entgegen. Oesterreich hatte Grund zur Annahme, daß Preußens deutsche Einheitspläne doch nur aufgeschoben seien; das Wiener Kabinett glaubte deshalb auf der Hut sein zu müssen. Darin hatte es so unrecht nicht, denn auch Bismarck versicherte Manteuffel schon im Jahre 1851, daß Preußen zur rechten Zeit doch wieder versuchen müsse, das engere

Deutschland unter seiner Führung zu einigen. Auch die Freundschaft der preußischen Konservativen für Oesterreich konnte, solange die deutsche Frage nicht gelöst war, nur eine solche auf Zeit sein.

Viel wurde damals dem preußischen Vertreter in Frankfurt zugemutet. Schon in den Formen, welche Graf Thun, der Gesandte Oesterreichs und Präsident des Bundestages, im Verkehre anwandte, lag es, daß Bismarck, der stolzeste und reizbarste aller Männer, sich schwer verletzt fühlte. Mit grimmigem Humor hat er dies in seinen Briefen nach Berlin und später wiederholt in seinen Tischreden geschildert. Zwar arbeitete Bismarck, wie er sich ausdrückte, nicht ohne Erfolg an der gesellschaftlichen Glättung des Grafen; aber ernst blieb es doch, daß dieser ganz im Geiste der Schwarzenbergschen Politik den preußischen Staat wie einen Emporkömmling behandelte. Er verlangte einmal, „Preußen solle sich der Erbschaft Friedrich des Großen entschlagen", worauf ihm Bismarck erwiderte, ehe er zu Hause zu einer solchen Politik riete, würde eine Entscheidung durch den Degen vorangehen müssen. „Graf Thun," so schreibt Bismarck, „verglich Preußen mit einem Manne, der einmal das Los von hunderttausend Gulden gewonnen hat und nun seinen Haushalt auf die jährliche Wiederkehr dieses Ereignisses einrichte. Ich erwiderte ihm, wenn diese Ansichten in Wien so klar wären wie bei ihm, so sähe ich allerdings voraus, daß Preußen nochmals würde in die bewußte Lotterie setzen müssen; ob es gewinnen würde, stehe bei Gott."

* * *

Als Fürst Felix Schwarzenberg am 5. April 1852 plötzlich starb, stand der konservative Bund zwischen Oesterreich, Rußland und Preußen, dieses wichtige Erbstück der Metternichschen Politik, indessen noch aufrecht; noch war der Gedanke, diese Staatenordnung zu zertrümmern, selbst im Kopfe Bismarcks nicht reif. Es kann nicht scharf genug hervorgehoben werden, daß auf diesen Bündnissen der Vorrang Oesterreichs in Deutschland und Italien beruhte. Metternich hatte die heilige Allianz nicht bloß als Hort der konservativen Politik, sondern noch mehr als Grundpfeiler der Machtstellung seines Staates in Europa

aufgerichtet. Damit blieb er nur den großen Traditionen treu, welche die Geschichte Oesterreichs durch Jahrhunderte beherrschten und die auch jenen schwachen Händen Erfolge verbürgten, denen das Staatsruder nicht selten anvertraut war. Die ganze Reihe von Herrschern und Ministern, welche seit den Tagen Maximilians I. die österreichische Politik bestimmten, hielt an der Ueberzeugung fest, daß die habsburgische Monarchie starker Bündnisse bedürfe, um das auf dem Schlachtfelde so oft versagende Kriegsglück zu ersetzen. Die Politik der Allianzen war die Fortsetzung der Politik der Heiraten, durch welche Oesterreich gegründet wurde.

Dieses Buch ist eigentlich die Schilderung des Unheils, welches aus dem Verlassen dieser Pfade entsprang; es ist daher nicht unberechtigt, die Linie zu verfolgen, welche die Meister der österreichischen Diplomatie ihren Jüngern und Enkeln gezogen hatten. Ein Jahrhundert lang, durch die Zeit des Prinzen Eugen von Savoyen bis zu den Tagen Friedrich des Großen, währte Oesterreichs Allianz mit den Seemächten England und Holland; nicht bloß Belgien und Italien, vielmehr das gesamte Erbe Maria Theresias wurde mit Hilfe dieser Bünde verteidigt. Wie es sodann Kaunitz verstand, zum Kampfe gegen Friedrich II. eine andere, furchtbare Koalition fast des ganzen Festlandes zustande zu bringen, ist das Meisterstück seiner ruhmvollen diplomatischen Laufbahn. Nicht geringere Erfolge erzielte endlich Metternich, indem er dieselben Bahnen beschritt und den 1813 mit Preußen und Rußland geschlossenen Bund fortbildete. Als Metternichs unhaltbare innere Politik in der Revolution von 1848 zusammenbrach, rettete die von ihm gehegte Allianz mit den nordischen Mächten die im Kerne erschütterte österreichische Monarchie. Wenn der König von Preußen mitten in diesen Stürmen die deutsche Kaiserkrone angenommen, wenn der Zar nicht sein Heer zur Niederwerfung Ungarns aufgeboten hätte, so wäre die Wiederaufrichtung des Reiches schwer möglich gewesen. Fürst Schwarzenberg stellte nach einer schweren Krise diese Verbindung wieder her und hinterließ sie als sein wichtigstes Vermächtnis seinem Nachfolger.

Der Zeitraum, in welchem Prinz Eugen, Kaunitz, Thugut, Philipp Stadion, Metternich und Schwarzenberg die äußere Politik Oesterreichs bestimmten, umfaßt mehr als vier Menschen-

alter; in diesen anderthalb Jahrhunderten hat kein anderer Staat des Festlandes eine ähnliche, fast ununterbrochene Reihe gleichgestimmter diplomatischer Köpfe an seiner Spitze gehabt. In der Festigkeit dieser politischen Tradition Altösterreichs liegt eine der Ursachen seiner großen Erfolge selbst nach unglücklichen Kriegen. Jene Männer — denen sich später Graf Andrassy bei der Schöpfung des Bundes mit Deutschland und Italien anschloß — kannten die Schwächen ihres Staates genau. Sie wußten, daß er bei dem losen Zusammenhange seiner Teile, bei der durchschnittlich geringen Begabung der die Aemter füllenden Aristokratie, bei den Mängeln seines Heerwesens einem Ansturme von verschiedenen Seiten nicht gewachsen sei. Oesterreich konnte einen Verzweiflungskampf nicht wagen, wie etwa einer der geschlossenen Nationalstaaten. Seine Machtstellung, ja sein Bestand beruht auf Verträgen. In dem sich stets verschlingenden Spiele der politischen Kräfte Europas vertritt Oesterreich die Erhaltung des Bestehenden, und es fand zu solchem Zwecke immer Genossen gleichen Interesses. So stark ist das Gesetz, das über seiner Politik waltet, daß nach der Einigung Deutschlands und Italiens die konservative Natur Oesterreichs das Widerspruchsvollste möglich machte: dieser Staat verband sich mit den früheren Gegnern zur Erhaltung einer neuen Staatenordnung, wiewohl sich diese erst nach eigenen schweren Niederlagen auf den Trümmern des von ihm vertretenen Systems erhoben hatte.

Von dieser klugen Regel altväterischer Staatskunst wich die österreichische Diplomatie vollkommen ab zur Zeit des Krimkrieges; schwer rächte sich dieses Verhalten in den Kriegen von 1859 und 1866 durch die Vereinsamung Oesterreichs. Graf Buol, der Nachfolger Schwarzenbergs, ging von einer Ueberschätzung der Kräfte Oesterreichs aus; inmitten des Kampfes der Westmächte mit Rußland, dem Preußen zugethan war, wollte er mit völliger Freiheit des Handelns das Schiedsrichteramt in Europa üben. Oesterreich hätte die Wahl gehabt, entweder durch strenge Neutralität Rußland zu verpflichten oder durch Anschluß an die Westmächte ein neues Gebäude von Allianzen zu gründen; in letzterem Falle konnte es den Uebermut Rußlands eindämmen. Auf jedem der beiden Wege konnten Erfolge errungen werden; nur mußte der gewählte mit festem Sinne

durchmessen werden. Aber die habsburgische Monarchie schwankte. Zuerst schloß sie im April 1854 mit Preußen einen Neutralitätsvertrag; im Dezember verband sie sich mit Frankreich und England, aber sie leistete ihnen nicht früher die erwarteten diplomatischen Dienste, als bis Sebastopol gefallen war. So klagte ganz Europa über die Unzuverlässigkeit der österreichischen Politik. Kaiser Franz Joseph hatte das richtige Gefühl, daß sein Minister einen gefährlichen Pfad beschreite, er erhob Einspruch gegen die Allianz mit den Westmächten. Graf Buol aber erklärte, dann seine Entlassung geben zu müssen, und der übel beratene vierundzwanzigjährige Herrscher ließ sich zum Abschlusse bestimmen. Schwer empfand Kaiser Nikolaus das, was er den Undank Oesterreichs nannte. Den Gesandten Oesterreichs, den Grafen Georg Esterhazy, soll er, wie Herzog Ernst von Koburg erzählt, gefragt haben: „Wissen Sie, wer die beiden dümmsten Könige von Polen gewesen sind?" Und als der Gesandte verlegen schwieg, beantwortete der Zar die Frage selbst: „Das waren Sobieski und ich!" Beide, so meinte der Kaiser, hätten Oesterreich gerettet, ohne Dank dafür zu ernten. Auch die deutschen Höfe wurden von Buols Hochmut unaufhörlich verletzt. „In der Verurteilung Buols," schreibt Bismarck am 21. Dezember 1855, „sind alle Stimmen in München und Stuttgart einig; am lautesten die Gegner der Russen, welche sagen, daß er die österreichische Politik übermäßig ungeschickt geführt habe. Jedenfalls hat er das Verdienst, Oesterreich um das Vertrauen und sich um die Achtung aller gebracht zu haben. Pfordten (der bayrische Minister) verglich ihn mit einer Lokomotive, die nicht weiß, wohin sie rennt, und auf jede Anrede nur Dampf und Geräusch von sich gibt."

So war nach dem Krimkriege das diplomatische Werk Metternichs zerstört. Den Kräften, welche in Deutschland und in Italien gärten und zur Einigung drängten, konnte die Wiener Staatskanzlei nur mehr ihre eigenen Hilfsmittel entgegensetzen. Sonst die Meisterin in der Kunst, Allianzen zu schließen, fand sie nirgends Bundeshilfe zur Verteidigung des Rechtszustandes von 1815.

Während des Krimkrieges durchspähte Bismarck von Frankfurt aus die Fehler Oesterreichs. Er lernte die Gefahren kennen,

denen er einst selbst begegnen sollte. Er gehörte zu denen, welche König Friedrich Wilhelm darin bestärkten, die schwankende Politik Oesterreichs nicht zu unterstützen, sondern sich getreu zu dem russischen Bundesgenossen zu halten. Aus seinen Depeschen nach Berlin geht aber klar hervor, daß es nicht mehr die Anhänglichkeit an die konservativen Grundsätze war, welche ihn zu diesem Ratschlage bestimmte. Es überwog in ihm vielmehr die uneingeschränkte Rücksicht auf Preußens Wohlfahrt und Macht. Deshalb riet er dem Könige, die Orientpläne Oesterreichs nur unter der Bedingung zu unterstützen, daß dieses dafür auf einen Teil seines Machtbereiches in Deutschland zu Gunsten Preußens verzichte. Bismarck wünschte, daß Preußen die Freundschaft Rußlands um einer größeren Zukunft willen sorgfältig pflege. Er entschuldigte sein Mißtrauen gegen Oesterreich mit den Worten, daß jeder Preuße, der seine jetzige Stellung eine Zeitlang innegehabt habe, alle politischen Fragen durch die Brille preußisch-österreichischer Rivalität betrachten müsse. „Die Befürchtung, unsere Gutmütigkeit von Wien mißbraucht zu sehen," so schreibt er, „raubt mir vielleicht die Unbefangenheit in betreff größerer Fragen." Für den Werdegang seines Geistes ist der Brief vom 15. Februar 1854 bedeutungsvoll, ein Meisterstück politischer Beredsamkeit, in dem er davor warnt, die schmucke, seefeste Fregatte Preußen an das wurmstichige alte Orlogschiff Oesterreich zu koppeln. Damals aber glaubte Bismarck noch, es sei möglich, bei dem nächsten europäischen Zusammenstoße Oesterreich dadurch zur Entsagung auf Deutschland zu bestimmen, daß Preußen ihm seinen Degen auf anderen Schlachtfeldern zur Verfügung stelle. Schrittweise entwickeln sich seine Grundsätze, er sah bald schärfer in den Zusammenhang der Dinge. Für Oesterreich gab es überhaupt keinen Preis, um den es freiwillig auf den Primat in Deutschland verzichten mochte; so dachte jeder österreichische Staatsmann, und so mußte er denken. Denn eine europäische Großmacht gibt sich selbst auf, wenn sie ein so großes Ding ohne Waffengang fahren läßt. Deshalb sagte sich Bismarck in den nächsten Jahren vollständig von der Bundespolitik mit Oesterreich los. Er sah nach Allianzen wider den Nebenbuhler aus und bezeichnete sogar in der großen Denkschrift vom 18. Mai 1857 Frankreich als geeigneten Bundesgenossen zur

Bewältigung Oesterreichs. Mit den stärksten Gründen bekämpft er hier den Satz, daß sich eine legitime Monarchie nicht mit einer Macht verbinden dürfe, die aus der Revolution hervorgegangen sei. Damit war er zu dem Manne geprägt, der Europa umgestalten konnte. Er war über das Maß der damaligen preußischen Diplomatie vollständig emporgewachsen. Vor diesen Ratschlägen mußte sich Friedrich Wilhelm IV., wenn er die Berichte Bismarcks gelesen hat, entsetzt haben. Denn bis zum Schlusse verharrte er in seiner Anhänglichkeit an Oesterreich. Er empfand es tief, als er auf seiner Reise nach Wien im Jahre 1857 kein besseres Verständnis mit dieser Macht anbahnen konnte. Dann sank sein Geist in immer tiefere Umnachtung, schon im Herbst jenes Jahres mußte sein Bruder Wilhelm die Leitung der Regierung als Prinzregent übernehmen.

* * *

Ueber das durch die Schuld seiner Diplomatie isolierte Oesterreich brach 1859 ein schweres Schicksal herein. Als Napoleon III. sich mit Cavour zur Befreiung Italiens verband und Ungarns Haltung die österreichischen Staatsmänner beunruhigte, sah sich das Wiener Kabinett vergeblich nach Bundesgenossen um. Das englische Volk sympathisierte mit dem aufstrebenden Italien, und Rußland frohlockte über die Strafe, die den ungetreuen Freund heimsuchte. Aber in Wien rechnete man fest darauf, daß Preußen wie ganz Deutschland zum Kriege gegen den französischen Erbfeind mit fortgerissen werden könne. Deshalb wollte man dem Angriffe Frankreichs mit zwei Heeren zuvorkommen; nur das kleinere war zur Niederwerfung Sardiniens und zur Verteidigung Italiens bestimmt; das größere sollte am Rhein erscheinen und Paris bedrohen. Jetzt mußte Oesterreichs Hegemonie in Deutschland ihre Probe bestehen. Das Wiener Kabinett glaubte der Mehrheit des Bundestages sicher zu sein und dadurch, sowie durch die in Süddeutschland aufflammende Kriegslust sollte die Streitmacht der gesamten Nation in den Dienst der habsburgischen Monarchie gestellt werden.

In Berlin war die Stimmung geteilt. Zu frisch brannte noch die Erinnerung an Olmütz, und im Volke wie unter den leitenden Männern überwog die Meinung, Preußen solle den Augen-

blick benützen, um in Deutschland Herr zu werden. Vielleicht war Prinz Wilhelm, Regent von Preußen, damals in seinem Rate derjenige, der einem Kriegsbündnisse mit Oesterreich am meisten geneigt war; darin stand ihm nur der Ministerpräsident, Fürst von Hohenzollern, gleichgestimmt oder vorwärtsdrängend zur Seite. Aber es verletzte des Prinzen preußisches Machtbewußtsein, daß Oesterreich ihn durch eine Abstimmung am Bunde zu Frankfurt zum Kriege drängen wollte. Sich durch die Bundesmehrheit seine Politik vorschreiben zu lassen, hätte er als Abdankung der Monarchie Friedrich des Großen betrachtet. Es schwebte ihm vor, daß er jetzt um den Preis der Waffenhilfe gegen Frankreich von seiten Oesterreichs ein wichtiges Zugeständnis, in letzter Linie den dauernden Oberbefehl über die norddeutschen Bundestruppen gewinnen könne.

Doch wurde dieser Plan nicht mit Klarheit und Festigkeit verfolgt. Preußen rüstete gegen Frankreich, aber es wartete auf ein Anbot Oesterreichs, statt mit seinem Plane kühn und klar hervorzutreten. Um den Prinzregenten für den Krieg zu bestimmen, wurde Erzherzog Albrecht nach Berlin gesandt. Aber er brachte die Anerbietungen nicht, die man dort erwartete. Sein Vorschlag ging auf einen Nationalkrieg gegen Frankreich: Oesterreich wie Preußen sollten mit 250000 Mann am Rhein erscheinen, der Kaiser und der Prinzregent sollten die Heere gemeinschaftlich leiten. Kühl wurde dieser Plan in Berlin hingenommen. Man grollte, daß Oesterreich seinen italienischen Besitz mit Hilfe Preußens verteidigen wollte, ohne dem Genossen auch nur den Oberbefehl am Rhein zu überlassen; und das war doch das Wenigste, was solche Bundeshilfe wert war. Dieses Zugeständnis lag aber Oesterreich, das sich als die ältere deutsche Macht fühlte, in diesem Zeitpunkt des Krieges noch fern[1]).

An dem Tage, an welchem der Erzherzog Berlin verließ, ging, ohne daß er oder der Prinzregent früher davon benach-

[1]) Schon am 25. November 1853 schrieb Bismarck an General v. Gerlach: „Die guten Oesterreicher sind wie der Weber Zettel im ‚Sommernachtstraum'. Sie haben im Orient ihr Kreuz zu tragen, wollen in Italien die große Rolle spielen und in Deutschland auch den ‚Löwen' machen und für die europäische Politik über uns disponieren, ohne uns in der deutschen Frage auch nur ein Gott vergelt's zu sagen."

richtigt worden wäre, das Ultimatum des Wiener Kabinetts nach Turin ab. Durch diesen Schritt sah der Prinzregent seinen Rat und seine Hilfe hintangesetzt; er ließ den Dingen vorerst ihren Lauf. So plötzlich erfolgte diese Maßregel, daß selbst Graf Buol davon überrascht wurde. Der Befehl, das Ultimatum zu stellen, erging, ohne daß der Minister gefragt wurde, unmittelbar aus der Militärkanzlei des Kaisers. Graf Buol, der den frühen Zeitpunkt des Losbruches mißbilligte, reichte darob seine Entlassung ein. Doch wäre dies alles nicht entscheidend gewesen, wenn nur Oesterreichs Heer in Italien schlagkräftig genug war, um die Piemontesen auseinander zu sprengen, bevor die Franzosen zu Hilfe rückten.

Umfangreiche Berichte liegen über den italienischen Krieg vor; man erfährt aus ihnen, daß das Heerwesen Oesterreichs und Frankreichs ähnliche Lücken aufwies an Truppenzahl und Ausrüstung und ebenso in der geistigen Oberleitung. Der Zufall spielte in den Wechselfällen dieses Krieges eine auffallend große Rolle. Frankreich galt wohl nach seinem Schlusse unbestritten als erste Militärmacht Europas. Aber gerade, weil Oesterreichs Heer jedesmal im Kampfe dem Siege nahe war, weil es durch größere Umsicht in der Führung den Gegner hätte niederwerfen können, gewann diese tapfere Armee bei den Zeitgenossen neue Sympathien [1]).

---

[1]) Die Hauptwerke über den Krieg sind das vom preußischen Generalstabe herausgegebene „Der italienische Feldzug des Jahres 1859" (1. Aufl. Berlin 1862, 3. Aufl. 1870), ein Buch, das unter Moltkes Leitung entstand und sein geistiges Eigentum ist, und das offizielle Werk des österreichischen Generalstabs „Der Krieg in Italien 1859" in 3 Bänden (Wien 1872—76). Der große Wert und die Wahrheitsliebe des österreichischen Werkes sind allgemein anerkannt. Ein geistvoller Kommentar zu demselben ist in den „Strategischen Briefen" des preußischen Generals Prinzen Kraft von Hohenlohe (1. Band) gegeben. — Das französische Generalstabswerk „Campagne de l'empereur Napoléon III en Italie" (Paris 1860) steht gegen die früher genannten trotz seiner glänzenden Ausstattung mit Karten und Marschplänen zurück; ebenso das offiziöse Buch Bazancourts „La Campagne d'Italie de 1859" (Paris 1859—60). — Sehr wichtig ist dagegen das dreibändige (anonym erschienene) Werk des preußischen Majors Otto „Der Feldzug von 1859 in Italien, bearbeitet von einem preußischen Offizier" (Thorn 1863—65), etwas abstrus, doch mit reichen Details. Das Buch ist zur Verteidigung der Stoßtaktik geschrieben. — Beachtenswert ist das Büchlein „Der Feldzug von 1859, das

Die Wahl zum österreichischen Feldherrn fiel nicht auf den Feldzeugmeister Freiherrn v. Heß, der bei Aspern, Wagram und Leipzig mitgefochten und dann 1848 und 1849 dem greisen Feldmarschall Radetzky zur Seite gestanden hatte, den auch die Stimme der Armee einmütig zum Führer verlangte. Graf Gyulai ward Befehlshaber, der dem Grafen Grünne naheſtand, dem ersten Generaladjutanten des Kaisers, der maßgebend war in allen militärischen Fragen. Gleich unselig war der Einfluß der Aristokratie bei der Auswahl der Unterbefehlshaber. An der Spitze der sieben Armeekorps standen ein Liechtenstein und ein Schwarzenberg, dann die Grafen Clam-Gallas, Stadion und Schaffgotsche, und nur zwei Männer, Benedek und Zobel, die nicht den großen Geschlechtern des Landes angehörten.

Gyulai, der mit 100000 Mann den Tessin überschritt, hatte den Auftrag, die Piemontesen, die 60000 Mann stark bei Alessandria standen, aufzusuchen und zu schlagen, bevor das französische Heer zur Stelle war. Denn damals erschienen die Spitzen seiner Divisionen erst auf den noch nicht überschienten Alpenpässen und im Hafen zu Genua. Während die Piemontesen ihre Niederlage als unabwendbar ansahen und Turin vor dem nahen Feinde zitterte, zögerte Gyulai. Zu nahe schienen ihm doch die Franzosen, zu bedenklich das Unternehmen, so

---

Vorspiel zu den Ereignissen von 1866 und 1870" (anonym) von Pindter, dem späteren Redakteur der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung, der österreichischer Offizier gewesen war. — Die Bücher des Generals Wilisen „Die Feldzüge des Jahres 1859 und 1866" (Leipzig 1868) und des preußischen Majors H. Kunz „Von Montebello bis Solferino" (Berlin 1888) geben gute Uebersichten; die von Alfred Duquet „La guerre d'Italie" und vom Duc d'Almazan „Campagne de 1859" sind durch die Kritik der französischen Kriegführung bemerkenswert. — Die zuletzt erschienene Darstellung „Der Krieg im Jahre 1859. Nach offiziellen Quellen nicht offiziell bearbeitet", rührt von dem österreichischen Oberstlieutenant Bartels her, der den Krieg als Generalstabschef des 7. Korps (Zobel) mitmachte. Die bitteren und oft ungerechten Urteile Bartels' veranlaßten das Ehrengericht, ihn seines Charakters als Offizier verlustig zu erklären. — Das „Tagebuch aus dem italienischen Feldzug" (deutsch Augsburg 1890) von Hérisson ist nur für die Stimmungen in der französischen Armee von einiger Bedeutung. — Einige von den zahlreichen Broschüren über den Krieg werden später erwähnt. — Die Auffassungen Moltkes sind durch die späteren umfassenden Veröffentlichungen kaum in einem wesentlichen Punkte erschüttert worden.

dringend auch der Chef des Generalstabs, Oberst Kuhn, auf den nächsten schwachen Feind wies. Thatenlos blieb Gyulai durch Wochen in der Lomellina stehen; Frankreich gewann Zeit, die lückenhaften Rüstungen zu ergänzen und mit Uebermacht am Po zu erscheinen. Jetzt war das österreichische Heer auf die Vertheidigung angewiesen. In einer festen Stellung, noch auf feindlichem Boden, erwartete Gyulai den Angriff. Aber Napoleon III. führte sein Heer an der österreichischen Armee vorüber nach Norden; unversehens die rechte Flanke der Oesterreicher umgehend, erschien er an der Ticinobrücke bei Magenta, wodurch Mailand unmittelbar bedroht war. Sobald der Umgehungsmarsch der Franzosen im Hauptquartier Gyulais bekannt wurde, riet Kuhn, die noch auseinandergezogenen Heeresabtheilungen der Franzosen in raschen Schlägen anzugreifen. Aber Gyulai hielt alles für verloren; die Franzosen schienen ihm, da sie seinem Heere die Flanke abgewonnen hatten, strategisch genommen die Meister. Er befahl seinen Truppen den Rückmarsch über den Tessin; am liebsten wäre es ihm gewesen, bis ins Festungsviereck zurückzuweichen und hier das Heer zu bergen.

Jetzt erst wurde Heß zum Heere geschickt, doch nur um Gyulai zu beraten, so oft der Oberbefehlshaber die Ansicht des kriegserfahrenen Generals zu kennen wünschte. Im Kriegsrat zwischen ihm, Gyulai und Kuhn wurde beschlossen, den Feind hinter dem Ticino zu erwarten und ihm hier die Schlacht anzubieten. An den Brücken von Magenta entbrannte am 4. Juni der Kampf. Als am Nachmittage Heß unter den fechtenden Truppen erschien, umringten ihn die Offiziere und küßten ihm begeistert die Hände; sie hofften von ihm zum Siege geführt zu werden. Er mußte ihre stürmischen Huldigungen abwehren; nur um dem Kaiser Bericht zu erstatten, sei er auf dem Schlachtfelde erschienen.

Als nach langem Ringen der Abend die Kämpfenden trennte, hielt sich der österreichische Heerführer nicht für geschlagen. Denn an den südlichen Brücken des Schiffahrtskanals, der den Ticino begleitet, hatten — im Centrum und auf der Linken — die kaiserlichen Truppen den Angriffen der Franzosen, welche hier von Kaiser Napoleon befehligt wurden, mit hin und her wogendem Erfolge standgehalten. Im Centrum errang die fran-

zösische Garde wohl zuerst einen glänzenden Erfolg, als sie auf das Corps des Grafen Clam-Gallas stieß und dasselbe nach schwachem Widerstande abdrängte. Aber im Augenblicke der Gefahr hielt hier die Brigade des Generals Gablenz das Vordringen des Feindes durch einen glänzenden Angriff auf. Links, wo Marschall Canrobert die Franzosen befehligte, gab es ein heißes Ringen. Siebenmal unternimmt hier das oberösterreichische Regiment Hessen den Sturm auf das Dorf Ponte Nuovo, vermag jedoch trotz der heldenmütigen Anstrengung diesen Schlüssel der feindlichen Stellung nicht zu erobern. Nun führt Marschall Canrobert die Seinigen zum Rückstoße vor. Da wird dem Feinde, um ihn aufzuhalten, Kavallerie entgegengeworfen. Oberst Edelsheim stürzt sich mit den Preußenhusaren ungestüm auf die Franzosen, wirft jeden Widerstand nieder und verfolgt die Weichenden in wildem Rennen über die Gräben und Mauern der italienischen Feldkulturen bis an die Häuser des Dorfes; der Marschall war einen Augenblick selbst in Gefahr, in Gefangenschaft zu geraten. Mit wechselndem Glücke wird hier noch stundenlang, bis in die sinkende Nacht, ohne entscheidenden Vorteil für die Franzosen gestritten.

Weder Gyulai noch auch Kaiser Napoleon wußten, während sie diese Meldungen erhielten, daß unterdessen auf dem äußersten Norden des Schlachtfeldes, zur Rechten der Oesterreicher, die Entscheidung gefallen war. Während Kaiser Napoleon die Oesterreicher an der südlichen Tessinbrücke nicht überwinden konnte, erschien Mac Mahon auf dem Schauplatze und drang über die nördliche Brücke gegen den rechten Flügel der Oesterreicher. Ihm gegenüber befehligte Graf Clam-Gallas. Dessen ungarische Regimenter hatten schon am Vormittag matt gekämpft; sie erwiesen sich jetzt, zumal bei der unzureichenden Führung ihres Generals, dem Angriffe des Corps des französischen Marschalls nicht gewachsen; Magenta fällt in Mac Mahons Hand, der sich damit ohne allzu große Mühe den Herzogstitel erwirbt.

Als der Donner der Geschütze schwieg, waren die Oesterreicher auf zwei Dritteln des Schlachtfeldes unbesiegt. Des Nachts kam demnach Gyulai mit Kuhn überein, die Schlacht am nächsten Morgen wieder aufzunehmen, zumal da er noch über zwei erst zum Kampfe herbeieilende Corps verfügte. Da kam

die unwillkommene Meldung des Grafen Clam-Gallas, daß die Reihen seines Corps und der an ihrer Seite kämpfenden Heeresteile aufgelöst seien; er habe nicht mehr stand halten können und seine Truppen deshalb noch während der Nacht einige Stunden hinter die frühere Linie zurückgeführt. Nun schien die Wiederaufnahme des Kampfes unmöglich. Im Hauptquartiere wurde der Rückzug und die Räumung Mailands beschlossen [1]). Ungebeugten Mutes zog sich das Heer, dessen größter Teil die ehrenvollste Feuertaufe empfangen hatte, in langsamen Märschen ins Festungsviereck zurück.

Napoleon, der am Abend noch nichts von der durch Mac Mahon gebrachten Entscheidung wußte, warf sich ermüdet und beunruhigt auf sein Feldbett; er ließ nach Paris eine unsichere Meldung telegraphieren, die am nächsten Morgen im Moniteur zu lesen war: die französische Armee „organisiere sich" zu neuen Kämpfen. Da meldete ihm ein Adjutant Mac Mahons die Einnahme Magentas. Der Sieg der Franzosen war aber so unvollständig, daß sie nicht an Verfolgung denken konnten. Unbehelligt zogen die Oesterreicher ab und Napoleon hielt erst am 8. Juni seinen feierlichen Einzug in das nahe Mailand. Man kann sich daraus leicht seinen Ausspruch erklären: der Krieg sei ihm als eine ganz verhaßte Sache erschienen, der Zufall spiele in ihm eine zu große Rolle.

Im Festungsviereck sammelten sich die Oesterreicher zu

[1]) Kuhn war der Meinung, das österreichische Heer sei trotz des Mißerfolges von Magenta südlich vom Schlachtfelde, bei Pavia, über den Po vorwärts zu führen; die Franzosen, in der Flanke bedroht, konnten dann nicht auf Mailand losrücken. Noch am 8. Juni riet er zur Offensive vom Süden her in dem Dreieck Pavia-Lodi. Er gewann Gyulai für diesen Plan, aber Heß erklärte ihn für allzu kühn. — Generalmajor Ramming, der eine Brigade kommandierte, schrieb am Vormittag nach der Schlacht an Kuhn einen Brief, in dem er mit Hinweis auf die von ihm beobachteten Rückwärtsbewegungen des Feindes die Wiederaufnahme der Schlacht empfahl. Volle Bewunderung verdient das Verhalten des Regiments Hessen, das am Vormittag nach der Schlacht noch einen Angriff auf Ponte Nuovo unternahm, das es am Tage vorher nicht hatte erobern können. Die tapferen Truppen ließen erst auf ausdrücklichen Befehl von ihrem Vorhaben ab und traten unwillig den Rückzug an. — Die Beweise, daß die Schlacht von Magenta nur verloren war, weil sich Gyulai verloren gab, lassen sich noch häufen. Vgl. besonders den interessanten Brief Kuhns im Anhange zum II. Bande.

neuen Kämpfen. Zwei Armeen unter dem Grafen Schlick und dem Grafen Wimpffen wurden gebildet; Kaiser Franz Joseph übernahm selbst den Oberbefehl, ihm zur Seite standen die Generale Heß und Ramming. Große Truppenmassen wurden nach Italien gezogen; auf seiten Frankreichs wie Oesterreichs kämpften nun zwei Dritteile ihrer Streitmacht. Heß, jetzt Generalquartiermeister (Chef des Generalstabes) riet dem Kaiser, sich vorerst im Viereck verteidigend zu verhalten und später erst, wenn die Armee ausgeruht sei, vorzubrechen. Ramming, sein Stellvertreter, widersprach und drang auf baldigen Angriff. Der Kaiser konnte sich leider nicht entschließen, sich dem einen oder dem anderen Rate, von denen jeder mit Geist und guten Gründen vorgetragen ward, völlig anzuvertrauen; und so wurden große Heeresteile zweimal über den Mincio vorgeführt und eben so oft, wenn der Einfluß Heß' überwog, zurückgezogen. Endlich einigte man sich auf den Angriff; am Chiese sollte die entscheidende Schlacht geschlagen werden. Auf dem Vormarsche dahin, etwa auf der Hälfte des Weges, bei Solferino, trafen sich am 24. Juni die beiden Heere, keines der Entscheidungsschlacht gewärtig, die sie erst am Tage nachher erwarteten. Doch hatte Heß für jeden Fall so gute Anstalten getroffen, daß die Oesterreicher eine vortreffliche Stellung innehatten [1]).

Ungefähr 160000 Mann standen bei Solferino auf jeder Seite, die Truppenzahl, die thatsächlich ins Gefecht kam, wird von beiden Seiten verschieden berechnet; die Franzosen hatten durch ihren frühen Aufbruch aufs Schlachtfeld auch den Vorteil rechtzeitigen massenhaften Erscheinens. Die Schlachtlinien dehnten sich nahe vom Gardasee durch das Bergland bis tief in die lombardische Ebene aus; so standen zwei Drittel der Heere noch in dem Hügellande zwischen dem See und der Tiefebene; ihre südlichen Flügel trafen sich auf den Gefilden des Flachlands. Im Centrum sprang auf der österreichischen Seite aus dem Höhenzuge eine steile Spitze in die Ebene vor; sie war mit einem

[1]) Das günstige Urteil des preußischen Generalstabswerkes, also Moltkes, über Heß lautet: „Der österreichische Generalstab hatte alles geleistet, was von ihm gefordert werden konnte. Die Marschdisposition des Feldzeugmeisters Baron Heß stellte die Truppen in zweckmäßigster Weise zur Verfügung, ihre Verwendung in der Schlacht war nun Sache des Feldherrn."

Turme, der Spia d'Italia, gekrönt. Diese prächtige Stellung mit dem Dorfe Solferino bildete den Stützpunkt des Centrums der Oesterreicher. Hier befehligte Graf Stadion, welcher den Auftrag hatte, dem überlegenen Angriffe des starken französischen Centrums standzuhalten. Weiter im Norden, gegen den Gardasee, stand Benedek mit dem rechten Flügel den Piemontesen gegenüber. Der linke Flügel der Oesterreicher, der Zahl nach der stärkste, wurde von dem Grafen Wimpffen befehligt, und es kam wesentlich darauf an, ob dieser seine ziffermäßige Ueberlegenheit durch Niederwerfung des feindlichen rechten Flügels zur Geltung bringen, damit das Centrum entlasten und die Schlacht entscheiden werde.

Früh morgens trafen sich die Spitzen der Heere auf dem Marsche; die vordersten Abteilungen wurden handgemein, dann größere Massen entwickelt. Als Kaiser Franz Joseph mit seinem Gefolge nach halb neun Uhr einen Hügel hinter Solferino erreichte, wogte der Kampf bereits auf einer anderthalb Meilen langen Linie. Graf Schlick, der Befehlshaber der angegriffenen Armee, war merkwürdigerweise noch nicht sichtbar; sein Generalstabschef, General Scudier, gab die notwendigen Aufklärungen. Schlick, tapfer vor dem Feinde, fühlte sich durch Grünnes herrisches Wesen verletzt und waltete seines Amtes nicht so thatenlustig wie im ungarischen Revolutionskriege. Eine Diskussion entspann sich über die Führung des Kampfes. Heß, bedächtig wie immer, hielt mit seiner Meinung etwas zurück; Ramming dagegen, der über militärische Dinge fesselnd zu sprechen wußte — seine Gegner nannten ihn den Salonstrategen — entwickelte lebhaft und beredt seine Anschauungen [1]). Als der Ueberblick gewonnen war, faßten die Heerführer den Schlachtgedanken, die Entscheidung auf den Flügeln, zumal durch Wimpffens Armee, zu suchen. Stadion sollte sich in seiner trefflichen Stellung verteidigend verhalten; Wimpffen und Benedek dagegen hatten zur Offensive überzugehen, die feindlichen Flügel zu umfassen; insbesondere Wimpffen sollte mit seinen überlegenen Streitkräften die Corps Mac Mahons und Niels auseinandersprengen; von ihm mußte die Entscheidung kommen. Er hatte den Vorteil, auf der Haide von Medole zu kämpfen, die im Frieden der Manövrierplatz der Oesterreicher

[1]) Nach Mitteilungen eines Augenzeugen.

war. Hier konnte er zudem die überlegene österreichische Reiterei zur Entwicklung bringen.

Aber nur Benedek und Stadion thaten, wie ihnen befohlen. Der erstere erfocht den schönsten Erfolg seines wechselvollen Soldatenlebens, der die Bürgschaft schien für größere Thaten. Auch Stadions Regimenter boten unter der Führung ihres kaltblütigen Generals den Stürmen des Feindes, dem Feuer seiner gezogenen Kanonen, welche damals den Franzosen eine große Ueberlegenheit gaben, ohne Wanken die Stirn. Diesen Widerstand zu brechen, mußte Kaiser Napoleon seine Reserve, die Garde, aufbieten. Für die Franzosen bestand die Aufgabe darin, das schwächere österreichische Centrum zu zerschmettern. Die Krisis der Schlacht war gekommen; als die Garde vorbrach, galt es auf beiden Seiten die höchste Kraftanstrengung.

Nun lag es an Wimpffen, durch einen wirkungsvollen Vorstoß gegen den französischen rechten Flügel die Schwäche des Feindes zu treffen und damit dem schwerbedrängten österreichischen Centrum Luft zu machen. Aber Wimpffen gehörte zu den unglückseligen österreichischen Generälen, denen Suwaroff die unausrottbare Gewohnheit des Geschlagenwerdens zuschreibt. In der Armee nannte man ihn, seiner Unbeholfenheit wegen und da er zu Pferde eine schlechte Figur machte, den „Armenvater". In Einzelkämpfen verbrauchte er seine von Mensdorff geführte Reiterei, sowie sein gegen Mittag vollzählig auf dem Schlachtfelde angelangtes Fußvolk. Dringend wurden die Mahnungen des Kaisers, alle Kraft zusammenzufassen und die Aufmerksamkeit des Feindes vom Centrum abzulenken; gegen Mittag kam der ausdrückliche Befehl an Wimpffen, das bei Solferino kämpfende Centrum endlich durch einen Machtstoß wider des Feindes rechten Flügel zu entlasten. Noch hatte Wimpffen mit seinen mehr als 60000 Mann nichts Entscheidendes unternommen. Wer beschreibt also das Erstaunen und die Enttäuschung des Kaisers, als um zwei Uhr bei ihm die Meldung Wimpffens eintraf, er habe zweimal die Offensive zu ergreifen versucht und müsse, da kein Erfolg zu verzeichnen wäre, den Rückzug antreten[1]).

[1]) Die maßgebenden österreichischen Generäle fühlten nach dem Kriege das Bedürfnis, ihr Verhalten zu rechtfertigen. Gyulai veranlaßte eine ausführliche Darstellung des Krieges, welche zwar nicht gedruckt wurde, aber bei

So brach um dieſe Stunde die Kataſtrophe über das öſterreichiſche Centrum herein; das Corps Stadion war von der Junihitze tief ermattet, die meiſten Regimenter hatten, da ſie bereits fünf Stunden im Feuer ſtanden, ihre ganze Munition verbraucht. Graf Clam-Gallas erhielt deshalb gegen Mittag den Befehl, das kämpfende Corps zum Teile durch das ſeinige abzulöſen. Das war der Zeitpunkt, in dem Napoleon, wie oben erzählt iſt, ſeine Garde zum Sturme gegen die Höhe der Spia d'Italia befehligte. Die ungariſchen Regimenter des Corps Clam-Gallas ſchlugen ſich hier bei Solferino nicht beſſer als bei Magenta. Sie räumten beim erſten Angriff die von Stadion ſo lange verteidigte Stellung. Unaufhaltſam durchbrach die Garde, der ſich jetzt auch der von Wimpffen nicht mehr feſtgehaltene Mac Mahon anſchloß, die Mitte der öſterreichiſchen Schlachtſtellung. Unter dieſen Umſtänden ſah ſich Kaiſer Franz Joſeph veranlaßt, der ganzen Armee den Befehl zum Rückzuge zu erteilen; denn er ſah ſein Centrum weichen und erhielt von Wimpffen ungünſtige Nachricht. Merkwürdigerweiſe hatte ſich dieſer letztere unterdes eines Beſſern beſonnen und erneuerte am Nachmittag den von ihm mittags für unmöglich erklärten Angriff allzuſpät und jetzt

der Abfaſſung des öſterreichiſchen Generalſtabswerkes bereits vorlag. Eine wichtige Quellenſchrift iſt die von Ramming verfaßte und anonym als Manuſkript herausgegebene Arbeit „Beitrag zur Darſtellung der Schlacht von Solferino" (Wien 1861), welche das Zögern des Feldzeugmeiſters Heß, vor der Schlacht bei Solferino die Offenſive zu ergreifen, einer eingehenden Kritik unterzieht. Scharfer Tadel iſt darin gegen Wimpffen ausgeſprochen. Darüber entſpann ſich eine lebhafte Polemik, da Wimpffens Verhalten verteidigt wurde in den „Betrachtungen über den Beitrag zur Darſtellung der Schlacht von Solferino" (Leipzig, F. Volckmar 1864). Rammings Anſicht iſt ferner vertreten in der „Militärzeitung" 1865, Separatabdruck: „Ueber die ganze Polemik über die Schlacht von Solferino" (Wien 1865); der Verteidiger Wimpffens ergriff noch zweimal die Feder: „Erwiderung auf die Kritik über die Schlacht von Solferino" (Leipzig 1865) und „Streiflichter auf die Polemik über die Schlacht von Solferino" (Leipzig 1866). Wimpffen ließ ſich damit rechtfertigen, daß er Gegenvorwürfe gegen die Oberleitung der Armee erheben ließ: nur durch eine Maſſierung bei Solferino und durch den Durchbruch des franzöſiſchen Centrums hätte der Sieg erfochten werden können. Seine Stellung ſei gegenüber der von Solferino ſo weit zurückgeſchoben geweſen, daß auch ein wirkungsvoller Angriff von ſeiner Seite Stadion nicht entlaſtet hätte. Damit iſt aber die Nichtbefolgung des kaiſerlichen Befehles nicht entſchuldigt.

vollends wirkungslos. Im Centrum hielten die aufgebotenen Reserven der Oesterreicher, die zur Entscheidung leider zu spät angekommen waren, die Verfolgung durch das Corps Mac Mahons auf. Auf verschiedenen Punkten des Schlachtfeldes hatten einzelne tapfere Befehlshaber Erfolge errungen, aber die Schlacht war verloren durch den Mangel an Zusammenwirken der einzelnen Teile. Als das geschlagene Heer über den Mincio ins Festungsviereck zurückflutete, war das Schicksal Italiens entschieden [1]).

* * *

Um die große Stellung zu begreifen, welche Benedek nach der Schlacht bei Solferino im österreichischen Heere einnahm, ist ein Blick auf seine mannhafte Führung des rechten Flügels notwendig, von dem oben nur flüchtig die Rede war. An diesem Tage wurden die Hoffnungen geweckt, die ihn 1866 an die Spitze des Heeres stellten. Ihm gegenüber standen die Piemontesen, deren vorderste Division, Mollard, seine Marschkolonne angriff. Sie wird geschlagen, Benedek eilt ihr nach und vertreibt sie von

[1]) Die in der obigen Darstellung gegebene Charakteristik des Corps Clam-Gallas wurde von einer Seite mit dem Hinweise auf das österreichische Generalstabswerk bestritten. Ganz mit Unrecht. Das offizielle Werk berichtet vorerst genau, wie 17 Bataillone des Corps, das deren 21 zählte, bis nach 12 Uhr allmählich auf dem Schlachtfelde anlangten, auf die Höhen von Solferino geführt und dort verteilt wurden (II. S. 301, 302, 308). Es erzählt dann wohl mit vieler Anerkennung von dem Verhalten von 5 dieser Bataillone, sagt aber hierauf kurz, daß das 1. Armeecorps schon um 1½ Uhr mit geringen Ausnahmen „nach und nach aus dem verlustreichen Kampfe abzog" (S. 307). Entscheidend aber ist, daß die außerordentlich feste Stellung damals nicht etwa von den Franzosen erstürmt war, sondern daß Graf Stadion in ihrer Verteidigung im Stiche gelassen wurde; denn er hielt mit 25 Compagnien seines Corps und geringfügigen bei ihm verbliebenen Abteilungen des bereits abgezogenen Corps noch immer das Schloß, den Friedhof und den Cypressenhügel von Solferino, also die Stützpunkte des österreichischen Centrums (S. 307). Es ist begreiflich, daß diese hingebungsvoll ausharrende und fechtende Schaar — seine Truppen standen schon seit 8 Uhr im Feuer — sich gegen die französische Garde nicht halten konnte, sondern die Höhen räumen mußte. — Das ist für jeden, der lesen kann und verstehen will, ganz deutlich. Die Belehrung über Patriotismus läßt den Verfasser ganz kalt, denn er schöpft aus ihm nicht den Antrieb, die geschichtliche Wahrheit, wie sie aus den Quellen und zumal auch aus der amtlichen österreichischen Darstellung hervorgeht, zu fälschen.

der Hochebene von San Martino, die er zu seinem Stützpunkte wählt und die der Schauplatz seines Sieges wird. Größere Heerhaufen des Feindes sind unterdessen angekommen; die Division Cucchiari, vereint mit den Abteilungen Mollards, versucht tapfern Mutes, die Hochebene wiederzugewinnen. Aber ihrem Angriffe durch einen Vorstoß begegnend, warfen die Oesterreicher die Piemontesen gegen Mittag aus den untern Gehöften des Plateaus mit blutigen Köpfen hinaus. Den Compagnien des Regiments Sachsen, welchen die Munition ausging, rief Benedek die Worte zu: „So geht's ihnen halt mit den Kolben an den Leib!" Als sie dann, vereint mit den Kaiserjägern, die befohlene Arbeit verrichtet hatten, da erregte der General hellen Jubel, als er, unter sie tretend, sie mit den Worten belobte: „Ihr seid Bursche zum Küssen!"

Mittag war's, und da es im Centrum schlimm um die Oesterreicher stand, konnte der Sieg auf der Rechten nicht ausgenützt werden. Um dreieinhalb Uhr erhielt dann Benedek von dem Kaiser den damals notwendig gewordenen Befehl, sich hinter den Mincio zurückzuziehen. Aber gerade jetzt sah Benedek die Piemontesen, alle ihre Kräfte sammelnd, zu neuem Angriffe heranrücken. Deshalb sandte er dem Kaiser die Meldung: „Die Waffenehre verbietet mir, mich in diesem Augenblicke zurückzuziehen". Er hatte übrigens einen sehr ernsten Grund, noch standzuhalten; denn seine Rückzugslinie führte durch Pozzolengo, und eben jetzt war dieses Dorf und die Straße durch das aus dem Centrum zurückgehende Corps Stadion für andere Truppen ungangbar. So erwartete er jetzt den Angriff der Piemontesen, welchen König Viktor Emanuel den Sieg der Franzosen mitgeteilt hatte mit dem Zusatze, daß „der König auch bei San Martino einen Sieg wolle". Eben als die Piemontesen, 27 000 Mann stark, die 18 000 Oesterreicher angriffen, erhob sich ein furchtbarer Gewittersturm, der die Erde unter Donnerschlägen erzittern machte; Staubmassen erfüllten die Luft, Bäume wurden entwurzelt, Fuhrwerke wie weggeblasen, und über den Gardasee fegte ein Hagelwetter herüber, das den Oesterreichern die Eisstücke gerade ins Gesicht schleuderte und sie blendete. Die Piemontesen wurden durch das Wetter förmlich vorwärts getrieben; die Oesterreicher konnten erst auf 40 bis 50 Schritte den Feind gewahren. Die

erste Linie der Oesterreicher wich; aber bis zu den Kanonen vordringend, traf der Feind auf standfeste Abteilungen. Diese gingen auf Benedeks Kommando sofort mit dem Bajonett zum Angriff vor und durchbrachen unter tausendstimmigem Hurrah die Reihen der Italiener, welche zwischen sechs und sieben Uhr abends abermals von der Hochebene hinabgeworfen wurden.

Jetzt mußte Benedek an den Rückzug denken, der unterdessen frei geworden war; zum Glück für ihn drängte der Feind dem Corps Stadion bei Pozzolengo nicht stärker nach, sonst wäre ihm die Kühnheit, als letzter auf dem Schlachtfelde standzuhalten, teuer zu stehen gekommen. Nach sieben Uhr gab er der Brigade Lippert, welche seit dem Morgen im Feuer gestanden war, den Befehl, abzuziehen. Ihr folgten langsam die andern Brigaden. Die Piemontesen hatten sich unterdessen wieder gesammelt; es gereicht ihnen zur Ehre, daß sie nach den abgewiesenen Stürmen zähe genug waren, den Abmarsch des siegreichen Feindes stören zu wollen. Für den Abziehenden ist es schwierig, unter solchen Umständen das Gefecht abzubrechen; der nachdrängende Feind muß um jeden Preis abgehalten werden. Bataillone des ungarischen Regiments Miguel hatten die Aufgabe, den Rückzug zu decken. Benedek stand bei ihnen in der Nachhut. Er wußte, wie er sie zu behandeln habe; mit dem Rufe in ihrer Muttersprache: „Mir nach, tapfere Magyaren, kein Ungar verläßt seinen General!" stellte er sich an ihre Spitze, führte sie zum letzten Stoße auf den Feind und warf, während sich schon die Schatten des späten Sommerabends herabsenkten, um neun Uhr durch diesen entschlossenen Angriff die Piemontesen abermals die Höhe hinab, so daß sie dem Abzuge des Corps kein Hindernis mehr entgegensetzen konnten. Benedek führte alle seine Verwundeten sowie die Gefangenen mit sich fort; erst als er schon Pozzolengo erreicht hatte, konnten die Piemontesen, wie sie später prahlerisch verkündigten, die Höhe von San Martino erobern, — was denn unter betäubendem Siegesjubel und unter Nachsendung unschädlicher Kanonenschüsse geschah.

Neben Benedek war es wieder Edelsheim, der die Ehre der österreichischen Waffen glänzend wahrte. Denn er faßte in der Früh den Entschluß, mit vier Eskadronen Husaren zwischen dem Centrum und dem rechten Flügel der Franzosen hindurch-

zureiten, und führte ihn glänzend durch. Er ließ seinen Divisionär, den Grafen Mensdorff, auffordern, ihm zu folgen; er selbst drang mit seinen Reitern in die Lücke der französischen Schlachtordnung ein, trieb jedesmal, wenn er auf feindliche Tirailleure stieß, diese zu ihren Bataillonen zurück, warf sich auf verschiedene feindliche Reiterabteilungen, jagte sie in die Flucht und gelangte so bis zu den Verbandplätzen im Rücken der feindlichen Armee. Da aber Mensdorff seine Kühnheit nicht teilte und zurückblieb, mußte Edelsheim, als er schließlich auf größere Massen stieß, umkehren und führte die Seinigen in vollster Ordnung wieder zurück. Edelsheims Mut war ebenso groß als die Kaltblütigkeit, mit der er sich der verderblichen Nähe großer feindlicher Infanteriekörper rechtzeitig entzog. Um so höher schlug man diese Leistung an, als die Reiterei, wenn auch ohne Schuld der Truppen, in der Schlacht sonst nichts leistete [1]). Schmachvoll war das Verhalten des Barons Lauingen an der Spitze der Reservekavallerie der Armee Schlicks. Graf Zedwitz, der sie führte, übergab das Kommando für kurze Zeit an Lauingen, um vorzureiten und die Sachlage zu überblicken. Lauingen, von plötzlicher Furcht ergriffen, gab den Befehl, Kehrt zu machen, und ritt in höchster Eile mit der ganzen Kavallerie vom Schlachtfelde fort. Der Elende wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurteilt, vom Kaiser jedoch begnadigt.

* * *

Während der Bedrängnis Oesterreichs schwankte der Hof von Berlin unentschlossen zwischen dem Wunsche, dem Vordringen Napoleons, welches das Gleichgewicht Europas bedrohte, Halt zu gebieten, und zwischen der Abneigung, dem Nebenbuhler mit den Waffen Hilfe zu leisten. Der Prinzregent verlor sein Ziel nicht aus den Augen, die militärische Oberhoheit seines Staates in Deutschland zu begründen, aber noch fehlte ihm der Ratgeber, der kraftvoll und rücksichtslos die unwillkommenen Mittel zum erwünschten Zwecke ergriff. Zwar saßen auch im Rate des Prinzregenten Politiker, welche den Staatsvorteil höher stellten als die von Oesterreich angerufenen Bundespflichten;

[1]) Mensdorff ließ sein Verhalten in einem Aufsatze in der Streffleurschen Oesterr. Militärzeitschrift 1861, Bd. 3 S. 113, rechtfertigen.

sie drangen darauf, die Verlegenheit des Nachbars zu einer kühn ausgreifenden Politik zu benützen. So rieten hervorragende Männer der liberalen Partei; so dachte auch Lassalle; so eine Reihe von Diplomaten wie Usedom, Bismarcks Nachfolger in Frankfurt, und Pourtalès, Preußens Vertreter in Paris. Schon damals hätte auch Bismarck am liebsten einer solchen Politik Geist und Kraft zur Verfügung gestellt. Vor Ausbruch des Krieges hatte man ihn von Frankfurt abberufen und als Botschafter nach Petersburg gesendet, um ihn, wie er später spottend bemerkte, kalt zu stellen. Denn da die öffentliche Meinung, zumal Süddeutschlands, warm für Oesterreich erregt war, wollte Preußen seine Politik am Bunde nicht durch einen Gegner Oesterreichs vertreten lassen. Von Petersburg aus riet er dringend von jeder militärischen Rüstung ab, weil damit Oesterreichs strategische Position verbessert, Frankreich dagegen bedroht würde. Wäre er schon damals Minister gewesen, so hätte er versucht, durch Einschüchterung Oesterreichs und gleichzeitig durch die lockendsten Angebote der Waffenhilfe eine neue Ordnung in Deutschland zu begründen. Denn schon damals hatte er sich für die Formel entschlossen: zuerst Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland, sodann fester Bund zwischen beiden Reichen. In dieser Stimmung schrieb er am 12. Mai an den noch immer unentschlossenen Minister des Aeußern, Freiherrn von Schleinitz, die späterhin oft angeführten Worte: „Ich sehe in unserem Bundesverhältnis ein Gebrechen Preußens, welches wir früher oder später ferro et igni werden heilen müssen, wenn wir nicht beizeiten in günstigerer Jahreszeit eine Kur dagegen vornehmen." Und wann hätte der politische Kalender solchen Entwürfen günstiger sein können als in dem Sommer, der Oesterreich die Niederlagen bei Magenta und Solferino brachte?

Der Prinzregent war vollkommen mit den Zielen Bismarcks einverstanden, aber nicht mit den von ihm ersonnenen Mitteln. Es widerstrebte ihm, die deutschen Habsburger in den italienischen Kämpfen ohne Hilfe zu lassen. Es schwebte ihm vor, Preußens Stellung in Deutschland durch bundesfreundlichen Austrag mit Oesterreich, nicht durch Drohungen gegen dieses Reich zu verbessern. Einen Augenblick lang schien eine Verständigung zwischen den beiden Mächten möglich. Als Oesterreichs Not in Italien stieg

und Gyulai sich zur Verteidigung der Lombardei zu schwach erklärte, gestand Oesterreich dem General Willisen, dem Abgesandten Preußens, im Mai die preußische Bundesfeldherrnschaft am Rheine zu, wenn der Prinzregent Oesterreichs italienischen Besitzstand verbürge. Jetzt aber richteten sich die Wünsche des Berliner Kabinetts schon auf ein höheres Ziel, und trotz des dringenden Rates des Ministerpräsidenten, Fürsten von Hohenzollern, konnte sich der Prinzregent nicht zum Abschlusse auf dieser Grundlage entscheiden. Die Unentschlossenheit sei der Fluch Preußens, klagte der Fürst, der ganz Deutschland wider Frankreich geeinigt sehen wollte. Nach Magenta und Solferino schien es endlich dem Berliner Kabinette unmöglich, der volkstümlichen Strömung zu widerstehen, welche sich auf die Seite des bedrängten Bundesgenossen stellte. Fürst Windischgrätz erschien im Auftrage des Kaisers Franz Joseph in Berlin, um den deutschen Bundeskrieg gegen Frankreich zu betreiben. Er fand den Prinzregenten voll persönlichen Anteils für das widrige Geschick des Kaisers Franz Joseph; aber der Habsburger war zu stolz, um selbst im Ungemach die Halbscheid seiner Machtstellung in Deutschland, etwa die Teilung des Vorsitzes im Bunde, als Preis für die Waffenhilfe anzubieten; der Hohenzoller wieder hielt es für unziemlich, die Not des Bundesgenossen durch harte Forderungen zu erhöhen. Endlich erklärte am 25. Juni der Gesandte Preußens zu Frankfurt, daß das Berliner Kabinett beschlossen habe, sechs Armeecorps zu mobilisieren, welche später am Unterrhein zusammengezogen werden sollten. Nach dem Kriege versicherte der Prinzregent den Königen von Bayern und Sachsen mit voller Bestimmtheit, daß er bei weiteren Fortschritten der französischen Waffen den Krieg an Frankreich erklärt hätte. Es war sein Gedanke, dem preußischen Staate, dem Beschützer Deutschlands gegen die französische Uebermacht, müsse dadurch von selbst die Führung der deutschen Politik zufallen.

Diese Wendung erfüllte Herrn von Bismarck mit tiefem Unmut. Er war überzeugt, daß Preußen aus diesen Rüstungen gegen Frankreich so wenig Vorteil ziehen werde, wie Rußland aus der Niederwerfung des ungarischen Aufstandes von 1849. „Wir werden dann," so schreibt er am 1. Juli, „nicht einmal Oesterreichs Reserve, sondern wir opfern uns geradeswegs für

Oesterreich, wir nehmen ihm den Krieg ab. Mit dem ersten Schuß am Rhein wird der deutsche Krieg die Hauptsache, weil er Paris bedroht, Oesterreich bekommt Luft, und wird es seine Freiheit benutzen, um uns zu einer glänzenden Rolle zu verhelfen? ... Und wenn es uns schlecht geht, so werden die Bundesstaaten von uns abfallen wie welke Pflaumen im Winde, und jeder, dessen Residenz französische Einquartierung bekommt, wird sich landesväterlich auf das Floß eines neuen Rheinbundes retten [1])."

Oesterreich war es selbst, das seinen damaligen Gegner von dieser Sorge befreite. Unvermutet schnell schloß es unter Preisgebung der Lombardei den Waffenstillstand von Villafranca. Die Kunde kam dem Prinzregenten und dem Fürsten Windischgrätz, der mit ihm unterhandelte, gleich unerwartet. Selbst in ernsten Geschichtsbüchern wird der Vorgang unbegreiflich genannt oder durch anekdotenhafte Züge aus der Umgebung des Kaisers von Oesterreich erklärt. Es scheint also, daß das treffliche Werk über den Krieg in Italien, welches vom österreichischen Generalstabe veröffentlicht wurde, zu wenig bekannt ist. Offenherzig ist darin die damalige Lage des österreichischen Heeres sowie die mangelhafte Kriegsverfassung geschildert. Man hatte sich genötigt gesehen, das unzuverlässige Corps des Grafen Clam-Gallas, das zumeist aus Ungarn bestand, in das Innere Oesterreichs zurückzuschicken, außerdem mußte eine Division des zweiten Corps, dessen kroatische Grenztruppen sich als kriegsuntüchtig erwiesen, aufgelöst werden. Vergeblich hatten dem

[1]) Dieser Groll über die Politik seines Staates ringt dem stolzen preußischen Patrioten in dem Briefe an seine Gemahlin vom 2. Juli merkwürdige Aeußerungen des Weltschmerzes ab, Sätze zugleich von großer schriftstellerischer Kraft: „Wie Gott will! Es ist hier alles doch nur eine Zeitfrage, Völker und Menschen, Thorheit und Weisheit, Krieg und Frieden, sie kommen und gehen wie Wasserwogen, und das Meer bleibt. Es ist ja nichts auf dieser Erde als Heuchelei und Gaukelspiel, und ob nun das Fieber oder die Kartätsche diese Maske von Fleisch abreißt, fallen muß sie doch über kurz oder lang, und dann wird zwischen einem Preußen und einem Oesterreicher, wenn sie gleich groß sind, doch eine Aehnlichkeit eintreten, die das Unterscheiden schwierig macht; auch die Dummen und die Klugen sehen, reinlich skelettiert, ziemlich einer wie der andere aus; den spezifischen Patriotismus wird man allerdings mit dieser Betrachtung los, aber es wäre auch jetzt zum Verzweifeln, wenn wir auf den mit unserer Seligkeit angewiesen wären."

gegenüber die Nordslaven wie die Rumänen voll ihre Schuldigkeit gethan, die Deutschen den alten Ruhm der kaiserlichen Waffen durch neue tapfere Thaten erhöht. Schlimm stand es mit der notwendigen Ergänzung des Heeres. Neun von den zwölf Armeecorps des Staates kämpften bereits in Italien; ein weiteres war unentbehrlich für die Niederhaltung Ungarns; als die Gefahr wuchs und man die notgedrungene Ausmusterung der ungarischen und kroatischen Truppen vornahm, mußten die letzten zwei verfügbaren Corps des Reiches nach dem südlichen Kriegsschauplatze aufbrechen. Die peinlichste Verlegenheit erwuchs, weil Oesterreich nicht ein zweites Heer besaß, welches gemäß seinen früheren Anerbietungen am Rheine erscheinen sollte. Es wäre selbst schwer gewesen, die nach Bundesrecht am Rhein aufzustellenden drei Corps (80 000 Mann) zur rechten Zeit aufzubringen. Erzherzog Albrecht, der zum Führer des österreichischen Heeres im Westen bestimmt war, hätte es nicht übernehmen mögen, jene Truppen zu befehligen, welche sich bei dem Kampfe um Italien unzureichend erwiesen und nun im Innern Oesterreichs lagerten. Wohl war die Aufstellung zweier neuer Corps (des 13. und 14.) angeordnet worden, aber für diese waren nur ungeschulte Rekruten vorhanden, es fehlte an Offizieren und an Ausrüstung. In den Friedensjahren waren die eingeübten Soldaten überlang bei den Fahnen gehalten worden; die übrigen Ausgehobenen hatte man aus Bequemlichkeit nicht militärisch ausgebildet, sondern wieder nach Hause geschickt; als sie nun einberufen wurden, waren sie unfähig, eine Flinte zu laden. In den Heereslisten waren 375000 Mann Fußvolk verzeichnet, davon waren 255000 Rekruten. Fast die Hälfte des gesamten Heeres bestand nach Einberufung der Urlauber aus ungeschulten Truppen; es war eben während des Friedens angenehmer gewesen, mit den länger dienenden Soldaten die Parade zu beziehen als die Rekruten mühsam abzurichten. Große Unterschleife hatten die Verpflegung des italienischen Heeres verschlechtert; die mangelhafte, oft verderbte Kriegsverwaltung zeigte ihre Fehler: trotz des übermäßig angewachsenen Kriegsbudgets waren die Zeughäuser leer, die notwendigsten Festungsarbeiten im Mincioviereck unvollendet. Widrig war es schon, daß Preußen zur Rettung des italienischen Besitzes zu Hilfe gerufen werden mußte,

widriger noch das Eingeständnis der Ohnmacht zur Entsendung einer Rheinarmee. Der vielgeschmähte alte österreichische Hofkriegsrat hatte es stets zu Wege gebracht, ein Heer am Rheine und ein Heer in Italien, oft noch ein drittes gegen die Osmanen aufzubringen; dem Staate des Absolutismus, der Militärdiktatur und des Konkordats war eine ähnliche Leistung unmöglich. Das alte Ehrenvorrecht des Hauses Oesterreich, Deutschland am Rhein zu verteidigen, war die eigentliche Grundlage seines Primats über die deutschen Stämme. Jetzt konnte es nicht geübt werden.

Wie aber Napoleon III. Preußen und Deutschland sich waffnen sah, hielt er es für angezeigt, sich mit den errungenen Trophäen zu begnügen. Er lud Kaiser Franz Joseph zu einer Zusammenkunft nach Villafranca; der schwergeprüfte Herrscher ging auf einen Frieden ein, durch welchen die Lombardei abgetreten wurde, Venetien der Monarchie verblieb. Napoleon scheute sich nicht, auf den Sinn des österreichischen Kaisers durch eine unwahre Mitteilung einzuwirken: er wußte zu erzählen, daß Preußen mit ihm und England, wo Palmerston, Oesterreichs steter Gegner, Minister des Aeußern war, insgeheim Rat pflege, um nicht bloß Mailand, sondern auch Venedig von Oesterreich loszutrennen und einem Erzherzog zu übergeben[1]). Das Mißtrauen zwischen den beiden deutschen Mächten schoß wieder in die Halme. Oesterreich warf Preußen sein Zögern vor, welches die Monarchie eine Provinz gekostet habe; und Preußen wieder mußte seine zu den Waffen gerufenen und jetzt hilfsbereiten Landwehrmänner thatenlos entlassen. In Deutschland blieb der Eindruck, die preußische Politik habe durch ihre Unentschlossenheit den Bundesfreund geschädigt; die späte Rüstung, die der Prinzregent befahl, war den Ereignissen doch zu weit nachgehinkt.

[1]) Persigny, der damals französischer Botschafter in London war, erzählte dies dem Lord Malmesbury, der in seinen „Memoiren eines ehemaligen Ministers" zum 21. Juli 1859 die Geschichte dieser durch Napoleon veranlaßten Täuschung mitteilt. Bei Persignys brutaler Offenheit ist an der Wahrheit dieser Geschichte nicht zu zweifeln. In Persignys „Mémoires" (Paris 1895) selbst wird seine Thätigkeit als Botschafter in London fast ganz übergangen.

II. Buch.

Scheitern der großdeutschen Politik Oesterreichs. Bismarck und Schmerling (1859 bis 1863).

Die Freunde des ewigen Friedens gefielen sich in früheren Zeiten in dem Gedanken, daß die Völker gerne alles friedlich schlichten möchten, wenn der Sinn der Könige nicht auf Krieg gerichtet wäre. Aber in der Spannung der Kräfte in Deutschland zwischen 1848 und 1860 verhielt es sich umgekehrt. Die Monarchen, die über das Schwert geboten, Kaiser Franz Joseph wie die beiden preußischen Könige dieser Zeit, hegten den Wunsch und auch die feste Ueberzeugung, daß die Bande ihrer persönlichen Freundschaft, die Verwandtschaft ihrer Häuser und endlich die deutsche Stammeseinheit jede ernste Probe aushalten würden. Auch hätten sich Oesterreich und Preußen, wenn sie nur europäische und nicht auch deutsche Mächte gewesen wären, verständigen können; dies gelang ihnen vor 1848 trefflich, und nach 1871 wurde das alte Verhältnis noch gefestigt. Gegen Ost und West, gegen Nord und Süd konnten sie einig sein; in keiner Weltgegend, in keiner Frage, die auf fremdem, außerdeutschem Boden spielte, lagen für sie Anlässe zu Zerwürfnissen. Aber die Macht der nationalen Strömung, welche Deutschland beherrschte, riß sie auseinander; sie war stärker als ihr Wille, stärker oft als der politische Vorteil ihrer Staaten. Nach 1859 gewannen die Einheitsbestrebungen festere Gestalt. Unwiderstehlich wirkte das italienische Beispiel auf den langsamer reifenden Entschluß der Deutschen. Die Feste der Turner,

Schützen und Sänger feierten in rauschenden Tönen das Ziel, über welches die Kinder des Vaterlandes einig waren, wobei schon der nächste Schritt sie zu lautem Streite entzweite. Der Nationalverein und der großdeutsche Reformverein drängten die Minister und die Fürsten zu entscheidenden Thaten. Dem Ehrgeize sowohl Preußens wie Oesterreichs wurde ein neues Ziel gesteckt. Die Patrioten in beiden Staaten wiesen auf die gewaltigen politischen und militärischen Kräfte hin, welche in dem zersplitterten Deutschland ruhten, und sie forderten, man solle sie aufrufen, um mit ihrer Hilfe den eigenen Staat zu ungeahnter Macht emporzuheben. Ebenso lockend wie die Hoffnung, ebenso gefährlich war die Entsagung; denn das Feld dem Nebenbuhler zu räumen, hieß ihm die Vorherrschaft über Mitteleuropa überlassen. Es war also der neu erwachte Einheitsdrang der Nation, der den Keil zwischen Oesterreich und Preußen trieb und die mit den napoleonischen Kriegen begrabene Eifersucht zu neuer Zwietracht entfachte.

Andere Nationen seufzen nicht selten über ihre innere Schwäche, das deutsche Volk aber litt an einem Ueberschusse an Kraft. Zwei Großmächte waren aus seinem Schoße erwachsen. Sie waren beide der Stolz der Nation, aber ihr Partikularismus war das Hemmnis einer alle Stämme umschließenden Einigung. Nach den Ereignissen von 1871 ist es überflüssig, von den großen politischen und militärischen Eigenschaften zu sprechen, welche das Preußen jener Tage umschloß. Das damalige Oesterreich wieder eröffnete der nationalen Phantasie ein weites Gebiet. Denn Ungarn und Galizien, welche soeben nach Niederwerfung der Revolution in den Machtbereich deutscher Bildung gezogen waren, glichen neu gewonnenen oder wiedereroberten Kolonien, welche den geistigen und wirtschaftlichen Kräften der Nation vollen Spielraum boten. Die großdeutsche Idee und ihre Träger hielten sich für stark genug, um sich die beiden politischen Realitäten, Oesterreich und Preußen, dienstbar zu machen. Aber weder Preußen noch Oesterreich war gewillt, mit der deutschen Allheit eine andere Verschmelzung zu vollziehen, denn als Führer und Sieger. Wenn irgend jemand es versucht hätte, den widerstrebenden Teil mit Gewalt in eine engere Organisation zu pressen, so wäre das eingeborene Staats-

gefühl stark genug gewesen, dies zu verhindern. In Deutsch-Oesterreich war überhaupt nur eine dünne Schichte unter den Gebildeten der Einbeziehung in Deutschland geneigt, und diese auch nur dann, wenn Oesterreich der Führerschaft sicher war. In Preußen wären die Demokraten und auch die Ultramontanen bereit gewesen, in einer höheren nationalen Einheit aufzugehen; aber trotz dieser Stimmungen wäre auch hier solches Beginnen hilflos gescheitert an dem starken Staatswillen, welcher sich in der Dynastie verkörperte. In einem Kampfe, der sich um Oesterreichs oder Preußens Selbständigkeit innerhalb Deutschlands entsponnen hätte, wären die Monarchen nicht bloß des Heeres, sondern auch der überwältigenden Volksmeinung sicher gewesen.

In diesen Bewegungen entfaltete sich der Charakter König Wilhelms und seines ersten Ministers. Wilhelm I. wurzelte in den Anschauungen einer älteren Zeit; seine kernige Natur hatte nichts Modernes an sich, ja mit Vorurteilen sah er auf die täglich neu aufschießenden Gestalten und Wünsche der Zeit. Sein Geist war nicht tief und nicht vielseitig; er stand dem Zusammenhange vieler Dinge, die er um sich werden sah, mit ungerechtem Mißtrauen gegenüber. Diese Eigenschaften erschienen vielen seiner Zeitgenossen anfangs als unverbesserliche Mängel; aber sie übersahen dabei, daß der Fürst, der die Hauptsache erfaßt, der die Bedingungen der Größe seines Staates versteht, ohne Gefahr die rasch verwelkenden Blütenranken modernen Geistes unbeachtet lassen kann. Diejenigen, die mit den Ideen und Schlagworten der Zeit Fangball spielten, spotteten wohl über die Enge des Gesichtskreises des Königs; aber er stand dafür keinem Manne seiner Zeit in der Kunst nach, ein starkes Heer zu schaffen, die besten Männer für die Verwaltung zu wählen, den Beamtenstaat mit dem klaren und gesunden Blick eines unermüdlich fleißigen Hausvaters zu leiten; dabei war er in gesunder Staatsselbstsucht eifrig und zähe auf seines Hauses Erhebung bedacht. Diese Eigenschaft aber war seinem geistreichen Bruder ganz abhanden gekommen. Sentimentalität lag seiner Natur fern[1]); er zog wohl nur zögernd in den Krieg von

[1]) Bernhardi, „Tagebücher" (zum 24. Jänner 1862): „Der König hat Auerbachs Vorlesung über den Weltschmerz neulich mit angehört und äußerte, er habe bei dieser Gelegenheit erst erfahren, was das Wort be-

1866, aber als er siegte, lag es nicht an ihm, daß nicht noch einige seiner königlichen und fürstlichen Vettern auf den kleinen Thronen Deutschlands in die Fremde wandern mußten. Unter der verwirrenden Mannigfaltigkeit der Einzeldinge ist es für die Zeitgenossen gar schwer, den Kern der Entwicklung zu verstehen; Wilhelm I. besaß die Gabe, die durchgreifenden Ursachen von den begleitenden Umständen zu trennen und das Notwendige zu thun. Diese Fähigkeit hatte er mit manchem andern Begründer von Staaten und Dynastien gemein, deren Erfolge von ihren Zeitgenossen unbegreiflich genannt wurden. Trefflich hat Grillparzer solche Gegensätze geschildert: der schlichte Manneswert Rudolfs von Habsburg siegt über des Böhmenkönigs Ottokar flackernde Genialität. In der Geschichte der Staaten gibt es zwei Gruppen von Männern, die Nachhaltiges geleistet haben. Die eine Reihe umfaßt die gewaltigen Naturen, und ihnen weist die fortspinnende Sage heroische Urkraft und selbst Abstammung von den Göttern zu. In die andere gehören die soliden Köpfe, die stets das Selbstverständliche thun, so daß jeder vermeint, er hätte an ihrer Stelle dasselbe durchsetzen können. Schwunglos scheinen die letzteren; aber wenn sie auch von der Phantasie nicht zu überraschenden Thaten befeuert werden, so siegen sie durch eine merkwürdige Irrtumslosigkeit in ihren Entschlüssen.

So erkennt heute jedermann, daß König Wilhelm und er allein Recht hatte, als er sein eigenstes Werk, die Heeresreform, trotz unsäglicher Schwierigkeiten durchsetzte. In einer Zeit, in der alle seine Unterthanen davon schwärmten, Preußen könne durch moralische Eroberungen zum Mittelpunkte der deutschen Einheit gemacht werden, erkannte er, daß es in erster Linie wirkliche, insbesondere militärische Machtmittel seien, durch welche sein Staat in dem Wettbewerb in Deutschland siegen werde. Wie einfach scheint jetzt diese Erkenntnis![1]) Hatte er nicht er-

deute: — er habe nicht gewußt, daß es so etwas gibt — in sich auch nie etwas davon erlebt. B. Auerbach gab, wie er mir später erzählte, die glückliche Antwort: ‚Eure Majestät dürfen den Weltschmerz auch nicht empfinden, denn Sie sollen ihn heilen, und wer eine Krankheit heilen soll, muß selbst gesund sein.‘“

[1]) Bemerkenswert ist das Gespräch, welches Wilhelm I. noch als Prinzregent am 13. Juni 1860 mit Ranke führte. Ranke („Zur eigenen Lebens-

lebt, daß im November 1850 der Kriegsminister erklärte, Preußens Heer sei dem Kampfe mit dem österreichischen nicht gewachsen? Langsam waren auch die Rüstungen von 1859 von statten gegangen: der Krieg war zu Ende, als Preußen auf dem Plan erschien. Jedermann in Europa kannte diese Thatsachen; seltsam, daß fast der Herrscher allein aus ihnen den richtigen Schluß zog und in drang- und kummervollen Tagen und Nächten an der Erneuerung des preußischen Heerwesens festhielt. Die Deutschen werden es ihm immer Dank wissen, daß er in einer schwächlichen Zeit, die alles mit Reden im Brustton der Ueberzeugung schlichten wollte, den Kern der staatlichen und nationalen Größe, die Wehrhaftigkeit des Volkes, mit sicherem Blick erkannte. Die andern Nationen waren sich dieser Wahrheit seit langem bewußt, den Deutschen mußte diese Erkenntnis erst sinnfällig in blutigen Schlachten vor Augen geführt werden.

Als König Wilhelm zur Regierung kam, bestand wohl allgemeine Wehrpflicht in Preußen, aber nach dem Gesetze wurden alle Jahre nur 40000 Mann ausgehoben. In fünf Jahrgängen bildeten sie die Feldarmee, welche sonach 200000 Mann stark sein sollte, wenn der König sie bei beginnendem Kriege zu den Waffen rief. Die nächsten Altersklassen vom 25. bis 39. Jahre bildeten die Landwehr, 400000 Mann stark. Das war ein Heer, geeignet zu einem Verteidigungs- und Volkskriege. Zu einer thätigen, hochstrebenden Politik, wie sie auch die preußische Kammer stolzen Mutes forderte, war es untauglich. Es war der kranke Punkt des bestehenden Gesetzes über die allgemeine Wehrpflicht, daß noch immer nur 40000 Mann jährlich ausgehoben wurden, obwohl die Bevölkerung seit seinem Erlasse im Jahre 1816 von 10 auf 18 Millionen gestiegen war. Zehntausende von wehrhaften jungen Männern blieben also ruhig zu Hause; wen aber das Los traf, der mußte 19 Jahre lang

---

geschichte" S. 584) berichtet darüber unter anderem folgendes: „Die Summe seiner Entschlüsse war, ... die deutschen Fürsten in ihrer Souveränität zu schonen, aber in militärischen Dingen eine Einheit hervorzubringen, welche eine große gemeinschaftliche Wirksamkeit ermögliche. Einen vollkommenen Begriff hatte er davon, daß die militärische Macht die Souveränität in sich schließe."

des Rufes zu den Fahnen gewärtig sein. So bestand das zweite Aufgebot der Landwehr fast ausschließlich, und auch das erste zum guten Teile aus verheirateten Männern. Das natürlichste und gerechteste Wehrsystem war zum unbilligsten und härtesten geworden.

Zwei Hauptpunkte umfaßte die Reform, welche König Wilhelm durchsetzte. Es sollten statt 40000 von jetzt ab jährlich 63000 Mann ausgehoben werden. Sodann wollte der König die drei jüngsten Jahrgänge der Landwehr noch in die Feldarmee aufnehmen. Durch die größere jährliche Aushebung wurde die Errichtung von 49 neuen Regimentern notwendig. Die Dienstpflicht erhielt eine breitere Grundlage; dafür wurden die älteren Jahrgänge der Landwehr früher entlassen. Die ganze Reform belastete das Kriegsbudget jährlich bloß mit $9\frac{1}{2}$ Millionen Thalern; dafür besaß der Staat eine Feldarmee mit der Kriegsstärke von 370000 Mann, hinter denen Ersatztruppen in der Stärke von 126000 Mann und 163000 Mann Landwehren standen. Die markige, tief ernste Persönlichkeit des 1859 zum Kriegsminister ernannten Generallieutenants Albrecht v. Roon war der Träger dieser Reformen vor dem Abgeordnetenhause [1]).

Es war nun verhängnisvoll für den Einfluß der Volksvertretung auf die innere Gestaltung Deutschlands, daß der preußische Landtag sich gegen diese Reform sträubte. Nicht eigentlich gegen ihren Grundgedanken. Die Kammer von 1860 ermöglichte durch die Gewährung von 9 Millionen Thalern die Bildung der 49 neuen Regimenter, sie knüpfte aber an die dauernde Votierung dieser Summe mehrere Bedingungen, unter denen die Herabsetzung der Wehrpflicht von drei auf zwei Jahre die wichtigste war. Da aber der König darin eine Schwächung der Wehrkraft sah, so war eine Einigung nicht mehr möglich. Die Gegensätze verschärften sich; 1861 wurde der jährliche Zu-

[1]) Vgl. Goßler, „Albrecht v. Roon", Berlin 1879, besonders aber die „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generalfeldmarschalls Kriegsministers Grafen von Roon", Breslau 1892, ein litterarisches Denkmal, das der Sohn Roons, Waldemar Graf v. Roon, ihm gesetzt hat. — Die 1897 veröffentlichten Militärischen Schriften König Wilhelms bieten ein klares Bild der Entwickelung des Königs zum Reformator seines Heeres. Vgl. auch P. Bailleu: „Der Prinzregent und die Reform der deutschen Kriegsverfassung", Historische Zeitschrift 42. Bd., 1897.

schuß zur Erhaltung der neuen Regimenter noch einmal bewilligt, weil man noch zu einer Einigung zu gelangen hoffte. Aber 1863 stand die Verweigerung bevor, so daß der König den Landtag auflöste und neue Wahlen anordnete.

Die Regierung König Wilhelms wollte das Widerstreben des Volkes gegen die Heeresreform dadurch besänftigen, daß sie ihre ernste Teilnahme für das Einheitsideal der Nation bezeugte. An Stelle des Herrn v. Schleinitz, der das Amt eines Ministers des königlichen Hauses übernahm, wurde Graf Bernstorff 1861 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Dessen deutscher Patriotismus war ernst und lauter, doch auch er war kühnen Maßregeln nicht hold. Indessen war die Note, welche er am 20. Dezember 1861 an die deutschen Höfe sendete, ein unzweifelhaftes Bekenntnis zu der Politik eines engeren deutschen Bundes unter Führung Preußens; sie bezeichnet die Rückkehr zu dem Versuche, den Friedrich Wilhelm IV. 1849 unternommen hatte. Die nächste Folge dieses Schrittes war, daß die Regierungen der Mittelstaaten zu Unruhe und Argwohn wider den preußischen Ehrgeiz aufgescheucht wurden. Und doch hatte Bernstorff sich damit nur ein theoretisches Ziel gesteckt; entschlossene Initiative lag seiner Natur fern. Deshalb erklärte sich die preußische Parlamentsmehrheit durch diese Aktion, die nur als Abschlagszahlung betrachtet wurde, nicht ganz zufriedengestellt. Der König aber bezeichnete seit dieser Zeit die Grundsätze der Note für sein feststehendes Programm; mehr als einmal hob er dies während der Zeit des inneren Konflikts hervor. Nach den Wahlen von 1862 kehrte die Fortschrittspartei mit überwältigender Mehrheit in den Landtag zurück, und nun war, da sich im Lande auch heftiger Tadel wider die zögernde äußere Politik erhob, die vollständige Verwerfung der Heeresreform vorauszusehen. Deshalb entschloß sich der König, dem Drängen Roons und Manteuffels zu folgen und Bismarck zu berufen und dann jene „tapfere" Politik zu betreiben, welche ihm Bismarck bei einem Gespräche in Baden-Baden angeraten hatte. Als das Abgeordnetenhaus am 23. September 1862 mit 273 gegen 68 Stimmen die Kosten für die neuen, bereits aufgestellten 49 Regimenter aus dem Budget strich und die liberalen Minister ihre Entlassung nahmen, da riet Roon wie so oft

früher zur Berufung Bismarcks. Der König meinte: „Er wird nicht wollen, wird es jetzt auch nicht übernehmen; er ist auch nicht da, es kann mit ihm nichts besprochen werden." Aber Bismarck hatte sich beeilt, aus Biarritz nach Berlin zu kommen, um zur Verfügung zu stehen. „Die Birne ist reif," hatte ihm Manteuffel telegraphiert. So konnte Roon dem in seinem Gemüte tief bedrückten Könige sagen: „Er ist hier, er wird Ew. Majestät Ruf bereitwillig folgen" [1]). Mitten unter den kleinen Verlegenheiten, welche die Note Bernstorffs hervorrief, und unter den scheinbar unüberwindlichen Schwierigkeiten, von welchen das innere Leben des Staates ergriffen war, wurde Otto v. Bismarck am 23. September 1862 zum Ministerpräsidenten ernannt. Aber nun war auch mit der fast vollständig umgeschaffenen Armee das Werkzeug geschmiedet, ohne welches dieser Staatsmann seine Erfolge nicht hätte erringen können. Als der König Herrn v. Bismarck zum erstenmale im Park zu Babelsberg sprach, war er sehr niedergeschlagen; das erste Schriftstück, das er dem neuen Ratgeber übergab, war die Abdankungsurkunde. Da gelang es Bismarck, ihn aufzurichten und mit neuem Mute zu erfüllen. Er kündigte dem Könige an, daß er die Militärorganisation auch gegen den Landtag durchführen werde. „War des Königs Haltung vor der Unterredung die eines tiefgebeugten Mannes gewesen, so schritt er jetzt aufrecht, fest und straff von dannen" [2]).

Ernste Sorgen drückten zu derselben Zeit Kaiser Franz Joseph. Denn nach dem Zusammenbruche des Absolutismus mußte der Staat neu aufgebaut werden. Nach der kurzen Zwischenregierung des Grafen Goluchowski wurde Schmerling im Dezember 1860 mit dem Amte des leitenden Staatsministers betraut. Der Stern Antons v. Schmerling war in Frankfurt aufgegangen, als ihn der Reichsverweser Erzherzog Johann zum Präsidenten des ersten deutschen Reichsministeriums ernannte. Im parlamentarischen Wettstreite wie im heftigen Gegensatze

[1]) Roons „Denkwürdigkeiten", II, S. 111.

[2]) Diese erste Unterredung ist, offenbar als Teil von Bismarcks Memoiren, zuerst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" geschildert worden. Vgl. „Erinnerungen aus dem Leben von Hans Victor v. Unruh", herausgegeben von H. v. Poschinger, S. 221 ff.

mit den ersten Männern der Nation maß er sich hier als Gleicher und selbst als Ueberlegener, wiewohl ihm in der Heimat die rednerische und politische Vorschule gefehlt hatte. Dem Pathos der Stürmer stellte er die unbequeme Ironie der Thatsachen gegenüber; schneidig und spöttisch zugleich behandelte er die revolutionär Gesinnten, rechtzeitig trat er ihrem Losbruche am 17. September 1848 mit den Waffen entgegen. Unter den Gemäßigten, welche der konstitutionellen Monarchie anhingen, bewahrte er sich hohes Ansehen, auch nachdem sich der Gedanke des preußischen Erbkaisertums in der Mehrheit des Reichstages Bahn gebrochen und seinen Rücktritt erzwungen hatte. Als unbeugsamer Oesterreicher zögerte er keinen Augenblick, durch einen Bund mit den von ihm bekämpften Demokraten das Kaisertum der Hohenzollern von vornherein zu untergraben und so den ersten Versuch zur deutschen Einheit zu vereiteln. Es war ihm unmöglich, sich mit einem einigen Deutschland zu befreunden, an dessen Spitze nicht seine geliebte Heimat stand[1]). Von Frankfurt nach Oesterreich heimgekehrt, führte er als Justizminister Geschworenengerichte und öffentliches Gerichtsverfahren ein und wirkte für Gewährung einer wohlthätigen Selbständigkeit der Gemeinden. Als die 1849 verkündigte Verfassung dann im Jahre 1851 gegen seinen Rat zurückgenommen wurde, zog er sich ohne Zögern wieder auf die richterliche Laufbahn zurück. Vieles unterschied ihn von den meisten seiner engern Landsleute; vor allem besaß er eine eigene große Anschauung von der Art, wie sein österreichisches Vaterland zu organisieren und zu beherrschen sei. Am 26. Februar 1861 wurde, als er wieder ins Amt berufen war, die Verfassung verkündigt, durch welche um die ganze Monarchie, das widerstrebende Ungarn mit eingeschlossen, ein Einheitsband geschlungen werden sollte. Diese Verfassung enthält die Grundgedanken der jetzt in der österreichischen Reichshälfte gültigen; aber den Ungarn konnte der Einheitsstaat nicht aufgedrängt werden. Zu stark war der Geist der Selbständigkeit in diesem Volke und zudem hatte Schmerling die unglücklichste Erbschaft angetreten. Einer der wichtigsten

[1]) Ueber diese Verhältnisse vergleiche Arneths Buch „Anton Ritter v. Schmerling. Episoden aus seinem Leben." Wien 1895, S. 328 ff.

Akte der Regierung des Grafen Goluchowski und seiner ungarischen Ministerkollegen war die Wiederherstellung der autonomen ungarischen Komitatsverwaltung gewesen. Bevor also der Ausgleich mit Ungarn geschlossen war, wurde der deutsche Beamtenstaat in Ungarn zerstört, das Werkzeug zertrümmert, mit welchem das Land von Wien aus verwaltet wurde. Was der Schluß des Ausgleiches hätte sein müssen, war so an den Anfang gesetzt. Man ließ alle deutschen Beamten und Lehrer aus Ungarn vertreiben, man gab der Opposition des magyarischen Adels zuerst den ganzen Machtapparat der Verwaltung preis — und dann erst wollte man über leere Verfassungsformen mit ihr unterhandeln [1]). Trotzdem glaubte Schmerling obsiegen zu können. Hier nun, in der Abwägung der politischen Kräfte, über welche er und seine politischen Widersacher verfügten, liegt die Schwäche seiner staatsmännischen Rechnung. Sein Irrtum war, daß er die Autorität des österreichischen Einheits- und Reichsgedankens auf die Gemüter überschätzte, ebenso die materiellen Machtmittel, die ihm zu Gebote standen. Diese unrichtige Abwägung eigener und fremder Kräfte ging überhaupt durch sein ganzes Wesen. Es ehrt ihn als Mann und als Patrioten, daß er frei war von dem Zweifel an seinem Staate und an dessen Sendung, frei von dem lähmenden Pessimismus, der in Oesterreich die besten Kräfte an der Entfaltung hindert. Ihn erfüllte echter Glaube an das politische Testament Josephs II.,

---

[1]) Es ist durch die von Konyi herausgegebenen Briefe Deaks bekannt geworden, daß die ungarischen altkonservativen Staatsmänner, nachdem sie durch ihre unglückseligen Maßregeln Ungarn in Verwirrung gestürzt hatten, selbst Anton v. Schmerling dem Kaiser empfahlen, um den Staat wieder einzurenken. Als er sie dann beiseite schob, erwuchsen ihm gerade in den Bay, Szecsen und besonders in Moritz Esterhazy die heftigsten Gegner, die seinen Sturz herbeiführten. Zu Fröbel („Ein Lebenslauf", II, S. 204) sagte Schmerling: „Die Ungarn haben geglaubt, mich für ihre Zwecke gewinnen zu können. Ihr Programm war: Liberalismus durch die Ungarn. Sie haben sich an Rechberg gemacht, um mich durch diesen in das Ministerium zu bringen, und Rechberg hat sich dafür bemüht. Ich habe mich aber direkt mit dem Kaiser verständigt und dessen Zustimmung zu meinem System erlangt." Außer Fröbels Buch ist die Biographie Hans Perthalers von Ambros Mayr (in Perthalers Auserlesenen Schriften, Wien 1883) für Schmerlings Verhalten wichtig.

das er vollstrecken wollte. Das Scheitern der Pläne dieses Fürsten beugte seinen Mut nicht. In Freiherrn v. Lichtenfels, den er zum Präsidenten des Staatsrates erhob, fand er einen geistvollen Gehilfen, oft selbst den Anreger neuer Ideen, deren er sich bemächtigte. Seine Position schien anfangs unerschütterlich; denn Erzherzog Rainer, der freisinnigste unter den Prinzen des kaiserlichen Hauses, übernahm das Präsidium des von ihm gebildeten Ministeriums. Zu der Ueberzeugung von der Größe seiner Sendung gesellte sich bei Schmerling eine übermäßige Zuversicht in die eigenen Fähigkeiten. Deshalb versäumte er es nicht selten, die Menschen durch kluge Behandlung zu gewinnen. Wahrscheinlich hat dies auch auf sein Verhalten zu Kaiser Franz Joseph, der dem Liberalismus ohnedies abgeneigt war, trübend eingewirkt; ein stolzes Auftreten wie das seinige war in der Hofburg ungewöhnlich. Der Kaiser folgte ihm nicht lange in der unbeugsamen Durchführung des staatlichen Einheitsgedankens; er strebte vielmehr nach Vermittlung der Gegensätze, unter denen sein wohlwollender Sinn am meisten litt. Nur in den ersten zwei Jahren der Verwaltung Schmerlings wirkte Kaiser Franz Joseph mit seiner ganzen Autorität für die Staatsauffassung seines Ministers. Dann wandte er sich nicht selten an andere Ratgeber und leitete, während er Schmerling noch im Amte beließ, zu einem neuen Regierungssystem über. Nicht ohne Grund konnte sich Schmerling, als seine Pläne scheiterten und er zurücktreten mußte, mit dem Gedanken trösten, daß ihm nicht genügender Spielraum gegönnt war und daß er sich in der vollen Erprobung seiner Kräfte vielfach gehemmt sah.

Auch die äußere Politik der Monarchie entbehrte zu dieser Zeit der nötigen Einheit und Klarheit, die nur aus dem Willen und der Einsicht einer einzigen Persönlichkeit hervorgehen kann. Mit Schmerlings Auffassung aber kreuzte sich vielfach die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, des Grafen Bernhard Rechberg. Dieser, der zweite Sohn eines reichbegüterten schwäbischen Geschlechtes, war frühzeitig in die österreichische Diplomatie eingetreten und hatte auf Gesandtschaftsposten diesseits und jenseits des Oceans reiche Erfahrungen gesammelt. Nach Schmerlings Rückkehr aus Frank-

furt im Frühjahre 1849 vertrat Rechberg die österreichische Politik in der Mainstadt. Hierauf, nach der Wiederherstellung des Bundestages, waren der Reihe nach Thun, Prokesch-Osten und schließlich wieder Rechberg seit 1855 Gesandte Oesterreichs und Vorsitzende des Bundestages. Hier wirkte Rechberg bis 1859 mit Bismarck zusammen. In den leichten und ernsten Zusammenstößen der österreichischen und preußischen Politik errang sich Rechberg die aufrichtige Achtung seines großen Nebenbuhlers, wie sich dies in zahlreichen Briefen Bismarcks nach Berlin kundgibt. Nur einmal wurde der hitzige österreichische Gesandte durch den Widerspruch und Spott Bismarcks in den Harnisch getrieben; es kam damals zu einer Herausforderung zum Zweikampfe, jedoch ohne ernstliche Folgen, da Bismarck mit kälterem Blute die Erregung Rechbergs beschwichtigte. Rechberg besaß über das Verhältnis der beiden Großmächte ungefähr dieselbe Anschauung wie Bismarck, als dieser im Jahre 1850 nach Frankfurt gekommen war; er wünschte ein freundliches Zusammengehen der beiden Staaten. Es wäre ein Glück für Oesterreich gewesen, wenn Bismarck bei Beginn seiner diplomatischen Laufbahn einen Mann dieser Auffassung als Vertreter Oesterreichs vorgefunden hätte; seit dem Krimkriege aber war Bismarck innerlich bereits zum Bruche mit Oesterreich entschlossen. So fand Rechberg ihn gewinnend in der Form, aber sachlich in schroffer Kampfesstellung gegen Oesterreich. Rechberg gewann eine hohe Meinung von seiner Begabung, aber er würdigte damals noch nicht die geistige Freiheit, zu welcher sich Bismarck über die junkerlichen Vorurteile erhoben hatte. Rechberg war bereits österreichischer Minister, als Bismarck zum Vertreter Preußens in Paris ernannt wurde. Damals fällte er über Bismarck in einem Gespräche mit Gramont, dem französischen Botschafter in Wien, folgendes Urteil, eine seltene Mischung von Irrtum und von Wahrheit: „Wenn Herr von Bismarck eine vollständige diplomatische Erziehung hätte, so wäre er einer der ersten Staatsmänner Deutschlands, wenn nicht der erste; er ist mutig, fest, hochstrebend, voll Feuer, aber unfähig, eine vorgefaßte Idee, ein Vorurteil, eine Parteianschauung irgend einem Grundsatze höherer Ordnung zu opfern; er besitzt keinen praktischen politischen Sinn, er ist ein Parteimann im stärksten Sinne des

Wortes, und da er gewinnendes Wesen besitzt und Einfluß in Geschäften, da er ferner Oesterreich feindselig gesinnt ist, sehen wir diese Wahl nicht ohne Mißfallen und Unruhe." Kräftiger noch äußerte sich Rechberg, als die liberale Aera in Preußen zu Ende ging: „Gibt es in Berlin einen Ministerwechsel, so kommt der schreckliche Bismarck an die Reihe, ein Mensch, der im stande ist, den Rock auszuziehen und selbst auf die Barrikade zu treten." Als Graf Buol zu Beginn des italienischen Krieges zurücktrat, übernahm Rechberg seine schwierige Erbschaft. Anfangs teilte er den Groll über die Zurückhaltung Preußens während des Krieges und sandte nach dessen Schlusse eine Note ab voll Anklagen gegen des Bundesgenossen Unzuverlässigkeit. Er hielt es aber für klüger, den Streit zu begraben, gab sich Mühe, die üble Laune der Wiener Hofkreise zu beschwichtigen und setzte eine Zusammenkunft Kaiser Franz Josephs mit König Wilhelm ins Werk. Er kehrte zu den konservativen, zögernden, vermittelnden Ueberlieferungen der Staatskanzlei zurück. Er betrieb, um die Schäden der politischen Stellung Oesterreichs zu heilen, eine Annäherung an Preußen. An die deutsche Frage wollte er nicht rühren, da er der Kraft Oesterreichs mißtraute, eine neue, bessere Organisation Deutschlands zu schaffen. In Napoleon III. sah er den Erzfeind Oesterreichs; er hielt dafür, daß dieser die nationale Frage in Deutschland und in Italien aufs neue zum Verderben Oesterreichs aufrollen werde. In dieser Ueberzeugung bestärkten ihn geheime Papiere Napoleons, in deren Besitz Palmerston gekommen war [1]). Hitzig und aufbrausend in seinem Temperament, war Rechberg durchaus konservativ in seinen politischen Anschauungen. Er war der Meinung, Oesterreich und Preußen sollten zusammenhalten, schon um der demokratischen Strömung in Deutschland zu begegnen. Eine starke Monarchie im Innern und das Gleichgewicht der beiden Staaten im Deutschen Bunde waren die Pole seines Programms.

Anderthalb Jahre später als Rechberg trat Schmerling ins Kabinett; des letzteren Ansichten über die deutsche Frage

---

[1]) Vgl. den Anhang Nr. II zu diesem Werke, II. Band, in den Mitteilungen des Grafen Rechberg.

wichen aber weit ab von denen des Amtsgenossen. Erfüllt von politischem und patriotischem Schwunge sah er geringschätzig auf die engen Anschauungen Rechbergs herab. Die Einführung parlamentarischer Formen in dem absolutistischen Oesterreich gewann ihm in der Heimat und im Reiche neue Freunde. Die großdeutsche Partei fühlte sich in der Presse wie in den diplomatischen Aktionen allerorten durch seine energische Hand gestützt und geführt. Schmerling lebte in dem Gedanken, das centralisierte Oesterreich zum gebietenden Staate im Deutschen Bunde zu erheben. Zu diesem Zwecke sollten die volkstümlichen Kräfte in Deutschland aufgerufen werden; er traute sich zu, sie den Zielen Oesterreichs dienstbar zu machen und sie, wenn sie diesem Staate gefährlich werden sollten, einzudämmen. Er wies darauf hin, daß ihm das in den stürmischen Zeiten von 1848 zu Frankfurt und jetzt wieder in dem gefügigen Parlament zu Wien gelungen sei. Es bestand zwischen Schmerling und Rechberg von vornherein eine gewisse Spannung. Schmerling hatte es nicht verwunden, daß Rechberg im Jahre 1849 in Frankfurt die Früchte seiner harten Arbeit pflückte. Er hatte der Revolution die Stirne bieten müssen; als die Stimmung in Deutschland umschlug und die österreichische Politik Erfolge erzielen konnte, vermochte Rechberg unter Anleitung des Fürsten Schwarzenberg billige Lorbeeren zu erringen. Wie nun Schmerling im Ministerium eine kühne, ausgreifende Politik befürwortete, erhob Rechberg Bedenken; der Staatsminister sah sich den Einwendungen der diplomatischen Routine gegenüber. Er riet zu einer deutschen Reichspolitik in größerem Stile; das ganze Deutschland sollte durch Oesterreich eine parlamentarische Vertretung erhalten. Dem deutschen Nationalgefühle sei durch Schöpfung eines einheitlichen Zollbundes mit Einschluß Oesterreichs, durch gleiches Maß, Gewicht und Geld, durch Einführung einheitlicher bürgerlicher und Strafgesetze gerechte Befriedigung zu verschaffen. Oesterreich sollte allerwegen den Anstoß zur Reform geben, so fordere es Würde und Wohlfahrt des eigenen Staates.

Vorerst überwog der Einfluß Schmerlings. Er galt in Oesterreich wie in der großdeutschen Partei außerhalb der Monarchie als Bahnbrecher einer neuen Entwickelung. Er sah sich

zu einem kühnen Vorstoße angeregt, als die preußische Note vom 20. Dezember 1861 wieder die Bildung eines engeren Bundes unter Führung Preußens zur allgemeinen Erörterung brachte. Erbitterung herrschte ob solchen Anspruches in der Wiener Staatskanzlei; Graf Rechbergs jähes Temperament drängte einige Zeit seine eigenen Zweifel an dem Werte einer Aktion Oesterreichs in der deutschen Frage zurück. Zudem waren alle Minister der kleineren Staaten einig in der Bekämpfung des preußischen Ehrgeizes. Graf Bloome wurde deshalb von Wien aus an die deutschen Höfe geschickt, um sie zu gemeinsamem Vorgehen gegen Preußen zu bestimmen, und am 2. Februar 1862 kam eine identische Note, abgesendet von Oesterreich, den vier deutschen Königreichen, ferner von Darmstadt und Nassau, zu stande, in welcher der Anspruch Preußens in lebhafter Weise zurückgewiesen wurde. Die großdeutsche Partei in Wien setzte es durch, daß Oesterreich sich nicht bloß ablehnend verhielt, sondern positive Vorschläge formulierte. Das Wiener Kabinett trat mit dem Entwurfe einer Bundesreform vor den Frankfurter Bundestag. Es sollte — dies war sein Inhalt — ein Bundesdirektorium mit straffer Centralisation der deutschen Angelegenheiten eingesetzt werden, ihm zur Seite eine Delegiertenversammlung, ausgewählt aus den Vertretungen der einzelnen Staaten. Damit brach das konstitutionelle Oesterreich mit der bloßen Verneinung in der deutschen Frage. Dabei war es ganz praktisch, daß das Wiener Kabinett mit einem wichtigen, der Nation seit jeher am Herzen liegenden Werke den Beginn machen wollte. Oesterreich im Vereine mit sieben Staaten Deutschlands schlug vor, einen gemeinsamen Civilprozeß und ein gemeinsames Obligationenrecht zu entwerfen und alsbald eine Delegiertenversammlung aus den deutschen Volksvertretungen zur Beratung dieser Institutionen einzuberufen. Die sachliche Heilsamkeit des Planes stand über jedem Zweifel. Politisch war, wenn Schmerling Recht behielt, Oesterreichs Machtstellung durch diese Anregungen gefestigt. Am Bundestage verfügte es, so schien es, wieder über die Mehrheit, seitdem Preußen die engere Union der deutschen Staaten betrieb und damit Mißtrauen erregte. Wenn die Befugnisse der Frankfurter Centralstelle ernstlich erweitert wurden, so war das auch ein Machtzuwachs des Reiches der

Habsburger. Ebenso sicher war, daß die Souveränität der Krone Preußens in demselben Augenblicke eine Einbuße erlitt, in welchem ein Stück der staatlichen Arbeit den preußischen Kammern entzogen und einem Organismus in Frankfurt zugeteilt wurde, welcher unter Leitung des Wiener Kabinetts stand. Preußen hätte demnach um Deutschlands willen auf seine Selbstherrlichkeit in wichtigen Staatsgebieten verzichten müssen. Jedermann wußte, daß, wenn man dem Kaiser von Oesterreich Aehnliches zugemutet hätte, er seines Reiches Macht gewiß der Wohlfahrt der deutschen Nation vorangestellt hätte; ähnlich handelte jetzt König Wilhelm, der damals noch von dem Grafen Bernstorff beraten war. Diesmal, wie bei jeder beabsichtigten Aenderung der Bundesverfassung, ergab es sich, daß der deutsche Staatenbund so lange entwicklungsunfähig war, als sich zwei Großmächte darin befanden. Nach dem Bundesrechte erforderte Oesterreichs Antrag zu seiner Annahme Einstimmigkeit. Preußen aber versagte seine Stimme. Beharrte Oesterreich demnach auf Durchführung der Reform, so konnte sie nur durch Aufrufung volkstümlicher Gewalten und durch Brechung des preußischen Widerstandes erfolgen. In einem solchen Falle war König Wilhelm I., ganz anders als sein Bruder, entschlossen, die Waffen über die Zukunft Deutschlands entscheiden zu lassen. So war der Gegensatz zwischen Oesterreich und Preußen schon damals scharf zugespitzt. Dabei war Oesterreich zu jener Zeit bei der öffentlichen Meinung im Vorteile, weil sich seine Regierung mit der Volksvertretung des Landes im Einklange befand, während in Preußen die inneren Gegensätze täglich unleidlicher wurden. Das war der Zustand Deutschlands, als zur Durchführung der Heeresreform Bismarck ins Amt trat, vorerst der in Deutschland bestgehaßte Mann seiner Zeit.

* * *

Das preußische Volk stimmte damals mit Ausnahme weniger republikanisch und ultramontan gesinnter Männer vollkommen darin überein, daß das engere Deutschland durch Preußen geeinigt werden müßte. Aber es standen sich drei Ansichten gegenüber. Der König strebte als erster Soldat seines Landes den

Oberbefehl über die Kontingente der deutschen Staaten, wenigstens über die Norddeutschlands an. Dem gegenüber trat ihm alles andere in den Hintergrund. Doch scheute er vor einem Kriege mit Oesterreich oder den andern deutschen Fürsten zurück, er hielt ihn für ein nationales Unglück. So gab er auch dem König Johann von Sachsen, als dieser einmal behauptete, daß alle Gassenjungen Berlins davon sprächen, die preußische Politik treibe einem Kriege mit Oesterreich zu, zur Antwort: „Ja, die Gassenjungen müssen es freilich besser wissen als ich."

Ganz anders die öffentliche Meinung. Das preußische Volk hegte die Ueberzeugung, daß es nur einer freisinnigen Politik im Innern bedürfe, um ganz Deutschland für die preußische Monarchie zu gewinnen. Dies war auch der Gedankenkreis, in welchem sich Kronprinz Friedrich Wilhelm, seine Gattin und sein Schwiegervater, Prinz Albert, bewegten. Der Prinzgemahl der Königin von England wies das preußische Königshaus immer wieder auf den parlamentarischen Weg zur Gewinnung Deutschlands hin. Auch als englischer Prinz war Albert ein warmfühlender Deutscher geblieben, was ihm die Engländer nicht verzeihen konnten. Ihm erging es dabei ähnlich wie seiner Tochter, welche wieder so sehr an ihrer englischen Heimat hing, daß sie sich anfangs schwer in deutsches Wesen hineinfand. Prinz Albert hatte auch seine Tochter Viktoria mit Vorstellungen von der Einigung Deutschlands durch eine freisinnige preußische Monarchie erfüllt; dem jungen Paare erschien der Konflikt mit der Volksvertretung und die Berufung Bismarcks als ein Unglück für ihr Haus und für das ganze Volk.

Als Bismarck ins Amt trat, gehörte er weder der einen noch der andern politischen Schule an, er war entschlossen, zur Erhöhung Preußens die Mittel beider zu benutzen. In seinen Augen war das Kriegsheer Preußens eine wirkliche Macht, aber auch die Ideen, welche die deutsche Nation bewegten, schätzte er nach ihrer ganzen hohen Bedeutung. Eigentlich hatte er sich bisher fast in jeder europäischen Frage anders verhalten als König Wilhelm. Es war für den Herrscher kein leichter Entschluß, gerade diesen Ratgeber zu wählen. Aus der Zeit des italienischen Krieges ist eine Aeußerung des Prinzregenten über Bismarck aufbewahrt, den man damals schon als Minister des Aeußern

nannte: „Das fehlte jetzt gerade noch, daß ein Mann das Ministerium übernimmt, der alles auf den Kopf stellen wird“ [1]).

Bismarck gehörte zu den wenigen, welche den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich folgerichtig und bis zu Ende dachten; ihn anders als durch den Krieg zu lösen, schien ihm im letzten Grunde nach seinem Ausdrucke als eine „mathematische Unmöglichkeit“. Deshalb setzte er sich auch von dem Tage seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten an mit den ungarischen Emigranten in Verbindung, unter denen Graf v. Seherr-Toß und Herr v. Kiß seine Vertrauensmänner wurden.

Die Verabredung, die Bismarck mit dem Grafen Seherr-Toß traf, erfolgte zu Paris, als er sich von Napoleon III. anläßlich seiner Abberufung von dort verabschiedete. Er sagte damals zu Seherr-Toß, der ihm seine Dienste angeboten hatte: „Ich will Preußen aufrichten, ihm die Stellung in Deutschland verschaffen, die ihm als rein deutschem Staate gebührt. Ich verkenne nicht den Wert, den die Hilfe Ungarns für uns haben kann, und ich weiß, daß die Ungarn nicht Revolutionäre sind in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes. Uebrigens hat ja schon der Große Fritz mit den unzufriedenen österreichischen Magnaten wegen eines Bündnisses unterhandelt. Wenn wir siegen, wird auch Ungarn frei werden. Verlassen Sie sich darauf!“ Von da ab erstattete Seherr-Toß dem preußischen Minister regel-

---

[1]) Der Prinzregent zu dem Herzoge von Koburg nach dessen „Denkwürdigkeiten“ II, S. 497. Aehnlich urteilten auch manche Konservative über Bismarck. Roon aber vertraute fest auf Bismarck; er in erster Linie setzte Bismarcks Ernennung durch. Dieser hatte von Petersburg am 2. Juli 1861 an Roon geschrieben: „Ich bin meinem Fürsten treu bis in die Waden, aber gegen alle anderen fühle ich in keinem Blutstropfen eine Spur von Verbindlichkeit, den Finger zu rühren. In dieser Denkungsweise fürchte ich von der unseres allergnädigsten Herrn so weit entfernt zu sein, daß er mich schwerlich zum Rate seiner Krone geeignet finden wird.“ Damals war die Ernennung Bismarcks zum Minister noch so fraglich, daß er in demselben Briefe an Roon schrieb: „Ich werde mich nicht drücken, denn ich mag mir keiner Feigheit bewußt sein, aber wenn in vierzehn Tagen dies Gewitter spurlos an mir vorübergezogen und ich ruhig bei Muttern wäre, so würde ich mir einen Enten—ß wünschen, um vor Befriedigung damit wackeln zu können.“ Roon, „Denkwürdigkeiten“ II, S. 30, 31.

mäßige Berichte aus der Emigration[1]). In diesen Dingen dachte Bismarck kühner, revolutionärer als die Männer, welche die Kriegsmacht Preußens leiteten. Moltkes Denkschrift vom Februar 1860 gibt davon Zeugnis. Nur einen Verteidigungskrieg gegen Oesterreich hält er darin für statthaft und entwirft für einen solchen den Aufmarsch und Plan. Gefährlich scheint ihm der Einsatz, denn der Kampf der deutschen Mächte bedeute vor allem einen Gewinn für Frankreich. „Kommt es zum Bruch zwischen Oesterreich und Preußen," so schreibt er, „so kann aus dem Kampfe, je nach dem Ausfall, ein mächtiges Reich unter habsburgischer oder hohenzollernscher Herrschaft hervorgehen; Deutschland bezahlt aber dafür seine schließliche Einigung mit dem Verlust von Provinzen nach Osten und Westen"[2]). Selbst Moltke mußte also erst für den Entscheidungskrieg gewonnen werden.

Vorerst häuften sich Bismarck die Schwierigkeiten turmhoch entgegen. Als der Ausgleich mit der Fortschrittspartei, den er anfangs versuchte, mißlang, rief er in seiner Rede vom 27. Januar 1863 alle Anhänger des konstitutionellen Prinzips zu Gegnern auf; er nahm für den König das Recht in Anspruch, das Budget festzusetzen, wenn die beiden Häuser des Landtages sich über die Ansätze des Staatshaushaltes nicht zu einigen vermöchten. Er entwand dadurch der Volksvertretung das Recht der Festsetzung der Ausgaben und der Steuerhöhe; dies war eine Mißachtung der bestehenden Verfassungsformen. Ebenso trotzig nahm er zur selben Zeit den Kampf mit der österreichischen Politik auf. In seinem berühmten Gespräche mit dem österreichischen Gesandten Grafen Karolyi besprach er offenherzig die Lage im Deutschen Bunde. Damals stand der österreichische Reformplan auf der Tagesordnung. Bismarck warnte Oesterreich, einen Beschluß der Frankfurter Mehrheit zur Ausführung zu bringen, der nach Preußens Auffassung nur mit Einstimmigkeit gefaßt werden konnte. Preußen werde dies als Bundesverletzung betrachten und seinen Gesandten von Frank-

[1]) Graf Seherr-Toß, „Erinnerungen aus meinem Leben" S. 140 (Berlin 1881, zuerst in der „Deutschen Rundschau" erschienen).

[2]) Moltkes „Militärische Korrespondenz", I. Band S. 4.

furt abberufen. Oesterreich besitze die Wahl zwischen dem Zusammengehen mit den kleineren Höfen Deutschlands oder mit dem preußischen Staate; entscheide es sich für das erstere, so sei der Bruch mit Preußen unvermeidlich. Und als Karolyi einwendete, daß Oesterreich seinen traditionellen Einfluß auf die deutschen Höfe nicht aufgeben könne, erfolgte der Rat Bismarcks, Oesterreich möge „seinen Schwerpunkt nach Ofen verlegen".

Nachdrücklich trat das Wiener Kabinett in der Note vom 28. Februar 1863 dieser Politik entgegen: „Wenn unser Monarch eine Stellung nicht opfert, die, aus der Geschichte der Jahrhunderte hervorgegangen, geheiligt durch Verträge, seiner Krone von Rechts wegen gebührt, der Macht und Größe seines Hauses entspricht, so verletzt Oesterreich eine Rücksicht, die es dem verbündeten Preußen schuldig ist! Wenn der kaiserliche Hof Preußen nicht zur Befriedigung von Ansprüchen verhilft, die auf keinem Rechtstitel beruhen, die vielmehr die Rechte verbündeter Staaten offen antasten, so setzt Oesterreich abermals die Rücksichten außer Auge, die der andern deutschen Großmacht gebühren! ... Wenn man uns von Berlin aus die Alternative stellt, uns entweder aus Deutschland zurückzuziehen, den Schwerpunkt unserer Monarchie, wie der preußische Minister meinte, nach Ofen zu verlegen, oder im nächsten europäischen Konflikte Preußen auf Seite unserer Gegner zu finden: so wird die öffentliche Meinung über solche Gesinnungen urteilen, die Ereignisse werden sie richten, falls sie je zur That werden sollten!"

Durch das offene Aussprechen seiner Pläne schien der preußische Minister sich selbst unbesiegbare Verlegenheiten zu bereiten; sie mehrten sich, als Preußen, um Rußlands Freundschaft zu erwerben, im Februar 1863 gegen den Aufstand der Polen den Vertrag zur Auslieferung polnischer Flüchtlinge schloß und dadurch namentlich in Westeuropa einen Sturm der Entrüstung erregte. Damals schien sich alles zu vereinigen, um Oesterreichs Stellung in Deutschland zu befestigen. Und doch legte gerade der viel angefeindete Vertrag Preußens mit Rußland den Grund zu den späteren politischen Erfolgen Bismarcks. Zar Alexander II. wurde dadurch zu lebhaftem Danke verpflichtet.

Bald darauf kam der österreichische Reformplan in Frank-

furt zur Abstimmung. Zur Krisis aber kam es schon deshalb nicht, weil Oesterreichs Antrag keine Mehrheit am Bunde fand. Denn eine Reihe deutscher Fürsten vereitelte jede Reform, weil sie kein Titelchen ihrer Souveränität freiwillig aufgeben wollten, weder zu Gunsten Oesterreichs noch Preußens. Mit diesen verband sich diesmal Preußen zu gemeinsamer Ablehnung. Es lag eben viel Trügerisches in dem vermeintlichen Einflusse des Wiener Kabinetts auf die deutschen Höfe; im entscheidenden Augenblicke wurde es gewöhnlich im Stiche gelassen. Schmerling betrachtete dies aber nur als augenblicklichen Mißerfolg, der durch eine größere Anstrengung wett zu machen sei. Denn die volkstümlichen Elemente auch in Norddeutschland wendeten sich infolge des inneren Konflikts immer mehr von Preußen ab. Selbst der Nationalverein erklärte, daß das Regiment Bismarcks den Ruin des preußischen Staates vorbereite. Auf das eifrigste riet Schmerling dem Kaiser, diese Stimmung zu benutzen. Er hoffte, durch die vollbrachte Reform der deutschen Verfassung das deutsch-centralistische System in Oesterreich zu befestigen und die Slaven und Magyaren mit größerem Erfolge niederzuhalten. Dabei bediente er sich in Deutschland sowohl der Hilfe der Demokraten, welche das von Bismarck regierte Preußen immer mehr verabscheuten, als der Ultramontanen, der alten Freunde Oesterreichs.

Eine mächtige Stellung nahm in der klerikalen Partei Deutschlands der Erbprinz von Thurn und Taxis ein, der die Schwägerin Kaiser Franz Josephs zur Gemahlin hatte und von dem brennenden Ehrgeize beseelt war, in die deutschen Angelegenheiten einzugreifen und dabei sein Haus vielleicht in die Reihe der herrschenden Familien einzuführen. Zu seiner Kenntnis nun kam eine Denkschrift, welche Julius Fröbel Herrn v. Schmerling im Sommer 1861 überreicht hatte. Fröbel war als Teilnehmer an der Wiener Oktober-Revolution von 1848 von dem Fürsten Windischgrätz zum Tode verurteilt, aber begnadigt worden. Jahrelang lebte er dann in Amerika. Heimgekehrt, gedachte er, klüger geworden, sein deutsches Einheitsideal nicht mehr durch eine Revolution, sondern im Dienste einer Großmacht durchzusetzen. Schmerling verschaffte ihm in Oesterreich Amt und Sold, denn der ehemalige Demokrat schien ihm der

geeignete Mann, um als Schriftsteller und Agitator die österreichische Partei in Deutschland zu beleben. In der von Fröbel ausgearbeiteten Denkschrift nun wurde vorgeschlagen, es solle unter dem Vorsitze des Kaisers von Oesterreich nach Frankfurt ein deutscher Fürstentag berufen werden, welcher als ständige Versammlung der Herrscher neben einer aus den Landtagen gewählten Kammer das bisher stets uneinige Deutschland zu regieren hätte. Solch eine stolze Versammlung deutscher Fürsten entflammte die Einbildungskraft des Erbprinzen von Taxis, der ähnliche Projekte mit Vorliebe hegte. Die Dinge ruhten eine Zeit lang, im März 1863 aber sandte der Prinz den Freiherrn v. Dörnberg, der bei ihm die Rolle eines Ministers des Aeußeren bekleidete, und einen seiner Agenten, Gruben, einen in die Entwürfe der Jesuiten tief eingeweihten Mann, nach Wien, um Kaiser Franz Joseph für den Plan zu gewinnen. Diesem Herrscher eröffnete sich die Aussicht, an der Spitze der deutschen Fürsten als Nachfolger der römischen Kaiser in Frankfurt die Zukunft Deutschlands zu beraten. Mit Feuereifer griff er den Plan auf, aber der Gedanke sollte ganz ihm gehören. Deshalb frug er seine Minister vorerst nicht um ihre Meinung, sondern zog nur den sachverständigen Referenten für deutsche Angelegenheiten in seinem Ministerium, Freiherrn v. Biegeleben, zu Rate. Dieser stimmte aufs wärmste zu und arbeitete mit Dörnberg einen vollständigen deutschen Reformentwurf aus; Rechberg, sein Vorgesetzter, war ganz aus dem Spiele gelassen, Schmerling indessen durch Dörnberg und Fröbel von den Absichten des Kaisers in Kenntnis gesetzt. So war die Geburt des Planes, einen Fürstentag nach Frankfurt zu berufen, fast noch merkwürdiger, als der Entwurf selbst. Denn der Kaiser, seinen Ministern mißtrauend, trat in die Verhandlungen über das große Unternehmen mit dem Vorsatze ein, sich ihrer erst bei der Ausführung zu bedienen. Biegeleben, durch das Vertrauen des Kaisers geehrt, konnte hoffen, auf diesem Wege zur leitenden Stellung emporzusteigen, auch dem Ehrgeize Dörnbergs eröffnete sich ein weites Gebiet [1]). So kreuzten sich in

[1]) Auf diese Zeit bezieht sich wohl die Stelle in einem späteren Briefe Biegelebens: „Wahr ist auch, und Ihnen darf ich es gestehen, daß es ein-

dem Oesterreich jener Tage Intrigue und Politik auf allen Wegen.

Als die Dinge dem Kaiser reif schienen, wurden Schmerling und Rechberg amtlich um ihre Meinung befragt. Schmerling nun, schon früher eingeweiht, mußte nicht erst gewonnen werden, da er die moralische Eroberung Deutschlands für möglich hielt. Rechberg aber war aufs tiefste verletzt, daß er so spät von den wichtigen Anschlägen erfuhr. Er stemmte sich mit aller Macht gegen das ganze Projekt und führte dagegen wichtige Gründe an, deren stärkster die Aussichtslosigkeit des Gelingens war. Er setzte auseinander, daß der Entwurf auf friedlichem Wege nicht durchzusetzen sei, daß die Aenderung der deutschen Bundesverfassung nur möglich sei mit Zustimmung sämtlicher Staaten. Diese jedoch sei nicht zu erreichen. Wolle man aber die Reform erzwingen, so sei Deutschland in zwei Lager gespalten, der Krieg mit Preußen unausweichlich. Der Kaiser ließ sich aber nicht erschüttern, und so reichte Rechberg seine Entlassung ein. Ihre Annahme wurde vom Kaiser abgelehnt mit der unwilligen Bemerkung, er lasse sich von seinen Ministern nicht den Stuhl vor die Thüre setzen. Der Monarch wünschte Männer verschiedener Anschauung in seinem Rate zu haben, beide Parteien zu hören und sich in jedem Augenblicke die Entscheidung vorzubehalten. Rechberg nun fühlte sich vor allem als Diener des Kaisers; er glaubte verpflichtet zu sein, dem Wunsche des Herrschers zu folgen und teilzunehmen an der Durchführung des Planes, den er in seinen Anfängen bekämpft hatte. Aber er knüpfte eine Bedingung an sein Bleiben: er und nicht Schmerling sollte den Kaiser nach Frankfurt begleiten; er könne nicht Minister der auswärtigen Angelegenheiten bleiben, wenn er bei dieser Veranlassung übergangen werde. Schmerling empfand es mit Recht als eine persönliche Niederlage, daß der Kaiser Rechberg allein und nicht auch ihn zum Begleiter bestimmte. Auch war jedermann erstaunt, daß er nicht in Frank-

zelne Momente gegeben hat — obwohl ich sonst stets darauf bedacht war, ehrgeizige Regungen zu zügeln — in welchen ich gewünscht hätte, an erster Stelle zu wirken, — Sie wissen ja, an welche Momente ich denke." Aus dem Artikel „Biegeleben" in der Allgemeinen deutschen Biographie. Dörnberg wurde in den Grafenstand erhoben.

furt erschien, denn sein Name hatte in Deutschland den besten Klang. Rechberg aber, der ohne ernsten Glauben an einen Erfolg an dem Fürstentage teilnahm, ließ es in der Aktion an Kraft und Wärme fehlen. Schon früher hatte der Kaiser Schmerling öfters zurückgesetzt, denn es mißfiel dem Monarchen, daß der Minister sich allzu selbstbewußt als Bringer der neuen Verfassung feiern ließ: sein Name schien den des Monarchen in den Hintergrund zu drängen. Fröbel erzählt, der Kaiser habe Schmerling den Wunsch, ihn nach Frankfurt begleiten zu dürfen, mit den Worten abgeschlagen: „Wenn ich Sie mitnehme, was bin dann ich!" So wird sich der Kaiser schwerlich geäußert haben; berechtigt aber war die Klage Schmerlings zu Fröbel: „Wo sind bei uns die Kräfte und wo ist der gute Wille, um etwas Großes auszuführen? Es arbeitet ja in Oesterreich einer immer gegen den anderen" [1]). Wochenlang dauerte im Wiener Kabinett das Ringen um den Frankfurter Reformplan. Denn Rechberg machte alle Anstrengungen, das farbige Bild abzutönen, welches Schmerling von den großen Aussichten eines ernst gemeinten Einheitsplanes entwarf. Die nüchterne Einsicht in die Dinge kämpfte mit dem tapferen Mute, der sich die Welt durch starken Willen unterwerfen will. Inzwischen traf der Herzog von Koburg in Wien ein, um die Reform zu fördern. Noch am 11. Juli fand er Schmerling in siegesgewisser Stimmung; er erging sich in stolzen Erinnerungen an seine Reichsministerschaft in Frankfurt und sprach die Hoffnung aus, er werde bald wieder in der alten Reichsstadt erscheinen. Schmerling drang auf kühne Entwürfe; die deutsche Nation sollte ganz für Oesterreich gewonnen werden. Aber bei einem späteren Besuche fand ihn der Herzog niedergeschlagen und bereits mit der Vorahnung erfüllt, daß er zurückgesetzt werde. Auch Erzherzog Rainer, der treu zu Schmerling hielt, sprach an diesem Tage die Befürchtung aus, daß rückschrittliche Tendenzen das Uebergewicht gewännen, so daß man sich nicht viel von dem Werke versprechen dürfe. „Schmerling," so schreibt bald darauf der Vertreter des Herzogs von Koburg an diesen, „macht den Eindruck eines abgearbeiteten, müden Mannes, der sich anmerken

[1]) Fröbel, „Denkwürdigkeiten", S. 241 und 258.

läßt, daß seine Thätigkeit durch heterogene Einflüsse gelähmt ist." Der Kaiser hielt es für angezeigt, zwischen den hochfliegenden Plänen Schmerlings und dem Pessimismus Rechbergs die Mitte zu halten[1]). So gedachte Kaiser Franz Joseph die Fürsten zu gewinnen und doch der Volksstimmung Rechnung zu tragen. Aus den Beratungen ging ein vermittelnder Entwurf hervor. Dieses Wort war das letzte, welches Oesterreich an Deutschland zu richten Gelegenheit hatte. Vergleicht man aber die hier gebotene Verfassung mit der kräftigen Centralgewalt, mit der blutvollen Volksvertretung des allgemeinen Stimmrechtes, wie sie nach 1866 in Deutschland geschaffen wurde, so sieht man, wie wenig Oesterreich der deutschen Nation bieten konnte. Nur der Schatten einer Volksvertretung, die aus den einzelnen Parlamenten gewählt werden sollte, wurde vorgeschlagen; ein Direktorium sollte die Geschäfte des neuen Bundes führen, Oesterreich den Vorsitz behalten. Dürftig waren auch die Befugnisse der Centralgewalt, selbst an der hilflosen Bundeskriegsverfassung sollte wenig geändert werden. Man wollte sich im Beginne mit dem äußeren Rahmen für ein besseres Bild begnügen. Aber es war immerhin ein verheißungsvoller Anfang für einen großdeutschen Bund, und daher der laute Enthusiasmus der Deutschen außerhalb Preußens, weil man Oesterreichs ernste Absicht anerkannte. Selbst manche Anhänger des Nationalvereins, unter ihnen der Herzog von Koburg, ließen sich von der Volksströmung hinreißen und folgten der Führung Oesterreichs[2]).

---

[1]) Der Herzog von Koburg nahm gleichfalls eine Mittelstellung ein. Er urteilte damals: „Von allen Staatsmännern, welche sich in Oesterreich mit den deutschen Fragen beschäftigen, finde ich den Kaiser ganz persönlich als den bei weitem bestunterrichteten, unbefangensten, klarsehendsten. Bei den meisten anderen herrschen Illusionen oder große Unkenntnis der maßgebenden Kreise des deutschen Volkes."

[2]) Treffend ist das Urteil, das Gustav Freytag damals in den „Grenzboten" über Oesterreichs Politik fällte: „Das ganze Verfahren ist nicht frei von einer kecken Waghalsigkeit, welche die Zukunft auf eine unsichere Karte setzt. Wir haben die österreichische Regierung so lange auf vorsichtiger Defensive gesehen, daß zunächst, als plötzlich auf die Ruhe ein kräftiges Angreifen der Gegner folgte, die Kühnheit des Schrittes imponierte. .... Solange das Wiener Kabinett sich darauf beschränkte, sich abwehrend gegen

So wurde der Fürstentag ein wenn auch schnell verrauschender Erfolg dieses Staates. Die Versammlung erhielt ihren Charakter durch das eigenste Auftreten Kaiser Franz Josephs. Es ist überhaupt festzuhalten, daß die äußere und innere Politik Oesterreichs wesentlich von dem Monarchen und nicht, wie man oft annimmt, von seinen Ratgebern gelenkt wird. In den umfassenden Geschäften seines Lebens hat Kaiser Franz Joseph bei allen, die mit ihm verkehrten, den Eindruck hervorgerufen, daß er jede ernste Frage überblicke auf Grund seiner schnellen Auffassung wie des unermüdlichen Fleißes, mit welchem er sich den Staatsangelegenheiten widmet. Die umfassenden Kenntnisse des Kaisers von den Geschäften sind um so bemerkenswerter, als kein Monarch Europas eine gleiche Fülle entlegener Stoffe zu beherrschen hat. Denn sein Reich wird nicht nur von allen Wirren des Erdteiles auf das empfindlichste berührt; er ist zugleich Beherrscher zahlreicher Nationen und Länder, welche über die Gestaltung des Staates nur zu sehr im Streite liegen; schier unübersehbar ist die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse. Stets aber erwies sich der Kaiser der Dinge kundig, in denen er eine Entscheidung zu treffen hatte. Es geschah nicht selten, daß ein Minister überrascht wurde durch die genaue Kenntnis der Akten, die der Kaiser mit überlegener Arbeitskraft beherrschte.

Zahlreich sind die Urteile kundiger Personen aus jener Zeit, welche uns die Persönlichkeit des Kaisers näher bringen. Bismarck schrieb am 25. Januar 1852 aus Ofen, wohin ihn eine Sendung an den Kaiser führte: „Der junge Herrscher dieses Landes hat mir einen sehr angenehmen Eindruck gemacht, zwanzigjähriges Feuer mit der Würde und Besonnenheit reiferen Alters gepaart, ein schönes Auge, besonders wenn er lebhaft wird, und ein gewinnender Ausdruck von Offenheit, namentlich beim Lächeln. Wenn er nicht Kaiser wäre, würde ich ihn für seine Jahre etwas zu ernst finden. Die Ungarn sind begeistert

die halben und vorsichtigen Versuche zu verhalten, solange war es in einer befestigten Stellung der Ueberlegene. Jetzt tritt ein anderes Wesen hervor, eine Hast und Eile, welche nicht verhandeln, sondern fortreißen möchte, eine kecke und übermütige Eroberungslust und ein jugendlich-geräuschvolles Gebaren, wie es in der österreichischen Politik ganz unerhört ist."

von dem nationalen Accent, mit dem er ihre Sprache redet, und von der Eleganz, mit der er reitet." — Dann kam die trübe Zeit des Einflusses des Generaladjutanten Grafen Grünne, des Krimkrieges, des Konkordats und des italienischen Krieges; die unfreundliche Charakteristik des Herrschers und Oesterreichs durch König Wilhelm von Württemberg zeigt, wie sehr der Einfluß des Reiches gesunken war [1]). Der tiefe Eindruck der Niederlage von 1859 spiegelt sich in dem Gespräche, welches Orges, der Redakteur der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", im Februar 1860 im Auftrage des Herzogs von Koburg mit dem Kaiser führen durfte. Orges schilderte ihm die Bewegung der Geister in Deutschland. „Der Kaiser unterbrach mich mehrfach, und stets korrekt den Faden auffassend, sich erkundigend, was die Sympathien in Süddeutschland hervorgerufen und wodurch sie verloren gegangen wären ... Meine Audienz dauerte fünfviertel Stunden und ich habe keine Sekunde mit überflüssigen Redensarten verloren, sondern alles so kurz und entschieden entwickelt, als ich es vermochte. Ein paarmal, wo ich Dinge sagen mußte, die Seiner Majestät sehr unangenehm, fragte ich, ob ich mich frei aussprechen dürfe, der Kaiser sagte jedesmal: ‚Nur zu und ohne Scheu' ... Alles was der Kaiser an positiven Dingen sagte, war sehr deutsch und liberal. Ich weiß nicht, ob Seine Majestät früher ebenso gewesen, aber ich muß doch bemerken, daß das kaiserliche Arbeitszimmer entschieden den Charakter der emsigsten Thätigkeit trug ... Der Mann, dem ich in Wien am meisten vertraue, Freiherr v. Bruck, sagte mir wiederholt, daß man Seiner Majestät alles sagen könne und ich nur frei von der Leber weg sprechen sollte. Das ist jedenfalls nicht gering anzuschlagen." Als Orges bemerkte, daß die Bildung der Parteien nicht mehr zu verhindern sei und daß man mit ihnen regieren müsse, sagte der Kaiser: „Ja, wenn die Parteien sich nur erst gebildet hätten, daß man sie deutlich erkennen kann, aber das ist nicht der Fall, und das Schlimmste, wenn sie schweigen oder andere Ziele verfolgen, als sie sagen" [2]).

[1]) Bismarck berichtet darüber in den Briefen an General v. Gerlach S. 265 ff.

[2]) Die betreffenden Briefe Orges' sind von Ottokar Lorenz mitgeteilt in den von Anton Bettelheim herausgegebenen „Biographischen Blättern"

Ein Gedächtnis von seltener Treue unterstützt den Kaiser in seiner Thätigkeit, es hält Personen und Thatsachen mit gleicher Schärfe fest. Man macht oft die Bemerkung, daß eine starke Aufnahmsfähigkeit Schwanken hervorruft, die Kraft des Entschlusses hemmt. Denn bei jeder wichtigeren Entscheidung wird der Sinn durch ernste Gründe nach verschiedenen Seiten gelenkt. Oesterreich zumal ist ein so verwickelter Organismus, daß auch ein unerschrockener Wille nicht selten bei der Durchführung eines Vorsatzes stockt. Aus der Geschichte des italienischen Krieges und der nächsten Jahre geht deutlich hervor, wie der Kaiser widersprechenden Ratschlägen nicht selten gleichmäßig gerecht werden wollte. Napoleon III. urteilte deshalb, daß es dem Kaiser bei all seinen hervorragenden Eigenschaften an Energie fehle. Dabei legt der Kaiser Wert darauf, wichtige Entscheidungen selbst zu treffen; nur in den parlamentarischen Geschäften des selbständig gewordenen Ungarn läßt er sich ausschließlich von seinen Ministern beraten. Daher in der ersten Hälfte seiner Regierung das Ueberraschende in vielen Maßregeln des Wiener Kabinetts; je nachdem der Einfluß eines Ministers überwog, änderte sich die Politik. Oft trennte sich der Kaiser von einem Würdenträger innerlich gerade in demselben Augenblick, in dem er seinen entscheidenden Rat befolgte. So bedeutete der Frankfurter Fürstentag den Höhepunkt und den beginnenden Verfall des Systems Schmerlings. Ebenso wurde Beusts Entlassung beschlossen, als er gerade den Sturz des slavenfreundlichen Ministeriums Hohenwart durchgesetzt hatte; Graf Andrassy schied mit der Schließung des österreichisch-deutschen Bündnisses, seiner größten That, aus dem Amte. Niemals wollte sich der Kaiser die Leitung der Dinge entwinden lassen; er zog die Männer vor, welche Vollstrecker seines Willens waren. Mitunter wurde der jähe Wechsel von Männern und Systemen durch die Ungeduld über das langsame Reifen eines Planes hervorgerufen. Das überraschte dann diejenigen, die seiner Unterstützung sicher zu sein glaubten; nie waren sie der Stimmungen am Hofe gewiß. Daraus erklärt sich Vieles in

Bd. I, Heft 3. Berlin 1895. Sie sind ein lehrreicher Beitrag zur Kenntnis österreichischer Verhältnisse.

der Vorgeschichte der Kriege von 1859 und 1866. Wer in Oesterreich wirken will, bedarf vieler Geduld, um nicht durch plötzliches Zugreifen die innere Politik noch mehr zu verwirren. Die Jahre nun sänftigten die Hast, welche den Herrscher früher oft weiter führte, als er beabsichtigte. Es war aber stets seine ernste Ueberzeugung, die den Wechsel der Politik herbeiführte; nie entstand ein Zweifel an der Lauterkeit der Absichten des Kaisers. Dabei wirkt ein Charakterzug mit, welcher die staatsmännische Auffassung des Kaisers entscheidend bestimmt: er besitzt ein lebendiges Gefühl für die Strömungen der Zeit, für die daraus hervorgehende Verschiebung der politischen Kräfte. In strengen monarchischen und katholischen Anschauungen erwachsen, lernte er ohne Vorurteil allgemach die liberalen und parlamentarischen Auffassungen kennen und würdigen. Das steigende Ansehen, das Oesterreich in der zweiten Hälfte seiner Regierung genießt, beruht zum guten Teile auf der persönlichen Achtung, welcher sich der Kaiser bei den Fürsten und Völkern erfreut. Ein gewissenhafter Ernst in der Erfüllung der Pflichten und eine milde, menschenfreundliche Gesinnung sind das Dauernde im Wechsel der Ereignisse seiner langen Regierung. Als dann die Reife des Alters und gewissenhafte Selbstzucht die Sprunghaftigkeit der Entschlüsse mäßigte und als seine Regierung in dem einfachen Strome einer reicheren Erfahrung dahinfloß, erhob sich seine Erscheinung zu einer der bedeutsamsten Regentengestalten der Zeit.

Glänzend war der Empfang, der dem Kaiser am 16. August 1863 in Frankfurt wurde, sein Auftreten erweckte den Enthusiasmus des Volkes. Seine Ansprache bei der Eröffnung der Versammlung der Fürsten war schlicht und wirkungsvoll. Der erste Entwurf, den ihm Biegeleben vorlegte, war in getragenem Tone gehalten; allein der Kaiser lehnte ihn ab mit der Begründung: so spreche er doch im Leben nicht und er wolle auch an die Fürsten keine Anrede in so hohem Stile halten. Er leitete die Beratungen so überlegen, als hätte er stets an parlamentarischen Verhandlungen teilgenommen. Ihm zur Seite stand König Johann von Sachsen, tief unterrichtet in politischen wie in geschichtlichen Dingen, ausgerüstet mit der Gabe der Beredsamkeit; er war der Wortführer der Mehrheit, welche zu Oesterreich

stand und zu der auch die übrigen Könige gehörten. Nur eine kleine Minderheit, aus Baden, Weimar, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg und Waldeck bestehend, hielt zu Preußen und erachtete, wenn auch nicht mit voller Bestimmtheit, eine andere Lösung als die eines engeren Bundes mit Ausschluß Oesterreichs für undenkbar. Für sie sprach der Großherzog von Baden, der Schwiegersohn König Wilhelms I., denn sein Minister Roggenbach wankte auch im Tiefstande des preußischen Einflusses nicht in der Treue für Preußen. Mit 24 gegen die übrigen Stimmen ging der österreichische Entwurf mit manchen Aenderungen siegreich aus den Beratungen hervor [1]). Aber dieser Erfolg war nur scheinbar; denn alles mußte doch an der beschlossenen Klausel scheitern: Die Beschlüsse sollten erst bindend sein, wenn Preußen für die neue Verfassung Deutschlands gewonnen sei.

Tief war der erste Eindruck des Ereignisses in Europa. Napoleon III. besorgte eine Zeitlang, daß sich in der Mitte Europas ein mächtiges Oesterreich-Deutschland erhebe, für Frankreichs Ehrgeiz ein unzerbrechlicher Riegel. Als Königin Viktoria unmittelbar darauf mit Kaiser Franz Joseph in Koburg zusammentraf, äußerte sie, sie hätte eine persönliche Bitte auf dem Herzen: die mütterliche Sorge für ihre Kinder, das preußische Kronprinzenpaar, mache es ihr zur Pflicht, sie dem Kaiser zu empfehlen; sie hoffe, daß der Kaiser die Stellung und die Rechte ihrer teueren Kinder in Berlin gewiß nicht beeinträchtigen werde. Der Kaiser war von der Ansprache, die er mit verbindlichen Worten erwiderte, sichtlich überrascht; sie war ein Beweis, wie mächtig sein Ansehen gewachsen war.

Indessen, alles hing von der Zustimmung Preußens ab,

[1]) Der Eindruck des Auftretens Oesterreichs war so stark, daß auf der gleichzeitig tagenden Versammlung von Abgeordneten aus den deutschen Staaten (22. August) auf den Bericht Ludwig Häussers, also eines strammen Preußenfreundes, der Beschluß angenommen wurde: „Die Versammlung erblickt in Oesterreichs Initiative ein erfreuliches Zeugnis der allenthalben siegreichen Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der bestehenden Bundesformen, und ist nicht in der Lage, sich zu Oesterreichs Entwurf lediglich verneinend zu verhalten; sie muß aber insbesondere die Delegiertenvertretung als höchst bedenklich erachten und die Bildung einer von der Nation erwählten Vertretung als unerläßliche Vorbedingung des Gelingens bezeichnen."

und diese blieb aus. Kaiser Franz Joseph hatte den König von Preußen vor dem Fürstentage in Gastein aufgesucht und ihn mündlich zur Reise nach Frankfurt bestimmen wollen; ohne seine endgültige Antwort abzuwarten, wurde ihm dann die schriftliche Einladung zugestellt. Dringender noch warb, von dem Fürstentage abgesendet, König Johann von Sachsen in Baden-Baden um sein Erscheinen. Wilhelm I. hielt es für unmöglich abzulehnen, wo, wie er sagte, dreißig Fürsten einluden und ein König als Kabinettskourier kam. Bismarck aber trat dem entschieden entgegen. In einer aufregenden Unterredung mit dem Könige, in welcher er mit seinem Rücktritte drohte, gelang es ihm, König Wilhelm von jeder Nachgiebigkeit zurückzuhalten. Unbeugsam hielt er den König bei der Politik fest, die er ihm stets angeraten hatte: niemals dürfe sich Preußen am Bundestage majorisieren lassen. So mächtig setzte Bismarck dafür seine Persönlichkeit ein, daß er das Zimmer des Königs in mühsam zurückgehaltener Leidenschaft verließ; er brach darob im Abgehen die Klinke der Thüre los, und noch in seinem Gemache mußte er sich, ein Gefäß zerschmetternd, Luft machen für die mächtige Erschütterung seines Innern. Er siegte, und so zerrann für Oesterreich der äußere Erfolg der Frankfurter Tage. Auf der Ministerkonferenz zu Nürnberg versuchte Rechberg das entweichende Glück festzuhalten. Er trat mit der Forderung hervor, jene Staaten, welche die Reformakte von Frankfurt angenommen hatten, sollten sich auch *ohne* Preußen zu einem festeren Bunde vereinigen. Dann wäre Preußen außerhalb des geeinigten Deutschlands geblieben. Dieser Plan scheiterte nicht bloß an seiner innern Unmöglichkeit; die deutschen Höfe hätten sich auch nimmermehr freiwillig dem Hause Habsburg untergeordnet. Gerade darin, daß zwei Großmächte im Bunde saßen, gerade in deren Eifersucht sahen sie die Bürgschaft ihrer Souveränität: „Will uns denn Oesterreich kaput machen?“ hatte schon König Georg V. von Hannover in Frankfurt gefragt. Sonach lehnten die Minister der Mittelstaaten das Verlangen Oesterreichs ab. So sah Rechberg, wie er es vorausgesagt hatte, und vielleicht nicht ohne innere Befriedigung die Entwürfe Schmerlings scheitern. Der Beweis für die Richtigkeit seiner Anschauung, daß Deutschland nur zu regieren sei im friedlichen Vereine Oesterreichs

und Preußens, war hergestellt; sonst müsse man das Schwert zum Richter zwischen beiden Staaten aufrufen. Aus dieser Ueberzeugung heraus sagte Rechberg zu einem der deutschen Minister in Nürnberg: „Wenn ihr es so haben wollt, mit Preußen können wir uns auch verständigen!“ [1])

So wenig wertvoll war die moralische Autorität, welche Oesterreich in Deutschland übte. Oesterreich war eben der Erbe jener römischen Kaiser deutscher Nation, die nach mittelalterlichem Staatsrechte wohl die Weltherrschaft verwalteten, denen aber jeder wehrhafte Reichsfürst Trotz bieten konnte. Der Einfluß Oesterreichs beruhte lediglich auf Herkommen und Ueberlieferung, und diese Kräfte versagen in rauheren Zusammenstößen leicht den Dienst; sie erhalten erst Wert, wenn sie durch wirkliche Machtmittel unterstützt werden. Dennoch kam Bismarck nicht ganz aus dem Herzen das Wort: die österreichischen Minister hätten in Frankfurt nur durchgesetzt, daß ihr Kaiser von „weißgekleideten Fürsten“ empfangen wurde. Bismarck empfand, daß auch in seinem Könige die Achtung vor dem bestehenden Reichszustande nicht zu erschüttern war. Der Kronprinz von Preußen bezeichnete sogar das Fernbleiben des Königs von Frankfurt als Fehler: Preußen hätte durch seine Teilnahme seinen guten Willen zur deutschen Einigung bekunden sollen. Auf Schritt und Tritt bekämpfte der Kronprinz den leitenden Minister, der zugleich den Kampf gegen Oesterreich und das preußische Abgeordnetenhaus durchzufechten hatte. Was sich damals in dem gewaltig zürnenden Manne an Bitterkeit gegen das Haus des Kronprinzen ansammelte, sollte der künftige Kaiser Friedrich III. im Leben wie im Tode erfahren. Nur *einer* war es, der, wenn auch zögernd, seinem Willen den Arm bot, aber dieser eine war der König.

So überstand Bismarck den trüben Anfang. Anders als der König blickte er kalt durch den Schleier, welcher durch die Scheu vor dem Herkommen über die Zukunft Deutschlands gebreitet war; in Worten, vor denen sich seine Zeitgenossen zuerst entsetzten, wies er auf den Kern politischer Größe, auf Waffen und Bündnisse hin; „Blut und Eisen“ betrachtete er als die Bindemittel der uneinigen Stämme Deutschlands. Nicht daß

[1]) Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten“, I, S. 336.

er die herrschenden Ideen seiner Zeit in ihrer Wirksamkeit gering schätzte. Er nahm sie vielmehr beweglichen Geistes in sich auf und setzte durch das rastlose Spiel mit ihnen seine Zeitgenossen immer aufs neue in Staunen. Die Parteien fühlten sich von ihm abwechselnd angezogen und verletzt, stets aber in Atem gehalten. Seine Empfänglichkeit für moderne Ideen, die durch kein Vorurteil gehemmt wurde, war unerschöpflich; sie wurde noch überboten durch die Freiheit, mit der er sich über sie hinwegsetzte. So beunruhigte und verwirrte er zuerst die Geister. Mit der Selbstsucht des Genies schritt er rücksichtslos über diejenigen hinweg, die seinem Fluge nicht folgen mochten. Die Angriffe seiner Gegner richteten sich insbesondere gegen den steten Wechsel in der Wahl seiner Mittel; der Reihe nach benützte er alle Parteien, alle europäischen Staaten, um durch sie die Größe des Reiches zu begründen. Napoleon III., Rußland, Oesterreich waren zeitweise die Förderer seiner Pläne oder seine Gegner. Der Reihe nach warfen ihm alle Parteien in Deutschland Unzuverlässigkeit vor. Aber mit den Jahren erkannte man überall in Europa an, daß seine äußere Politik ein Werk hoher Staatsklugheit war. Im Innern des Reiches grollten noch lange die Ueberwundenen, die dann ob seines Falles in Frohlocken ausbrachen. Eine künftige Zeit aber wird es nicht so tragisch nehmen, daß er die Parteien benutzte und zerrieb; über solche Vergehen urteilt die Weltgeschichte ähnlich wie jene englischen Richter, welche die Scheinstrafe eines einzigen Pfennigs aussprechen. Das Fraktionswesen der Zeit ist schon in den Augen einer nahen Zukunft ein unwichtiges Ding; die Thaten, nicht Parteitreue eines Mannes bestimmen das Urteil der Nachwelt. Parteien hegen gegen ihre früheren Freunde den Groll einer verlassenen Geliebten, daher ihre Bitterkeit. Sie zürnten Bismarck deshalb so sehr, weil er jeden neuen Gegner mit leidenschaftlicher Gewalt bekämpfte. Er war ein „guter Hasser" und zertrat manchen Feind, den er niedergeworfen hatte; selbst aus unbedeutenden Anlässen brach er in Hohn und Zorn aus gegen seine Gegner. Dies gilt für seine drei inneren Kriege: zuerst gegen die Fortschrittspartei, dann gegen die Klerikalen, zuletzt gegen die Sozialisten. Doch vor dem Starken gewann er Achtung und deshalb lenkte er später ein, um sich zuerst mit einem

Teile der Liberalen, dann mit den Klerikalen zu versöhnen. Seine Leidenschaft glich den Hunden, welche sich am Blute des Wildes sättigen, aber sich aus dem Ungestüm der Jagd stets von ihrem Herrn zurückrufen lassen. Wie er dann mit seinem von beleidigtem Stolze erglühenden Herzen in die Einsamkeit von Friedrichsruh einkehrte, konnte nur einen unedlen Sinn zum Hohne reizen. Die Klage ist gegen ihn erhoben worden, daß der Geist der Humanität durch sein Wirken zurückgedrängt wurde, daß er die Grenzlinien zwischen den Staaten vertiefte, den Nationalhaß verschärfte, daß sich die Wertschätzung der Freiheit durch ihn verringerte. Als Bismarck den Geist der deutschen Nation zu beherrschen begann, verblaßte das Bild Schillers, ihres früheren Lieblings, in ihrem Herzen. Dagegen ist zu sagen, daß die Deutschen seiner Zeit in Sentimentalität und Phrasen zu zerfließen drohten; er riß sie aus ihren Träumen und erhob sie zu einem mächtigen Volke. In der That, das Bild der Welt ist seit ihm herber, männlicher geworden. Die übrigen Nationen mögen ihm das vorwerfen; die Deutschen, denen er ein einiges Vaterland schneller gab, als sie hoffen konnten, sind ihm zu Dank verpflichtet.

Nicht lange wirkte der Haß nach, den Bismarck durch den Krieg von 1866 in Oesterreich erregte. Denn er führte gegen dieses Reich nach dem Siege nicht das Messer des Schlächters, sondern des Chirurgen, der die gesunden Teile rettet, indem er die kranken loslöst. Vor der friedlichen Größe der Entwürfe, die er bald darauf im innigen Bunde mit Oesterreich durchführte, wich zuletzt der anfängliche Groll der österreichischen Patrioten wider sein Werk. Wie er vor 1866 zuerst Rußlands Freundschaft gewann, Napoleon III. in seine Pläne einweihte, sodann das Netz zuzog, in das sich die Politik Oesterreichs verirrte, soll im folgenden dargestellt werden. Nach dem Kriege verstand es der Zauberer, den schwer gekränkten Kaiser Franz Joseph davon zu überzeugen, daß er mitten in den Vorbereitungen des Kampfes gegen Oesterreich nie den Gedanken aus den Augen verloren habe, nach beendigtem Kriege den alten Bund zwischen den beiden Staaten wieder aufzurichten. Er, der früher als der Erzfeind Oesterreichs galt, ward damit der Begründer des neuen Bündnisses. Und so ehrte man ihn, der lange als der Begründer

einer eigensüchtigen, auf Täuschung berechneten Politik angesehen wurde, als die Stütze des europäischen Friedens. Er galt eben stets als das, was er gelten wollte. So konnte es geschehen, daß eine spätere Geschichtsschreibung sogar den Versuch machte, seine Politik zwischen 1861 und 1866 als eine friedsame hinzustellen: Preußen sei trotz der Zurückhaltung Bismarcks von Oesterreich angegriffen worden. Aber gewinnt sein Bild wirklich dadurch an Ausdruck, wenn man einen philiströsen Zug hineinzeichnet? Es wird durch die geschichtliche Wahrheit keinen Abbruch erfahren.

III. Buch.

Eroberung Schleswig-Holsteins. Bismarck und Rechberg.

Endlich erlahmte das Mißgeschick, welches Bismarck bisher verfolgt hatte. Am 15. November 1863 starb König Friedrich VII. von Dänemark, der letzte seines Stammes; und zweifelhaft war, wer jetzt Herr von Schleswig-Holstein werden solle. Bisher hatte sich bloß der Mut Bismarcks, Widerwärtigkeiten zu trotzen, erproben können; Raum war jetzt auch zu schöpferischem Eingreifen in das Geschick Deutschlands.

Die Erhebung der Herzogtümer gegen Dänemark im Jahre 1849 war mißlungen; Preußen und Oesterreich, jeder Volksbewegung feind, wetteiferten damals, die Lande zu entwaffnen und der dänischen Herrschaft zurückzugeben. Das Londoner Protokoll, welches von allen Großmächten und von Dänemark unterzeichnet und verbürgt war, bestätigte den Besitz Dänemarks an den Herzogtümern, verbriefte die Unteilbarkeit der dänischen Monarchie. Doch übernahm Dänemark die Verpflichtung, die staatsrechtliche Selbständigkeit der Lande zu achten, die nationalen Rechte der Deutschen nicht anzutasten. Und dies sowohl in Holstein, das zum Deutschen Bunde gehörte, wie auch in Schleswig, das von Holstein nie getrennt werden sollte. Um auch für die Zukunft die Unteilbarkeit des dänischen Staates zu sichern, wurde Herzog Christian von Augustenburg, welcher alte, mehrfach begründete, doch auch angezweifelte Erbrechte auf Schleswig-Holstein erhob, bestimmt, gegen Zahlung von 2½ Millionen

Thalern auf alle Ansprüche zu verzichten. So schien der Zwist beigelegt. Aber in den Verträgen bestanden große Lücken. Wohl hatte der Augustenburger Verzicht geleistet; aber seine Söhne waren dem nicht beigetreten. Ebensowenig hatte der Deutsche Bund dem Vertrage zugestimmt.

Am wichtigsten aber war, daß die Dänen gar nicht daran dachten, die Bedingungen zu erfüllen, unter denen die Rückgabe der Herzogtümer vollzogen wurde. Denn in Dänemark hatte die eiderdänische Partei die Oberhand; diese leugnete jedes deutsche Recht auf Schleswig, weil es nicht zum Deutschen Bunde gehörte, und betrieb leidenschaftlich den Erlaß einer Verfassung, welche dieses Herzogtum dem übrigen Staate einverleiben sollte; Holstein mochte eine gesonderte Verwaltung behalten. So wurde in der 1863 beschlossenen Gesamtverfassung Dänemarks verfügt. Vergebens war der langjährige Einspruch des Deutschen Bundes und der beiden deutschen Großmächte, trotzig beharrten die Dänen auf ihrem Vorsatze. Da endlich raffte sich der Bund auf und beschloß, Exekution gegen das unbotmäßige Königreich zu führen. Aber nur auf Holstein erstreckte sich die Rechtshoheit des Bundes; es sollte von deutschen Truppen besetzt werden. Das waren die Wirren, unter denen Friedrich VII. von Dänemark kinderlos starb. Christian IX., aus einer Seitenlinie des königlichen Hauses stammend, zögerte, den Krieg auf sein Land herabzubeschwören; aber Minister Hall wies auf die das königliche Schloß drohend umringenden Volksscharen hin und erklärte, er könne sonst für Thron und Leben des Herrschers nicht bürgen. So fügte sich der König unter schweren inneren Bedenken [1]).

Darauf brach der Sturm in Deutschland los. Unerträglich schien der Nation solche Herausforderung. In diesen Stimmungen erhob Herzog Friedrich von Augustenburg Anspruch auf den Besitz von Schleswig-Holstein; nur sein Vater, nicht er habe auf seines Hauses alte Rechte verzichtet. Wohl lebte dieser Vater noch und es war ungehörig, daß dieser jetzt zu Gunsten

[1]) Abweichend von Sybel erzählt diese und andere Ereignisse das Werk von Jansen und Samwer, Schleswig-Holsteins Befreiung, Wiesbaden 1897, S. 101 ff.

seines Sohnes von Erbrechten zurücktrat, die er sich hatte abkaufen lassen. Sein Sohn aber berief sich darauf, daß er den Handel nie anerkannt, vor Jahren schon dagegen Einspruch erhoben hatte. Dabei hatte man in Schleswig-Holstein unter dem dänischen Drucke stets auf das Aussterben der Hauptlinie des Königshauses gehofft, um sich dann in dem Augustenburger einen eigenen Herzog zu setzen. Leidenschaftlich ergriffen die Deutschen aller Stämme Partei für den Herzog, der sich willig von der aufschäumenden Volksbewegung tragen ließ. Nicht bloß das Volk, auch die meisten Fürsten Deutschlands traten ihm bei. Der Großherzog von Baden bevollmächtigte seinen Gesandten zu Frankfurt, die Vertretung des neuen Herzogs am Bunde zu übernehmen; der Kronprinz von Preußen stellte sich der Verfechtung seiner Ansprüche zur Verfügung; das preußische Abgeordnetenhaus erklärte am 2. Dezember mit 261 gegen 63 Stimmen, daß die Ehre und das Interesse Deutschlands die Anerkennung des Herzogs Friedrich verlangten.

Alles hing nun von den beiden deutschen Großmächten ab, die doch allein mächtig genug waren, um dem Willen Deutschlands Geltung zu verschaffen. Sie aber waren durch den Londoner Vertrag, den sie verbürgt hatten, gebunden. Sie hatten die Unteilbarkeit der dänischen Monarchie auch für den Fall des Aussterbens der Gottorper anerkannt. Sie waren nicht bloß Glieder des Deutschen Bundes, sondern auch Teilnehmer an der europäischen Staatengemeinschaft, und dieser gegenüber waren sie durch das Londoner Protokoll verpflichtet. Insbesondere die konservative Politik Oesterreichs verbot an sich die Lossagung von einem der Verträge, auf denen das europäische Recht, also auch seine Stellung in Deutschland und Italien beruhte. Wohl war das neue Recht der Nationalitäten mit dem Anspruche aufgetreten, besser zu sein als das Vertragsrecht, und es gebot auch die Befreiung der Herzogtümer von Dänemark. Konnte aber Oesterreich sich zum Vollstrecker dieses Dogmas anbieten, ohne mit seiner inneren Politik in die schwersten Widersprüche zu geraten? Als daher der Wiener Gemeinderat am 7. Dezember den Kaiser bat, für die Deutschen Schleswig-Holsteins einzutreten, wurde er sehr ungnädig auf seine näheren Pflichten, die Verwaltung der Stadt, hingewiesen.

Der preußische Ministerpräsident war entschlossen, die verworrene Sachlage zu Gunsten seines Staates zu nützen. Es war für ihn eine Erlösung, daß sich die Blicke des Volkes von dem Konflikt im Innern auf eine Angelegenheit nationalen Interesses richteten. Innerlich stand in ihm vom Tage seines Eintrittes in die Regierung der Vorsatz fest, durch einen Waffengang in Schleswig-Holstein einen Teil der deutschen Wirren zu lösen. Noch lebte Friedrich VII., als Bismarck am 22. Dezember 1862 den Satz niederschrieb: „Die dänische Frage kann nur durch Krieg auf eine für uns günstige Weise gelöst werden; der Anlaß zum Kriege läßt sich in jedem Augenblicke finden, in welchem unsere Stellung zu den Großmächten eine günstige für die Kriegführung ist.“ Auch war die Verletzung des Londoner Vertrages durch die Dänen Grund genug, um sie mit den Waffen zur Achtung der deutschen Rechte in den Herzogtümern zu zwingen. Ob damit auch die große deutsche Frage aufgerollt werde, konnte Bismarck nicht voraus berechnen, er schreckte aber auch nicht einen Augenblick davor zurück. Der Gedanke lag ihm ferne, gegen Dänemark lediglich nur idealer Zwecke willen zu Felde zu ziehen. Machtzuwachs für Preußen war sein Ziel, am besten durch direkte Einverleibung der Herzogtümer.

So wurden die Erbansprüche des Augustenburgers von dem preußischen Kabinette aufs schroffste abgewiesen. Und dies aus zwei Gründen. Vorerst wollte Bismarck nicht von vornherein gegen die europäischen Mächte in Gegensatz treten, welche den Londoner Vertrag unterzeichnet hatten. Sodann gebot das Interesse Preußens, sich nicht für irgend einen Thronanwärter zu verpflichten, falls Schleswig-Holstein für Preußen selbst erobert werden konnte. Auch sollte dieser Feldzug ein Mittel sein, um die mächtige liberale Bewegung in Deutschland, die zur Parlamentsherrschaft drängte, einzudämmen. Durch den Krieg sollte die erschütterte monarchische Autorität befestigt und das preußische Königtum zur Entfaltung einer Politik in großem Stile befähigt werden. Von all diesen Dingen konnte aber der öffentlichen Meinung jetzt nur etwas Unzureichendes mitgeteilt werden. Offiziell hieß es: Preußen rüste nur, um Dänemark zur Anerkennung des Londoner Vertrages zu zwingen.

Der aber bedeutete die Herrschaft des Dänenkönigs in Schleswig-Holstein, wenn auch unter Wahrung der staatsrechtlichen Selbständigkeit der Herzogtümer. Von einem Ende Deutschlands zum anderen tönte ein Schrei der Entrüstung. Man konnte nicht begreifen, daß sich eine deutsche Großmacht mit der Personalunion der Herzogtümer mit Dänemark begnügen könne, während es doch möglich sei, Schleswig-Holstein vollständig zu befreien. Abermals, so klagte man, entfliehe ein großer Augenblick; wertlos seien die Versprechungen der Dänen; Verrat sei es, ihnen den Bruderstamm auszuliefern.

Oesterreich konnte nicht ferne bleiben, da ein gemeindeutsches Interesse in Frage stand. Kaiser Franz Joseph fühlte sich als der erste unter Deutschlands Fürsten; für Schleswig-Holsteins Recht einzutreten war also seine natürliche Aufgabe. Das gab er ausdrucksvoll zu erkennen: als der neue Dänenkönig durch den Admiral Irminger in Wien seine Thronbesteigung in aller Form anzeigen ließ, wurde ihm der Empfang beim Kaiser verweigert. Wohl wurde Christian IX. als Erbe sowohl Dänemarks wie Schleswig-Holsteins anerkannt; kraft des Londoner Vertrags aber wurde von ihm verlangt, er solle den Herzogtümern eine selbständige Verfassung geben. Darüber hinauszugehen hielt Graf Rechberg für äußerst gefährlich; ihm war es wirklich ernst damit, den Verträgen Achtung zu verschaffen. Ihm als konservativem Politiker stand die Vollstreckung eines nationalen Rechtes in zweiter Linie. Unwillig nahm es der Wiener Hof auf, daß sich die deutschen Fürsten von der Volksströmung fortreißen ließen und am Bundestage für die volle Befreiung der Herzogtümer stimmten. Die Erbrechte des Augustenburgers hielt Rechberg für abgethan. Als der Herzog eine seiner harmlosen Proklamationen an den Präsidenten des österreichischen Abgeordnetenhauses schickte, ging ein Ungewitter über seinen Abgesandten in Wien nieder; diese Wühlerei, das waren die Worte Rechbergs, könne nicht geduldet werden.

So traf die österreichische mit der preußischen Politik nach vieljährigem Gegensatze an einem Punkte zusammen. Scheinbar verfolgten die beiden Kabinette dasselbe Ziel. Aber Rechberg täuschte sich in der Hauptsache: denn er wollte nur den Trotz der Dänen brechen und er erhoffte die allseitige Anerkennung

des Londoner Vertrages als Schlußakt des politischen Dramas, Bismarck aber sah in dem gemeinsamen Kriege erst den Beginn eines großen Spieles. Rechberg nahm es als günstige Wendung, daß sich Oesterreich und Preußen nach langem Hader zu einer gemeinsamen Unternehmung zusammenfanden. Kaiser Franz Joseph war von seiner fruchtlosen Frankfurter Fahrt enttäuscht heimgekehrt. Die Undurchführbarkeit der deutschen Reichspolitik Schmerlings schien ihm erwiesen. Schmerling sah sich zurückgedrängt und er wollte sich auch nicht einer Politik entgegenstemmen, welche auf den europäischen Verträgen beruhte. Nur riet er, den Herzog von Augustenburg nicht ganz von der Hand zu weisen. Er wünschte zudem, daß sich Oesterreich nicht von den deutschen Mittelstaaten trenne. Rechberg aber hegte eine ehrliche Geringschätzung gegen sie und brachte es zu Wege, daß der Rat seines Nebenbuhlers in den deutschen Angelegenheiten kaum mehr gehört wurde.

So kehrten für Bismarck nach längerem Kreislaufe wieder jene Aussichten zurück, mit denen er sich zu Beginne seiner Laufbahn beschäftigt hatte: Zusammenwirken mit Oesterreich, wenn auch nur zeitweilig, war wieder möglich. Bismarck hatte keine Ader vom Doktrinär in sich, rasch entschlossen hob er den Gewinn vom Boden auf. Er sagte sich, daß ein glücklicher Ausgang des diplomatischen Feldzuges wider die außerdeutschen Mächte, welche Schleswig-Holstein Deutschland mißgönnten, nur dann verbürgt war, wenn Preußen und Oesterreich zusammenhielten. „Wir haben es," so äußerte er sich, „im Jahre 1849 erlebt, daß es übel ist, einer gegen vier zu stehen. Zwei gegen drei ist ein besseres Verhältnis." Mit einem Rucke war Preußen aus seiner isolierten Stellung herausgehoben. Jeder Tag hat seine Sorgen, und wie sich nach dem Gewinne der Herzogtümer die Dinge wenden würden, mußte sich später zeigen. Wenn die Lande dann von Oesterreich gutwillig an Preußen überlassen wurden — um so besser. Herr v. Bismarck war von nun an ganz Liebenswürdigkeit und Offenheit gegen Oesterreich und seine Lenker, seine Verbindungen mit den ungarischen Emigranten hörten jetzt für mehr als zwei Jahre auf. Er wußte den Grafen Karolyi, Oesterreichs Botschafter in Berlin, ganz für sich einzunehmen. Dem Kaiser Franz Joseph war er stets sympathisch

wegen seines Kampfes für die Kronrechte gegen ein anspruchsvolles Parlament, der Herrscher drückte somit persönlich seine Befriedigung über die neueste Wendung der gesamt-deutschen Politik aus. In Wien wie in Berlin arbeitete Bismarck wirkungsvoll mit dem Hinweise auf die Gefahren, welche von der mächtig auflodernden deutschen Volksbewegung, oder — wie man sich in konservativen Kreisen ausdrückte — von der europäischen Revolution drohten. Dieser Gefahr durch eine starke äußere Politik entgegenzutreten, war die Vorstellung, mit welcher er auf König Wilhelm wie auf Kaiser Franz Joseph einen tiefen Eindruck machte. Er selbst war, wie seine Briefe und Berichte aus der Zeit nach dem Krimkriege beweisen, längst mit sich einig, daß er je nach Notwendigkeit Politik machen müsse im Kampfe gegen die Volksmeinung oder im Bunde mit Gewalten, die ihren Ursprung der Revolution verdankten. Jetzt dienten ihm die Schreckbilder einer neuen Volkserhebung als Mittel, um das Wiener Kabinett von den liberalen Mittelstaaten zu trennen. Fürst Schwarzenberg hatte die deutschen Fürsten um Oesterreich geschaart, Bismarck trieb einen Keil zwischen beide.

Bismarck war von vornherein entschlossen, an dem Londoner Abkommen nur so lange festzuhalten, bis infolge der Hartnäckigkeit der Dänen der erste Flintenschuß fiel. Den Vertrag wollte er achten, die Großmächte nicht verletzen. Aber nach Völkerrecht löst der Krieg die früheren Verträge der kämpfenden Staaten; und wenn die Dänen so thöricht waren, Preußen durch einen bewaffneten Widerstand ins Messer zu laufen, so war Schleswig-Holstein dann das Gut des Eroberers. Die Herzogtümer gelangten nach ihrer Besitzergreifung durch die beiden Verbündeten ihrer Lage nach in den Machtbereich Preußens; was das Schwert gewonnen, konnte diesem Staate nur durch das Schwert entrissen werden. Als man nach dem Kriege von 1866 Bismarck vorwarf, er sei anfangs selbst für den Londoner Vertrag eingestanden, er habe also die spätere glückliche Wendung gar nicht ins Auge gefaßt, erwiderte er im preußischen Landtage (20. Dezember 1866), er habe niemals für die Belassung Schleswig-Holsteins bei Dänemark geschwärmt. „Ich habe," so sagte er, „stets an der Klimax festgehalten, daß

die Personalunion mit Dänemark besser war als das, was existierte, daß ein selbständiger Fürst besser war als die Personalunion, und daß die Vereinigung mit Preußen besser war als ein selbständiger Fürst." Beifall unterbrach ihn nach diesen Worten. Dann fuhr er fort: „Welches davon das Erreichbare war, das konnten allein die Ereignisse lehren. Wäre Personalunion das Maximum des Erreichbaren gewesen, so hätte ich mich vorderhand und bei der damaligen Lage der Dinge im Interesse Deutschlands nicht berechtigt und berufen gefühlt, diese Abschlagszahlung zurückzuweisen."

Der Vorwurf der Opposition, daß Bismarck von seinen eigenen Erfolgen überrascht worden sei, war um so ungerechter, da er gleich zu Beginn des Kampfes gegen Dänemark mit König Wilhelm in Gegensatz geriet, weil er mit aller Schroffheit die Eroberung Schleswig-Holsteins für Preußen und nur für dieses verfocht. Der König aber hielt solche kühne Politik für allzu gefährlich und war damals noch den Ansprüchen des Herzogs von Augustenburg freundlich zugeneigt. Er schwankte aber so sehr in seinen Wünschen und Zielen, daß er zu dem Abgesandten des Herzogs von Augustenburg, Samwer, am 17. Januar gütige Worte sprach, die seinen Ansprüchen günstig waren; am Tage darauf jedoch setzte Bismarck es durch, daß eine schriftliche Antwort an den Herzog selbst ausgefertigt wurde, in der sich der König ziemlich schroff gegen dessen Politik aussprach. So wußte Bismarck seinen Herrscher zuletzt doch, wenn auch mit Mühe, bei seiner Politik festzuhalten.

Allerdings wollte sich das Wiener Kabinett gegen spätere Ueberraschungen schützen; ein Ministerrat, welcher am 10. Januar 1864 unter dem Vorsitze des Kaisers stattfand, beriet die Bedingungen des neuen Bundes mit Preußen. Die folgenschwere Frage, was nach dem Kriege mit den Herzogtümern zu geschehen habe, wurde erwogen. Man legte Preußen einen Vertragsentwurf vor, welcher feststellte, daß die Lande nach ihrer Eroberung nur dann ganz von Dänemark getrennt werden sollten, wenn beide deutsche Großmächte dem beistimmten. Mit Annahme dieses Vorschlages wäre Preußen der Auffassung Rechbergs beigetreten: die Personalunion des selbständigen schleswig-holsteinischen Staates mit Dänemark blieb der feste

Pol. Solcher Ausgang des Kampfes wäre für Deutschland nicht gerade ehrenvoll gewesen, aber zwischen Oesterreich und Preußen hätte kein Kampf um die Beute entstehen können. Bismarck ging jedoch auf diese Lösung nicht ein. Das deutsche Nationalgefühl wie das preußische Interesse heischten die Trennung der Herzogtümer von Dänemark; der Vertrag mit Oesterreich sollte einen solchen Ausgang wenigstens nicht unmöglich machen. Deshalb schlug Bismarck dem Wiener Kabinett eine andere Fassung vor. Es sollte von den beiden Mächten vorher gar nichts über die Zukunft der Herzogtümer festgestellt werden, freie Bahn sei jeder Lösung offen zu halten. Oesterreich und Preußen sagten sich lediglich zu, daß nach der Eroberung der Herzogtümer von ihnen in friedlichem Vereine über deren Schicksal entschieden werden solle [1]).

Das Wiener Kabinett war sich schon damals bewußt, daß dieser Vorschlag für Oesterreich sehr bedenklich war; denn durch diese offene Thüre konnte später der Krieg eintreten. Wohl stand es Oesterreich auf Grund eines solchen Vertrages später frei, Einspruch zu erheben gegen die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen; aber es konnte seinen Genossen auch nicht zur Annahme einer ihm erwünschten Lösung zwingen. Bismarck entfaltete alle Künste seiner Diplomatie, um Oesterreich zur Annahme seines Vorschlages zu bewegen. Graf Rechberg hat sich später über die Gründe ausgesprochen, durch welche er sich bestimmen ließ, das verhängnisvolle Jawort zu sagen. Bismarck sprach nämlich die Drohung aus, Preußen werde allein gegen Dänemark ziehen und so die Herzogtümer erlösen; es werde sich dann nicht weiter um den Einspruch Oesterreichs kümmern. So konnte Oesterreich in den Augen der deutschen Nation schach und matt gesetzt werden. Nun stand wohl Oesterreich der Gegenzug frei: es konnte Preußen noch immer überbieten, es konnte sich von dem Londoner Vertrage lossagen, sich an die Spitze der Mittelstaaten stellen und, getragen von der

[1]) Die Verhandlungen Oesterreichs und Preußens über die schleswig-holsteinische Frage sind erst aus den preußischen Staatsarchiven durch Sybel genauer bekannt geworden. Sein Werk ist die Hauptquelle für diese diplomatischen Vorgänge.

öffentlichen Meinung Deutschlands, die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg in Schleswig-Holstein betreiben. Fürst Schwarzenberg wäre der Mann gewesen, um dieses Aeußerste zu wagen, Graf Rechberg aber scheute davor zurück. Da er Preußen aber nicht die Ehre gönnen wollte, Schleswig-Holstein allein zu befreien, so ließ er sich auf das gemeinsame Unternehmen ein. Immer lag etwas Kleinmut in der Politik Rechbergs, zur Zeit des Fürstentages wie jetzt; er besaß den richtigen Einblick in die Dinge, aber er ließ sich zuletzt immer aus seiner Bahn werfen. Bei all diesen Bedenken riß Bismarck das zögernde Wiener Kabinett mit sich fort, es zeigte sich die Macht eines klaren Willens über den schwankenden.

So entschloß sich das Wiener Kabinett zur Annahme des preußischen Bundesentwurfes. Der gemeinsame Feldzug gegen Dänemark wurde am 16. Januar 1864 vereinbart [1]). Schmerling, der sich schon damals, ohne daß es öffentlich bekannt war, beiseite geschoben sah, versuchte keinen Einspruch. In einem späteren Zeitpunkte, hart vor dem Ausbruche des Krieges von 1866, fühlte er das Bedürfnis, sich von dem Vorwurfe zu reinigen, daß unter seiner Mithilfe der unglückliche Weg nach Schleswig-Holstein eingeschlagen wurde. Er ließ durch ein Wiener Blatt mitteilen, daß er bei dem Abkommen mit Preußen nicht zu Rate gezogen worden sei. Gerade damals habe er sich zum Besuche seiner Tochter in Venedig befunden, der Abschluß erfolgte zufällig oder absichtlich in seiner Abwesenheit. Doch ließ er sich die jähe Umkehr der äußeren Politik einstweilen gefallen, weil er hoffte, in den inneren Kämpfen und bei der Aufrichtung des Einheitsstaates nicht gestört zu werden. Er mußte

---

[1]) Ueber die Zukunft der Herzogtümer wurde demgemäß im Artikel V des Vertrages folgendes bestimmt:

„Für den Fall, daß es zu Feindseligkeiten in Schleswig-Holstein käme, und also die zwischen den deutschen Mächten und Dänemark bestehenden Vertragsverhältnisse hinfällig würden, behalten die Höfe von Oesterreich und Preußen sich vor, die künftigen Verhältnisse der Herzogtümer nur in gegenseitigem Einverständnis festzustellen. Zur Erzielung dieses Einverständnisses werden sie eintretendenfalls die sachgemäßen weiteren Abreden treffen. Sie werden jedenfalls die Frage der Erbfolge nicht anders als in gemeinsamem Einverständnisse entscheiden."

als leitender Minister die Verantwortlichkeit für das Geschehene tragen helfen. Die öffentliche Meinung in Oesterreich verwarf damals nahezu einmütig die Lossagung von dem deutschen Bunde, die Intimität mit Preußen, den Zug nach Schleswig-Holstein. Sie forderte in der Presse und in der Volksvertretung, Oesterreich solle sich der Entscheidung des Bundestages anschließen, der Vollstrecker seines Programmes sein.

Als der österreichische Reichsrat in der Debatte vom 28. bis 30. Januar 1864 den Feldzug gegen Dänemark im Bunde mit Preußen beriet, wurde Rechbergs Politik aufs heftigste angegriffen. Vergebens wies der Minister auf die Gefahr hin, welche Oesterreich laufe, wenn es dem Bundestage zuliebe, der doch nur über Holstein und nicht über Schleswig verfügen könne, den Londoner Vertrag zerreiße und alle übrigen Großmächte Europas gegen sich vereinige. Nahezu alle Redner tadelten es, daß das konstitutionelle Oesterreich sich mit jenem Preußen verbinde, dessen Minister die Verfassung seines Landes gebrochen und die Abneigung der Nation auf sich geladen habe. Schmerling, der im Reichsrate geachtetste Minister, mußte in die Bresche treten für eine Politik, die ihm eigentlich aufgenötigt war. Er schlug sympathische Töne an, als er sich dafür verbürgte, der Bund mit Preußen werde auf die inneren Zustände Oesterreichs nicht zurückwirken. Gegenüber den ausgesprochenen Befürchtungen hob er — nicht eben freundlich für Bismarck — hervor, daß „dieser Herr" mit den preußischen Verhältnissen zu viel zu thun habe, um sich in die innere Entwickelung Oesterreichs zu mischen. Loyal vertrat er in Unterstützung Rechbergs die Notwendigkeit, das Völkerrecht zu achten. Doch befand er sich nicht in Uebereinstimmung mit seinem Amtsgenossen, als er versicherte, Oesterreich werde baldigst das gute Einvernehmen mit dem Bunde wiederherstellen und zur Politik der Bundesreform zurückkehren. Die parlamentarische Opposition ließ sich durch die Reden Schmerlings, Rechbergs und Biegelebens nicht in ihrer Haltung beirren. Kühne Ratschläge und Kombinationen wurden laut, wie dies in den Jugendtagen der Parlamente vorzukommen pflegt. Aber viele von den Warnungen vor dem Zuge an die Nordsee besitzen einen nahezu prophetischen Klang. Schindler, der witzigste Redner in jenem an guten Köpfen reichen

Parlamente, sprach über den Ausgang der Unternehmung Worte, welche ebenso heftige Abneigung gegen Preußen wie politischen Scharfblick verraten: „Wir ziehen in den Krieg Hand in Hand mit dem von der Welt verurteilten Kabinette Preußens! Ach wie richtig prophezeiten jene Männer, welche schon vor Monaten sagten: Die Lorbeern Bismarcks werden auch die Staatsmänner anderer Staaten nicht schlafen lassen. (Heiterkeit.) Warum ziehen wir gerade mit Preußen? Ist es in irgend einer Richtung unser Freund? Wird in seiner Reichsvertretung Oesterreich nicht der Erzfeind Preußens genannt? Wird nicht das Bedürfnis nach Vergrößerung, gleichviel nach welcher Seite, offen dort ausgesprochen? Kaum hat in einer Reihe von Decennien Preußen den Raub von Schlesien verdaut und sich assimiliert, so streckt es seine Fänge nach den Herzogtümern aus, und wir lassen unsere guten Regimentsmusiken aufspielen und mit Trommelwirbel und Schalmeienklang führen wir sie hinein. (Heiterkeit.) Und mit welcher Melodie werden wir sie herausführen?“

Der Feldzug gegen Dänemark endete naturgemäß mit dem Siege der verbündeten Oesterreicher und Preußen. Das Bezeichnende in diesem Kriege war, daß sich nur wenig Anzeichen geltend machten von dem großen militärischen Aufschwunge Preußens. So tapfer auch die preußischen Truppen ihre Aufgabe lösten, so erwiesen sie sich den Oesterreichern doch nicht überlegen. In einem einzigen kleineren Gefechte, bei Lundy, erprobte sich schon damals das preußische Zündnadelgewehr und die Feuertaktik auch einem überlegenen Gegner gegenüber. Das Schicksal wollte es, daß die Oesterreicher durch ihr kräftiges Drauflosgehen die veraltete Stoßtaktik zu unverdienten Ehren brachten und sich dadurch über ihren Wert täuschten [1]). Die Führung war dem

[1]) Die offizielle österreichische Arbeit über den Krieg von Friedrich v. Fischer, k. k. Oberstlieutenant, „Der Krieg in Schleswig und Jütland im Jahre 1864“ (Wien 1870, auch in einer Separatbeilage der „Oesterr. Militärzeitschrift“ Wien 1870—71) ist eine scharfe Kritik der preußischen Oberleitung. In Preußen wartete man den Tod Wrangels und des Prinzen Friedrich Karl ab, bis 1887 „Der deutsch-dänische Krieg 1864“ vom großen Generalstabe herausgegeben wurde, in dem dargelegt ist, wie

alten Feldmarschall Wrangel anvertraut und in diesem Umstande lag zumeist die Ursache, daß die Kriegführung nicht gerade zum strategischen Muster wurde. Moltke blieb als Chef des Generalstabs in Berlin; weder sein Rat noch die Mitwirkung der Führer in den späteren Kriegen, insbesondere des Prinzen Friedrich Karl, gaben der Kriegführung das große Gepräge von 1866 und 1870. Wrangel hatte sich in den Napoleonischen Kriegen als tapferer Reiteroffizier bewährt und stand bei Hofe in hohem Ansehen, weil er die Revolution von 1848 an der Spitze der Truppen niedergeworfen und die Berliner Bürgerwehr entwaffnet hatte. Er war eine populäre Straßenfigur, aber zum Feldherrn war er nicht geschaffen. Die Verbündeten zählten, als sie in Schleswig einrückten, 37 000 Preußen und 23 000 Oesterreicher, letztere unter der Führung des Feldmarschalllieutenants Freiherrn v. Gablenz. Diese Truppenmacht war den 40 000 Dänen weit überlegen, dafür besaßen diese aber mächtige Befestigungen zur Verteidigung Schleswigs. Das Danewerk und die Düppeler Schanzen schienen einen lange währenden Defensivkrieg zu ermöglichen.

Zuerst stießen die Verbündeten auf das Danewerk. Die Natur hatte viel für diese feste Stellung gethan. Von Osten her sendet die Ostsee einen schmalen Meerbusen, den Schlei, fünf Meilen weit ins Land und hemmt das Vorrücken des Angreifers. Ebenso ungangbar ist das Land an der gegenüberliegenden Küste der Nordsee: die Eider und ihr Nebenfluß, die Treene, machen einen Durchbruch fast unmöglich, zumal die letztere durch Sumpfland fließt. Zwischen diesen Morästen und zwischen dem Schlei ist nur ein zwei Meilen breites Einfallsthor nach Nordschleswig offen. Diese Pforte, an der des Landes alte Hauptstadt Schleswig liegt, war von jeher durch Befestigungen geschützt. Jetzt bestand das Danewerk aus achtzehn Schanzen, die sich gegenseitig deckten und jedem Stirnangriff trotzten.

So mußten die Verbündeten an eine Umgehung im Osten oder im Westen denken. So viele Truppen besaßen die Dänen

wenig die Ratschläge Moltkes im ersten Teile des Feldzuges befolgt wurden. Das vom dänischen Generalstab herausgegebene Werk „Den danske-tydske Krig 1864“ erschien 1892 in 3 Bänden.

nicht, um außer dem Danewerk auch die lange Linie des Schlei überall zu decken; nur der westlichste Uebergang über den Meerbusen, bei Missunde, war durch starke Schanzen geschützt. Aber weiter im Osten gegen das Meer zu, bei Arnis und dann bei Kappeln, konnte der Durchbruch mit Erfolg gewagt werden. Darauf lenkte eine Denkschrift, welche Moltke dem Feldmarschall Wrangel mitgab, dessen Aufmerksamkeit. Es mußte das Ziel der Verbündeten sein, den Feind hier zu umgehen und ihm unversehens in den Rücken zu fallen, um ihm den Rückzug nach Jütland, sowie nach den Häfen der Ostsee abzuschneiden, durch die er sich auf die Inseln retten konnte. Wenn die Dänen sich dieser Umfassung entzogen, so fanden sie Zeit, die Düppeler Schanzen zu erreichen, und konnten dann, da ihre Flotte das Meer beherrschte, den Kampf in die Länge ziehen. Vielleicht gelang es ihnen hierdurch, die Einmischung fremder Mächte herbeizuführen. Der alte Feldmarschall kehrte sich aber nicht an den Rat Moltkes, sondern ging geradeswegs auf das Danewerk los. Im Kriegsrate vom 30. Januar gab er seinen Generälen und Gablenz seinen höchst einfachen Plan kund: die Oesterreicher und die preußische Gardedivision sollten die Dänen zuerst in das Danewerk zurücktreiben und dann nach kurzer Beschießung den Sturm auf die Bastionen unternehmen. Gleichzeitig sollte Prinz Friedrich Karl sein Corps gegen Missunde führen und ebenfalls einen Durchbruch mit stürmender Hand versuchen. So wurde der Angriff ins Werk gesetzt.

Prinz Friedrich Karl kam zuerst an den Feind heran und griff unverweilt Missunde an. Aber Wrangel und er hatten die Widerstandsfähigkeit dieser Stellung unterschätzt. So tapfer sich auch die preußischen Batterien nahe den Schanzen festsetzten, so entschlossen sich auch die Bataillone zum Angriffe entwickelten, so konnte dieser Anlauf überhaupt nicht zum Ziele führen. Zum eigentlichen Sturme kam es nicht und nach mehrstündiger Kanonade zog sich der Prinz zurück. Erst jetzt wurde der Entschluß gefaßt, den Kriegsplan zu ändern und den Schlei weiter abwärts bei Arnis zu überbrücken, um die Dänen zu umgehen. Das also war ein mäßiger Anfang. Die Lage war für die preußischen Waffen um so unbehaglicher, als die Oesterreicher inzwischen prächtige, wenn auch blutige Erfolge hatten. Gablenz hatte,

wie gesagt, den Befehl erhalten, die Dänen von den Hügeln vor dem Danewerk, welche ihnen als Ausfallsthor dienten, zu vertreiben. Er schickte am 3. Februar zuerst die Brigade Gondrecourt gegen ihre festen Vorpostenstellungen, die in der Front durch die beiden neben einander liegenden Dörfer Jagel und Overselk gedeckt waren. Mit stürmender Hand nahm Oberst Benedek Jagel, während Gondrecourt zuerst die feindlichen Linien von Overselk durchbrach und dann das Dorf eroberte. Die für diesen Tag vorgeschriebene Arbeit war gethan, aber die siegreichen Truppen leisteten noch mehr. Hart vor dem Danewerk erhebt sich der Königsberg, ein steiler Hügel, von dem die Schanzen der Dänen zu überblicken und ihre Stellungen einzusehen waren. Dorthin folgten ihnen die Oesterreicher, und die Höhe, die mit Eis und Schnee bedeckt war, wurde trotz des heftigen Geschützfeuers gestürmt. In der Hitze der Verfolgung drangen die Oesterreicher bis hart an den Fuß der feindlichen Schanzen, bis deren Geschütze sie zur Umkehr nötigten.

Die Oesterreicher hatten mehr geleistet, als Wrangel gehofft hatte. Am Abende hielt er mit den Generälen Rat und brachte einen Plan vor, des Inhalts, man solle am nächsten Tage nach heftiger Beschießung den Sturm auf das Danewerk selbst beginnen und, koste es was es wolle, durchbrechen. Ebenso wurde dem Prinzen Friedrich Karl die Aufgabe zugedacht, den Angriff auf Missunde zu wiederholen. Erst als die anwesenden Generäle und besonders Gablenz dem alten Herrn klar machten, daß man sich an den Bastionen die Köpfe blutig rennen müsse, ließ er von seinem Plane ab. Er willigte ein, daß Prinz Friedrich Karl den Schlei hinuntermarschieren, ihn bei Arnis überschreiten und dem Feinde in den Rücken fallen solle. Das hätte allerdings schon zwei Tage früher geschehen sollen, wenn man die Dänen von der Ostsee abschneiden wollte. Jetzt war es zu spät: denn als der Prinz am 6. Februar den Schlei früh morgens um sechs Uhr bei Arnis übersetzte, fand er das Nest leer. Den Dänen war es hinter ihren Wällen schwül geworden; der kräftige Angriff der Oesterreicher hatte sie geschreckt, und da ihr General de Meza für seinen Rückzug fürchtete und das einzige Heer des Landes nicht aufs Spiel setzen wollte, so räumte er in der Nacht vom 5. auf den 6. Februar das Danewerk und

führte ſein Heer eilends über die ſchneebedeckten Straßen hinter die ſicheren Wälle der Düppeler Schanzen. Groß war die Freude in Deutſchland, aber die Dänen waren entkommen und ein neuer Feſtungskrieg ſtand bevor.

Bei der Verfolgung nun fiel den Oeſterreichern wieder der Preis zu. Prinz Friedrich Karl ſtand den Dänen zwar näher, da er den Schlei bereits hinter ſich hatte; aber er und ſeine Leute waren ſo verblüfft darüber, daß die Dänen die mächtigen Schanzen bereits geräumt hatten, daß einige Stunden hindurch ihr Vormarſch ſtockte. Ganz anders Gablenz. Er hatte um viereinhalb Uhr morgens die Kunde erhalten, das Danewerk ſei geräumt; ſofort ſetzte er ſich zu Pferd und trieb ſeine Truppen zur Verfolgung an. Die Liechtenſtein-Huſaren ſtießen zuerſt auf die Nachhut des Feindes, überfielen ſeine Kolonnen, neckten und umſchwärmten ſie, bis die Brigade Noſtiz nach ſechsſtündigem Marſche noch am ſelben Tage (6. Februar) um dreieinhalb Uhr nachmittags den Feind ereilte. Bei Oeverſee hielten die Dänen unter General Müller aufs tapferſte ſtand, um dem abziehenden Heere Zeit zu erfechten, die Düppeler Schanzen zu erreichen. Aber nichts vermochte dem Ungeſtüm des ſteieriſchen Regiments König der Belgier zu widerſtehen. Auch hier gingen die Oeſterreicher, ohne zu feuern, mit dem Bajonett zum Sturme vor, und während die erſten Reihen der Angreifer hart an der Linie der Dänen unter deren Feuer niederſanken, hieben die Nächſtfolgenden mit dem Kolben auf die tapferen Verteidiger ein. Zurückgeworfen hielten die Dänen noch mehrmals ſtand, bis der frühe Winterabend die Kämpfenden trennte und den Verteidigern den Rückzug ermöglichte.

Das Feſtland von Schleswig-Holſtein war jetzt in deutſchen Händen mit Ausnahme der kleinen Halbinſel an der Oſtſee, auf der ſich die Düppeler Schanzen erheben. Eine Brücke führt von hier auf die Inſel Alſen, ſo daß ſich das feſte Bollwerk mit dem Inſelheere in ſicherer Verbindung befand. In dieſer Flankenſtellung konnten ſich die Dänen beſſer als im Danewerk, welches Schleswig quer abſchloß, des deutſchen Angriffes erwehren.

Preußen ſchlug nun, um den Widerſtand zu brechen, dem Bundesgenoſſen die Beſetzung Jütlands vor als Fauſtpfand für Düppel und für die zu Schleswig gehörenden Inſeln. Dem

widersprach Oesterreich anfangs; es wollte sich nicht zu weit fortreißen lassen, besorgte man doch, daß England sich zuletzt auf Seite Dänemarks stellen werde. Auch militärisch schien die Sache bedenklich: denn man mußte, um Jütland zu erobern, an der Düppeler Stellung vorübermarschieren, sie durch ein Corps beobachten und ebenso die jütländische Festung Fridericia an der Ostsee rechts liegen lassen; von diesen beiden festen Punkten aus konnten die Dänen, da sie das Meer beherrschten, Vorstöße gegen jeden Punkt unternehmen und so die Verbindungen der Alliierten unterbrechen. Oesterreich wünschte deshalb, man solle zuerst die Düppeler Schanzen erobern und den Dänen dadurch den Brückenkopf, von dem ihre Ausfälle drohten, entreißen. Moltke, stets ein Gegner der Strategie, die sich in ihrem Siegeslaufe durch Belagerung fester Plätze aufhalten läßt, drängte zu raschem Vormarsche; er stellte vor, daß die Ueberlegenheit der Verbündeten groß genug sei, um die Ausfallspunkte am Düppel und in Fridericia unterdessen in Schach zu halten. General Manteuffel wurde nach Wien gesendet, und ihm gelang es, die Bedenken des österreichischen Hofes zu zerstreuen; die Eroberung des fernen Jütland wurde beschlossen. Aber Rechberg benutzte die Gelegenheit, um von Preußen ein festes Zugeständnis über die Zukunft Schleswig-Holsteins zu erlangen. Er wollte auf jeden Fall verhindern, daß die Herzogtümer in die Hände Preußens fielen, und deshalb ließ er sich jetzt vom Berliner Kabinett die bestimmte Zusage geben, daß Schleswig-Holstein nach dem Kriege zwar eine selbständige Regierung erhalten, aber dem König von Dänemark nicht entrissen werden solle; das Band der Personalunion habe demnach die Herzogtümer und Dänemark zu umschließen. Rechberg, seines diplomatischen Erfolges froh, glaubte somit dem Streite über die Kriegsbeute klüglich vorgebeugt zu haben. Nun ging es frisch vorwärts. Prinz Friedrich Karl legte sich mit seinem Corps vor Düppel; die preußische Garde aber und die Oesterreicher unter Gablenz verfolgten die Dänen unaufhaltsam gegen Norden. Die Garde drängte einen Teil derselben gegen Fridericia. Die Oesterreicher, nördlicher marschierend, ereilten eine feindliche Abteilung an der Bucht von Veile, wo die Dänen unter General Hegermann nochmals standhielten. Als die Oesterreicher den

Südrand des Thales des Veileflusses erreichten, glitzerten ihnen auf den Höhen des gegenüberliegenden Ufers die Kanonen und Gewehrläufe des Feindes entgegen. Sie mußten sich also unter ihrem Feuer zuerst in die sumpfige Niederung der Veile-Aa hinabsenken, Brücke und Stadt erstürmen und dann die entscheidende Höhe emporstreben. Die Brigade Rostiz wurde von Gablenz zum Angriffe gegen die Brücke vorgeführt. Die Trommeln wirbelten zum Sturme und gleich im ersten Anlaufe überrannten die Oesterreicher den Feind, eroberten die Brücke und zwangen die Verteidiger, sich eilends auf ihre eigentliche Stellung auf den Höhen zurückzuziehen. Der Sturm, der jetzt notwendig war, wurde mit Bedacht vorbereitet. Zuerst that die Artillerie ihre Arbeit, und unterdessen sandte Gablenz einen Teil der Brigade Gondrecourt in die linke Flanke der Dänen. War die Umfassung der Dänen gelungen, so sollte der Sturm auf der ganzen Linie beginnen. Aber General Hegermann hatte nur sehen wollen, ob die Oesterreicher an diesem Tage Ernst machten. Für die Dänen waren in diesem Kriege alle bisherigen Zusammenstöße doch nur Rückzugsgefechte gewesen. Mit vollem Einsatze wollten sie auch diesmal nicht kämpfen und sie entzogen sich durch raschen Abmarsch dem Schlage. Sie wichen zurück und suchten hinter dem Ljim-Fjord an der äußersten Spitze Jütlands Deckung. — Aber auch jetzt noch erklärte sich Dänemark nicht für besiegt. Auf den Inseln fühlte es sich unangreifbar, und die Düppeler Schanzen waren nur durch langwierige Belagerung zu nehmen, an deren Schlusse sich die Verteidiger noch immer über die Brücke nach der Insel Alsen zurückziehen konnten. Es war nun entscheidend, ihnen zu Gemüte zu führen, daß auch das Meer sie nicht zu schützen vermöge. Deshalb wurde im preußischen Hauptquartiere der Plan entworfen, durch einen nächtlichen Ueberfall Alsen zu nehmen und so der Besatzung der Düppeler Schanzen den Rückzug zu verlegen. Alle Anstalten wurden sorgfältig getroffen, zahlreiche Boote zur Ueberfahrt ausgerüstet; aber das Mißgeschick, welches den Preußen in diesem Kriege bisher jeden vollen Erfolg versagt hatte, wollte, daß sich in der zur Ueberfahrt bestimmten Nacht ein furchtbarer Sturm erhob, so daß auch die beherztesten Seeleute die Fahrt über den Alsener Sund für unmöglich erklärten. So mußten denn die Preußen

ihre Kräfte an die Eroberung der Düppeler Schanzen setzen. Auch Moltke willigte nun in Belagerung und Sturm ein; schon deshalb war dieser Schlag notwendig, auf daß auch die preußischen Truppen auf einen schönen Sieg hinweisen könnten. Und wirklich ist die Eroberung der Düppeler Schanzen die ansehnlichste Waffenthat in diesem Kriege. Schweres Geschütz wurde herbeigeschafft und die Laufgräben bis hart an die Schanzen geführt. Nach einer scharfen Kanonade wurde am 18. April der Generalsturm befohlen. Die kriegerische Tüchtigkeit der Angreifer zeigte sich in hellem Lichte. 16 000 Preußen überwältigten die 11 000 dänischen Verteidiger, welche in sechs festen Schanzen hinter Gräben, Palissaden und Brustwehren kämpften. Die Dänen wie die Preußen verloren je 1100 Tote und Verwundete; 3600 Gefangene und 118 Geschütze fielen den Siegern in die Hände. Dies war das Vorspiel zu den großen Leistungen der Preußen in den nächsten Kriegen. — Bis auf schmale Gebietsteile war das jütische Festland nun in den Händen der Deutschen.

Im Dunkeln lag das Schicksal der Elbeherzogtümer. Vorerst erfüllte Preußen das zuletzt gegebene Versprechen; als eine Konferenz der Großmächte nach London berufen wurde, beantragte es gemeinsam mit Oesterreich, Schleswig-Holstein sei als eigener Staat zu organisieren mit dem Könige von Dänemark als Herzog. Ungern ging Bismarck diesen Weg; aber das Glück wie die kraftvoll und rücksichtslos von ihm angewendeten Mittel enthoben ihn bald der übernommenen Verpflichtung. Vorerst leisteten ihm die Dänen den unbezahlbaren Dienst, daß sie den angebotenen Ausgleich ablehnten; sie vertrauten unklugerweise den halben Zusagen der englischen Minister und hofften, diese würden sich durch die heftige Sprache der britischen Presse gegen Deutschland zu offener Hilfeleistung bestimmen lassen. Dazu aber schmiedete sich Bismarck durch die öffentliche Meinung in Deutschland die Waffen, um Schleswig-Holstein nicht herausgeben zu müssen. Seine Presse und seine Agenten stachelten den ohnedies verletzten Nationalstolz der Deutschen auf. Jetzt waren ihm Volksversammlungen in Schleswig-Holstein und im übrigen Deutschland willkommene Bundesgenossen, er wollte sich

und noch mehr Rechberg zum Rücktritte von dem Programm der Personalunion zwingen lassen. In diesem Sinne schrieb er an den preußischen Kommissär in Schleswig, Zedlitz: „Die ganze Meute wollen wir läuten lassen." Und so geschah's: zu Rendsburg in Holstein schwuren 40000 Männer, daß sie ihren letzten Blutstropfen für die Selbständigkeit ihres Vaterlandes opfern wollten. Die Petition aus Preußen, welche den König um volle Befreiung der Herzogtümer bat, war mit 30000 Unterschriften bedeckt. Das „Grollen der Revolution", welche Herr v. Bismarck zu meistern berufen war, tönte ihm diesmal willkommen in den Ohren.

Es bot sich Preußen ein geeignetes Mittel, um die befreiten Herzogtümer unlöslich fest an sich zu knüpfen, auch ohne deren förmliche Annexion, die damals noch einmütigen Widerstand gefunden hätte. Der Herzog von Augustenburg fühlte, daß sein Schicksal von Preußen abhänge, und deshalb hatte er sich an den Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mit dem er seit Jahren enge befreundet war, gewendet und ihm wichtige Anerbietungen gemacht; er erklärte sich zu dem engsten Anschlusse an Preußen bereit, wenn König Wilhelm zu seiner Einsetzung in Schleswig-Holstein die Hand biete. Der Kronprinz und noch mehr seine Gattin waren aufs wärmste für diese Lösung eingenommen; am liebsten, so äußerte sich Max Duncker, der politische Berater des Kronprinzen, wäre die hohe Frau dabei selbst mit der Fahne vorangegangen. Denn beide Gatten hielten es für einen Preußen und Deutschland zugefügten Schimpf, wenn Schleswig-Holstein, entsprechend den offiziellen Erklärungen der beiden deutschen Großmächte, dem Dänenkönig verbliebe. König Wilhelm wäre bereit gewesen, auf diese Pläne einzugehen, wenn Bismarck nicht Einspruch erhoben hätte. Diesem war nämlich die Sache des Herzog Friedrichs von Augustenburg tief antipathisch, da er ihn als ein Haupthindernis für die vollständige Gewinnung Schleswig-Holsteins für Preußen betrachtete. Der Herzog hatte sich zudem mit liberalen Ratgebern, Sammer und Francke, zwei von der dänischen Regierung verfolgten Männern, umgeben und auf ihren Rat die demokratische Verfassung, die sich die Elbeherzogtümer 1848 gegeben, anerkannt; er genoß den Schutz und Beistand des Deutschen Bundes und der Könige und Fürsten,

die Bismarck unter Preußens Hoheit beugen wollte, und er wurde von der demokratischen Partei auf den Schild gehoben, die niedergeworfen werden mußte, wenn der König von Preußen Herr in seinem Lande bleiben wollte. Endlich aber war er ein Freund des Kronprinzen und seiner Gemahlin, die Bismarcks Politik bekämpften und seinen Sturz bei dem Könige betrieben, und der Kronprinz mahnte den Herzog, in der künftigen Landesvertretung Schleswig-Holsteins „eine Zufluchtsbasis zu gründen gegen die Bismarckschen Reaktionsgelüste". Deshalb hatte der Ministerpräsident, als der Herzog seine Einsetzung betrieb, dessen Abgesandten, Herrn von Ahlefeldt, der die Preußen günstigen Anträge überbrachte, am 17. März nahezu unverhüllt gesagt, daß er auf solche Zusage wenig Wert lege; denn Fürsten hätten in der Regel die Ansicht, daß sie sich in einer Ausnahmsstellung befänden; sie meinten, an ihre Erklärungen sei ein anderer Maßstab zu legen, als an die anderer Personen. Und als Ahlefeldt sich dagegen verwahrte, daß dieses harte Urteil für Herzog Friedrich gelte, führte Bismarck einen schonungslosen Hieb auf dessen Vater, Herzog Christian; denn diesem hatte Dänemark seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein abgekauft und nun ließ er seinen Sohn die Ansprüche seines Hauses verfechten.

Indessen jetzt bot sich der Herzog als Mittel zur Erhöhung Preußens, und Bismarck wäre, wenn auch nur widerstrebend, bereit gewesen, auch zu diesem ihm unlieben Werkzeug zu greifen. Deshalb trat König Wilhelm, offenbar mit Zustimmung Bismarcks, aus seiner anfänglichen Zurückhaltung heraus und richtete am 16. April an seinen Sohn einen Brief, in dem er auf den Vorschlag des Herzogs einging. Doch müßte, wenn er sich des Prätendenten annehmen solle, dieser ihm „als Fürst zu Fürst" bindend versprechen, eine Reihe ihm gestellter Bedingungen anzunehmen. Er müsse also Preußen eine Flottenstation in seinem Lande zusagen; er habe Rendsburg zur Bundesfestung zu erklären und eine preußische Besatzung darin aufzunehmen; der Nord-Ostsee-Kanal sei zu bauen mit freier Benützung für Preußens Handels- und Kriegsflotte; Schleswig-Holstein trete dem Zollverein bei; und endlich, was wohl die bedeutungsvollste Forderung war, solle er die Truppen seines Landes durch eine Militärkonvention im Sinne der Koburgschen dem Oberbefehl

König Wilhelms unterstellen. Mehr bedurfte Preußen in der That nicht, um sich die Herzogtümer handelspolitisch und militärisch anzugliedern. Damals nun stand es mit den Aussichten des Augustenburgers noch trübe und so schlug er erfreut in die dargebotene Hand ein; in einem am 29. April an den König gerichteten Schreiben fügte er sich nahezu bedingungslos in dessen Wünsche. Natürlich wurden diese Verhandlungen als Geheimnis Weniger gehütet.

Als sonach alles genügend vorbereitet war, sandte Bismarck nach Wien eine Depesche, in welcher er ein neues Programm entwarf. Schleswig-Holstein sollte den Dänen abgenommen und dem Herzog von Augustenburg überlassen werden, unter der Bedingung, daß er statt seiner liberalen Ratgeber konservative berufe und sodann, daß er Preußens Interessen Rechnung trage. Was Preußen für sich verlange, deutete Bismarck nur im allgemeinen an; der Preis, den der Augustenburger zu zahlen gehabt hätte, wäre die militärische Unterordnung seines Staates in dem Sinne gewesen, wie sie später den deutschen Reichsfürsten beschieden war.

Rechberg sah sich jetzt überrannt, denn unmöglich war es, die Herzogtümer bei Dänemark zu lassen, da Deutschlands Nationalstolz ebenso wie die Hartnäckigkeit der Dänen den Plan unthunlich machte. Unter seinen Füßen wankte der Boden der Verträge, wankte seine Stellung im auswärtigen Amte. Die öffentliche Meinung in Oesterreich warf ihm immer lauter vor, daß seine Politik nur Preußen gefördert habe, und was schlimmer war: Schmerling, der die ihm am Fürstentage widerfahrene Zurücksetzung nicht verwunden hatte, schloß sich solcher Anschauung an. Es schien schon früher unmöglich, daß Männer so verschiedener Anschauung zugleich im Rate des Kaisers saßen. Wie Rechbergs Gegner, Schmerling und Biegeleben, vorausgesagt hatten, arbeitete Preußen daran, sich die Herzogtümer einzuverleiben. Ihre Auffassung war nach dem ergebnislosen Ausgange des Frankfurter Fürstentages zurückgetreten, jetzt brach ihr Groll lebhaft hervor. Die Volksstimme drang darauf, Oesterreich solle den Augustenburger als unabhängigen Herrscher auf den Schild heben, selbst auf die Gefahr eines Bruches mit Preußen; Oesterreich solle sich unverzüglich wie zur Zeit des Fürsten Schwarzenberg mit

den deutschen Mittelstaaten gegen Preußen verbinden. Die Lage zu meistern, besaß Rechberg nicht die Kraft. Zögernd ließ er sich eine halbe Schwenkung abringen[1]). Ihn erschreckte wohl der Gedanke eines Bruches mit Preußen, doch mochte er nicht einwilligen, daß die Hoheit eines neuen Bundesfürsten zu Gunsten Preußens eingeschränkt werde. Das schien ein verhängnisvoller Anfang, denn die 1815 gegründete deutsche Verfassung beruhte auf der gleichen Souveränität aller Fürsten. In dieser Verlegenheit behalf sich Rechberg mit einem kleinen diplomatischen Auskunftsmittel, welches die Lage nur noch verschlimmerte. Er lud am 26. Mai den Vertreter des Herzogs von Augustenburg in Wien, Herrn v. Wydenbrugk, zu sich und machte ihm die wichtige Eröffnung, daß Oesterreich entschlossen sei, den Herzog zum Herrn von Schleswig-Holstein zu machen. Aber er stellte eine wichtige Bedingung: der Herzog dürfe unter keinen Umständen einen Separatvertrag mit Preußen schließen, durch welchen er einen Teil seiner Hoheitsrechte abtrete. Damit wollte Rechberg dem Einbruche Preußens in den deutschen Föderalismus vorbeugen. Angespornt von Rechberg reiste Wydenbrugk sofort nach Kiel, diese frohe Kunde seinem Herrn zu bringen.

Gerade zu dieser Zeit rüstete sich Herzog Friedrich zur Reise nach Berlin, einem Rufe Bismarcks folgend, der sich endgültig mit ihm auseinandersetzen wollte. Der Herzog sah sich jetzt bereits als Herrn von Schleswig-Holstein, denn einige Tage vorher hatte König Wilhelm seine Mutter in Berlin besucht und gesagt, er wolle der erste sein, der ihr die Nachricht bringe, daß ihr Sohn nun sicher zur Regierung komme.

Sonach war Herzog Friedrich nicht mehr so ganz willig, auf die Wünsche Preußens ohne jede Einschränkung einzugehen. Dies zeigte sich in der dreistündigen Unterredung, die er am 1. Juni mit Bismarck hatte. Bismarck ging allerdings über die von dem Könige gestellten Bedingungen um einiges hinaus; der Herzog wieder verleugnete zwar keine seiner Zusagen, bog aber doch aus, machte Einschränkungen und behielt die Fassung seiner Zugeständnisse genauerer Erwägung vor. Aber schlimmer

[1]) Das Folgende nach den Angaben des Herzogs von Koburg (II. Bd.), der in die Wiener Verhältnisse genauen Einblick besaß.

für ihn als dies waren die Aeußerungen, die er gelegentlich, vielleicht ohne selbst Wert auf sie zu legen, fallen ließ und die Bismarck sofort mit mißtrauischem Ohre einsog und nie mehr vergaß. Die Herzogtümer, so meinte er, hätten Preußen nicht gerufen und ohne dessen Eintreten würde der Bund sie gleichfalls befreit haben und ohne die lästigen, ihm jetzt auferlegten Bedingungen. Zudem sprach er Zweifel aus, ob die schleswig-holsteinischen Stände alles genehmigen, besonders ob sie in die von Bismarck gewünschten Landabtretungen von etwa acht Quadratmeilen zur Anlegung von Befestigungen willigen würden. Darin sah Bismarck einen lästigen Vorbehalt, geeignet, um sich später den übernommenen Verpflichtungen zu entziehen. Der Herzog beklagte sich später über den „Schacher", in den das Gespräch sich verlor; was er so nannte, entsprang dem zähen Entschlusse Bismarcks, die Beute aus dem dänischen Kriege nicht ohne weiteres aus der Hand zu geben. Es rührte den kühlen Rechner nicht im mindesten, als der Herzog ausrief: man solle ihn nicht in Paragraphen einschnüren, sondern sein Herz zu gewinnen trachten. Er hatte, da Bismarck bis ans Ende höflich blieb, keine Ahnung, wie schwer seine Sache geschädigt war; diese Unterredung entschied über das Schicksal seines Hauses.

Er wurde aus seiner Täuschung gerissen, als Bismarck mit schonungsloser Rücksichtslosigkeit unmittelbar darauf jene Aeußerungen des Herzogs der Oeffentlichkeit preisgab, um der öffentlichen Meinung seines Landes zu beweisen, daß die Einsetzung des Herzogs nicht dem preußischen Staatsvorteile entspreche. Auch Max Duncker, der liberale Ratgeber des Kronprinzen, ein Freund der Augustenburgischen Sache, mußte jetzt das Urteil fällen: „Bismarck behält Recht; er hat immer gesagt: Wozu sollen wir da einen neuen Herzog einsetzen, der mit Oesterreich und dem Bundestag gegen uns intriguieren wird. Der Junker behält Recht [1])."

Zu spät erkannte der Herzog seinen Fehler und er richtete am 20. Juni an König Wilhelm ein neues Schreiben, in dem er jede Einschränkung zurückzog und den König zum Schieds-

[1]) „Aus den letzten Tagen des deutschen Bundes" von Bernhardi S. 121.

richter darüber machte, was er etwa an Land an Preußen werde abtreten müssen. Sollte aber die Volksvertretung von Schleswig-Holstein die von ihm gemachten Zusagen nicht bestätigen, so werde er seinerseits die Regierung niederlegen. Freilich hätte sich auch hier der Ausweg geboten, daß sein Erbe ihn dann ebenso abgelöst hätte, wie er seinen Vater Christian. Indessen war er durch Bismarck so weit mürbe gemacht und dieser hielt es noch nicht an der Zeit, vollständig mit ihm zu brechen. Aber indem er sich in seinem Handel mit Preußen auf Oesterreich stützte, wurde er wie zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben. Wäre er aber auch ganz gefügig gewesen, so hätte er Bismarck doch nicht erweicht, der über ihn hinweg der Annexion Schleswig-Holsteins zuschritt. Der Schwester des Herzogs, die einmal warm für ihren Bruder sprach, erwiderte er, er sei ein Preuße und bemühe sich in seiner Politik der größten Einseitigkeit; alles Gute, was ihm über den Gegner zugetragen werde, stoße er von sich, aus Furcht, von seiner Bahn abgelenkt zu werden [1]).

* * *

Unterdessen nahm der Krieg gegen Dänemark seinen Fortgang. Die Dänen hofften, nach dem Verluste von Schleswig-Holstein Deutschlands Geduld auf ihren Inseln austrotzen zu können. Endlich wurden sie durch die Eroberung der Insel Alsen belehrt, daß das Meer keinen Schutz biete gegen die neu erwachte Thatkraft der Deutschen, sie schlossen Frieden. Am 30. Oktober 1864 wurde Schleswig-Holstein an die beiden

[1]) Ueber die Unterredung Bismarcks mit dem Herzog Friedrich liegt jetzt nicht bloß der Bericht des ersteren vor, veröffentlicht im „Preußischen Staatsanzeiger" am 2. Juli 1865, sondern auch der des Herzogs in dem Buche von Jansen-Samwer, „Schleswig-Holsteins Befreiung" S. 338 und Beilage 36. Der Herzog stellte die ihm von Bismarck zugeschriebenen Aeußerungen zum Teil in Abrede; aber in der Hauptsache wird durch das ganze, Bismarck feindselige und zur Verteidigung des Herzogs und seiner Ansprüche geschriebene Werk das Bild nicht viel geändert. Im einzelnen wird dankenswert reiches Material geboten; so wußte man bisher nicht, daß der Herzog zuletzt den Wünschen Preußens willfahrte. Darüber wurde von ihm tiefes Schweigen bewahrt, um Oesterreich und die Mittelstaaten nicht abzustoßen. Daher erschien wohl Samwer, der Ratgeber des Herzogs, denjenigen, die ihm vorschlugen, mit Preußen abzuschließen, in einem ungünstigeren Lichte als billig. So auch Bernhardi S. 92.

deutschen Großmächte zu gleicher Hand abgetreten. Die Eroberung geschah nach Kriegsrecht, von den Ansprüchen des Herzogs von Augustenburg war in dem Friedensvertrage keine Rede.

Nach dem gemeinsamen Feldzuge blieb das Verhältnis zwischen Oesterreich und Preußen vorerst ungetrübt. Zumal die Herrscher waren enge befreundet und freuten sich der erfolgreichen Waffenbrüderschaft. Jeder von beiden hätte es damals als Freundesverrat abgewiesen, wenn ihm ein Krieg um die Vorherrschaft zugemutet worden wäre. Sie glaubten, da sie sich als Selbstherrscher fühlten, daß die Weiterungen ihrer Kabinette belanglos seien gegenüber ihren friedlichen Vorsätzen. Nach des Königs Ansicht überflog das Endziel Bismarcks, die Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen, weitaus das Erreichbare. Er hielt noch immer die Einsetzung des Augustenburgers für den besten Ausweg, wenn nur dessen Heer und Schiffe Preußens Wehrmacht vergrößerten. Völliger Verzicht auf den Gewinn des Feldzuges lag aber dem praktischen Sinne des Königs ganz fern; was er erworben hatte, wollte er festhalten. In diesen Gesinnungen unternahm der König mit Bismarck eine Reise nach Schönbrunn, wo er am 22. August 1864 mit dem Kaiser Franz Joseph zusammentraf, und hier festigten die beiden Herrscher ihren Vorsatz, die Herzogtümerfrage ruhig zu schlichten.

Auch Bismarck und Rechberg hielten es damals nicht für unmöglich, zum Einverständnisse zu gelangen. Wohl hatten die beiden Minister im Laufe des Sommers in aller Freundschaft etwelche Ränke gegen einander gesponnen, aber die Nebenbuhlerschaft der beiden deutschen Mächte schien sich in diesem Spiele zu erschöpfen. Auch Bismarck hätte sich damals mit einer Teilung der Herrschaft über Deutschland, wenigstens vorderhand, begnügt, wofern nur Schleswig-Holstein für Preußen gewonnen wurde. Wohl machte er weder damals noch später ein Hehl daraus, daß er vor dem Krieg als letztem Heilmittel der Schäden Deutschlands nicht zurückschrecke [1]). Bei den Besprechungen in

[1]) Mit Vorsicht ist die Erzählung des Herzogs von Gramont („L'Allemagne nouvelle" S. 146) hinzunehmen, welche über ein Gespräch Bismarcks in Kettenhof, dem Schlosse Rechbergs, berichtet. Es würde aber Bismarck gleichsehen, wenn er auch hier Oesterreichs Stellung als deutsche Macht für unhaltbar bezeichnet hätte.

Schönbrunn zeigte sich Oesterreich zu einem friedlichen Austrage bereit, jedoch wollte es dabei eine Gebietserweiterung auch für sich herausschlagen. Deutlich wurde darauf hingewiesen, daß Oesterreich für die Abtretung seiner halben Hoheit über die Herzogtümer die Grafschaft Glatz beanspruche. Aber König Wilhelm konnte sich nicht dazu entschließen, Unterthanen für neuen Landerwerb hinzugeben. Es ist der anziehende Bericht Bismarcks, der über diese Unterredungen Aufschluß gibt [1]).

„Wir saßen damals à quatre in einem Gemache des Schönbrunner Schlosses: des österreichischen Kaisers Majestät, mein königlicher Herr, Graf Rechberg und ich. Es galt, das Schicksal Schleswig-Holsteins zu entscheiden, und da erklärte Graf Rechberg, das Land könne nur dann Preußen überlassen werden, wenn Oesterreich zur Herstellung des Gleichgewichtes in Deutschland eine Entschädigung erhalte. Er wies auf die Grafschaft Glatz als solche hin. Davon aber konnte bei der Gesinnung des Königs keine Rede sein. Oesterreich konnte nicht einmal darauf hinweisen, daß die Bewohner jenes Landes mit dem Tausche der Herrschaft einverstanden wären. Das war nicht der Fall, vielmehr waren Petitionen und Adressen an den König eingelaufen, in denen er gebeten wurde, sie nicht von Preußen zu trennen. Ich setzte damals dem Kaiser von Oesterreich auseinander, daß es dem Gedanken unseres Bündnisses entspräche, wenn die Herzogtümer ohne solches Opfer Preußen zufielen. Unser Bund, so sagte ich, sei keine Erwerbsgenossenschaft, welche den Ertrag nach Prozenten verteile, er gleiche vielmehr einer Jagdgesellschaft, bei welcher jeder Teil seine Beute nach Hause trage. Wenn wir etwa im Fortgange des Bundes gemeinsam Krieg gegen Frankreich und Italien führen sollten und Mailand fiele dabei mit preußischer Hilfe wieder in Oesterreichs Hände, so würde Preußen doch nicht etwa Landentschädigung dafür verlangen, sondern sich mit einer Geldsumme für seinen Kriegsanteil abfinden lassen. Diese Darlegung blieb auf den Kaiser nicht ohne Eindruck; ich schloß das aus der Frage, die der Kaiser an mich richtete, ob Preußen also die Annexion als

[1]) In der Unterredung, welche Fürst Bismarck am 13. Juni 1890 dem Verfasser gewährte. Vgl. den Anhang des II. Bandes, Nr. I.

wünschenswerte Lösung der Herzogtümerfrage betrachte. Es war mir sehr angenehm, daß die Frage so unmittelbar, und zwar in Gegenwart des Königs, an mich gestellt wurde; denn mein königlicher Herr hatte sich, wenn unter uns von der Zukunft der Herzogtümer die Rede war, stets zurückhaltend benommen; ich konnte keine bestimmte Willensäußerung von ihm erhalten. Ich wandte mich also an ihn und sagte: Diese Frage zu beantworten bin ich nicht berechtigt. Aber der König zauderte auch diesmal und sagte, die Einverleibung Schleswig-Holsteins sei von ihm nicht gerade ins Auge gefaßt. Darauf mußte ich mich natürlich bescheiden und die Sache für jetzt fallen lassen."

Es war also nicht möglich gewesen, sich über die Teilung der Beute aus dem dänischen Kriege zu verständigen. Besonders schmerzlich empfand das Graf Rechberg, denn damit war die Probe auf seine Politik mißlungen. Er sah es kommen, wie jetzt die öffentliche Meinung in Oesterreich und mit ihr Schmerling die Anklage erheben würden, er habe sich von Herrn v. Bismarck täuschen lassen. Dies voraussehend, versuchte er es, Oesterreich und Preußen zu einer neuen, größeren Aktion zu einigen. Er wollte ihrem Bündnisse die Spitze gegen Frankreich geben und dadurch der österreichischen Monarchie wenn auch keine Entschädigung, so doch wenigstens die Sicherung Venetiens, Triests und Dalmatiens verschaffen. Gelang dies, so konnte Schleswig-Holstein eher an Preußen überlassen werden. Bismarck verhielt sich dagegen nicht ablehnend. In einem Gespräche, das bis tief in die Nacht währte, wurden die Bedingungen erwogen, unter denen die beiden Mächte gegen Frankreich zusammenstehen sollten. Gleich jetzt aber sollte Rechberg erfahren, wie tief erschüttert sein Ansehen als Minister sei. Er rief noch in derselben Nacht Biegeleben zu sich und forderte ihn auf, mit ihm einen Vertrag auf solcher Grundlage zu entwerfen. Aber Biegeleben verweigerte geradezu seine Mitwirkung. Er war von Abneigung gegen das Bündnis mit Preußen erfüllt; er machte dem Grafen Rechberg den Vorwurf, Oesterreich treibe durch seine Politik in schlimme Händel mit Frankreich, ohne daß man sich auf Preußen verlassen könne. Biegeleben überließ es dem Minister, selbst einen Entwurf auszuarbeiten. Dieser wurde den beiden Herrschern vorgelegt und erhielt ihre Billigung. Damit und unter Ver-

sicherungen aufrichtiger persönlicher Freundschaft trennten sich die Bundesgenossen. Aber jene formlose Uebereinkunft war nur für den Fall eines Angriffes seitens Frankreichs von Bedeutung und änderte nichts an der Sachlage. Nichts war sicher als der Zusammenbruch des Systems des Grafen Rechberg [1]).

Das zeigte sich ganz deutlich bei den Verhandlungen, welche gleichzeitig über den Handelsvertrag zwischen Oesterreich und Preußen geführt wurden. Rechberg vermochte auch hier der nüchternen Machtpolitik Preußens kein Zugeständnis abzugewinnen. In dem Vertrage, der zwischen den beiden Staaten im Jahre 1853 auf zwölf Jahre abgeschlossen worden war, stand das Versprechen Preußens, es werde nach Ablauf des Vertrages in Verhandlungen treten über Oesterreichs Aufnahme in den Zollverein. Bei der Erneuerung des Handelsvertrages im Jahre 1865 wünschte Oesterreich die Wiederaufnahme dieser Klausel, welche dann abermals nach zwölf Jahren wirksam geworden wäre. In Oesterreich legte man großen Wert auf diesen nebensächlichen Erfolg: die Thüre zum Eintritte in den Zollverein sollte offen bleiben. Man war in Oesterreich darüber verstimmt, daß der Feldzug in Schleswig-Holstein offenbar nur Preußen Vorteil brachte; das Berliner Kabinett sollte jetzt einen Beweis guter Kameradschaft liefern, indem es nachgab. Der Zusammentritt des Reichsrates stand bevor und in ihm waren heftige Angriffe auf Rechberg zu erwarten. Schmerling hatte nicht Lust, die wachsende Unpopularität Rechbergs zu teilen, und trat im Ministerium nachdrücklich in diesem Sinne auf. Die Verteidigung der Rechbergschen Politik im Parlamente war unmöglich, wenn sie nicht wenigstens diesen kleinen Erfolg aufweisen konnte.

Der Briefwechsel, welchen Bismarck und Rechberg nach den Tagen von Schönbrunn führten, mutet wie das Testament des österreichischen Ministers an, der das Bündnis mit Preußen geschlossen hatte [2]); letzterer mahnte dringend, Preußen möge ihm dieses Zeichen bundesfreundlicher Gesinnung nicht verweigern. Bismarck hielt Rechberg vor, wie schattenhaft das verlangte Ver-

[1]) Vgl. die Mitteilungen des Grafen Rechberg im Anhang zum II. Bande (Nr. II).

[2]) Sybel, III, S. 393. Vgl. auch Adolf Beer, Die österreichische Handelspolitik des 19. Jahrhunderts (Wien 1891) S. 297 ff.

sprechen und mit ihm vieles in der gerühmten Machtstellung Oesterreichs in Deutschland sei; er begreife nicht, daß Oesterreich auf solche wertlose politische Güter so viel Gewicht lege. Um Rechbergs schwankende Position zu stützen, riet Bismarck indessen dem Könige zum Nachgeben. Aber die übrigen preußischen Minister traten, während sich Bismarck auf einer Erholungsreise nach Frankreich befand, diesem Zugeständnisse aufs entschiedenste entgegen; sie wollten Preußens gesicherten Vorrang im Zollverein nicht wieder in Frage stellen lassen. Es ist bezeichnend, daß König Wilhelm damals gegen Bismarck entschied. Er entgegnete Bismarck, daß Oesterreichs Freundschaft kurze Dauer verspreche, wenn sie aus so geringem Anlasse in Brüche gehe. Bismarck hätte Wert darauf gelegt, daß Rechberg im Amte bleibe. Wie aufrichtig er das betrieb, beweist der Brief, den er aus Biarritz in Südfrankreich am 16. Oktober an Roon richtete. Er beklagt sich bei ihm, daß Finanzminister Bodelschwingh, Delbrück u. a. ihm entgegenwirkten. „Geschieht das," so schrieb er, „so sieht man dort (in Wien) so viel wenigstens klar, daß bei uns auf die Allianz so gut wie kein Wert gelegt wird, und man nimmt seine Maßregeln danach. Zunächst in der dänischen Sache, wo man sich, mit Schmerling an der Spitze, auf die Beust-Pfordtensche Seite wirft. Aber in allen anderen Richtungen ist der Bruch mit Oesterreich ein unzeitiger, und ich sage mich von aller Verantwortung für die Rückwirkung dieses Fehlers auf unsere auswärtige Politik los." Aber Bismarck war ferne in Frankreich und der König folgte dem Rate der anwesenden Minister. Das Verlangen Oesterreichs wurde abgeschlagen.

So trat im österreichischen Ministerium eine Krisis ein. Schmerling stellte dem Kaiser vor, daß seine Stellung im Reichsrate auf das Aeußerste erschüttert sei, wenn Rechberg nach diesen diplomatischen Mißerfolgen an seiner Seite bliebe. Als nun der Minister des Aeußern im nächsten Ministerrate erschien, in welchem über den Handelsvertrag mit Deutschland zu beraten war, fand er zu seinem Erstaunen den ihm untergeordneten Hofrat Biegeleben anwesend, ohne daß er ihn eingeladen hatte; Biegeleben aber stimmte Schmerling in dem Mißtrauen gegen Preußens Freundschaft bei. Gegen den Rat Rechbergs wurde nun im Ministerrate beschlossen, wegen des Handelsvertrages mit

Preußen eine scharfe Note nach Berlin zu senden. Unmittelbar darauf boten Schmerling und Rechberg die Entlassung an, indem sie dem Kaiser vorstellten, daß sie nicht mehr zusammenwirken könnten. Der Kaiser entschied, da er Schmerlings noch zur Lenkung des Reichsrates bedurfte, gegen Rechberg, der am 27. Oktober 1864 aus dem Amte schied. Rechberg unterließ es nicht, die Erklärung abzugeben, daß sich Oesterreich, wenn es diesen Weg beschreite, auf den offenen Bruch mit Preußen gefaßt machen müsse.

Wohl entsprach die Politik Rechbergs besser dem wahren Kräfteverhältnisse Oesterreichs zu den europäischen Staaten. Sein Gedanke, Schleswig-Holstein fahren zu lassen und dafür Preußens Bürgschaft für Venedig und die südlichen Provinzen einzutauschen, war ernster Beachtung wert. Damals aber hielt man diese Politik für die Preisgebung österreichischen Einflusses in Deutschland, für die unkluge Kräftigung eines schwächeren Nebenbuhlers. Deshalb stand Rechberg der gesamten öffentlichen Meinung in Oesterreich fast vereinsamt gegenüber. Fürst Metternich, der Botschafter in Paris, erklärte damals nachdrücklich, er werde sein Amt niederlegen, wenn Oesterreich Schleswig-Holstein kleinmütig im Stiche lasse. Um sich mit diesen Strömungen nicht ganz in Widerspruch zu setzen, versuchte es Rechberg mit Kompromissen. Dies geschah, als er zum Fürstentage nach Frankfurt ging; später konnte er es nicht unterlassen, den Herzog von Augustenburg gegen Preußen auszuspielen; zuletzt zog er aber doch die dem Herzog gebotene Hand, wie sich dessen Freunde ausdrückten, wieder „bis auf den kleinen Finger" zurück. So erhielt seine Politik das Gepräge der Unsicherheit und selbst der Unklarheit. Auf Menschen wirken zu können ist die für den Staatsmann wichtigste Eigenschaft. Diese Gabe war Rechberg versagt; er vermochte nicht einmal König Wilhelm in dem Kreise seiner Preußen günstigen Politik festzuhalten. Kaiser Franz Joseph, der im wesentlichen mit ihm übereinstimmte, ließ ihn fallen, da ihm von allen Seiten Widersacher erstanden. Doch wurde Rechberg während seiner Amtsthätigkeit und auch nachher noch oft unbillig unterschätzt. Schon seine kleine Gestalt, sein lebhaftes Gebärdenspiel, sein leichtes Aufbrausen, sein zorniges Erröten wurden ihm spöttisch aufgerechnet. Sein sanguinisches

Temperament stimmte gar nicht mit der Kälte seines Urteils über die Aussichten der österreichischen Politik in Deutschland und Italien. Später ist man gerechter gegen ihn geworden, Bismarck sprach stets mit Achtung von seiner Einsicht und seiner Rechtschaffenheit. Wäre Rechberg wenige Jahre früher, etwa zur Zeit des Krimkrieges, ins Amt getreten, so hätte er noch den Bund mit Preußen enger knüpfen können; in seinen Tagen war der Zwiespalt zwischen den beiden Mächten schon unheilbar. Indem er diese Krankheit bekämpfen wollte, wurde er ihr erstes Opfer.

IV. Buch.

Der Streit um die Beute. Bismarck und Esterhazy. Ministerium Belcredi.

Die unaufhörlichen Schwankungen des Wiener Kabinetts setzten Europa in Erstaunen. Wer nicht Einblick in den Charakter und die Gesinnungen der Minister besaß, konnte sich das Sprunghafte in der österreichischen Politik nicht erklären. Palmerston fällte um diese Zeit ein geringschätziges Urteil über Oesterreich: der Kaiser habe nichts zu thun, als unter seinen streitenden Ministern zu vermitteln. Es waren entgegengesetzte Pole, zwischen denen sich die Politik des Wiener Kabinetts bewegte. Im 19. Jahrhundert hatten zwei hervorragende Köpfe, Fürst Metternich und Fürst Schwarzenberg, die äußere Politik des Staates nach verschiedenen Richtungen gelenkt. Metternich schuf die Möglichkeit eines dauernden Einvernehmens Oesterreichs mit Preußen, indem Kaiser Franz auf seinen Rat den ihm 1815 von 28 deutschen Fürsten angebotenen Titel eines deutschen Kaisers ablehnte. Anders Fürst Schwarzenberg, der, gereizt durch den Versuch des Frankfurter Parlaments, das Kaisertum auf das Haus Brandenburg zu übertragen, an der Demütigung des Nebenbuhlers arbeitete. Die Richtung Schwarzenbergs gewann im nächsten Jahrzehnt immer mehr Anhänger in Oesterreich. Sie war nicht bloß innerhalb der Aristokratie, sondern auch in der liberalen Partei herrschend.

Nach dem Tode des Fürsten Schwarzenberg war der Referent für deutsche Angelegenheiten im Ministerium des Aeußern, Frei-

herr v. Biegeleben, der Verwalter seiner Ideen. Ludwig Maximilian Freiherr v. Biegeleben (1812 zu Darmstadt geboren) stammte aus einer streng katholischen Familie, bekleidete von 1840 an das Amt des großherzoglich hessischen Geschäftsträgers in Wien und wurde 1848 von Heinrich v. Gagern als Unterstaatssekretär in das Reichsministerium Erzherzog Johanns hinübergenommen. Hier bewährte er sich als treuer Anhänger der großdeutschen Politik und trat 1850 als Sektionsrat in österreichische Dienste. Radowitz hatte den begabten Mann nach Preußen zu ziehen versucht; er aber folgte dem Zuge seines Herzens, indem er in Wien eine neue Heimat suchte. Schon 1852 erhielt er als Hofrat das Referat über die deutschen Angelegenheiten im Ministerium des Aeußern. Er wirkte in diesem Amte unter den Ministern Buol, Rechberg, Mensdorff, Beust, bis er unter Andrassy im April 1872 von seinem „20jährigen Staatsschreibertum" zurücktrat. So nannte er selbst seine Amtswirksamkeit, da er nahezu alle Staatsschriften und Depeschen verfaßte, welche bis zur Auflösung des Bundes über die deutsche Frage aus der Wiener Staatskanzlei hervorgingen. An dieser Stätte waren seit jeher Männer aus dem Reiche zu den wichtigsten Arbeiten verwendet worden. Der einflußreichste unter ihnen war Bartenstein gewesen, der Straßburger Professor, welcher unter Kaiser Karl VI. und bis zum Emporkommen des Fürsten Kaunitz die Seele der äußeren Politik Oesterreichs war. Während der Kriege um die Scheide des Jahrhunderts diente zuerst Johannes Müller, später Friedrich Gentz mit ihrer Feder der deutschen Reichspolitik Oesterreichs. Der letzte in dieser Reihe war Freiherr v. Biegeleben. Vornehm in Gesinnung und Auftreten, Gelehrter auf dem Felde der Historie und des Staatsrechtes, überragte er an Gediegenheit des Wissens seine Vorgesetzten und Amtsgenossen im Ministerium. Von früh auf zogen ihn seine katholischen und aristokratischen Neigungen zu Oesterreich hin, in diesem Reiche erblickte er die Verkörperung des konservativen Prinzips in den Wirren seiner Zeit. Erfüllt von den Ideen der Erhaltung, mutete er diesem Staate das Höchste zu. Er überschätzte die Macht des Vertragsrechtes in einer Zeit, in welcher neue Kräfte nach Geltung rangen. Er glaubte, Oesterreich könne, auf europäische Verträge gestützt, allen

seinen Gegnern Trotz bieten und sich in seiner alten Macht in Deutschland und Italien behaupten. Auch in gefährlichen Krisen zweifelte er nicht einen Augenblick an dem moralischen Uebergewichte Oesterreichs; er stand auf Seiten derjenigen, welche nichts von Nachgiebigkeit gegen das emporstrebende Preußen und Italien wissen wollten; er nährte in seinem bedeutenden Wirkungskreise den Stolz auf die unerschütterliche Macht des Staates und trieb ihn dadurch schweren Niederlagen entgegen. Nicht von der Erfahrung ging er aus, sondern von Ideen und Lehrmeinungen, die in der Gelehrtenstube gereift waren; für die realen Kräfte im Leben der Völker besaß er geringes Verständnis. Er war als Publizist weit hervorragender denn als Politiker. In anziehender Form legte er seine Ansichten nieder, übte durch seine Staatsschriften auf den Kaiser wie auf die Männer des auswärtigen Amtes großen Einfluß und täuschte durch die Sicherheit seines Stils über seine Irrtümer hinweg. Die katholische Richtung des Oesterreich jener Tage hob ihn empor und sie wurde von ihm gestützt. Kaiser Franz Joseph, selbst ein gründlicher Arbeiter, wußte die geistige Kraft Biegelebens zu würdigen, schätzte die Gediegenheit seiner Schriften und erwärmte sich an seiner Ueberzeugung von der hohen politischen Mission des Reiches. Als er ihn vor dem Frankfurter Fürstentage ins Vertrauen zog, machte er über ihn den Ausspruch: „Biegeleben ist im Ministerium des Aeußern noch der einzige Mensch, mit welchem etwas anzufangen ist [1])." In seiner Auffassung der deutschen Angelegenheiten stand Biegeleben Schmerling näher als Rechberg. Er stimmte den hochfliegenden Entwürfen des Staatsministers zur Beherrschung Deutschlands bei; Rechberg warf er Zaghaftigkeit vor, weil dieser davor warnte, sich Preußen feindselig entgegenzustellen, während das Reich in Ungarn wie in Italien mit den größten Schwierigkeiten kämpfte. Dafür war auch das Urteil, welches Graf Rechberg über ihn fällte, nicht günstig; Rechberg erkannte, wie gefährlich es sei, daß Biegeleben in seinem glühenden Konservatismus Oesterreich zum Kampfe gegen Preußen trieb. Dabei mußte Rechberg erfahren, daß er mit seinen Anschauungen inmitten des von ihm

[1]) Fröbel, II, S. 246.

geleiteten Ministeriums allein stand; denn außer Biegeleben waren noch Freiherr v. Meysenbug (seit 1862 Direktor im auswärtigen Amte) und Hofrat Max v. Gagern, der jüngste der Söhne Hans' v. Gagern, eifrige Verfechter der großdeutschen Politik. Sie waren beide gleich Biegeleben Hessen von Geburt, streng katholisch in ihrer Parteistellung. Diese Rechberg ungünstige Stimmung unter den Räten seines Ministeriums gehörte zu den Ursachen seines Sturzes.

Als Rechberg seine Entlassung nahm, war sein Rat bei der Wahl seines Nachfolgers entscheidend, denn der Kaiser gedachte das Bündnis mit Preußen auch fernerhin zu pflegen. Rechberg bezeichnete den Grafen Mensdorff als eine ihm gleichgesinnte Persönlichkeit. Mensdorff war auch Schmerling als Kollege willkommen, da er den Centralismus als Staatsprinzip im Innern billigte. Ueberhaupt waren alle die, welche die äußere Politik Oesterreichs mit bestimmen wollten, mit der Wahl dieser neutralen Persönlichkeit zufrieden. Insbesondere der Minister ohne Portefeuille, Graf Moritz Esterhazy, welcher an dem Sturze Schmerlings arbeitete und dessen Einfluß jeden andern zu überschatten begann, war sicher, in Mensdorff den Mann zu finden, den er benützen konnte, um, ohne selbst die Verantwortlichkeit zu tragen, das Ministerium des Aeußern zu lenken. Esterhazy stimmte mit Rechberg darin überein, daß der Bund mit Preußen aufrecht zu halten sei. Er war eifrig konservativ gesinnt, er hatte die Vorstellung, daß die deutschen Klein- und Mittelstaaten ganz von der Demokratie zersetzt und, wie der Ausdruck seiner Partei lautete, der Revolution anheimgefallen seien. Oesterreich müsse vereint mit dem konservativen Preußen diesen die Dynastie und den Adel bedrohenden Gefahren die Stirne bieten [1]).

Alexander Graf v. Mensdorff-Pouilly gehörte zu dem Kreise jener bevorzugten Sterblichen in Oesterreich, die mühelos zu den höchsten Staatsämtern und Würden emporsteigen. Sein Großvater, Baron Pouilly, war ein französischer Emigrant, der seine Söhne in die österreichische Armee eintreten ließ. Der

[1]) Bericht des sächsischen Gesandten in Wien, Herrn v. Könneritz, nach Dresden. Friesen, „Erinnerungen" II, S. 107.

ältere von ihnen, Emanuel, der gegen Frankreich focht und somit die Rache der französischen Republik zu fürchten hatte, nahm von einer Besitzung seiner Familie den Namen Mensdorff an. Als tapferer Offizier wurde er in den Grafenstand erhoben. Sein Stern stieg, als es ihm gelang, die Hand einer Prinzessin von Koburg zu gewinnen, der Tante des Herzogs Ernst von Koburg und des Prinzen Albert, der die Königin von England heimführte. So wurde die Familie mit den meisten Herrscherhäusern Europas verwandt. Alexander Mensdorff, der Sohn des ersten Grafen dieses Namens, der jetzt Nachfolger Rechbergs wurde, war demnach ein Vetter der Königin von England. So konnte es dem ritterlichen Manne nicht schwer fallen, immer höher zu steigen. Glück bei den Frauen schien sich im Hause Mensdorff vom Vater auf den Sohn fortzupflanzen: Graf Alexander Mensdorff führte die reichste Erbin Oesterreichs heim, eine der Töchter des Fürsten Dietrichstein, mit welchem der Mannesstamm eines der vornehmsten Häuser der österreichischen Aristokratie ausstarb. Mensdorff kämpfte 1848 und 1849 mit Auszeichnung, im Kriege von 1859 befehligte er eine Kavalleriedivision. Nach höherem Lorbeer zu greifen, lag nicht in seiner Art; als Edelsheim, der unter ihm als Oberst diente, in der Schlacht von Solferino mit dem Regimente Preußen-Husaren in eine Lücke der feindlichen Schlachtordnung und bis zu den Verbandplätzen vordrang, konnte sich Mensdorff nicht entschließen, der Aufforderung seines Unterführers zu diesem verwegenen Ritte zu folgen. Mensdorff hatte übrigens als Soldat einen guten Ruf; doch wurde er stets berufen, wo es eine schwierige politische Aufgabe zu lösen gab. Schon mit 38 Jahren wurde er 1852 Botschafter in St. Petersburg; er kehrte von seiner Sendung zurück, als sich die Beziehungen Oesterreichs zu Rußland trübten. Als 1863 der polnische Aufstand ausbrach, erforderte der Posten eines Statthalters von Galizien große Umsicht. Mensdorff, der bisher nur im Heere und in der Diplomatie gedient hatte, wurde nun mit der Verwaltung dieses Kronlandes betraut. Dann verwickelten sich die Beziehungen zu Preußen, und wieder war es Mensdorff, dem man als Minister des Aeußern die Lösung der Wirren zutraute. Und nach dem Kriege von 1866 ward er, als in Böhmen der Gegensatz zwischen Deutschen und Tschechen

sich schärfer zuspitzte, Statthalter dieses Kronlandes. In dieser Stellung ereilte ihn am 12. Februar 1871 der Tod. Waren es erlesene Gaben oder kühner Ehrgeiz, die den Grafen Mensdorff emportrugen? Weder das eine noch das andere war der Fall. Frauengunst zu gewinnen und kaltblütig im Kugelregen auszuharren sind Gaben, wertvoll nicht bloß für den Helden eines Romans, aber doch nicht ausreichend, Staaten zu regieren. Graf Mensdorff war eine vornehme und dabei weiche und feinfühlige Natur, ein Mann von reinem Charakter, aber weit mehr zu ruhiger Beschaulichkeit als zum Handeln und Regieren geschaffen. „Es gibt," so urteilte während der unheilvollsten Zeit des Krieges von 1866 der Historiker Motley, damals amerikanischer Gesandter in Wien, „keinen aufrichtigeren, geraderen und ritterlicheren Mann in der Welt als den Grafen Mensdorff; aber ich denke mir, der Feind hat sich diese Geradheit zu Nutze gemacht." Mensdorff gewann jedermann durch sein bescheidenes, wohlwollendes Wesen; er entwaffnete manchen Gegner in Galizien und in Böhmen durch seine Würde und Milde; sein Auftreten übte, zumal in jüngeren Jahren, den Zauber jener schlaffen Anmut, die in Oesterreich und besonders in der Aristokratie als das Ideal der Lebens- und Umgangsformen gilt. Aber dieses liebenswürdige Wesen lagerte nicht über einer kräftigen und männlichen Persönlichkeit. Graf Mensdorff gehörte zu den bestimmbarsten und in ihrem Urteile unsichersten Menschen. Er besaß ein vernünftiges Urteil über Menschen und Dinge, das einem gut veranlagten Verstande entsprang. Leider aber war sein Wille ungleich schwächer als seine Einsicht. Er mißtraute seinen eigenen Fähigkeiten und die Gründe anderer stimmten ihn leicht um. Er übernahm jede seiner Aufgaben nur mit Widerstreben, weil er sich nicht die Kraft beimaß, sie zu lösen; er wurde aber trotzdem regelmäßig zu großen Werken ausersehen, weil man auf den günstigen Eindruck seiner Persönlichkeit rechnete. Kaiser Franz Joseph hatte zu seinem Charakter jenes Vertrauen, das Graf Mensdorff wirklich verdiente; und dieser erwiderte die Gnade seines Herrschers mit vollster Treue und Hingebung. Mensdorff stand zum Kaiser in dem Verhältnisse eines Vasallen zu seinem Lehensherrn; daß er dessen Wünschen in großen und verantwortungsvollen Momenten den

Ernst einer festen Ueberzeugung entgegenzusetzen habe, war ihm bei seiner Erziehung und seinen Anlagen eine weltferne Vorstellung. So kam es, daß er, fremden Einflüssen folgend, Maßregeln ins Werk setzte, die seiner besseren Ueberzeugung widerstrebten.

So war der Mann beschaffen, der Bismarck Widerpart zu halten berufen wurde. Als ihn sein Vetter, Herzog Ernst von Koburg, zu seinem neuen Wirkungskreise beglückwünschte, antwortete er fast verlegen; aus dem Schreiben spricht das Gefühl der Hilflosigkeit und Unsicherheit, wie er seinen schwierigen Pflichten genügen könne. Doch war er im allgemeinen willens, gleich seinem Vorgänger den Bruch mit Preußen hintanzuhalten; sein gesunder Sinn und vor allem seine Kenntnis der militärischen Hilfskräfte seines Staates sagte ihm, daß der Zusammenstoß Oesterreich verderblich sein könne. Als er bald darauf Koburg besuchte, äußerte er sich auch in Gegenwart Gustav Freytags, wie dieser erzählt, nüchtern und verständig über die politischen Verhältnisse und über die Zukunft Deutschlands. Aber er war zu schwach und fühlte sich zu unsicher in seinem Amte, um mit Erfolg auf eine Verständigung mit Preußen hinzuarbeiten. So war es begreiflich, daß die Hofräte seines Ministeriums auf ihn größeren Einfluß gewannen als auf Rechberg. Mensdorff, der eine unzureichende Kenntnis der Geschäfte besaß, mußte sich in allen sachlichen Fragen auf den Rat Biegelebens verlassen und ließ sich dann von ihm weiter fortreißen, als er es eigentlich wünschte. Nichts aber ist gefährlicher, als wenn ein feuriges Naturell, wie das Biegelebens, nicht durch die Pflicht der Verantwortlichkeit gezügelt wird. Diese aber trug, während Biegeleben zum Bruche mit Preußen drängte, nicht er, sondern der Minister.

So waren schon die ersten Depeschen unter Mensdorffs Amtsführung auf eine andere Tonart gestimmt als unter seinem Vorgänger. Sie unterschieden sich auch in der Sache dadurch, daß Oesterreich von jetzt ab den Herzog von Augustenburg bestimmt als seinen Kandidaten bezeichnete. Das war ein entscheidender Umstand; denn es lag darin die Antwort auf Bismarcks Anfrage bei der Unterredung zu Schönbrunn. In drei Erläßen vom 12. November, die zur Mitteilung an die preußische Regierung bestimmt waren, wurde ein festes Programm aufgestellt.

Es wurde nicht bloß der Auguſtenburger als künftiger Herzog von Schleswig-Holſtein namhaft gemacht, ſondern zugleich ſcharf abgelehnt, daß Schleswig-Holſtein ein Vaſallenſtaat Preußens werden ſolle. Der preußiſchen Politik wurde der Vorwurf gemacht, ſie ſuche die Angelegenheit der Herzogtümer zu verſchleppen. Dieſer Ton war befremdend. — Werther, der preußiſche Geſandte in Wien, beſchwerte ſich bei Mensdorff über die ungewöhnliche Form der Note. Die Antwort des guten Grafen zeigte die Seltſamkeit der Lage: der Kaiſer bedaure ſelbſt, daß Biegeleben oft mit ſo ſcharfer Feder ſchreibe. Als ob Mensdorff nicht ſelbſt verantwortlich geweſen wäre für die Staatsdepeſchen, welche ihm Biegeleben vorlegte und die er unterſchrieb! Mensdorff kam übrigens bei den mündlichen Verhandlungen mit Preußen immer wieder auf den Gedanken zurück, Schleswig-Holſtein ſolle für einen Teil Schleſiens an Preußen überlaſſen werden.

Biegeleben hatte indeſſen, indem er ſich in ſeiner Depeſche über die Zögerungen Preußens beklagte, mit dem Scharfblicke des Mißtrauens die Wahrheit erkannt und behauptet. Denn Bismarck veränderte, ſeitdem Oeſterreich nicht gutwillig aus den Herzogtümern weichen wollte, Form und Maß ſeiner Politik. Je ſtürmiſcher ihn, nach ſeinen eigenen Worten, „eine Welt von Haß und Zorn“ in ſeinem Vaterlande umbrandete, deſto unbeugſamer verfolgte er in der äußeren Politik ſeinen Weg. In ſeiner gefahrvollen Lage wuchs die Spannkraft, mit welcher er für ſeinen Staat Landerwerb und Macht erſtrebte. Durch eine furchtloſe Politik die Demokratie zu bändigen und die königliche Macht zu befeſtigen, zugleich aber zwei blühende Provinzen für Preußen zu gewinnen, ſchien ihm nur eine Vorſtufe zu größeren Erfolgen. Es gab für ihn keine Umkehr; ſeine Gegner am Hofe, in der königlichen Familie, im Landtage lauerten auf einen Mißerfolg ſeiner äußeren Politik. Doch ſtutzten ſie, als ſie Preußen wider Erwarten den größten Teil des Weges zur Erwerbung der Herzogtümer durchmeſſen ſahen. In Preußen gab es vom Palaſte des Königs herab nur eine Meinung: jedermann beklagte die Zerriſſenheit der Grenzen Preußens, allgemein wünſchte man die Angliederung der Herzogtümer. Darüber war alles einig, ob nun die einen die volle Annexion anſtrebten oder die anderen, wie der Kronprinz, ſich

mit dem Abschlusse günstiger Militär- und Zollverträge begnügen wollten. Die Opposition behauptete, Bismarck habe durch den Verfassungsbruch in Preußen die moralische Eroberung Deutschlands unmöglich gemacht, er habe sich auch die Erwerbung der Herzogtümer durch den überflüssigen Bund mit Oesterreich erschwert. Je lauter diese Klagen waren, desto ungerechter; denn Bismarck arbeitete eben daran, Oesterreich den Anteil der Beute aus dem dänischen Kriege abzunehmen. Er meinte damals noch, es werde dazu nicht der Gewalt bedürfen; Kriegsdrohung, der Hinweis auf Oesterreichs Schwäche in Italien und Ungarn würden genügen. Wie aber den Widerstand Oesterreichs überwinden? Oesterreichs Recht auf die Hälfte der Herzogtümer war ebenso begründet wie das Preußens; und Oesterreich war eine befreundete Macht. Noch die Thronrede König Wilhelms im Januar 1865 sprach schöne Worte von dem Bündnisse, welches „seine feste und dauernde Grundlage in Meiner und Meiner erhabenen Verbündeten deutschen Gesinnungen fand". Bismarck aber wollte jetzt Oesterreich zwingen, seinem Rechte auf die Herzogtümer zu entsagen. Zunächst wurde die Geduld des Wiener Kabinetts auf eine harte Probe gestellt. Vielleicht, während sich Preußen im Norden häuslich einrichtete, entschwand dem Wiener Kabinett Lust und Mut, den fernen, unfruchtbaren Besitz festzuhalten. Rücksichtslose Staatsselbstsucht war dies in den Augen Oesterreichs; dieser kühle Realismus richtete sich gegen einen Bundesgenossen und wurde deshalb doppelt schwer empfunden. Bismarck verstand sich ebenso auf kaltblütiges Abwarten wie auf einherstürmende, niedertretende Energie. Jetzt bestand seine Methode darin, Oesterreich mürbe zu machen. Er ließ das Wiener Kabinett nach den Vorschlägen des November ungebührlich lange auf Antwort warten.

Es verging der Dezember und im neuen Jahre rückte der Januar vor, ohne daß Botschaft aus Berlin kam. Kaiser Franz Joseph drängte wiederholt persönlich zu größerer Eile; er sei über das lange Hinziehen der Sache desperat, sagte er zum preußischen Gesandten. Unterdessen wurde in Holstein eine preußische Partei herangezogen, der Schuldenstand der Herzogtümer, beschwert um die Kosten des letzten Krieges, den Anhängern Augustenburgs vorgehalten; sie hätten, wie Bismarck

damals bemerkte, das Recht, sich für 50 Millionen Thaler einen Herzog zu kaufen. Vielgestaltig war sein Spiel: dem Herzog von Augustenburg blieb es offen, sich gegen Anerkennung der Kriegs- und Finanzhoheit Preußens einen Vasallenthron zu gewinnen, doch auch die Ansprüche des Herzogs von Oldenburg auf Schleswig-Holstein wurden in amtlichen Mitteilungen an Oesterreich erwogen. Dabei lag Täuschung nicht in Bismarcks Absicht; unverhohlen bekannte er sich zu seiner Absicht, Oesterreich die Qual der fatalen Mitherrschaft über Schleswig-Holstein empfinden zu lassen. Am 8. Februar drang Graf Karolyi, der österreichische Botschafter, abermals in ihn, an Stelle des provisorischen Zustandes in den Landen einen endgültigen zu setzen. „Warum?" wandte Bismarck ein. „Weshalb könnte unser gemeinsamer Besitz nicht selbst ein Definitivum sein? Uebrigens beruhigen Sie sich," fügte er, als Karolyi bei diesen Worten auffuhr, ironisch hinzu, „wir halten Wort; wir werden unsere Bedingungen vorlegen. . . . Sehen Sie, wir stehen da vor der Frage über die Herzogtümer wie zwei Gäste, die ein treffliches Gericht vor sich haben; der eine aber, welcher keinen Appetit hat und es nicht verzehren will, verbietet energisch dem anderen, den der Leckerbissen reizt, zuzulangen und zu schmausen. So warten wir denn, bis der Augenblick kommt; einstweilen befinden wir uns leidlich wohl in unserer Lage und werden sie erst ändern, wenn man uns befriedigende Bedingungen bietet." [1]) Das war eine andere Sprache als damals bei der Zusammenkunft in Schönbrunn. Auch diesmal handhabte Bismarck eines jener Bilder, die seine politische Phantasie so glücklich zu bauen verstand. Die Jagdbeute von damals war zu einem schmackhaften Gerichte zubereitet; es war eine unverantwortliche Bosheit Oesterreichs, daß es den Freund verhinderte, sich an dieser Mahlzeit zu sättigen.

So leichthin und übermütig auch Bismarck sprach, eine so wohlerwogene Absicht lag in diesem Auftreten. Er drohte nur, aber er glaubte, die Drohung werde genügen. Als ihm damals Graf Goltz, Preußens Vertreter in Paris, schrieb, Napoleon III.

[1]) Diese Verhandlungen nach dem inhaltreichen IV. Bande des Sybelschen Werkes.

dürfte geneigt sein, für den Fall eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich sich mit König Wilhelm zu verständigen, lehnte Bismarck bestimmt ab: „Es scheint mir zweckmäßiger," so schrieb er, „die einmal bestehende Ehe mit Oesterreich trotz kleiner Hauskriege einstweilen fortzusetzen, und wenn die Scheidung notwendig wird, die Verhältnisse so zu nehmen, wie sie dann sein werden, als jetzt schon das Band unter allen Nachteilen zweifelloser Perfidie zu zerreißen . . ." So Bismarck am 20. Februar an Goltz. Er hielt jetzt das Wiener Kabinett für genügend vorbereitet und glaubte dessen Gefühle nicht länger schonen zu müssen. Den Tag darauf gingen die Gegenvorschläge Preußens nach Wien ab. Das Berliner Kabinett willigte in die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg ein, jedoch unter Bedingungen, welche Preußen zum Herrn der Herzogtümer machten. Kernpunkt war die Forderung: die Herzogtümer stellen ihre Streitkräfte unter den Oberbefehl des Königs von Preußen, dem sie auch den Fahneneid leisten; sowohl der Hafen von Kiel wie Rendsburg werden preußische Waffenplätze. Die Forderung des ihm zu leistenden Fahneneides hatte der König selbst in die Reihe der Bedingungen eingeschaltet; denn er war indessen für Bismarcks Ansichten gewonnen worden und faßte bereits, falls Oesterreich nicht nachgebe, die Annexion selbst ins Auge [1]).

Der Ernst des Augenblicks wurde in Wien nicht vollständig erfaßt. Biegeleben fühlte wohl die Schärfe des Gegensatzes, er sah den Krieg aufsteigen. Aber er verfocht den Satz, Oesterreich dürfe nicht gestatten, daß ein deutscher Fürst Vasall Preußens werde. Das wäre ein Riß in das deutsche Bundesrecht, welches nur gleichberechtigte Fürsten kenne. Von diesem Gesichtspunkte aus war es leichter, in die völlige Einverleibung Schleswig-Holsteins in Preußen gegen eine mäßige Entschädigung zu willigen, als den Herzog jener Lande zu einem Lehensmann Preußens herabzudrücken. Wohl war in Wien auch die Meinung vertreten, man solle sich wegen der Ostseeländer nicht in Fährnisse stürzen. „Sie glauben gar nicht," sagte Mensdorff am 30. März zu dem sächsischen Gesandten [2]),

[1]) Bernhardi S. 202.

[2]) Friesen, „Erinnerungen" II, S. 117.

„wie viele Leute hier für den Ausweg einer Kompensation in Geld ihre Stimme erheben. In den Augen vieler ist die Aussicht auf eine Geldentschädigung gar zu verlockend. Herr v. Plener (der Finanzminister) namentlich liegt dem Kaiser deshalb in den Ohren und sieht schon das Defizit auf mehrere Jahre aus dem Budget verschwinden. Das sind aber alles Anläufe, die bis jetzt keinen Anklang finden." In Wirklichkeit war damals nicht Mensdorff, sondern Biegeleben der Leiter des auswärtigen Amtes. Dieser aber ließ, als ihn der Geschäftsträger des Herzogs von Augustenburg nach dem Stande der Verhandlungen und über die Forderungen Preußens befragte, dem Herzog sagen: „Ich wenigstens möchte lieber Kartoffel bauen, als unter solchen Bedingungen regierender Herr sein." Er war der Meinung, man müsse Preußen rüstig entgegentreten; vielleicht sei es besser, daß die Ansprüche Preußens nicht bescheiden seien, weil dadurch der Streitfall früher zur Entscheidung komme. Kaiser Franz Joseph trat, seitdem Rechbergs Rat nicht mehr für den Gedanken einer Zweiherrschaft in Deutschland wirkte, immer mehr der Ansicht bei, die kaiserliche Macht müsse dem kühn aufstrebenden Preußen in Erinnerung gebracht werden. Ganz im Geiste Biegelebens fiel also die Antwort aus, welche Preußen in kürzester Frist erteilt wurde. Oesterreich kam in allen Punkten entgegen, welche das Bundesrecht und die Fürstensouveränität nicht berührten. Somit erklärte man nach Berlin, daß sowohl der Kieler Hafen wie Rendsburg, letzteres als Bundesfestung, Preußen überlassen werden könne, ebenso Bau und Aufsicht des Nord-Ostseekanals. Auch der Eintritt der Herzogtümer in den Zollverein könne sich ohne Widerrede vollziehen. Aber in festen Zügen, diesmal ohne verletzende Spitze, vielmehr mit unanfechtbaren Gründen, wenn man einmal auf der damaligen Rechtsordnung in Deutschland stand, lehnt die Note es ab, auch nur auf Verhandlungen über die preußische Militär- und Finanzhoheit in Schleswig-Holstein einzugehen [1]).

[1]) Mensdorff ließ übrigens einige Wochen später durch Herzog Ernst von Koburg dem Herzoge von Augustenburg andeuten, daß die Forderungen Preußens die Grundlage einer Verständigung bilden könnten. Als Biege-

Es ist nun in höchstem Grade bezeichnend, daß der Kriegsminister Roon sich am Tage der Ablehnung des preußischen Vorschlages, am 27. Februar, von Moltke ein Gutachten über die Streitkräfte Oesterreichs erbat. Offenbar hatte Bismarck dem Amtsgenossen die Gefahren der Lage nahegelegt. In seiner Seele war seit seinen Erfahrungen in Frankfurt die Idee des Krieges mit Oesterreich wie ein starker Wassergang im Berginnern aufbewahrt — sie brach sich jetzt zum Entschlusse Bahn. Gedrängt von den wachsenden Schwierigkeiten im Innern und überzeugt von der Schwäche Oesterreichs, hielt er den Kampf für den notwendigen Ausweg.

So wie Oesterreich den Augustenburger als seinen Kandidaten bezeichnete, wuchs in Schleswig-Holstein die Hoffnung der Anhänger des Herzogs, und eine das Land umspannende Agitation erstickte beinahe die Keime einer preußischen Partei [1]). Die von den beiden Großmächten eingesetzte Regierung des Landes hatte sich fast durchwegs mit eingeborenen Beamten umgeben. Diese aber betrachteten den Herzog als ihren rechtmäßigen Herrn und nahmen von ihm Weisungen bei der Besetzung von Stellen und in der Landesverwaltung entgegen. Eine Adresse, mit 50000 Unterschriften bedeckt, forderte die Einsetzung dieses Fürsten. Der Kommissar Oesterreichs in Kiel, Herr v. Halbhuber, förderte nach Kräften diese gegen die preußische Herrschaft gerichtete Agitation. Aber Preußen war nicht Willens, sich den Besitz des Landes entwinden zu lassen, am wenigsten durch eine demokratische Bewegung, welche von den Gegnern des preußischen Ministeriums in ganz Deutschland

---

leben davon hörte („Denkwürdigkeiten des Herzogs von Koburg" III, S. 479), sagte er, Mensdorff entgegenarbeitend, zu dem Geschäftsträger Augustenburgs: „Briefe und gelegentliche Aeußerungen des Ministers möchten immerhin eine gewisse Bedeutung haben, um sich zu orientieren, aber der Herzog solle Beschlüsse nur auf Grund von Staatsakten und Noten Oesterreichs fassen." Biegeleben fühlte sich eben als eigentlicher Leiter der Geschäfte und nahm keinen Anstand, die Mitteilungen seines Amtschefs als belanglos hinzustellen.

[1]) Oesterreich bestritt übrigens nach wie vor das Erbrecht des Herzogs, erklärte sich aber aus Nützlichkeitsgründen bereit, ihm den eigenen Besitztitel an Schleswig-Holstein zu übertragen.

unterstützt wurde. König Wilhelm empfand in seinem monarchischen Selbstgefühle diese Vorgänge als eine Verletzung seines durch den Krieg erworbenen Miteigentums an Schleswig-Holstein, und da zudem um diese Zeit die preußischen Kronjuristen das Gutachten abgaben, der Herzog von Augustenburg besitze kein Erbrecht auf die Lande, so betrachtete Wilhelm I. die volkstümliche Agitation als eine Feindseligkeit wider seine Person. Um sein Besitzrecht durch eine sichtbare Thatsache zu betonen, befahl er im April 1865 die Verlegung der preußischen Marinestation von Danzig nach Kiel. Preußen richtete sich also in den Herzogtümern wie auf eigenem Boden ein. Als Oesterreich Einspruch erhob, erhielt es die Antwort, es bleibe ihm ja unbenommen, Gleiches zu thun. Preußen war für die künftige Herrschaft im Lande sein eigener Kandidat und begann denn auch in diesem Sinne Schiffe zu zimmern und Häfen zu bauen. Es wurde als unantastbarer Grundsatz preußischer Politik ausgesprochen, daß sie alles für die künftige Besitzergreifung vorbereiten dürfe; Oesterreich aber begehe Bundesbruch, wenn es seinem Kandidaten Vorschub leiste. Bei dieser herrischen Auffassung verstand es sich von selbst, daß Preußen jeden Zeitungsangriff auf sein Regiment, jedes Manifest für Herzog Friedrich VIII. als eine Verletzung des wahren Souveräns — das waren die Kronen von Preußen und Oesterreich als Gemeinbesitzer — betrachtete.

Ein seltsames Gespann, diese Doppelherzoge von Schleswig-Holstein, welche über das endgültige Schicksal der Lande haderten. Sie besaßen jeder kraft des Friedensschlusses mit Dänemark ein halbes Recht auf die „auf ewig ungeteilten Lande" — und sie waren jeder in seiner Art ehrlich bemüht, den Grundsatz dieser Unteilbarkeit zur Geltung zu bringen. Preußen wollte dem Genossen sein Halbeigentum abnehmen und es sich selbst zueignen. Oesterreich wieder strebte in aller Uneigennützigkeit, dem Freunde seinen Anteil zu entwinden und ihn ebenso wie die eigene Hälfte dem Augustenburger zu übertragen, denn mit diesem neuen Bundesfürsten wäre voraussichtlich eine treue Stimme für den Frankfurter Bundestag gewonnen worden. Es gibt eine patriotische Geschichtsschreibung, welche ihre Aufgabe darin sieht, zu erweisen, daß in den weltgeschichtlichen Krisen, die in

jedem Jahrhundert mit Notwendigkeit eintreten, der heimische Staat stets für das Heiligtum des Rechtes eingetreten sei. Die historische Wahrheit aber wird durch solche Darstellungen nicht erschöpft; Bismarck selbst hat diese Verteidigung für überflüssig gehalten. In ganz bestimmten Worten stellte er den Streitfall nicht als eine Frage des Rechtes, sondern der Macht hin. Schon im Sommer 1865 äußerte er sich in diesem Sinne: „Wenn Oesterreich unser Bundesgenosse bleiben will, muß es uns Platz machen."

In dem preußischen Ministerrate vom 29. Mai 1865 erwogen denn die Räte der Krone nicht etwa die Rechtsfrage, sondern, ob es nützlich und vorteilhaft sei, die unbeschränkte Herrschaft über Schleswig-Holstein durch einen Krieg anzustreben. Bismarck setzte auseinander, daß man auf friedlichem Wege von Oesterreich die im Februar gestellten Bedingungen werde erreichen können, jedoch mit Ausnahme des Fahneneides, den der König von Preußen von den schleswig-holsteinschen Truppen verlangte. Aber er hielt den Augenblick für gekommen, um die volle Einverleibung der Herzogtümer durchzusetzen. Das bedeutete nun, da Oesterreich einen Ersatz an Land und Leuten verlangte, die Kriegserklärung. Da Bismarck indessen die Abneigung des Königs gegen diesen äußersten Schritt kannte, fügte er hinzu: „Ein Krieg mit Oesterreich wird früher oder später doch nicht zu vermeiden sein, nachdem die Politik der Niederhaltung Preußens von der Wiener Regierung wieder aufgenommen worden ist. Allein den Rat zu einem großen Kriege gegen Oesterreich können wir Sr. Majestät nicht erteilen; der Entschluß dazu kann nur aus der freien königlichen Ueberzeugung selbst hervorgehen. Würde eine solche gefaßt, so würde das gesamte preußische Volk ihr freudig folgen." Das letztere war zu bezweifeln, aber dem Grundgedanken traten mit Ausnahme des Finanzministers alle Kollegen Bismarcks bei. Dann aber folgten noch zwei Voten von großer Bedeutung: zuerst sprach Moltke mit vollster Sicherheit und bedingungslos für die Annexion, und wenn diese verwehrt würde, für den Krieg; ebenso bestimmt erklärte sich der Kronprinz gegen den Krieg und für die Einsetzung des Herzogs von Augustenburg. Er warnte vor dem Unheile eines Kampfes mit Oesterreich, der Deutschland

zerfleischen und die Einmischung der fremden Mächte herbeiführen werde [1]).

Wohl zögerte der König, den Ratschlägen Moltkes und Bismarcks zu folgen, aber eifersüchtig wachte er über sein Besitzrecht in Schleswig-Holstein. Unmut erregte es in ihm, daß Herzog Friedrich fortfuhr, die Huldigungen der Bewohner hinzunehmen, als ob er Herr im Lande wäre. Zunächst forderte ihn der König auf, das Land zu verlassen. Dessen aber weigerte sich der Herzog. Der König fühlte seine Würde verletzt und schrieb eigenhändig an Kaiser Franz Joseph, um die Entfernung des Herzogs aus Schleswig-Holstein durchzusetzen. Die Gegensätze spitzten sich zu. Damals teilte Bismarck den preußischen Gesandten in Paris und Florenz, Goltz und Usedom, mit, daß der Ausbruch eines Krieges wahrscheinlich sei; sie sollten sich überzeugen, ob Italien zu militärischer Hilfe und Frankreich zur Neutralität zu bestimmen sei. „Ich lege," so schrieb damals Kriegsminister Roon an Bismarck, „Ihrer Politik keine Fesseln an. Sie wissen, daß ich einen Krieg mit Oesterreich nicht liebe, aber ich weiß, daß er unter Umständen eine politische Notwendigkeit sein kann und man ihn dann auf alle Chancen hin unternehmen muß." Der Krieg schien im Berliner Kabinett beschlossene Sache. Ende Juli ging das Ultimatum an Oesterreich ab: Preußen lehnte weitere Unterhandlungen ab, so lange nicht jede Agitation für den Herzog von Augustenburg in Schleswig-Holstein beseitigt sei. Dann erst wolle Preußen über die Kandidatur, jedoch nicht Augustenburgs, sondern diesmal zur Abwechslung des Herzogs von Oldenburg in Verhandlung treten. Wohl unternahm König Wilhelm wie alljährlich eine Badereise nach Gastein, aber auf dem Wege dahin versammelte er seine Minister zu Regensburg, und hier wurden Beratungen gepflogen über die Aufbringung der Geldmittel zur Führung des Krieges gegen Oesterreich.

Der Zusammenstoß war drohend, aber noch einmal wurde er vermieden; denn Oesterreich wünschte ihn auch nicht im entferntesten, König Wilhelm aber sah sich der festgeschlossenen Stimmung

[1]) Sybel, IV, S. 121—124 und Oskar v. Lettow-Vorbeck, „Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland", Berlin 1896, Bd. I, S. 9.

seines Volkes gegenüber, welches wohl die Angliederung der Herzogtümer an Preußen für ersprießlich, einen Krieg aber um Landbesitz für einen Frevel hielt [1]). Und was ihn noch mehr bestimmte: seine ganze Familie, der Kronprinz voran und mit ihm die königlichen Frauen, nahmen aufs entschiedenste Partei für den Herzog von Augustenburg. Sie verurteilten die Politik seines ersten Ministers, weil dieser die Krone in Gegensatz mit der Volksvertretung bringe und einen Bruderkrieg in Deutschland heraufbeschwöre. Feuriger noch als der Kronprinz war seine Gemahlin für den Ideenkreis der freisinnigen Parteien in Deutschland eingenommen. Sie war überzeugt, daß ihr Gatte dazu berufen sei, dereinst, umgeben von freisinnigen Ministern, die deutsche Nation der Einheit zuzuführen; auf diese Sendung solle sich der Kronprinz schon jetzt vorbereiten. Als die Regierung durch die Verordnungen vom 1. Juni 1863 die Freiheit der Presse unterdrückte, hielt der Kronprinz am 5. Juni zu Danzig auf Fürsprache seiner Gattin eine Rede, in welcher er die Erlässe als ungesetzlich bezeichnete. Königin Viktoria von England befürchtete eine Volkserhebung in Preußen gegen das gewaltthätige Ministerium. Sie wünschte, daß ihre Kinder ihr Schicksal von dem des Königs und seiner Minister trennen möchten; ihr schien selbst das Auftreten des Kronprinzen in Danzig nicht entschieden genug. Der Kronprinz hielt sich von da ab durch etwa zwei Jahre vom Ministerrate fern, er mied den Zusammenstoß mit den „groben Ministern". Auch er glaubte infolge der Politik Bismarcks an einen nahen revolutionären Losbruch in Deutschland; er sah ein Verhängnis kommen, welches, wie er sich aussprach, „nicht definierbar sei, das er aber nicht aufzu-

[1]) Selbst Manteuffel war besorgt über den stürmischen Gang der Bismarckschen Politik. Er schrieb am 4. Juni an Roon: „Ich bitte Eure Excellenz herzlich, Bismarck im Auge zu haben und Fühlung mit ihm zu halten. Ich fürchte heißsporniges Blut, und es darf nicht sein. Ich bitte Eure Excellenz wiederholt, die Sache zu überwachen; es gilt zu hohes Spiel; und der Staat ist die Hauptsache." Roon, „Denkwürdigkeiten" II, S. 228. (Manteuffel, der das militärische Kabinett des Königs leitete, wurde kurz darauf mit dem Oberbefehle in den Herzogtümern betraut. Treskow wurde sein Nachfolger.) Roon aber stand ganz auf Seiten Bismarcks, wie besonders sein Brief vom 1. August an Moriz v. Blankenburg beweist. Roon, „Denkwürdigkeiten" II, S. 245.

halten vermöge". Gerade zur Zeit des Regensburger Ministerrates, als der Krieg mit Oesterreich erwogen wurde, schrieb er an Duncker, der ihm als politischer Berater beigegeben war: „Man will ja einen Konflikt, um durch einen Krieg den inneren, unhaltbaren Zwist beizulegen! Das ist doch ziemlich klar? Und wenn Herzog Friedrich wirklich nachgäbe, und wenn er noch stärkere Bedingungen annähme — man würde bei uns schon verstehen, die Dinge so zu betreiben, daß neue Komplikationen entständen, um Krieg zu bekommen." Gemeinsam mit der Kronprinzessin wirkte ihr Oheim, Herzog Ernst von Koburg-Gotha, für die Einsetzung Augustenburgs. Und als Mensdorff, ihr Vetter, Minister in Oesterreich wurde, fühlte sich die Kronprinzessin mit diesem einig in solchem Bemühen. Sie arbeitete gleich der Königin Augusta und Elisabeth, der Witwe Friedrich Wilhelms IV., emsig für den Frieden mit Oesterreich — daneben auch für den Sturz des gehaßten preußischen Ministerpräsidenten [1]).

Bei diesem Zustande der Geister am Hofe konnte der König nicht den äußersten Entschluß fassen. König Wilhelm sowohl wie Kaiser Franz Joseph bedachten, daß die Herzogtümer nicht die Ströme Blutes wert seien, die der Krieg fließen machen würde. Oesterreich lenkte gleichfalls ein und Graf Blome, sein Gesandter in München, brachte durch eifrige Unterhandlungen einen Ausgleich zu Wege. Unterstützt wurde er darin durch die Krise, die sich im Inneren des Reiches abgespielt hatte. Denn im Juli 1865 fiel, wie noch genauer zu erzählen ist, Schmerling und sein System, und dieser Minister hatte zuletzt dafür gewirkt, daß Oesterreich, gestützt auf die Volksströmung in Deutschland, an dem Herzog von Augustenburg als künftigem Beherrscher Schles-

[1]) Vitzthum, „London, Gastein und Sadowa" S. 71, teilt den Bericht einer Hofdame der Königin Viktoria mit: „Die Kronprinzessin sei von den Gefahren durchdrungen, welche die jetzigen Rüstungen der preußischen Politik für die Zukunft ihrer Kinder haben könnten. Sie betrachte den Gewalthaber als ‚the blind tool of the German radicals'. Sie klage, daß bei der ‚infatuation of the poor king' ihr eigener und des Gatten Widerstand auf Kosten der Popularität beider erfolgen müsse. Man habe die Augen vollkommen offen, lobe im stillen unsere Haltung und zähle auf den Vetter Alexander (Mensdorff) . . ."

wig-Holsteins festhalte. Die konservative Partei aber, welche jetzt ans Ruder kam, scheute davor zurück, sich mit den liberalen deutschen Mittelstaaten gegen Preußen zu verbinden; das geistige Haupt des neuen Kabinetts Belcredi, Graf Moritz Esterhazy, hegte Sympathie für das Bismarcksche politische System. Graf Blome, derselben Partei angehörend, stellte auch König Wilhelm vor, daß die Solidarität Oesterreichs und Preußens die wichtigste Stütze sei gegen den Parlamentarismus und die Demokratie. Das war ein Argument, welches die äußere Politik der beiden Herrscher fortdauernd bestimmte. Blome mußte fürchten, daß Biegeleben das Nachgeben Oesterreichs verurteilen werde; er machte es sich vom Beginne der Unterhandlungen an zur ausdrücklichen Bedingung, daß sie vor diesem und den übrigen Räten des Ministeriums geheim zu halten seien. Der Referent für deutsche Angelegenheiten erfuhr also von der Abmachung erst nach dem Abschlusse. Der Vertrag wurde zu Gastein am 14. August 1865 unterschrieben, er bedeutete einen Aufschub der Feindseligkeiten und für beide Teile einen Rückzug. Lauenburg wurde gleich jetzt für $2\frac{1}{2}$ Millionen Thaler an Preußen abgetreten, über Schleswig-Holstein aber wurde nichts endgültig entschieden. Man einigte sich nur darüber, daß das gemeinsame Regiment über die Herzogtümer, welches Anlaß zu beständigem Streite gegeben hatte, aufgelöst werde. Die Verwaltung Schleswigs wurde Preußen, die Holsteins Oesterreich übertragen. Doch auch in Holstein behielt Preußen den Kieler Hafen und die notwendigen Heerstraßen nach dem nördlichen Herzogtum. Preußen genoß eben den Vorteil, daß die Lande innerhalb seiner Machtsphäre lagen.

Der Gasteiner Vertrag war nach Bismarcks Meinung nur eine karge Abschlagszahlung auf seine größeren Pläne, er kennzeichnete ihn selbst als eine „Verklebung der Risse im Bau". Bismarck befand sich nicht eben in jubelnder Stimmung, als er seine Unterschrift unter das Schriftstück setzte. Der Vertrag war ein Kompromiß, welchen König Wilhelm nicht nur mit dem Kaiser von Oesterreich, sondern auch mit seinem Minister schloß. Diesem gab er durch die Erhebung in den Grafenstand ein Zeichen seiner Anerkennung. Ob Bismarck damals eine kriegerische Lösung wünschte? Wenn dies auch der Fall gewesen

sein sollte, so setzte er doch seinen Willen nicht energisch dafür ein. Denn auch seinen trotzigen Mut hielt das früher geäußerte Bedenken zurück, daß man den Bund mit Oesterreich nicht unter Umständen zerreißen durfte, aus welchen der Vorwurf der Treulosigkeit geschöpft werden konnte. Er begnügte sich damit, den König und seine Kollegen im Amte mit dem Vorsatze zu durchhauchen, Schleswig-Holstein mit allen Mitteln festzuhalten. Allgemach erwachte in einem Teile der liberalen Partei Deutschlands die Einsicht, daß er Preußens Größe in Deutschland vorbereite. Die namhaften Historiker des Landes, Ranke, Droysen, Sybel, Duncker, selbst Mommsen bekannten sich zu seinem Annexionsprogramm. Die Opposition im Parlamente schwieg verlegen, als er sie in seiner Rede vom 13. Juni 1865 aufforderte, ihre Meinung über den schleswig-holsteinischen Streit zu äußern, das Volk habe „ein Recht, zu erfahren, was die Meinung seiner Landesvertretung über die Sache sei". Die Mehrheit hatte sich früher für das Erbrecht des Augustenburgers ausgesprochen, sie wollte jetzt nicht eingestehen, daß Bismarck auf dem von ihm eingeschlagenen Wege ein Größeres gewinne. „Ich kann nicht leugnen," sagte Bismarck am 1. Juni in der Kammer, „daß es mir einen peinlichen Eindruck macht, wenn ich sehe, daß angesichts einer großen nationalen Frage, die seit zwanzig Jahren die öffentliche Meinung beschäftigt hat, diejenige Versammlung, die in Europa als die Konzentration der Intelligenz und des Patriotismus in Preußen gilt, zu keiner anderen Haltung als zu einer impotenten Negation sich erheben kann. Es ist das, meine Herren, nicht die Waffe, mit der Sie dem Königtume das Scepter aus der Hand winden werden . . ." Und wiewohl sich die preußische Opposition unter den Griffen seiner Logik bäumte, that der Süddeutsche Karl Mathy, anfänglich einer seiner Gegner, den Ausspruch, er müsse gestehen, daß Bismarck ihm von Tag zu Tag mehr gefalle. In der Verfassungsfrage aber spitzten sich die Gegensätze immer schärfer zu: am 5. Mai hielt Gneist eine Rede, in welcher er der Regierung vorwarf, daß sie das Kainszeichen des Eidbruches an der Stirne trage, worauf der Kriegsminister Roon erwiderte, „daß jene Aeußerung jedenfalls an der Stirne den Stempel trüge der Ueberhebung und Unverschämtheit". So standen sich

damals die ersten Männer Deutschlands gegenüber. Die österreichische Regierung gab ihre Zustimmung zum Gasteiner Vertrage in viel gedrückterer Stimmung. In der Monarchie wurde allgemein strammes Zurückweisen der preußischen Forderungen begehrt; der Vertrag galt als Zeichen unverzeihlicher Schwäche. Oesterreich, so sagte Bismarck damals, habe durch den Verkauf von Lauenburg viel in der allgemeinen Achtung verloren; wer kaufe, sei ein vornehmer Mann; wer um ein Spottgeld verkaufe, gelte für das Gegenteil [1]). In Deutschland, wo der Herzog von Augustenburg Höfe und Volk für sich hatte, verurteilte man seine Preisgebung wie einen Verrat, denn das Wiener Kabinett hatte ihm während des letzten Jahres große Hoffnungen gemacht. Die Mittelstaaten sahen Oesterreich, das sich schon zu ihnen herüberneigte, wieder zu Preußen abschwenken und fühlten sich dadurch verletzt. Die großdeutsche Partei erhielt durch den Vertrag einen Schlag, der fast ebenso schwer war wie die Niederlage des deutschen Centralismus in Oesterreich durch die Entlassung Schmerlings.

Der Fall des Ministeriums Schmerling war schon lange bei Hofe beschlossene Sache. Schmerling hatte den Staat, der nach dem Kriege von 1859 in voller Auflösung begriffen war, mit fester Hand gelenkt. Er hoffte, durch eine starke centralistische Verwaltung, die er mit dürftigen parlamentarischen Formen umkleidete, die Geister des Widerspruchs im Zaume zu halten. Aber die Deutschen Oesterreichs, die ihn mit Wärme begrüßt hatten, begehrten, wenn sie Stützen dieses Systems sein sollten, wirkliche Mitregierung des Reichsrates, Preßfreiheit, vor allem den Bruch des Konkordats mit Rom. So weit wollte der Kaiser nicht gehen. Schmerling mußte, wenn er den Ungarn zum Trotze mit Hilfe der Krone die Reichseinheit durchsetzen wollte, den Volkswünschen die Stirne bieten und die schwere Last der Unpopularität auf sich nehmen. Schmerling war im Grunde eine herrische Natur und sollte durch geschmeidiges Auftreten den Kaiser und das Volk für die von ihm erfundene Abart des

[1]) Friesen, „Erinnerungen" II, S. 130.

Parlamentarismus gewinnen, die nur eine mildere Form der Beamtenherrschaft sein sollte. „Ich habe eigentlich," so charakterisierte er sich einmal selbst in vertrautem Zwiegespräch, „kein rechtes Interesse für die Politik. Ich bin von Natur Soldat und bin ganz wider Willen dazu gekommen, diese politische Rolle zu spielen. Mir ist diese ewige Unruhe zuwider. Ich lese gern am Abend ein gutes Buch oder bin in guter Gesellschaft oder im Theater. Diese politischen Herren aber sind in einer ewigen Aufregung. Da soll immer etwas geschehen."

In diesen Verlegenheiten trat Franz Deak zu Ostern 1864 mit einem Friedensprogramme hervor. Er ließ die Forderung der reinen Personalunion zwischen Oesterreich und Ungarn, welche er in der berühmten Landtagsadresse vom Jahre 1861 erhoben hatte, fallen und erkannte an, daß den beiden Ländern nicht nur die Person des Kaisers gemeinsam sein solle, sondern auch das Heerwesen und die äußere Politik; er schlug vor, diese Angelegenheiten von Delegierten der Parlamente Oesterreichs und Ungarns „von Fall zu Fall" regeln zu lassen. Er selbst zeigte Schmerling einen Ausweg aus den ihn umdrängenden Schwierigkeiten.

Zwei Wege standen jetzt Schmerling offen. Auf dem Höhepunkte der Macht stehend, konnte er mit Deak auf Verhandlungen über den Ausgleich eingehen; er durfte, und mit gutem Rechte, darauf hinweisen, daß sein festes Regiment die Ungarn bereits zum Verlassen der schroffen Negation bestimmt hatte. Oder aber er hoffte die Ungarn durch Zähigkeit zu weiterem Entgegenkommen zu bewegen. Er zog das letztere vor, im Sinne seines bekannten Wortes: „Wir können warten!" Selbstbewußt lehnte er die kluge Vermittelung Moritz' v. Kaiserfeld ab, des Führers der steierischen Autonomisten, der mit Deak und Eötvös in enger Fühlung stand. Schmerling und Lichtenfels schufen sich die Theorie der „Rechtsverwirkung": Ungarn habe durch den Aufstand von 1849 die freie Verfassung in die Schanze geschlagen. Kaiserfeld, Unger, Fischhof, denen sich Herbst in den späteren Jahren des Schmerlingschen Ministeriums anschloß, sonach die besten politischen Köpfe unter den Deutschen Oesterreichs, hielten dafür, daß Oesterreich weder das Recht noch die Macht besäße, Ungarn unter diesen Lehrsatz zu zwingen. Schmerlings schroffe

Ablehnung war der entscheidende Fehler seiner Politik. Er baute darauf, daß der Hof zu bestimmen sein werde, seine Politik folgerichtig bis ans Ende zu führen. Aber immer schwieriger wurde seine Lage. Das Vertrauen des Kaisers in ihn wurde zuerst durch das Mißlingen der Reformpolitik in Deutschland erschüttert. Hof und Volk in Oesterreich wurden ungeduldig, weil die Früchte seiner Anstrengungen in Ungarn nicht aufs schnellste reiften. Man wollte rasche Erfolge sehen, und er hatte zuvörderst nur einen aufzuweisen: den Eintritt der Siebenbürger in den Wiener Reichsrat. Zugleich wurde er in den Gegensatz zwischen dem Hofe und den liberalen Prinzipien hineingezogen. Sein Regiment und sein politischer Ruf wurden darin zerrieben; denn um den Kaiser bei seiner centralistischen Politik festzuhalten, stellte er sich aufs schroffste den Forderungen des Parlaments nach liberalen Reformen entgegen und verletzte durch hochmütige Abweisung seine alten Freunde. So ward er von den Liberalen als Abtrünniger angegriffen; dem Kaiser aber schienen die Zugeständnisse, welche bereits in der Verfassung gemacht waren, überflüssig, da Schmerling es nicht vermochte, die Forderungen der Kriegsverwaltung in der ungefügigen Volksvertretung durchzusetzen.

Wie nun die Klammern dieser Regierung morsch wurden, setzten die konservativen ungarischen Magnaten alles daran, sie vollends zu lockern. Sie hatten einst Schmerling zum leitenden Minister empfohlen, um die Ordnung in Ungarn herzustellen, und er war kurz darauf ihr Meister geworden. Gegen die Meinung der ungarischen Minister Vay und Szecsen hatte er die centralistische Verfassung entworfen; der letztere setzte zwar seine Unterschrift unter das Februarpatent, aber bald (Juli 1861) schieden beide aus dem Amte. Schmerling nahm statt ihrer den Grafen Moritz Esterhazy als Minister ohne Portefeuille und den Grafen Forgach als ungarischen Hofkanzler ins Kabinett. An Forgachs Stelle trat dann im April 1864 Graf Hermann Zichy. Letzterer blieb Schmerling auch ergeben, aber Esterhazy, mit den tief verletzten Magnaten innerlich vollkommen einverstanden, wurde der Rächer seiner Freunde; denn er teilte ihren Widerwillen gegen den deutschen Beamtenstaat.

Nichts war dem Grafen Esterhazy antipathischer als die

Gegensätze im Schmerlingschen Reichsrate. Er verurteilte als strenger Absolutist den Anspruch der deutschen Abgeordneten, Anteil zu erhalten an der Regierung des Staates. Er war ein Fremder in der Zeit, in der er lebte, ein Fremder in dem Lande, welches er regieren half. Seine politische Welt war noch immer, auch in inneren Fragen, die des Fürsten Metternich, den er als Meister verehrte. Für die ganze neuere Entwickelung der Nationen fehlte ihm das Verständnis und die politische Bildung. Er war 1809 geboren, kam jung in den diplomatischen Dienst und vergaß darin seine ungarische Muttersprache so weit, daß er sich in ihr nur stockend ausdrückte. Der deutschen Sprache hatte er sich im Auslande nie bedient und beherrschte sie deshalb auch nur unvollkommen; selbst mit seinen Kollegen im österreichischen Ministerium verkehrte er am liebsten französisch. Die Monarchie und der Adel waren der Kreis, in dem er allein zu atmen vermochte. Er bestärkte den Kaiser in der Abneigung gegen die parlamentarischen Formen, gegen den Anspruch der liberalen Parteien. Sein Rat ging dahin, die beengenden Formen der 1861 erlassenen centralistischen Verfassung abzustreifen und die absolutistische Gewalt wieder für die Krone zurückzufordern. Zwei Dinge wären damit zu erreichen: das deutsche Bürgertum, welches immer selbstbewußter auftrat, würde dadurch in die alten Schranken zurückgewiesen, und das dem Einheitsstaate abholde Ungarn müsse es als Erfolg betrachten, wenn die für das ganze Reich bestimmte Volksvertretung vom Schauplatze verschwinde. Esterhazy hielt es für das beste, wenn man in Ungarn zu der vor 1848 herrschenden Regierungsform zurückkehre. Denn die Revolution von 1848 wie alle früheren waren für ihn nur Episoden, welche die geschichtliche Entwickelung nicht unterbrechen konnten. Auch vor 1848 bestand in Ungarn ein verfassungsmäßiger Zustand und diesen wollte er wieder herstellen. Wieder sollten Adel und Kirche, geschützt durch einen hohen Wahlcensus, die liberale Volksmeinung niederhalten. Aehnliche Provinzialvertretungen wie in Ungarn konnte man auch in den westlichen Provinzen einführen. Ueber ihnen allen sollte die Macht der Krone uneingeschränkt aufrecht erhalten werden. Ihrer Entscheidung blieben dann die gemeinsamen Angelegenheiten vorbehalten, ohne lästige Kontrolle durch eine Volksvertretung. Esterhazy hoffte,

daß sich auf dieser Grundlage ein Ausgleich mit Ungarn erzielen lasse; denn diesem bliebe dann in inneren Angelegenheiten die ersehnte Selbständigkeit. In diesem Punkte fühlte sich Esterhazy als Ungar, die Herrschaft der deutschen Bureaukratie war ihm ebenso verhaßt wie das parlamentarische System. Darin verstand er sich mit den Magyaren aller Parteien aufs beste. Sie zählten ihn als Gegner Schmerlings zu den ihrigen.

Solche Ratschläge gewannen den Sinn des Kaisers, der die Eingriffe des Reichsrates in das Kriegsbudget als Schädigung des Staates ansehen mußte. Graf Esterhazy besaß in nicht geringem Grade die Kunst, durch gewinnendes Auftreten und anziehendes Gespräch Menschen zu leiten; er war klein und unansehnlich von Gestalt, aber Männer wie Frauen konnten sich dem Eindrucke seines Wesens nicht entziehen. Seine politischen Ausführungen fesselten durch ihre formelle Feinheit, auch die Führer der ungarischen Liberalen empfanden ihren Reiz, wie Graf Lonyay, der Mitarbeiter Deaks und Andrassys, bezeugt. Mit um so größerer Anerkennung sprachen seine konservativen und ultramontanen Gesinnungsgenossen von ihm. Auch Kaiser Franz Joseph fühlte sich von seinem Wesen lebhaft angezogen; in diesen Jahren übte niemand größeren Einfluß auf ihn als Graf Esterhazy. Mensdorff, der das Bedürfnis hatte, sich unterzuordnen, fügte sich ihm vollständig. Beust, der nach dem Rückzuge der Sachsen nach Böhmen König Johann nach Wien begleitete, schildert das Verhältnis der beiden Minister in ergötzlicher Weise: „Wenn ich, was nur einigemal geschah, mich bei Graf Mensdorff einfand und ich ihm gegenüber, der am Schreibtisch saß, Platz genommen hatte, that sich die Thür auf, der kleine Graf Esterhazy trat ein, rückte sich einen Sessel neben den des Ministers und setzte sich zu ihm, gerade so wie ein Musiklehrer sich zu seinem Zögling ans Klavier setzt."

Es lag etwas Widerspruchsvolles in der Natur Moritz Esterhazys. Mit der Beweglichkeit des Geistes, die ihm in guten Stunden zur Verfügung stand, paarte sich eine unüberwindliche Bequemlichkeit in der Arbeit; wenn die Tage der Indolenz über ihn kamen, war er mürrisch und ungenießbar. Viele Menschen, welche mit ihm zufällig in Berührung kamen und an deren

Meinung ihm nichts gelegen war, schildern ihn als schweigsam und unbedeutend. Infolge seiner Bequemlichkeit mußte er einmal von dem Gesandtschaftsposten in Rom abberufen werden; durch viele Monate brachte er es nicht über sich, auch nur eine Zeile an den Minister nach Wien zu berichten. Zu dieser Zeit konnte er sich durch Wochen in ein dunkles Gemach einschließen, ohne Menschen empfangen zu wollen. In diesen krankhaften Sonderbarkeiten kündigte sich wohl schon der Wahnsinn an, der in seinen letzten Lebensjahren seinen Geist umnachtete. Damals aber schienen dies nur Launen eines großen Herrn zu sein, denn sein Scharfsinn nahm seine Umgebung gefangen. Diese Eigenschaft war die hervorstechendste seiner Gaben: er prüfte und sonderte jede Möglichkeit, und dies so lange, bis ihm selbst zweifelhaft wurde, wo die Wahrheit liege. Auch seine eigene Ansicht genügte ihm niemals, er kritisierte sie so lange, bis sie zu ihrem Gegenteil zersetzt war. Daher die Unentschlossenheit, die ihm jede fruchtbare Thätigkeit unmöglich machte. Ihn hemmte in allen Entwürfen die Besorgnis vor deren Schwächen und Schwierigkeiten. Dadurch brachte er zuletzt diejenigen, die mit ihm zusammenwirken mußten, in Verzweiflung. Einer seiner Untergebenen im diplomatischen Dienste charakterisierte ihn folgendermaßen: „Er ist der feinste und schärfste Verstand, der einem begegnen konnte; er sieht in einem Glase Wasser die Infusorien, die ein anderer nur mit der Lupe entdeckt — aber unser Herrgott schuf diese Bestien nicht dazu, daß man sie mit freiem Auge erblicken könne." Das war es eben: Esterhazy sah diese Mikroben übermäßig groß und sie schreckten ihn von jedem Entschlusse ab. Deshalb ließ er die Dinge am liebsten gewähren und reifen. Seine Stärke bestand in der Geduld, mit der er seine Zeit abwartete. Im Kabinett Schmerling ergriff er fast niemals das Wort, er war darin, wie man sich ausdrückte, der steinerne Gast. Dadurch verbarg er Schmerling, dessen Selbstbewußtsein ihn leicht über Gefahren hinwegtrog, den stillen Einfluß, den er im geheimsten Rate des Herrschers übte. Geräuschlos untergrub er die Stützen des kaiserlichen Vertrauens, welches allein Schmerling im Kampfe gegen Magyaren und Slaven aufrecht erhalten konnte. Mit Rechberg sann er schon 1864 darauf, den Staatsminister zu Falle zu bringen. Aber damals blieb Schmerling

noch Sieger, Rechberg mußte zurücktreten und Esterhazy — der heimliche Moritz, wie er später genannt wurde — hielt sich in unbeachteter Verborgenheit. Bald reiften seine Pläne. Das Werkzeug Schmerlings in allen ungarischen Angelegenheiten war der ungarische Hofkanzler, Graf Zichy; die Gegner des leitenden Ministers erwirkten einen geheimen Befehl des Kaisers an die nächste Umgebung des Kanzlers, daß alle Absichten und vorbereitenden Maßnahmen dem Grafen Esterhazy mitzuteilen seien [1]).

Im Winter von 1864 auf 1865 kam es zu schärferen Zusammenstößen zwischen Schmerling und der deutschen Linken des Abgeordnetenhauses. Die liberale Partei erhob die Forderung nach Erlaß eines Ministerverantwortlichkeitsgesetzes; diese und andere fromme Wünsche wurden schroff abgewiesen, unter ihnen auch das Verlangen, die Verhängung des Belagerungszustandes in Galizien, welche durch den Aufstand von 1863 veranlaßt wurde, der Prüfung des Reichsrates zu unterbreiten. In der Adreßdebatte betonten zwar die Führer der Linken, daß sie nicht den Sturz des Ministeriums beabsichtigten; aber sie kritisierten es zu Tode, indem sie das System nach dem Maßstabe parlamentarisch regierter Staaten beurteilten. Erbitternd wirkten die zahlreichen Prozesse, mit denen die Presse heimgesucht wurde, denn auch von ihr vertrug Schmerling keinen Widerspruch. Der Hauptkampf entspann sich um den § 13 der Februar-Verfassung, welcher der Regierung gestattete, sich während der Zeit der Vertagung des Reichsrates über dessen Befugnisse hinwegzusetzen. Bergers Antrag, dieses Recht zu umgrenzen und die Regierung zu nötigen, die von ihr verfügten Ausnahmsmaßregeln nach dem Zusammentritte des Reichsrates dessen Genehmigung zu unterbreiten, führte zu den heftigsten Reden; Schmerling konnte nicht zustimmen, er hätte die Genehmigung der Krone zu dieser Verfassungsänderung nie erhalten. In den konservativen Adelskreisen sah man mit Behagen, daß sich das liberale Ministerium mit dem Parlament zerschlug. Ueber das Budget für 1865 konnte sich das Ministerium mit der Volksvertretung überhaupt nicht einigen. Die Finanznot

[1]) Diese Thatsache ist dem Verfasser durch zuverlässige Mitteilungen aus dem Kreise der betreffenden Beamten bekannt geworden.

war groß und das Defizit auch durch die erhöhten Steuern nicht gedeckt. Das Abgeordnetenhaus wünschte deshalb energische Abstriche am Kriegsbudget und setzte den ihm vorgelegten Heeresetat von 105½ auf 90 Millionen Gulden herab; bei der Marine wurden ¾ Millionen Gulden gestrichen. Der Kriegsminister war bereit, 11 Millionen Gulden vom Heeresetat zu opfern; mehr könne er, wie er erklärte, nicht zugestehen, wenn er nicht die Organisation der Armee angreifen wolle. Bei Hofe herrschte die tiefste Mißstimmung über die Volksvertretung, Schmerling aber sah sich nach beiden Seiten vereinsamt. Es war ihm klar, daß die reaktionäre Partei unter Führung des Grafen Esterhazy die Gegensätze nähre; auf diesen Kollegen war der Ausfall gemünzt, den er am 11. März 1865 im Reichsrate machte: nie werde die Regierung mit den Altkonservativen Ungarns verhandeln, sie erkenne in ihnen vielmehr ihren erbittertsten Feind, dessen Minen bis in dieses Haus reichen. Erst in dieser Not suchte Schmerling Anknüpfungen mit Deak und seinen Freunden.

Nun war es für Esterhazy Zeit, Feuer an das Pulver zu legen. Er fand die Führer der liberalen Opposition Ungarns bereit, sich mit ihm zu verbünden. Wohl war für Deaks kernige, rechtschaffene Natur, die von leuchtendem Verstande erfüllt war, Graf Esterhazy mit seinem ultramontanen Anhange ein unlieber Bundesgenosse. Aber Deak erkannte mit staatsklugem Sinne, daß der Einheitsstaat nur mit Hilfe der absolutistischen und altkonservativen Partei überwältigt werden könne. Somit stellte er seinen allgewaltigen Einfluß auf die ungarische Nation für die nächste Zeit und die nächsten Zwecke dem Grafen Esterhazy zur Verfügung. Es gelang dem Minister, den Kaiser im Juni zum Besuche Ungarns zu bestimmen. Bei diesem Anlasse arbeiteten sich alle Fraktionen Ungarns in die Hände. Der Kaiser wurde allerorten von dem stürmischen Jubel der Massen begrüßt, die Altkonservativen stellten ihm vor, daß seine deutschen Minister ihn über die Stimmung der loyalen ungarischen Nation ungenau unterrichtet hätten. Esterhazy errang einen wichtigen Sieg: Graf Zichy, der Vertrauensmann Schmerlings im Kabinett, wurde entlassen und Georg v. Majlath am 26. Juni zum ungarischen Hofkanzler ernannt. Schmerling erfuhr diese Thatsachen erst nach ihrem Vollzuge.

Dieses Zeichen der Ungnade ließ Schmerling keinen Zweifel mehr, daß sein Werk gescheitert sei. Erzherzog Rainer, welcher im Kabinett den Vorsitz führte, machte dem Kaiser noch einmal Vorstellungen; als diese fruchtlos blieben, reichten der Erzherzog und dann die Minister ihre Entlassung ein. In Schmerling blieb über diese letzten Vorgänge eine tiefe Verbitterung zurück [1]). Das Ministerium Schmerling brachte noch schnell das Finanzgesetz in Ordnung; um seinen Nachfolgern die Wege zu ebnen, befahl der Kaiser die Herabsetzung des Kriegsbudgets auf das von der Volksvertretung gewünschte Maß, und in dieser Form wurde das Gesetz verkündigt, das Abgeordnetenhaus dann nach Votierung der Steuern entlassen. Am 30. Juli erfolgte die Enthebung der Minister von ihrem Amte. Graf Esterhazy war jetzt Herr der Lage; als er einige Monate später zum erstenmal wieder im ungarischen Magnatenhause erschien, sah er sich von stürmischer Huldigung umrauscht. Er blieb auch jetzt Minister ohne Portefeuille, um sich die lästigen Amtsgeschäfte vom Leibe zu halten; aber das neue Kabinett, mit dem Grafen Belcredi als Ministerpräsidenten, war ganz seine Schöpfung.

Graf Richard Belcredi besaß einen geachteten Namen, der ein gutes Aushängeschild war für das Adelsregiment, welches das deutsche Beamten- und Bürgertum jetzt ganz beiseite schob. Er galt als tüchtiger Jurist, als Mann von ernster Bildung; auf dem Gebiete der Staatswissenschaften ragte er in vieler Beziehung unter seinen Standes- und Parteigenossen hervor; so konnte er als Sprosse einer alten Familie verhältnismäßig jung das Amt eines Statthalters von Böhmen erreichen. Mit dem Hofe hatte er durch seine Schwiegermutter, Baronin Welden, welche die Erziehung der kaiserlichen Kinder als Aja überwachte, die beste Verbindung. Seine persönliche Ehrenhaftigkeit und sein guter Wille standen außer Zweifel. Seine Anlagen waren mehr lehrhafter als praktischer Natur, zum Richter oder Professor eignete er sich mehr als zum Staatsmann. In den Anschauungen seines Standes war er ebenso befangen wie Esterhazy, patriarchalisches und aristokratisches Regiment war auch für ihn das letzte Wort, welches die Geschichte der europäischen Staaten

[1]) Fröbel, „Ein Lebenslauf" II, S. 332.

gesprochen hatte. Seiner Bildung entsprechend fand er für diese Doktrin ein moderneres Gewand. Er gestattete der Presse freiere Bewegung als Schmerling und erwirkte für die meisten politisch Verurteilten der verschiedenen Nationalitäten Amnestie und Rückkehr in die Heimat. Volksvertretungen sollten nicht umgangen werden, aber die Gesetzgebung zumeist den Landtagen der Provinzen anvertraut werden, um die Bildung eines starken Centralparlaments zu verhindern. Der Idee des liberalen Einheitsstaates stellte er die des historischen Rechtes und der Selbstverwaltung gegenüber. Für die Befestigung des aristokratischen Einflusses waren die Slaven zu gewinnen, nicht aber das rüstig emporstrebende deutsche Bürgertum; so trat er diesem schroff gegenüber. Sowohl der Bachsche Absolutismus wie das Schmerlingsche System erhoben das Beamtentum auf Kosten des Adels; Belcredi teilte die Abneigung des Adels und der Kirche gegen die Bureaukratie; autonome Einrichtungen sollten sie ersetzen; auf diesem Wege strebte er zu den Zuständen vor 1848 zurück [1]).

Das waren die Grundstimmungen in dem neuen Kabinett; Belcredi war aber nicht der Mann, um inmitten der großen finanziellen und politischen Schwierigkeiten eine klare und geschlossene Vorstellung über die künftige Verfassung zur Geltung zu bringen. Graf Mensdorff, welcher in dem neuen Kabinett auf Wunsch des Kaisers Minister des Aeußeren blieb, obwohl er ein Anhänger des Systems Schmerling war, sagte denn auch nach der Bildung des Ministeriums zu dem sächsischen Gesandten, Herrn v. Könneritz: Oesterreich befinde sich finanziell und militärisch in einer höchst unvorteilhaften Lage. Auch politisch stehe es sehr schlecht; es seien zwar die Namen da für das neue Ministerium, aber kein Programm für dasselbe; über „gewisse Fragen" müsse sich das Ministerium aber doch verständigen und einig werden! Da seien nun aber die Meinungsverschiedenheiten so groß, daß eine homogene Verwaltung nicht zu stande kommen könne.

[1]) Aus dieser Gesamtrichtung der neuen Regierung ist es zu erklären, daß sie bald nach ihrem Beginn Alexander Bach von dem Gesandtschaftsposten am Vatikan abrief; Freiherr v. Hübner wurde an dessen Stelle gesetzt.

Dieser Mangel an Klarheit aber war nicht das Aergste. Schlimmer war, wie das wiederhergestellte Adelsregiment den Staat ausnützte. Allen anderen ging die Familie Esterhazy voran. Graf Moritz, der Minister, der einem reichen Seitenzweige des Hauses angehörte, schuldete dem Staate für das ansehnliche Vermögen, welches ihm sein Vater 1856 hinterlassen hatte — der Grundbesitz allein betrug ungefähr 50000 Hektar — eine Erbsteuer von 283000 fl., die doch endlich nach neun Jahren gezahlt werden sollte. Der Finanzminister des Kabinetts Schmerling, Plener, ließ dem Gesetze freien Lauf und die Exekution zur Eintreibung der Schuld wurde gegen den Ministerkollegen erlassen. Unmittelbar darauf fiel das Kabinett und der neue Finanzminister Graf Larisch dachte nicht so ehrenhaft wie sein Vorgänger. Eine Ordre erließ dem Grafen Esterhazy die Verzugszinsen seiner Steuerschuld und ein Stück derselben, zusammen 90000 fl., und gab ihm anheim, die Steuer in neun Jahresraten zu berichtigen. Die Fürsten Esterhazy, der Hauptstamm der Familie, waren durch Verschwendung herabgekommen, sie konnten die Gewinnste für das von ihnen ausgegebene Losanlehen nicht mehr bezahlen [1]). Auch ihnen wurde jetzt manche mit den Gesetzen nicht zu vereinbarende Förderung ihren Gläubigern gegenüber zu teil.

Dies war nur möglich, indem man sich mit den Grundsätzen der Finanzverwaltung Pleners auch seiner besten Gehilfen im Amte entledigte. Die höchsten Beamten des Finanzministeriums wurden von dem Grafen Larisch entlassen, die Herren v. Kappel-Savenau und Becke zu Sektionschefs ernannt; diese waren zu allem bereit. Sie ergänzten sich vortrefflich: der erstere war ein roher, scharf durchgreifender Bureaukrat, Becke dagegen geschmeidig und höflich, dabei dringend verdächtig, daß er bei Staatsgeschäften, besonders bei dem von ihm im November 1865 zu Paris vermittelten 90 Millionen-Anlehen, hohle Hände machte [2]). Man kann den Grafen Larisch, der einer der größten

[1]) „Neue Freie Presse" 1865, Nr. 348.

[2]) Dieser Becke war es, der — nach dem Rücktritte des Grafen Belcredi — als Leiter des Finanzministeriums mit dem Holzhändler Moritz Hirschl den Vertrag auf Verkauf und Abstockung der schönsten Teile des

Grund- und Kohlenwerksbesitzer Oesterreichs war, schwerlich damit entschuldigen, daß er als reicher Kavalier diesen Dingen fernblieb und sich wenig um das Treiben seiner Untergebenen kümmerte. In seinen Privatunternehmungen war er überaus geschäftskundig, er durfte also über diese Dinge nicht hinwegsehen. Aber das Grafenministerium, wie es im Volke hieß, hatte im allgemeinen die Vorstellung, daß sich der Staat und die Aristokratie decken. Die Finanzgesetzgebung jener Zeit weiß davon zu erzählen. Die neuen Gesetze über die Zucker- und Branntweinsteuer enthielten große Begünstigungen für den Großbetrieb, der vorwiegend auf den Adelsgütern bestand; der Staat büßte das Erträgnis zumal aus der Zuckersteuer beinahe gänzlich durch Exportprämien ein. Unter diesem Ministerium wurden auch die Zinsengarantie-Verträge bei der Erbauung der Franz-Josephs-Bahn und der Kronprinz-Rudolfs-Bahn abgeschlossen, welche dem Privatkapital eine gute Verzinsung sicherten und ihm zugleich die ausschließliche Leitung dieser wichtigen Linien überließen. Die großen Opfer für die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte, welche das Abgeordnetenhaus unter Schmerling bewilligte, mußten unter diesen Umständen fruchtlos bleiben.

Diese Dinge deckte Graf Richard Belcredi mit seinem guten Namen, der von diesem verderbten Wesen unberührt blieb. Er besaß zu wenig Scharfblick und Erfahrung, um seinen Kollegen entgegentreten zu können. Zudem konnte sich sein Einfluß mit dem des Grafen Esterhazy nicht messen; Belcredi blickte anfangs zu dessen weltmännischen Fähigkeiten beinahe mit Verehrung auf. Belcredi war zudem vollauf mit den verworrenen staatsrechtlichen Verhältnissen der Monarchie beschäftigt. Schleunigst schritt er zur Auflösung des von Schmerling begonnenen Werkes. Ohne Rücksicht auf das durch den Kaiser feierlich verbriefte Recht wurde

---

Wiener Waldes abschloß. Der Ministerrat verwarf zwar den Vertrag, aber Becke ratifizierte ihn in der Nacht nach seinem Rücktritte vom Amte. Durch das mutige Auftreten Joseph Schöffels wurde der betrügerische Handel vereitelt. Justizminister Hye, der Kollege Beckes, teilte Schöffel später die Thatsache mit, durch welche die übrigen Minister von der Mitschuld entlastet wurden. (Vgl. den Brief Schöffels in der „Deutschen Zeitung" vom 17. August 1895.)

die Verfassung von 1861 außer Kraft gesetzt; am 20. September 1865 verfügte ein kaiserliches Patent ihre „Sistierung", ein milderes Wort für Aufhebung. Durch die Preisgebung des Einheitsstaates sollte „freie Bahn" geschaffen werden für einen Ausgleich der Völker. Die Slaven jubelten, die Magyaren erwarteten kaltblütig, was der Staatsstreich ihnen bringe.

In den ungarischen Angelegenheiten entschieden jetzt wieder die Altkonservativen. Sie waren feurige ungarische Patrioten und zugleich konstitutionell gesinnt; Esterhazy mußte sich auf sie stützen, da es in Ungarn eine absolutistische Partei in seinem Sinne nicht gab. Sie besaßen schon durch ihre geistige Ueberlegenheit das Uebergewicht; der ungarische Hofkanzler Majlath und Baron Sennyey, der Tavernicus (Statthaltereipräsident in Ungarn), waren feinere Köpfe als die österreichischen Minister. Die Altkonservativen standen unter dem Drucke der öffentlichen Meinung Ungarns; sie lenkten wieder in die Politik von 1860 ein, durch welche den Magyaren das Heft in die Hände gespielt wurde. Zwar waren sie durch die üblen Erfahrungen jener Zeit gewitzigt und hielten die von Schmerling wieder hergestellte Administration aufrecht; die Selbstverwaltung durch die Komitate wurde nicht wie damals wieder in Kraft gesetzt. Aber sie erwirkten für Ungarn bedeutungsvolle Zugeständnisse. Am 1. September wurde der von Schmerling berufene siebenbürgische Landtag, welcher den Wiener Reichsrat beschickt hatte, aufgelöst. Der neue Landtag wurde aufgefordert, die Vereinigung mit dem Pester Reichstage zu vollziehen; er tagte im magyarischen Klausenburg, und unter den Rufen der Menge: „Die Union oder der Tod!" wurde die volle Verschmelzung Siebenbürgens mit Ungarn beschlossen. Neuwahlen wurden dann auch in Ungarn ausgeschrieben, welche wieder den Sieg der Deakpartei brachten; die Konservativen zählten nur einige Dutzend Anhänger.

Majlath und Sennyey waren grundsätzliche Gegner der Revolution, sie hielten die stürmisch erpreßte Verfassung von 1848 für ein Unheil, aber als einsichtige Politiker konnten sie sich nicht der Thatsache verschließen, daß die Nation sich nicht erschüttern lasse in der Ueberzeugung, jene Konstitution sei rechtsgültig, da sie mit Zustimmung des Königs und des Reichstags zustande gekommen war. Sie waren bestrebt, die Versöh-

nung zwischen der Krone und Ungarn herbeizuführen, und deshalb gingen sie einen bedeutungsvollen Schritt vorwärts. Sie rieten dem Kaiser, die formelle Rechtsbeständigkeit der Verfassung anzuerkennen, jedoch zu verlangen, sie sei zuerst zu revidieren, bevor sie in Geltung trete. In der That war dies ein Ausweg aus den Schwierigkeiten der Lage. Vom Standpunkte Esterhazys und Belcredis freilich waren ernste Einwendungen zu erheben. Denn wie konnte man die Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung anerkennen, während gleichzeitig über die österreichische Konstitution von 1861 hinweggeschritten wurde? War der Rechtstitel der Gesetze von 1848 besser als der von 1861? War es zudem nicht gefährlich, die wichtigste Schöpfung der Revolution als grundlegenden Staatsakt zu erklären? Aber diese Bedenken mußten schweigen, wenn man zu einem Ausgleiche gelangen wollte. Thatsächlich verkündete die Thronrede vom 14. Dezember, durch welche der Reichstag eröffnet wurde, daß „die formelle Gültigkeit" der 1848er Gesetze „keinem Einwurfe" begegne. Zugleich wurde verlangt, daß der Reichstag aus dieser Verfassung alles entferne, was der monarchischen Autorität zu nahe trete, daß er ferner die gemeinsamen Angelegenheiten, besonders die Einheit des Heeres, fest umgrenze, da die revolutionären Gesetze darüber wortlos hinweggingen. So lange das nicht geschehe, solle die Staatsgewalt wie bisher in den Händen des Herrschers vereinigt bleiben. Demnach hatte Deak einen großen Triumph zu verzeichnen, aber in mächtigen Reden erwiderte er, daß Ungarn sich nicht mit einer formellen Anerkennung seines Rechtes begnügen könne, es verlange vielmehr die Einsetzung eines selbständigen, dem Reichstage verantwortlichen Ministeriums, dann erst könne an eine Revision der 1848er Gesetze geschritten werden.

Beide Teile, die Regierung wie die nationale Partei, wußten, wie wichtig es sei, im Besitze der Macht zu sein, während man über den Frieden verhandelte. Ueber diese mehr als formelle Frage kam man vorerst nicht hinaus. Sachlich waren noch zwei große Angelegenheiten zu schlichten: der Kreis der gemeinsamen Angelegenheiten war festzustellen, ebenso die Grenzen der Gewalt der Krone und des Parlaments. Ueber den ersten Punkt wäre die Einigung verhältnismäßig leicht gewesen; denn wenn die

Krone stark blieb, konnte sie die Kräfte auch einer selbständigen ungarischen Verwaltung der Politik des Reiches nutzbar machen. Deshalb lag die größte Schwierigkeit in der Verteilung der Macht. Männer wie Belcredi und Esterhazy konnten nicht einwilligen, daß der Parlamentarismus in Ungarn zu einem reinen Siege gelange; sie fürchteten, daß darob auch die Herrschaft der Aristokratie und der Kirche in den Ländern diesseits der Leitha in Brüche gehen werde. Dennoch herrschte schon in den ersten Monaten des Jahres 1866 Ausgleichsstimmung. Sehnlich wünschte der Kaiser, dem sein Herz verwundenden Streite mit der magyarischen Nation ein Ende zu machen. Dazu kam, daß der Gegensatz zu Preußen sich verschärfte; drohend stieg der Krieg am politischen Horizonte auf. Die Klugheit gebot, den Stolz des magyarischen Volkes zu schonen. Deshalb wurde während der Adreßdebatte des Reichstages das Hoflager des Kaisers vom 29. Januar bis zum 5. März in die Ofener Königsburg verlegt. Alle Ministerberatungen fanden daselbst statt, der Mittelpunkt des Reiches schien dorthin verlegt. Die Deutschen Oesterreichs sahen sich in den Landtagen einer slavischen Mehrheit überantwortet, der Wiener Reichsrat blieb aufgelöst. In diesem Anschlusse an Ungarn lag eines der Vorzeichen des Krieges.

V. Buch.

Vorbereitungen zum Kriege. Bündnis zwischen Preußen und Italien.

(September 1865 bis 8. April 1866.)

Für Bismarck lag in dem noch unvollständigen Erfolge seines Sommerfeldzuges um den Besitz von Schleswig-Holstein ein Antrieb, für seine Pläne zuverlässige Fundamente zu legen. Er hatte bisher aus seinem Rüstzeuge nur die schwächeren Pfeile gebraucht, in dem Streite um Schleswig-Holstein nur die landläufigen Droh- und Lockungsmittel angewendet. Er hielt sich dabei immer noch im Rahmen der alten Diplomatie; die Wünsche der deutschen Nation, das Walten eines neuen politischen Geistes waren von ihm noch nicht in Rechnung gestellt. Wenige wußten damals, daß er schon in Frankfurt in festen Zügen das Bild Preußens als Führers eines mächtigen Deutschland gezeichnet hatte. Wenn er in den letzten Jahren das eine und das andere Mal sein letztes großes Ziel enthüllte, so spotteten seine Widersacher, daß der junkerhafte Gegner des Nationalwillens am wenigsten geeignet sei, die Wünsche des deutschen Volkes zu erfüllen.

Zuvor aber mußte er sich versichern, daß keine der europäischen Mächte störend dazwischentrete, wenn es bei der Aufrollung der deutschen Frage zum Duell mit Oesterreich käme. Rußlands wohlwollender Neutralität war er als Lohn des gegen Polen gerichteten Vertrages von 1863 sicher, ebenso des Beistandes Italiens; England mischte sich nicht in festländische

Händel. Aber es war unmöglich, einem Kriege mit Oesterreich mit einiger Beruhigung entgegenzugehen, wenn nicht unterdessen durch eine Zusage Napoleons III. die Rheinlande vor einer französischen Ueberflutung sichergestellt waren. Ohne Sicherung der Flanke war ein Krieg in der Front unmöglich; unmittelbar nach dem Vertrage von Gastein begann er daher die Unterhandlungen mit Napoleon III. für den Fall eines Krieges mit Oesterreich.

Napoleon III., damals noch immer der mächtigste Mann Europas, hielt seine Pläne geheimnisvoll verschlossen. Welchem der Nebenbuhler er geneigt sei, was er für Frankreich aus dem Konflikte zu gewinnen hoffte, verschwieg er; doch Bismarck, der den Gang seines Geistes aufmerksam verfolgte, konnte berechnen, was in der Seele des Kaisers verborgen lag.

Es gibt keinen Staatsmann des 19. Jahrhunderts bis auf Napoleon III., der mit größerem Rechte den Namen eines modernen Politikers verdiente. Unaufhörlich fühlte Napoleon der fieberhaft wogenden Zeit an den Puls; die öffentliche Meinung Frankreichs bildete sein besonderes Studium. Tief wurzelte in ihm die Ueberzeugung, daß er nie den großen Ideen der Zeit entgegenhandeln dürfe; mit ihnen zu gehen, sich ihrer zu bedienen zu den Zwecken seiner Dynastie und Frankreichs, war seine Absicht. Er stimmte mit den übrigen Gliedern seiner Familie darin überein, daß Napoleon I. seinen Untergang dadurch herbeiführte, weil er das Nationalgefühl und das Rechtsbewußtsein der Nachbarvölker, zumal der Deutschen, unklug gekränkt hatte. Der Blick des Neffen war weit genug, um die beiden Pole des modernen Volkslebens zu umfassen. Er hielt den Drang der zerstückelten Völker nach nationaler Einheit für unaufhaltsam und demnach Deutschlands, Italiens, aber auch Polens Aufrichtung nur für eine Frage der Zeit [1]). Anderseits rechnete er wieder mit der Friedenssehnsucht und dem Verbrüderungswunsche der Völker und glaubte es durchsetzen zu können, daß auf regelmäßig abzuhaltenden Kongressen europäische

[1]) Das verständige Urteil Napoleons über die Zukunft Deutschlands ist einer der Gründe, weshalb manche deutsche Schriftsteller über ihn im ganzen günstig urteilten, so Treitschke und G. Freytag, „Politische Aufsätze", S. 187 und 538.

Streitfragen friedlich geschlichtet würden, wobei Frankreich und ihm die Rolle des Schiedsrichters zugedacht war. Er umgab das Kaiserreich, weil er es als Hort aller unterdrückten Nationalitäten bezeichnete, mit einem gewissen Glanze; da Frankreich sich national eins fühlte, war er überzeugt, daß es durch eine Aenderung der Karte Europas auf Grund der Nationalität, besonders mit Rücksicht auf Belgien, nur gewinnen könne. Seine polnischen Pläne hätte er schon zur Zeit des Krimkrieges in Angriff genommen, wenn ihm Oesterreich und Preußen nicht beharrlich die Unterstützung versagt hätten. Die Einigung der deutschen Nation, dieser kräftigen Nachbarin Frankreichs, konnte er als Franzosenkaiser nicht fördern; er nahm wohl an, daß aus den Bürgerkriegen der Deutschen, welche kaum zu vermeiden wären, eine festere Gestaltung des Deutschen Bundes erwachsen werde, aber er war entschlossen, diese Verwickelungen zu Landgewinn, vielleicht selbst bis zur Rheingrenze, zu benützen. Diese Gelegenheit schien ihm, da sein Schwert für den Meistbietenden in die Wagschale geworfen werden konnte, gerade günstig, um das Amt eines Schiedsrichters an sich zu reißen. Unbequem war ihm nur das einige Zusammenstehen Preußens und Oesterreichs. Ihre Entzweiung schien ihm glückverheißend für Frankreich.

So glaubte er, den ehernen Gang der Weltgeschichte zu begreifen. Er selbst schrieb einmal nieder: „Eine Regierung kann ungestraft das Gesetz, selbst die Freiheit verletzen; aber wenn sie sich nicht offen an die Spitze der großen Interessen der Civilisation stellt, hat sie nur eine geringe Dauer, und diesen einfachen philosophischen Grund, welcher die Ursache ihres Todes ist, nennt man Schicksal, sobald man sich nicht über ihn Rechenschaft geben will.“ Getreu diesem Grundsatze war er ein Förderer aller Erfindungen seiner Zeit, er bot der Entfaltung der technischen und geistigen Wissenschaften Raum und Luft; dem Freihandel brach er, weil er ihn für die handelspolitische Idee der Zukunft hielt, trotz der Klagen der französischen Industriellen Bahn; der Suezkanal hätte ohne seine mächtige Unterstützung nicht gegraben werden können; Weltausstellungen und Eisenbahnen, Versuche sozialer Reformen, Teilnahme der Arbeiter an dem Ertrage der Produktion,

Gründung von Invalidenkassen für deren Altersversorgung beschäftigten ihn lebhaft. Keine Regierung Frankreichs seit Colbert that so viel wie die seinige für die wirtschaftliche Wohlfahrt des Landes. Offenen Sinnes nahm er alle Fortschritte der Technik auf und machte sie für die Nation fruchtbar. Da sein Geist von allem, was der Tag brachte, aufs stärkste berührt wurde, so standen auch die Zeitungen in dem Bereich seines Interesses, er übte als Meister die Kunst zugleich ihrer Knebelung wie ihrer Bestechung.

„Der Cäsar kann," so drückte er an einer anderen Stelle noch schärfer das Grundprinzip seines Lebens aus, „ungestraft Gesetze und Freiheit mit Füßen treten, wenn er nur den Interessen der Civilisation gerecht wird [1])." In dieser Antithese steckt nicht nur ein scheinbarer, sondern ein wirklicher Widerspruch; denn das Gesetz ist die geheiligte Grundlage dessen, was unter dem tönenden Worte Civilisation zu verstehen ist. Napoleon III. getraute sich, die volle Regsamkeit der Geister zu entfesseln und sie doch despotisch zu beherrschen. Durch Bruch des Eidschwures und Gewalt war er Kaiser geworden; zahlreiche Tote bedeckten die Straßen von Paris, als seine Truppen auf Befehl ihrer Führer auf die Massen der neugierigen Zuschauer feuerten, um die neue Regierung mit heilsamem Schrecken zu beginnen. Seine Milchschwester, eine treffliche deutsche Frau, fällte über ihn das Urteil: „Er hat Gemüt, ganz im deutschen Sinne. Er ist von einer weichen, freundlichen Natur; er möchte überall seiner Umgebung Freude machen, er sorgt für die Menschen mit der eingehenden Achtsamkeit, mit der ein Gärtner seine Blumen pflegt. Aber es gibt eine Stelle in seinem Innern, an die man nicht rühren darf; das ist das Recht und das Wachsen seiner Dynastie. Wird ihm darin widersprochen, so bricht die Leidenschaft durch alle Schranken: er wird ein Tiger [2])." Kauf der einzelnen Menschen und der öffentlichen Meinung, Gewalt und Korruption, Pflege des Börsenspiels als Gewinnquelle für sich, als Lohn für seine

[1]) In den „Idées Napoléoniennes", welche er noch als Prätendent erscheinen ließ, entwickelte Napoleon III. sehr früh sein politisches Programm.

[2]) Sybel, „Napoleon III." (Bonn 1873), S. 6.

Anhänger wurden von ihm ohne Bedenken geübt. Selbst Persigny, sein Freund und langjähriger Minister, gewiß nicht ein Mann der Moral, konnte sich, als er nach der 1863 ungünstig ausgefallenen Kammerwahl von seinem Amte als Minister des Innern zurücktreten mußte, nicht enthalten, mit Hinblick auf die Ratgeber Napoleons den grimmigen Ausspruch zu thun: „Ich richte Frankreich vielleicht durch meine Schwäche zu Grunde, aber wenigstens verkaufe ich es nicht!" Dabei fehlte Napoleons Tyrannei doch die Größe; zumal als er in den letzten Jahren seiner Regierung körperlich in Verfall geriet, versuchte er zwischen dem Kaiserreich und dem parlamentarischen System einen schwächlichen Ausgleich, der den Spott der Nation hervorrief. Aber gleichzeitig war ihm alles, was die Herzen der Menschen bewegt, wieder ein Mittel politischen Spieles; er fälschte die Karten, welche ihm die politische Lage Europas in die Hand gab, oder er mischte die echten so lange, bis er glaubte, daß die Trümpfe ihm zufallen müßten. Vielleicht konnte er nicht anders handeln, denn er war ein Emporkömmling, er saß auf einem stets wankenden Throne und mußte seinem ruhmbegierigen Volke augenblickliche Erfolge zeigen. Die Wege waren ihm durch die Gewaltthaten, welchen er seinen Thron verdankte, selbst für den Fall vorgeschrieben, daß er anders gewollt hätte, — aber er wollte auch nicht anders. Ränke und politische Abenteuer waren Elemente seiner Seele; nie zeigte sich dies deutlicher als damals, da er die Mexikaner wegen eines wucherischen Geldverleihers mit Krieg überzog und sich durch Wortbruch in den Besitz der wichtigsten Positionen dieses Landes setzte. Dagegen hielt er etwas darauf, im Verkehre mit europäischen Staatsmännern stets die Wahrheit zu sprechen. Er war klug genug, mit starken Mächten in den Formen eines rechtschaffenen Fürsten aus altem Hause zu verkehren. Wenn er mit der Cigarre im Munde am Kaminfeuer mit Politikern und Dichtern gemütliche Unterhaltung pflog, so glich er in seinem Phlegma, in seiner doktrinären Art eher einem deutschen Gelehrten, der die Welt nach neuen Gesichtspunkten besser aufzubauen träumt. Gerne citierte er Verse Schillers in deutscher Sprache; man findet in seinen gesammelten Werken eine Uebersetzung der „Ideale" des Dichters, ein Zeugnis dafür, daß in seinem Innern auch die

zarteſten Saiten menſchlicher Empfindung erklingen konnten. Seiner Umgebung gegenüber war er ſanft, liebenswürdig und half mit freigebiger Hand und mit wirklicher Freude an dem Glücke derer, die ihm nahten, vertrauten oder dienten. Napoleon III. war nicht das Ungeheuer, als das ihn ſeine Feinde ſchilderten, auch nicht der Wohlthäter Frankreichs, wie ihn ſeine Schmeichler nannten; als legitimer Fürſt hätte er wohlthätig über ſeinem Lande walten können, aber ſo wie ihm ſein Schickſal zu teil wurde, überwiegt die Selbſtſucht in ſeinen Thaten jedes andere Motiv.

Deutſchland war ein Problem, mit dem er ſich viel beſchäftigte. Auch nach 1866 gab er ſich Mühe, ſich mit dem politiſchen Genius dieſer Nation auseinanderzuſetzen. Er ſcheute den Zuſammenſtoß mit der Raſſe der Zukunft, wie er die Deutſchen nannte; es war ſein Schickſal, daß er die Stimmung ſeines Landes nicht beherrſchen konnte; unfreiwillig nahm er den Kampf auf und unterlag. Sein Halbbruder Morny erzählte ſpäter, er habe Napoleon zu Beginn ſeiner Präſidentſchaft geraten, erobernd gegen den Rhein vorzudringen, aber der Prinz antwortete ihm: „Wenn ich das thäte, würden mich die Deutſchen in den Rhein werfen [1]).“ Am wenigſten geneigt war er Oeſterreich, denn dieſe konſervative Macht war immer, beſonders in Italien, das Haupthindernis ſeiner Pläne zum Umſturz der Verträge, zur Aenderung der Karte Europas. Oeſterreichs Großmachtſtellung war ein lebender Proteſt gegen das Nationalitätenprinzip, gegen alle ſeine geſchichtsphiloſophiſchen Anſchauungen. Da er Preußens Emporkommen nicht bezweifelte, verſuchte er ſchon früh deſſen Ehrgeiz aufzuſtacheln und ſich ſeiner als Bundesgenoſſen zu bedienen. Schon während des Krimkrieges, aber noch mehr vor ſeinem Feldzuge in Italien wollte er Preußen durch das Angebot einer Vergrößerung in Norddeutſchland gewinnen; gleich den erſten deutſchen Fürſten, der ihn in Paris beſuchte, den Herzog Ernſt von Koburg, holte er über die Ziele Preußens aus. Damals, 1854, wollte er durch allerhand An-

[1]) Morny ſagte dies zu Malmesbury (ſo in deſſen „Mémoires d'un ancien ministre“ S. 143, einem Buche, das ein wichtiger Beitrag zur Kenntnis der Napoleoniſchen Politik iſt).

erbietungen Preußen zum Kriege gegen Rußland bestimmen; den Gründen, die er anführte, fügte er dann lachend in deutscher Sprache die Worte bei: „Die Preußen werden sich doch nicht einbilden, daß sie umsonst in diesen Krieg gehen und keinen territorialen Vorteil daraus ziehen sollen. Aber was sind denn eigentlich die Wünsche der Preußen? Hannover? Sachsen?" Bald danach warf er dem preußischen Minister v. d. Heydt, der zufällig nach Paris kam, die Worte hin: „Ich finde immer, daß Preußen ein wenig zu mager ist."

Es war nun für den Gang der Dinge in Deutschland von großer Bedeutung, daß ungefähr das Jahr 1863 einen tiefen Einschnitt in der Entwickelung des zweiten Kaiserreichs bildet. Zwölf Jahre dauerte sein Emporsteigen, dann begann der Stern zu verbleichen, dem Napoleon als Fatalist vertraute. Eine der Ursachen war, daß Napoleon III. früh alterte, ein quälendes Leiden lähmte seine Arbeits- und Thatkraft. Immer waren seine Pläne phantastisch und den Erdteil umspannend, aber bis 1863 führte er das ernstlich Begonnene in festem Zugriff aus. Der Staatsstreich, der Krimkrieg, die Schöpfung des nationalen rumänischen Staates, der Krieg in der Lombardei und zuletzt die Erwerbung von Nizza und Savoyen waren ununterbrochene Erfolge. Von da ab verfolgte ihn ein wahres Verhängnis. Darüber wuchs eine neue Generation in Frankreich auf, die demokratische Opposition erstarkte; das Bürgertum vergaß die Schrecken der sozialen Revolution von 1848 und betrachtete Napoleon nicht mehr als Retter der Gesellschaft. Gustav Freytag macht die Bemerkung, daß der litterarische Mißerfolg des Werkes Napoleons über Julius Cäsar das Selbstbewußtsein des Kaisers stärker erschütterte habe, als man gewöhnlich glaubte. Kaiserin Eugenie, von ihren Priestern beraten, begann nach der Ueberwältigung der Papstherrschaft in Umbrien und in den Marken ihren unglücklichen Einfluß auf die französische Politik zu üben; Napoleon, der ein ungetreuer und deshalb schuldbewußter Gatte war, wich nicht selten den Worten und Thränen der schönen Frau. Alles mißlang ihm von da ab. Die Wahlen zur Kammer von 1863 fielen unglücklich aus. Dann ermutigte er die Polen in ihrem Aufstande von 1863, holte sich aber, als er für sie zugleich mit Palmerston bei dem Zaren Für-

sprache einlegte, eine diplomatische Schlappe und sah seine Schützlinge, die im Vertrauen auf seinen Beistand den hoffnungslosen Krieg in den Wäldern und Sümpfen Polens hinhielten, rettungslos hingeopfert. In Schleswig-Holstein griffen die deutschen Großmächte durch, ohne Napoleon um seine schiedsrichterliche Meinung zu befragen, und er konnte als Anhänger und Gönner des Nationalitätenprinzips füglich nicht Einspruch erheben. Dann kam das Unheil in Mexiko über ihn. Ein Geheimnis schien von dieser Zeit an seine Pläne einzuhüllen; wenn der Schleier sank, blieb dann oft nichts übrig als eine Mischung von Phantasterei und Unentschlossenheit. Sein Geist blieb reich an sich jagenden Ideen, aber es schwand die Kraft, sie zu formen und in Thaten umzusetzen [1]).

* * *

Bismarck beobachtete den Charakter und die Laufbahn dieses Herrschers sorgfältig und kannte die Brücken, welche zum Einverständnisse mit ihm führten. Er hatte schon früher durch Napoleons Agenten in Berlin, Lefèbre, genauere Fühlung mit dem Kaiser gesucht; er wollte wissen, was Napoleon eigentlich als Preis fordere, wenn sich Preußen Norddeutschland unterwerfen wollte. In unverbindlicher Form, so daß Napoleon ihn desavouieren konnte, hatte Lefèbre auf Belgien als Entschädigung hingewiesen. Um sich mit Napoleon persönlich zu verständigen, suchte ihn Bismarck im Oktober 1865 in Biarritz auf.

In dem romantischen Pyrenäenbade, auf der Terrasse des kaiserlichen Hauses, welches den Fernblick über die Gebirgskette und über das blaue Meer gestattet, dann auf den Spaziergängen am Strande, an dessen Fuß die Wellen schlagen, eröffnete sich Bismarck dem französischen Kaiser. Er wirkte auf ihn mit dem

[1]) Nigra urteilte über Napoleon: „Es war das Unglück des Kaisers, daß bei ihm zwischen dem Gedanken und der That ein Abgrund klaffte. Er war ein Mann von großen Ideen, aber es genügt nicht, Ideen zu fassen, man muß ihnen auch den Körper der That schaffen. So lange Napoleon die Männer hatte, die seine Pläne durchführten, errang er große Erfolge. Morny setzte den Staatsstreich ins Werk, Cavour schuf die Bedingungen und organisierte für ihn den Kampf um Italien. Er selbst aber war nicht der Mann, den Augenblick rasch zu nützen."

Zauber der politischen Beredtsamkeit, für welche seine deutschen Landsleute damals noch kein Organ besaßen. Vor acht Jahren hatte Napoleon in dem Bade von Plombières mit Cavour den Krieg gegen Oesterreich verabredet, er hatte mit ihm die Karte studiert, um den Platz zu finden, von dem die Brandfackel des Krieges zu schleudern war. So standen die Dinge jetzt nicht. Bismarck kam nicht, um sich Frankreichs Hilfe zu erbitten, sondern nur, um sich dessen Neutralität zu sichern. Eine solche Sprache gefiel Napoleon III., denn er hatte ja immer gehofft, aus Preußens Ehrgeiz werde sich die Uneinigkeit der Deutschen herausspinnen lassen. Jeder von beiden hatte die redliche Absicht, bei diesem Handel den andern zu überlisten. Napoleon sah sein Reich im Norden und am Rhein immer runder werden, während Bismarck, ohne etwas bestimmt zu versprechen, die schönsten Aussichten eröffnete, mit dem Vorsatze, es höchstens bei etwas mehr als nichts bewenden zu lassen. Dabei befand sich Bismarck in der überaus schwierigen Lage, daß er noch nicht wußte, wie weit König Wilhelm mit ihm gehen werde, während Napoleon alleiniger Herr der Hilfskräfte Frankreichs war. Vergebens, so erzählte Bismarck später, bemühte er sich, die Gedanken des Kaisers zu ergründen, um sich seiner Haltung bei einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich zu versichern. Napoleon sprach ausweichend und unentschlossen, in das Geheimnis seiner Politik war nicht einzudringen [1]). Da keiner der beiden sich binden wollte — Bismarck auch deshalb nicht, weil ja ein Nachgeben Oesterreichs immerhin möglich war —, so kamen sie höchst philosophisch darin überein: „Man müsse die Ereignisse nicht machen wollen, sondern reifen lassen; dieselben würden nicht ausbleiben und alsdann den Beweis liefern, daß Preußen und Frankreich diejenigen Staaten in Europa seien, deren Interessen sie am meisten auf einander anwiesen [2])." So kennzeichnete Napoleon die Sachlage. Sie trennten sich ohne eine bestimmte Abmachung, sie stellten nur fest, daß, wenn die Umstände ein Einvernehmen erforderten, der König von Preußen dem Kaiser

[1]) Bismarck im Jahre 1867 zu Persigny gemäß dessen „Mémoires", S. 376.

[2]) Sybel, IV, S. 215 ff.

selbst schreiben solle. Napoleon wollte also aufgesucht sein, um seine Bedingungen stellen zu können. Geblendet von den Vorteilen, die der französische Kaiser für sich erwachsen sah, schlug er es gering an, daß sich jenseits des Rheines vielleicht eine überlegene Macht bilden werde. Einige seiner Ratgeber, so der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Drouyn de Lhuys, sowie Graf Walewski, der uneheliche Sohn Napoleons I., standen auf dem altfranzösischen Grundsatze, daß es für ihren Staat am bequemsten sei, wenn Deutschland unter seine 36 Monarchen geteilt blieb; sie mißbilligten es, daß Napoleon Bismarck unterstützte [1]). Dem Grafen Walewski, seinem Vertrauten, eröffnete Napoleon damals seine letzten Absichten: „Glauben Sie mir, der Krieg zwischen Oesterreich und Preußen ist einer der unerwarteten Zufälle, die anscheinend nie zutreffen sollten; es ist nicht an uns, kriegerischen Absichten entgegenzutreten, die unserer Politik mehr als einen Vorteil eröffnen." Diese Ansicht wurde damals von den meisten Deutschen geteilt, selbst Moltke sprach sich noch 1860 in diesem Sinne aus: „Frankreich am allerwenigsten kann das Ergebnis dieses Kampfes (zwischen Oesterreich und Preußen), ein Siebzigmillionenreich deutscher Nation, wünschen, aber es darf aus dem Kampfe selbst die allergrößten Vorteile für sich, die Einverleibung Belgiens, der Rheinprovinz und vielleicht Hollands hoffen, ja mit Sicherheit erwarten, wenn Preußens Hauptmacht an der Elbe und Oder gefesselt ist." Auch Rußlands Hilfe, meinte damals Moltke, würde daran nichts ändern, da sie den zweifachen Nachteil für Preußen habe, „daß sie zu spät kommt und zu mächtig ist". Seitdem aber war Preußens Macht durch die Heeresorganisation erheblich gewachsen, seine Ziele höher geworden, auch Moltke längst für den Krieg gewonnen. Aber ganz grundlos waren die Hoffnungen Napoleons deshalb nicht geworden.

Heimgekehrt, machte Bismarck noch einen Versuch, Oesterreich zu freiwilligem Aufgeben Schleswig-Holsteins zu bestimmen. Im November 1865 erging von Preußen das letzte Mal das

[1]) Drouyn behauptete später, er habe Napoleon eindringlich geraten, er solle das einzige Wort sprechen: „Ich will den Krieg in Deutschland nicht," aber er habe ihn nicht bestimmen können, Bismarck so entgegenzutreten. Oskar Meding, „Memoiren zur Zeitgeschichte", II, S. 57.

Angebot nach Wien, Oesterreich solle sich mit einer Geldsumme abfinden lassen. Es wurde abgewiesen, ebenso der gleichzeitige Vorschlag Italiens, Venetien für 1000 Millionen Lire an König Viktor Emanuel abzutreten.

Die Dinge in Schleswig-Holstein entwickelten sich darauf, wie es zu erwarten war. Anfänglich bestand das kameradschaftlichste Verhältnis zwischen Gablenz, Oesterreichs Statthalter in Holstein, und Manteuffel, der Schleswig im Namen Preußens regierte. Vorerst kam ein strenges Verbot seitens Oesterreichs, in der Presse oder in Vereinen dem Herzog von Augustenburg zu huldigen und Preußens Politik zu bekämpfen. Dann, als man in Wien übler Laune wurde über Bismarcks geheimnisvolle Reise nach Biarritz und noch mehr über den Abschluß eines Handelsvertrages zwischen Preußen und Italien, 31. Dezember, und über die Verleihung des Schwarzen Adlerordens an König Viktor Emanuel (29. Januar 1866), lockerte Oesterreichs Statthalter in Holstein die Zügel. Da gab es denn bald Grund zu Beschwerden seitens Preußens. Gablenz hatte verboten, daß die Zeitungen dem Augustenburger den Namen Herzog Friedrich VIII. beilegten, aber — welche Gefahr für die Zukunft Preußens! — sie bezeichneten ihn als „Seine Hoheit der Herzog". Dann geschah das Schreckliche, daß seine Gemahlin, als sie von Altona nach Kiel reiste, überall von weißgekleideten Mädchen empfangen wurde, welche ihr Blumen streuten, und daß Turner und Feuerwehren ihr als Herzogin huldigten. Kurz und gut, Preußen fand, daß Oesterreich die gefährlichsten Attentate auf König Wilhelms Rechte dulde. Weißgekleidete Mädchen mit Blumen in den Händen, sowie die Gebete einiger gesinnungstüchtiger Pfarrer für Herzog Friedrich VIII. sind an sich ein geringfügiger Anlaß für eine völkerumspannende Aktion; aber sie wirkten, was für Bismarck wichtig war, auf die konservative Partei in Preußen, auf die Armee und endlich auf den König. Der preußische Minister ergriff die nächste Gelegenheit, um Oesterreich in der holsteinischen Frage ins Unrecht zu versetzen. Gablenz gab die Erlaubnis zur Abhaltung einer Volksversammlung in Altona, welche die Einberufung der Stände der Herzogtümer fordern wollte, damit endlich über die Zukunft des Landes entschieden werde. Resolutionen zu fassen, wurde zwar von der

österreichischen Regierung untersagt; desto stärker schäumte in den Reden der Haß gegen Preußen auf. Harte Worte fielen, Worte allerdings ohne Gewicht, wie sie in freieren Staaten ohne Bedenken geduldet werden. Die Versammlung, der auch Mitglieder des Ausschusses des Nationalvereins beiwohnten, schloß mit einem dreifachen Hoch auf den „rechtmäßigen, geliebten Fürsten Herzog Friedrich". Trefflich besorgte die Versammlung die Geschäfte des preußischen Ministerpräsidenten. König Wilhelm wurde durch dieses Vorgehen aufs empfindlichste verletzt, und sonach sendete Preußen am 26. Januar eine Depesche nach Wien, in welcher es die Anklage erhob, daß die österreichische Regierung „Mittel der Aufwiegelung" gegen Preußen in Bewegung setze. Diese Anklage erregte in Europa Staunen und Besorgnis; denn wenn man die Grafen Belcredi und Esterhazy, diese Hüter der Ueberlieferungen Metternichs, als die Förderer der Revolution hinstellte, so lag die Absicht, Streit zu suchen, klar zu Tage. Eine wichtige Ankündigung war am Schlusse jenes Schreibens gemacht: Preußen nehme, wenn Oesterreich seinen Beschwerden nicht Rechnung trage, „für seine Politik volle Freiheit" in Anspruch. Das war die Ankündigung von außerdeutschen Bündnissen gegen den widerspenstigen Gefährten aus dem dänischen Kriege. Mit Recht ist diese Depesche als Schluß der österreichisch-preußischen Bundespolitik bezeichnet worden. Drohend gab Preußen zu erkennen, daß es sich rüste, Mittel der Gewalt anzuwenden, um Schleswig-Holstein in seinem Machtbereiche festzuhalten. Am 13. März erließ der König von Preußen die Verfügung, daß Kerkerstrafe auf den Versuch gesetzt sei, an die Stelle der preußisch-österreichischen Zweiherrschaft eine andere Regierung zu setzen. Was Oesterreich durch seine Politik anstrebte, wurde im preußischen Machtgebiete als Landesverrat bezeichnet und bestraft.

Oesterreich war es also selbst, das Bismarck die besten Gründen lieh, um den zögernden König dem Kriege geneigter zu machen. Es war für ihn ebenso schwierig, Wilhelm I. zu feindseligen Schritten gegen Oesterreich zu bestimmen, als Bundesgenossen im Auslande zu gewinnen oder Frankreich zur Neutralität zu bewegen. Bismarck wußte aber den Verdruß des Königs über die Händel in Schleswig-Holstein zur Förderung

seiner Pläne zu benutzen. „Der König," so äußerte er sich um diese Zeit zu dem französischen Gesandten Benedetti, „ist so geartet, daß man, um ihn zur Einforderung eines Rechtes zu bestimmen, beweisen muß, daß andere es ihm bestreiten. Aber wenn er überzeugt ist, daß man seine Autorität mißachtet, daß man ihren Gebrauch einzuschränken wagt, so kann man energische Entschlüsse vorschlagen, ohne die Besorgnis, er werde sie ablehnen." Ohne Rückhalt sprach Graf Bismarck mit Benedetti über die Anstrengungen, die er machen mußte, um die alte Anhänglichkeit des Königs an Oesterreich zu erschüttern.

Mit dem Grundgedanken Bismarcks, mit der Schöpfung eines engeren Bundes unter Führung Preußens, war der König einverstanden. Schon bevor er Bismarck an seine Seite berief, hatte er denselben Plan durch den Grafen Bernstorff den deutschen Höfen entwickeln lassen. Aber vor dem Kriege mit Oesterreich scheute er nach wie vor zurück. Zu seinen frühesten Erinnerungen gehörte es, daß sein Vater wie dessen Generäle 1813 alle Hoffnungen auf den Anschluß Oesterreichs an den Bund gegen Napoleon gesetzt hatten. Friedrich Wilhelm III. hinterließ die Allianz mit Oesterreich seinen Söhnen als kostbares Vermächtnis. Zudem hielt König Wilhelm den Appell an die nationalen Leidenschaften der Deutschen für eine revolutionäre Maßregel. Er war von wenigen, aber klaren Ideen beherrscht; darin lag seine Bedeutung, darin auch die Schranke seiner Begabung. Es war seine Ueberzeugung, daß die königliche Gewalt den deutschen Stämmen zu ihrem Heile gesetzt sei; den Kräften, welche nach englischem Vorbilde zur Alleinherrschaft der Volksvertretung drängten, dürfe er, der König, von Gottes und Rechts wegen nicht Raum geben. Er hatte die Vorstellung, daß demokratische Parteien absichtlich oder unwillkürlich Anarchie und Königsmord herbeiführen. Der schmerzlichste Eindruck seines Lebens war, daß er sich im März 1848 in der Kleidung eines Dieners den drohenden Mißhandlungen des Pöbels hatte entziehen müssen. Und jetzt riet ihm sein Minister beinahe, sich den Volksparteien förmlich in die Arme zu werfen. Denn in Bismarcks Rechnung waren das deutsche Parlament und das allgemeine Stimmrecht große Faktoren; er erkannte, daß ein monarchisches, konservatives Regiment auch in diesen Formen

möglich sei. Noch war König Wilhelm mit sich selbst im Kampfe, als er am 28. Februar einen Ministerrat berief. Der Verlauf dieser Beratung beweist aber, daß der König doch schon die Bahn betrat, die ihm Bismarck mühevoll ebnete. Anwesend waren außer dem Kronprinzen und den Ministern auch Moltke und Manteuffel, sowie der Vertreter Preußens in Paris, Graf Goltz. Von den Ministern sprach lediglich Finanzminister Bodelschwingh für den Ausgleich mit Oesterreich; alle anderen, Bismarck voran und ebenso Moltke und Manteuffel, erklärten, es sei unvermeidlich, zum Schwerte zu greifen, falls Oesterreich nicht freiwillig aus den Herzogtümern weiche. Ihnen widersprach der Kronprinz, seine Stimme erhob sich im Sinne des Friedens. Er betonte wieder, der Krieg mit Oesterreich sei ein Bruderkrieg und die Einmischung des Auslandes gewiß. Es lag nicht in der Art des Kronprinzen, sich mit leidenschaftlicher Kraft den Ereignissen entgegenzustemmen; er wollte nur seine Pflicht thun, seiner Ueberzeugung Ausdruck geben. Merkwürdig war die Entscheidung des Königs. Der Besitz der Herzogtümer — so lautete sie — sei eines Krieges wert; jedoch sollte dessen Ausbruch nicht übereilt werden; eine friedliche Erlangung des Objektes sei, wenn möglich, immerhin wünschenswerter. Dann fügte der König hinzu: er wünsche den Frieden, sei aber, wenn es sein müsse, zum Kriege entschlossen, welchen er, nachdem er Gott gebeten, ihm den richtigen Weg zu zeigen, für einen gerechten halte [1]). Es lag ein Widerspruch in diesen Worten, denn wenn der König, um die Herzogtümer zu gewinnen, den Krieg für gerecht hielt, war der Friedenswunsch bei der Lage der Dinge unfruchtbar. Denn ohne einen Waffengang oder ohne Landentschädigung wollte Oesterreich, wie ihm bekannt war, seinen Besitz an Schleswig-Holstein nicht herausgeben. In stillen Gebeten hatte der König, wie er andeutete, mit seinem Gotte Rücksprache gehalten, er glaubte dessen Odem aus den Ratschlägen der Männer zu entnehmen, welche seinen Thron umgaben. Nur zu gut stimmte das Wort Gottes mit den Wünschen überein, die er sich selbst nicht eingestand [2]).

---

[1]) Sybel, IV, S. 281—85, und Lettow-Vorbeck, I, S. 19.

[2]) „Wir sind sehr einig, aber ‚Wir' sind nicht immer zu schnellen

Das thatsächliche Ergebnis des Ministerrates war wichtig genug. Unmittelbar danach wurden ernstliche Verhandlungen mit Frankreich und Italien begonnen. Gemäß dem Uebereinkommen, das Bismarck mit Napoleon in Biarritz getroffen hatte, sandte König Wilhelm durch Goltz ein eigenhändiges Schreiben an den französischen Kaiser, in welchem gesagt war, der Augenblick eines genaueren Einvernehmens sei gekommen. Es war die Aufgabe Goltz', festzustellen, welchen Preis Napoleon für seine Neutralität begehre. Zugleich erhielt Moltke den Auftrag, nach Florenz abzugehen, um Abrede zu treffen für ein Kriegsbündnis mit Italien.

Moltke hatte schon im Winter Entwürfe zum Angriffskrieg gegen Oesterreich ausgearbeitet: sie beruhten auf unerwartetem Ueberfall in der Art, wie Friedrich der Große den Siebenjährigen Krieg begonnen hatte[1]). Ueberraschend sollten preußische Truppen die Sachsen mit Krieg überziehen, sie in ihren Garnisonen entwaffnen oder zersprengen. Ebenso sei die preußische Besatzung von Mainz unversehens zu verstärken und die Festung durch einen Handstreich zu gewinnen; die Oesterreicher und die übrigen Bundestruppen daselbst konnten ahnungslos überwältigt werden. Wenn aber diese Ueberraschung gelingen sollte, durfte nicht früher mobilisiert werden, sondern am ersten preußischen Mobilmachungstage mußte der Krieg erklärt werden, die preußischen Abteilungen waren in der Friedensstärke zum Ueberfall aufzubieten. Sodann schnelle Mobilmachung; ein Corps hatte vor Mainz zu operieren, die Hauptarmee, 193000 Mann, war zwischen Dresden und Görlitz aufzustellen, Schlesien lediglich durch zwei Corps, 54000 Mann, zu decken. So wäre der Krieg, da Oesterreich sein Heer nicht so schnell sammeln konnte, sogleich mit gewaltigen Schlägen eröffnet, der Hauptgegner vielleicht schon in seinen Sammelplätzen niedergeworfen worden. Aber um solchen Friedensbruch zu wagen, hätte sich Preußen über alles Völkerrecht hinwegsetzen müssen; Moltke sagte sich wohl selbst, daß dieses Ideal militärischer und politischer Gewalt-

Entschlüssen und Handlungen geneigt," schrieb Roon nach dem Ministerrat an seinen Neffen Moritz v. Blanckenburg.

[1]) Moltke, „Militärische Korrespondenz" I, Nr. 6. Moltke nannte den Entwurf selbst nur eine Vorarbeit.

thätigkeit unter gesitteten Nationen kaum ins Auge gefaßt werden konnte. König Wilhelm wäre der Letzte gewesen, der seine Ehre so verwegen an diese Unternehmung gesetzt hätte. Er prüfte die Entwürfe Moltkes, er besprach mit ihm und anfangs April mit dem kommandierenden General in der Rheinprovinz, Herwarth v. Bittenfeld, den Plan eines Ueberfalls von Mainz [1]) — aber nur für den äußersten Fall, ohne sich zum Handeln fortreißen zu lassen. Bedächtig einen Schritt vor den anderen setzend, wollte er nichts wagen, bevor er des Bündnisses mit Italien sicher war. Darauf hatten Bismarck und Moltke in erster Linie ihr Augenmerk zu richten.

Indem der König die Unterhandlungen mit Italien einleitete, beruhigte er sein Gewissen mit der Annahme, daß sie ihn zu nichts verpflichteten, so lange er Oesterreich nicht ein Ultimatum stellte. Er behielt sich vor, vor jedem weiteren Schritte womöglich zum Ausgleich einzulenken. Diese Aussicht ließ Bismarck seinem königlichen Herrn offen; denn wenn Oesterreich, durch die Weltlage gedrängt, Preußen die Herrschaft über Norddeutschland freiwillig überließ, so hätte auch der Minister diese Lösung einem Kriege vorgezogen. Nur war ihm, da er Menschen und Stimmungen am Wiener Hofe genau kannte, viel klarer, daß der Stolz der habsburgischen Monarchie sich schwerlich zu freiwilligem Zurückweichen herbeilassen werde; er wußte, daß Oesterreich eher zu einem verlustvollen Kriege als zu einer Selbstdemütigung bereit sei. Er sah schärfer als der König, daß dieser erste Schritt mit innerster Notwendigkeit zum Kriege führe. Nur wenn der König seine Ansprüche mäßigte oder gar, nachdem er Europa in Spannung und Bangigkeit versetzt hatte, zuletzt ebenso einlenkte, wie seiner Zeit sein Bruder Friedrich Wilhelm IV., nur dann war die Erhaltung des Friedens möglich. Aber Wilhelm I. selbst hätte 1850 dem Friedensschlusse von Olmütz einen Krieg vorgezogen. Dessen gedachte Bismarck, während seine Gegner am Hofe darauf rechneten, der König werde vor den äußersten Entschlüssen zurückschrecken.

Das Ergebnis der Beratungen des preußischen Ministerrates vom 28. Februar blieb vorerst der Welt ein Geheimnis.

---

[1]) Moltke, „Militärische Korrespondenz" S. 61, 63—65.

Wäre schon damals bekannt gewesen, König Wilhelm gedenke mit Italien und Frankreich über Verträge zu verhandeln, welche ihm die Herrschaft in Norddeutschland gewinnen sollten, so hätte man in Oesterreich jedenfalls gegen diese Gefahr sofort mit Macht gerüstet. Aber auch so war man über die Stimmung am Hofe wie im Kabinett zu Berlin wohl unterrichtet; die Fäden, welche den österreichischen Hof mit den höchsten Kreisen der Berliner Gesellschaft verbanden, reichten bis in die königliche Familie. Auch machte Graf Bismarck von seinen großen Plänen ebenso wenig ein Geheimnis wie von dem Widerstreben des Königs. Oesterreich stand infolge seiner fehlerhaften Politik während des Krimkrieges ohne Bundesgenossen, fast überall von Gegnern umlauert da. Die einstige Kunst der Wiener Staatskanzlei, sich den Rücken durch starke Allianzen zu decken, war seit zehn Jahren außer Uebung gekommen. Die Wünschelrute wollte sich nicht finden lassen, mit der die alten Schätze wieder zu entdecken waren. Graf Buol hatte seinen Nachfolgern eine schwierige Erbschaft hinterlassen und nach seinem Rücktritte war es Oesterreichs Unglück, daß seine Politik je nach dem Einflusse eines populären oder eines geschmeidigen Ministers fast in jedem Halbjahre in eine neue Bahn lenkte. So hatte die äußere Politik des Reiches seit dem Frankfurter Fürstentage alle Pendelschwingungen von dem stolzen Emporstreben zur Herrschaft bis zur engen Allianz mit Preußen und jetzt wieder nahe bis zum Bruche mit diesem Staate durchgemacht. Keiner der leitenden Männer behielt Zeit zu dem Versuche, das Wirrsal nach einem einheitlichen Gedanken zu ordnen. Schmerling sah seine Absichten von Rechberg durchkreuzt; und als dieser, beunruhigt durch die Isolierung Oesterreichs, das Bündnis mit Preußen suchte, fiel er durch den Einfluß seines Gegners, sowie Biegelebens, seines eigenen Gehilfen. Zuletzt triumphierte Graf Moritz Esterhazy über alle Mitstrebenden. Aber während Schmerling und Rechberg von einem bestimmten Gedanken ausgingen, konnte sich Graf Esterhazy nicht entschließen, das Steuer dauernd nach einer Richtung zu lenken. Und doch befand er sich in einer ungleich günstigeren Lage als seine Nebenbuhler, da er zuletzt allein den Plan beherrschte. So wurde das Wiener Kabinett von entgegengesetzten Hoffnungen und Befürchtungen hin und her geworfen.

Wer auf das alte Glück des Staates vertraute — auf eines jener Mirakel, welche nach Ludwigs XIV. bekanntem Worte seinen Bruder Kaiser Leopold immer wieder retteten, wenn er ihn schon an den Rand des Abgrundes gedrängt glaubte — der sah dem kommenden Doppelkriege unverzagt ins Auge. Der patriotische Stolz empörte sich gegen den Gedanken, dem gering geschätzten Preußen einen Schritt in Deutschland zu weichen. Ungehöriger noch schien es, eine schöne Provinz dem Könige von Italien kampflos abzutreten. Den Krieg nach beiden Seiten auf jede Gefahr hin zu wagen, war das Gefühl, von welchem vor allem die jüngeren Offiziere beherrscht waren, und diese Empfindung waltete auch sonst in der öffentlichen Meinung vor. Ein Volk wird stets geneigt sein, den leitenden Staatsmännern den Vorwurf der Schwäche, ja selbst des Verrates zu machen, wenn sie die alten Machtpositionen nicht festzuhalten vermögen. Kaiser Franz Joseph war im Grunde seines Herzens derselben Ueberzeugung. Es kann denn nicht wunder nehmen, daß eine Ansicht, welche von so gewichtigen Faktoren getragen wurde, schließlich nach manchem Schwanken siegreich blieb.

Aber es gab auch Stimmen — und zu diesen gehörte die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten — welche es für wünschenswert erklärten, Preußen in der Herzogtümerfrage Zugeständnisse zu machen. Mensdorff fühlte sich vor allem als Soldat, aber er teilte nicht die Anschauung, daß die österreichische Armee zugleich einem Feinde im Norden und im Süden gewachsen sei. Er suchte und empfahl stets den Ausweg, auf die Neigungen König Wilhelms einzuwirken, ihm in irgend einer Form einen Ausgleich bezüglich der Herzogtümer vorzuschlagen und die Entscheidung in dem vielleicht unabwendbaren Streitfalle mit Preußen auf günstigere Zeiten zu verschieben. So könnte auch Venetien festgehalten werden. Mensdorff war aber nicht der Mann, diese Ansicht mit Nachdruck zu vertreten.

Unter diesen Umständen war die Meinung des Grafen Esterhazy, der das Ohr des Kaisers besaß, entscheidend. Esterhazy dachte scharf genug, um alle Wege zum Kriege wie zum Frieden zu überdenken. Nach seiner dialektischen Art spaltete er jede Möglichkeit doppelt und dreifach. Diese Gabe wurde Oesterreich verhängnisvoll, denn die Lage erforderte einen Mann

einfacher, klarer Entschlüsse, nicht eine von Zweifeln hin und her geworfene Natur. Er hatte den richtigen Gedanken, daß einem Kriege ein Ausgleich mit Ungarn, wenigstens mit dem herrschenden Adel vorangehen müsse, aber auch diese Absicht führte er nur zögernd durch. Darüber wie über die große Frage des Tages ließ er sich denn von allen Seiten Entwürfe und Denkschriften erstatten, die er nach seiner Art, wenn er sie überhaupt las, immer aufs neue erwog. Die Zeit der heiligen Allianz hielt er für die glücklichste Europas; schon deshalb war ihm der Gedanke an den Krieg zweier konservativer Mächte unwillkommen. Im ganzen genommen erschien ihm der Streit um die Verfassung Deutschlands nicht so tragisch, als ihn die Welt auffaßte. Er hielt die Frage, wie die Gewalt der alten Dynastien aufrecht zu erhalten sei, für ungleich wichtiger und wesentlicher. Deshalb hätte er sich lieber mit Preußen über die Herrschaft in Deutschland verständigt. Ihm, dem Politiker der alten Schule, lag es ferne, an eine Reform des Deutschen Bundes im Sinne der nationalen Wünsche zu denken. Nationalsinn schien ihm eines jener modernen Gefühle, denen man, zumal bei den kühleren Deutschen, verhältnismäßig leicht beikommen könne. Darum glaubte er auch nicht, daß ein Kampf in Deutschland viel an der bestehenden Ordnung ändern werde. Landgewinn nach altem Stile, etwa eine Vergrößerung Oesterreichs in Schlesien, war sein höchstes Ziel. Andernfalls, wenn der Krieg nicht glücklich ausfiel, würde es bei einer Teilung Deutschlands, bei der man Preußen den Norden überlassen müsse, sein Bewenden haben [1]). Das Spiel zwischen den beiden Staaten, das in der Zeit Friedrichs des Großen begann, werde dann seinen Fortgang nehmen. Die Ordnung der Dinge, welche der Wiener Kongreß geschaffen hatte, schien ihm naturgemäß; an ihrer Erhaltung hätten doch alle Monarchien, auch die preußische, das größte Interesse. Während also Bismarck, aus der konservativen Partei zu immer größeren Zielen emporwachsend, damals mit Lothar Bucher den Plan zu einer deutschen Reichsverfassung unter thätiger Mitwirkung der Nation entwarf, hielt es Ester-

[1]) Dies war, wie besonders Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten" II, S. 16, mitteilt, der letzte Gedanke Esterhazys.

hazy für überflüssig, sich der geistigen Mächte für den Kampf zu versichern. Er selbst besaß kein Bild von Deutschlands Zukunft, denn seine Ideale lagen in der Vergangenheit. So kam es, daß Oesterreich ohne ein Progamm über die deutschen Angelegenheiten in den Krieg von 1866 eintrat. Ja, Esterhazy scheute gewissermaßen auch vor einem vollen Siege Oesterreichs zurück, da er sich ein anderes Europa als das des Wiener Kongresses nicht denken konnte. In diesem Sinne sagte er zu dem damaligen Schriftführer des österreichischen Ministerrates, Bernhard Meyer, einem katholischen Schweizer, der nach seiner Vertreibung aus der Heimat in österreichische Dienste getreten war: „Das Wagstück ist mir zu groß; mögen wir als Sieger oder als Besiegte aus diesem Kriege hervorgehen, immer wird die Folge ein anderes Oesterreich als das bisherige sein."

Gegenüber diesem Zweifel und Zwiespalt in der Seele des einflußreichsten Ministers wirkte die Kriegspartei in Wien mit unverhohlenem Eifer. Unerfahren in den großen Geschäften des Staates, drängte vor allem der Ministerpräsident Graf Belcredi auf die Entscheidung durch die Waffen. Er fand es unerträglich, daß die deutsche und katholische Vormacht in Atem gehalten wurde durch die diplomatischen Angriffe des Grafen Bismarck. Zwischen Belcredi und Esterhazy entstand in dieser Zeit selbst eine gewisse Spannung; der erstere wurde über die Unentschlossenheit der auswärtigen Politik ungeduldig. Er urteilte in diesen bedeutungsvollen Wochen, daß man „mit der Metternich'schen Politik brechen und seine Politik nach der Zeit einrichten müsse" [1]). Belcredi stimmte jetzt ganz mit Biegeleben überein, daß ein Bund mit den deutschen Mittelstaaten zu schließen und Preußen vor die Wahl zu stellen sei, sich zu fügen oder einen Waffengang zu wagen. Der entschlossene Wille Biegelebens drängte denn auch Mensdorff und Esterhazy einen weiteren Schritt nach vorwärts. In seinem Sinne erhielt Graf Karolyi in den ersten Tagen des März, halb wider den Willen Mensdorffs, den Auftrag, dem Grafen Bismarck zu erklären, daß

[1]) Ueber die Stimmungen innerhalb des Ministeriums siehe: „Erlebnisse des Bernhard Ritter v. Meyer", herausgegeben von seinem Sohne. (Wien und Pest 1875, Verlag von Carl Sartori.)

Oesterreich sich in Schleswig-Holstein kein Definitivum abtrotzen lassen werde, welches seinen Interessen und seiner Stellung in Deutschland zuwiderlaufe. Aehnliche Erklärungen wurden bei den Höfen von Paris und London abgegeben. In der Note, welche der österreichische Gesandte Graf Apponyi der englischen Regierung zur Kenntnis brachte, wurde mitgeteilt, daß man in Kenntnis sei, Preußen habe aufs neue, wie im vorigen Sommer, Verhandlungen mit Italien angeknüpft. Aber Oesterreich werde es eher auf einen Doppelkrieg ankommen lassen, als etwas von seinem Machtbesitze in Deutschland und Italien aufgeben. Der Kaiser von Oesterreich rechne dabei weniger auf die Unterstützung Deutschlands als auf sein gutes Recht und die opferwillige Treue seiner Unterthanen.

Das waren stolze Worte, aber sie verhüllten nur die Ratlosigkeit Esterhazys, welcher noch die Wage hielt zwischen Mensdorff auf der einen und der preußenfeindlichen Partei auf der anderen Seite. Damals fielen von seiten Biegelebens, in dem die Abneigung des katholischen Deutschland wider das protestantische Preußen auflebte, die Worte: „Es ist notwendig, Preußen in seine Teile zu zerschlagen." Biegeleben überbot jeden Oesterreicher in dem Vertrauen auf die historischen Vorrechte des Hauses Habsburg in Deutschland. Er und Belcredi gehörten zu denjenigen, welche vor einem plötzlichen Ueberfalle Sachsens und Böhmens durch Preußen warnten. Aus Berlin waren Berichte an das auswärtige Amt in Wien gelangt, die besagten, daß es unter den preußischen Militärs gewichtige Vertreter dieser Ansicht gebe; Gerüchte von preußischen Rüstungen durchschwirrten bereits, wenn auch grundlos, die Luft.

Eine besonders eindringliche Warnung beunruhigte damals den sächsischen Hof; sie schien wegen ihres Urhebers Beachtung zu verdienen, denn sie ging von dem Bankier Bismarcks, Bleichröder, aus. Dieser gewandte Geschäftsmann war nämlich in finanziellen Dingen zugleich Berater des Grafen Hohenthal, des sächsischen Gesandten in Berlin; es lag in seinem Interesse, sich für den Fall eines Krieges beiden Parteien zu empfehlen, und so teilte er dem Grafen Hohenthal eine Nachricht von großem Belange mit. In dem Ministerrate vom 28. Februar, so wollte er erfahren haben, sei die Frage eines Ueberfalls Sachsens ernst-

lich erwogen worden, und man habe beraten, ob diese Maßregel ohne jeden Aufschub sofort, als Vorbereitung für den Krieg ergriffen werden solle oder erst beim Ausbruche des Kampfes selbst; Bedenken hätten sich gegen den jetzt schon zu wagenden Friedensbruch erhoben und so sei beschlossen worden, Sachsen erst zu besetzen, wenn der Kampf unabwendbar geworden sei, dann aber gleichzeitig mit der Kriegserklärung in dieses Land einzurücken. In der That hatte sich, wie wir bereits gehört haben, wenigstens Moltke sehr ernstlich mit dem Plane eines preußischen Einfalles in Sachsen beschäftigt. Graf Hohenthal nun war begreiflicherweise von den Eröffnungen Bleichröders aufs äußerste betroffen und meldete sie sofort seiner Regierung [1]). Wohin die Fäden dieser Intrigue liefen und ob Bleichröder nur der Geschobene war, ist unbekannt geblieben; Bismarck selbst, der die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich vermehren wollte, sprach mit jedermann, zumal mit dem französischen Gesandten Benedetti und auch mit dem bayerischen Minister Pfordten, über die Notwendigkeit eines Krieges in Deutschland. Graf Hohenthal aber, der Bismarck füglich nicht selbst über das ihm von Bleichröder anvertraute Staatsgeheimnis befragen konnte, hielt es für angezeigt, ihn in anderer Weise zur Aussprache zu veranlassen. Er lud ihn für den 10. März zum Diner und seine Gattin nahm es auf sich, den unbarmherzigen Feind ihres sächsischen Vaterlandes auszuholen. Bei der Mahlzeit stellte sie an ihn, ihren Tischnachbar, anscheinend harmlos die Frage, ob er wirklich Sachsen überfallen und Oesterreich bekriegen wolle. Bismarck aber, vielleicht nur ein kühnes Spiel fortsetzend, ging

[1]) Die dem sächsischen Kabinett „aus einer ganz sicheren Quelle" zugekommene Warnung vor einem preußischen Ueberfall erwähnt Friesen, „Erinnerungen" II, S. 147. In der 2. Auflage seines Werkes ließ Friesen die angeführten Worte weg, wahrscheinlich veranlaßt durch die Kritik seines Werkes in der „Historischen Zeitschrift", Neue Folge, Band 10. Daß Bleichröder diese seine Quelle war, ist von einem damaligen Mitgliede der sächsischen Gesandtschaft in Berlin erzählt in den „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins", Jahrgang 1893, S. 28. Hier ist auch der Zusammenhang zwischen dieser Warnung Bleichröders und dem bereits früher gekannten Gespräche der Gräfin Hohenthal mit Bismarck aufgedeckt. Vgl. auch Friesen II, S. 322 (2. Auflage, dessen Buch in diesem Werke sonst nach der 1. Auflage citiert ist).

ohne Zögern auf den verfänglichen Gesprächsstoff ein und setzte die Gräfin durch anscheinend offenherziges Zerreißen des die Zukunft deckenden Schleiers in Schrecken. „Zweifeln Sie nicht, liebe Gräfin," antwortete er, „ich habe nie einen anderen Gedanken gehabt und ich habe mich seit meinem Eintritte ins Ministerium stets damit beschäftigt. Der Augenblick naht; unsere Kanonen sind schon heute gegossen, und bald werden Sie Gelegenheit haben, sich zu überzeugen, ob unsere verbesserte Artillerie nicht der österreichischen bei weitem überlegen ist." Und der Schreckliche hatte ihr dann auf die Frage, ob sie sich auf ihre Besitzung bei Leipzig oder auf die in Böhmen zurückziehen solle, mit ernster Miene geraten, sie möge ruhig bei Leipzig bleiben, denn in der Nähe ihres böhmischen Schlosses würden die Oesterreicher angegriffen und geschlagen werden. Ob dies bloß die Verspottung einer neugierigen Fragerin oder ein Mittel war, durch die sächsische Gesandtschaft in Berlin die Welt in Besorgnis und Verwirrung zu setzen, konnte in Wien nicht entschieden werden. Herr v. Bismarck selbst wurde von mehreren Diplomaten gefragt, was an der Sache sei, und da erwiderte er heiter, er habe sich mit der Dame einen Scherz gemacht.

Doch das war Nebensache. Aber dann kam die Meldung, daß am 14. März der italienische General Govone in Berlin angelangt sei. Er käme, wie es offiziell hieß, um die preußischen Heereseinrichtungen zu studieren. Dies mochte glauben, wer wollte. Ursprünglich war beabsichtigt, Moltke nach Florenz zu senden, statt dessen wurde nun Govone mit der Führung der Verhandlungen in Berlin beauftragt. Es lag eine vernehmliche Drohung in der Offenheit, mit welcher das Geschäft zwischen Preußen und Italien betrieben wurde. Man vertraute in Berlin, wie wenigstens Benedetti erzählt, das wichtige Staatsgeheimnis von dem nahen Eintreffen eines italienischen Unterhändlers dem alten Feldmarschall Wrangel an, und dieser konnte es, wie zu vermuten war, nicht für sich behalten. Die Nachricht war schon am 12. März in Berlin verbreitet und gelangte ohne Zweifel noch an demselben Tage nach Wien. Nichts, so sagte wenige Tage darauf Bismarck zu Benedetti, habe den Wiener Hof so sehr erbittert, als der Verdacht von Unterhandlungen mit Italien.

„Wenn Preußen," so fügte der Minister hinzu, „seine Schiffe noch nicht verbrannt hat, so brennen sie doch bereits." Und Govone schrieb etwas später an La Marmora, etliche Diplomaten hätten ihm gesagt, man habe keinen Krieg befürchtet, so lange bloß Preußen mit Oesterreich herumstritt; aber als Italien dazwischentrat und als man seine Ankunft in Berlin erfuhr, da entstand ernste Befürchtung.

* * *

Unter diesen Eindrücken fanden die ersten militärischen Beratungen in Wien statt. Sie fielen auf den 7. und 14. März; es war ein Marschallsrat einberufen worden, dem nicht nur die höchsten militärischen Würdenträger der Centralbehörde, sondern auch die leitenden Generale aus den Kronländern zugezogen waren. Den ersten Rang an militärischem Verdienst nahmen unter ihnen Feldzeugmeister Benedek und Erzherzog Albrecht ein. Für die Rüstungen und Entwürfe indessen waren in erster Linie Kriegsminister Franky und der Chef des Generalstabes, Henikstein, verantwortlich. Es war von hoher Wichtigkeit, welche geistigen Kräfte damals dem Heere zur Verfügung standen. Der Kriegsminister nun und der Chef des Generalstabes hatten mit einander und mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der gleichfalls der Armee angehörte, die Familienähnlichkeit, daß sie ihre Pflicht lediglich in schmiegsamer Hingebung in den Willen des Kaisers sahen; mannhafte Offenheit, der Ausdruck einer festen Ueberzeugung lag ihnen allen ferne. Der Kriegsminister Ritter v. Franck (geboren 1806), ein gewissenhafter, fleißiger Offizier, übernahm sein Amt im Jahre 1864 unter schwierigen Verhältnissen, da der Reichsrat damals starke Streichungen am Heeresbudget vornahm. Unermüdlich thätig, war er zur Zeit des Ausbruches des Krieges ziemlich gebrechlich; ein hartnäckiges Halsleiden verhinderte ihn, im Marschallsrate das Wort zu nehmen. So fiel vorerst dem Chef des Generalstabs, Freiherrn v. Henikstein, die führende Rolle zu. Er stammte aus einer jüdischen Familie, sein Großvater hatte sich in Salz- und Tabakgeschäften ein großes Vermögen erworben und war 1784 mit dem Titel eines Edlen v. Henikstein in den Adelsstand erhoben worden. Dessen Sohn machte einen

ehrenvollen Gebrauch von den ererbten Reichtümern: er war ein Freund und Förderer Mozarts, und sein Haus bildete später einen Mittelpunkt des blühenden Musiklebens Wiens. In diesem Kreise erhielt Alfred v. Henikstein eine sorgfältige Erziehung. Er widmete sich der militärischen Laufbahn und machte dank seiner weltmännischen Bildung, seinen Sprachkenntnissen und den Verbindungen seiner Familie bald eine glänzende militärische Carriere. Im Jahre 1810 geboren, war er nach dem Feldzuge von 1849 bereits Oberst. Er wurde dem General Legeditsch beigegeben, als dieser mit einem Corps nach Schleswig-Holstein abgesendet wurde, um vereint mit den preußischen Truppen die Herzogtümer wieder den Dänen zu unterwerfen. Die damalige Sendung Heniksteins war mehr diplomatisch als militärisch; er hatte die Aufgabe, die Monarchie im Norden elegant zu vertreten, Noten und Aufrufe zu verfassen, in denen mit vielen Worten die häßliche Thatsache verdeckt war, daß die beiden deutschen Großmächte den wackeren Volksstamm seinen Bedrängern preisgaben. Nach dem Kriege von 1859 war er, ohne militärische Verdienste erworben zu haben, bereits Feldmarschall-Lieutenant. Er wurde zu der wichtigen Stellung des Generaladjutanten der italienischen Armee erhoben, und Benedek ließ sich den bequemen, gefälligen Kameraden gerne an seiner Seite gefallen; beide waren Freunde einer heiteren, mit guten und schlechten Witzen gewürzten Geselligkeit. Henikstein stieg noch höher, er wurde 1864 Chef des Generalstabs der Armee und blieb auch als solcher Benedek freundschaftlich verbunden, der ihn dort lieber sah als den Träger eines altadeligen Namens; denn es fehlte dem tapferen General als Verächter des Hochadels nicht an Feinden in diesem Kreise.

Die Armee hatte also beim Anzuge des Krieges einen Generalstabschef, der seine Befähigung zu diesem Amte durch nichts erwiesen hatte, aber er war aufrichtig genug, selbst sein Unvermögen zur Leitung großer Heeresmassen einzugestehen. Henikstein ließ sich so gut wie Gyulai die glänzende Stellung, die er als Höfling erklommen, im Frieden gerne gefallen; sie wie ihre Gönner täuschten sich über die Gefahr hinweg, welche dadurch über den Staat heraufbeschworen wurde. Vor dem Beginne des

Krieges stellte sich dann die Selbsterkenntnis ein, welche sie vor ihrer Verantwortlichkeit zurückschrecken ließ. Je ernster sich die Dinge gestalteten, desto vorsichtiger wurden Henikfteins Ratschläge; das war ersichtlich unter all dem Wortreichtum, den er in den Beratungen entfaltete. Sein geringes Selbstvertrauen übertrug sich auf die Rüstungen und Kriegspläne des Staates. Er sah sich in dieser Ansicht durch Mensdorff bestärkt, der die Ansicht vertrat, Oesterreich müsse eine Herausforderung Preußens vermeiden.

Während dieser Beratungen fiel Henikstein die Aufgabe zu, einen Entwurf der ersten Aufstellung und der Operationen des österreichischen Heeres vorzulegen für den Fall, daß es zum Kriege käme. Er betraute Oberstlieutenant Neuber, damals Professor der Strategie an der Kriegsschule zu Wien, mit dieser Arbeit. Bevor Neuber ans Werk ging, verlangte er genaue Angaben über die Kriegsbereitschaft des Heeres. Aus den Mitteilungen General Roßbachers, der die organisatorischen Arbeiten im Kriegsministerium leitete, ging hervor, daß das Heer auch nicht im entferntesten schlagbereit war; es mochte Monate dauern, bis der Kampf aufgenommen werden konnte. Neuber gab deshalb sein Gutachten dahin ab, das Heer müsse zuerst in einer Defensivstellung bei Olmütz gesammelt werden. Gedeckt durch die Festung, konnte der erste Stoß ausgehalten werden, wenn die Preußen etwa plötzlich aus Schlesien vorbrachen und den Oesterreichern keine Zeit zu Rüstungen ließen. Sollte das feindliche Heer über Böhmen einbrechen, so fand Oesterreich, wie Neuber darlegte, um so mehr Zeit, seine Streitkräfte in Mähren zusammenzuziehen. In einer Denkschrift, die Henikstein übergeben wurde, waren diese Gedanken kurz dargelegt.

Henikstein legte die Denkschrift auch dem Erzherzog Albrecht vor, der dann mit ihm und Neuber den Plan besprach. Der Erzherzog war mit dem Vorschlage Neubers nicht einverstanden. Ihm, der mit der großen Auffassung des Erzherzogs Karl vom Kriege erfüllt war, leuchtete es nicht ein, daß die Oesterreicher von vornherein eine vorsichtige Flankenstellung einnehmen sollten. Für einen Krieg gegen einen Gegner in Norddeutschland besaß Oesterreich in dem böhmischen Bergkessel eine vorgeschobene Bastion — dort, auf dem kürzesten Wege nach Berlin, sollte nach

der Meinung des Erzherzogs das österreichische Heer seine Aufstellung nehmen. So hatten auch Radetzky und Heß 1850 geraten und gehandelt; damals hatte auch der Erzherzog das Kommando eines Armeecorps in Böhmen für den bevorstehenden Krieg gegen Preußen übernommen. Neuber stellte nicht in Abrede, daß diese Ansicht die Theorie des Krieges für sich habe. Aber die beste Stellung, so wandte er ein, sei wertlos, wenn die Kraft fehle, sie zu verteidigen. Bei der Mangelhaftigkeit der Vorbereitungen könnte das österreichische Heer, ungerüstet wie es sei, in Böhmen zersprengt und aufgerieben werden. Ein Flankenmarsch der Preußen von Breslau über Olmütz nach Wien konnte sogar zur Abschneidung der Oesterreicher von ihrer Hauptstadt führen.

Henikstein, der mit Besorgnis den Wechselfällen des Krieges entgegensah, trat der Meinung Neubers bei, und sie entsprach auch am besten der allgemeinen Stimmung der österreichischen Generäle. Es war, wie man die Gesinnungen Bismarcks zu kennen glaubte, immerhin möglich, daß er den König mit sich fortreiße und zum Einbruche in Oesterreich bestimme. Ein Ueberfall konnte erfolgen gleich jenem von 1756, durch welchen sich Sachsen und Oesterreich von Friedrich dem Großen überraschen ließen. Am besten schien das österreichische Heer unter den Wällen von Olmütz geborgen. Der Kaiser gab denn auch diesem Vorschlage seine Zustimmung.

Doch bevor die einzelnen Heeresteile gegen Olmütz aufbrachen, war es notwendig, einen geeigneten Leiter der Operationen zu finden. Henikstein fühlte sich dieser Aufgabe nicht gewachsen, wenn er auch dem Namen nach an der Spitze des Generalstabes bleiben wollte. Zur Repräsentation war er geeignet; ein eifriger Briefwechsel und Verkehr mit allen für ihn und seine Laufbahn wichtigen Persönlichkeiten hielt ihn stets auf dem Laufenden und bahnte ihm den Weg zum Aufsteigen vor fähigeren und kenntnisreicheren Männern; aber die Kampf- und Marschbefehle sollte ein anderer entwerfen. Die Mittelmäßigkeiten wurden jetzt aus dem behaglichen Genusse ihrer Stellungen gescheucht, es fehlte aber der rettende Geist, der sie ersetzen sollte. Es war Erzherzog Albrecht, der die Aufmerksamkeit auf Generalmajor Krismanič lenkte.

Gideon Krismanič [1]), der Sohn eines kroatischen Hauptmanns, wurde 1817 zu Mehadia in der ehemaligen Militärgrenze geboren, trat in die Militärakademie zu Wiener-Neustadt ein, die er 1836 als der vorzüglichste Schüler seiner Klasse verließ, und gehörte seit 1847 dem Generalquartiermeisterstabe an. Er kämpfte unter Radetzky in Italien und wurde im Mai 1848 „wegen mutvollen Benehmens, Umsicht und Thätigkeit" zum Hauptmann im Quartiermeisterstabe ernannt. Er trat dem Erzherzog Albrecht nahe, da er das Jahr darauf Souschef des Generalstabes in dem Corps wurde, welches der Erzherzog in Böhmen befehligte. Als fähiger Offizier wurde er mehrfach zu Reisen und Sendungen im Auslande verwendet. Heß ließ als Chef des Quartiermeisterstabes eine militärische „Landesbeschreibung" Böhmens aufnehmen und betraute Krismanič mit der Aufgabe, die Grundzüge dieser Arbeit zu entwerfen. Durch die weitere Beteiligung an dem Werke gewann letzterer genauere Kenntnisse gerade des Gebiets, welches im Kriege gegen Preußen Schauplatz des Kampfes werden mußte. Anfangs 1859 wurde er Professor der Strategie an der Kriegsschule, jedoch im Kriege dieses Jahres wieder dem Erzherzog an die Seite gestellt; er sollte Souschef des Generalstabs in dem Heere werden, welches zu den Operationen am Rhein bestimmt war. Aber diese Armee konnte nicht mehr gebildet werden, und so kam er in gleicher Eigenschaft zu der Armee Wimpffens in Italien, bei welcher General Pakenj als Generalstabschef wirkte; in dieser unglücklichen Umgebung machte er die Schlacht von Solferino mit. Kurze Zeit lehrte er dann wieder an der Kriegsschule, begleitete 1860 den Erzherzog Albrecht auf einer Reise nach Süddeutschland und wurde 1861 dessen Stabschef im Kommando des 8. Corps, das zu Vicenza lag. Im Jahre 1864 unterdrückte er mit größter Strenge einen im Friauler Gebirge ausgebrochenen Aufstand. Er war gewandt und besaß eine rasche Auffassung; so erwarb er sich, obwohl zur Bequemlichkeit neigend, mannigfaches militärisches Wissen auf verschiedenen Gebieten. In einer Zeit, da in Oesterreich wenig Wert auf die Pflege der Theorie der Kriegskunst gelegt wurde, galt er für einen gelehrten General. Dabei nahm er seine

[1]) Sprich: Krismanitsch.

Vorgesetzten durch seine Geschmeidigkeit wie durch die Sicherheit ein, mit der er seine Kenntnisse verwertete. Sein Selbstvertrauen blieb ihm auch in der schwierigen Lage treu, in der sich Oesterreich jetzt befand. Alle die, welche die Streitkräfte Oesterreichs und seiner Gegner abzuwägen verstanden, wichen fast zaghaft vor der ihnen erwachsenden Aufgabe zurück. Das war nicht auffallend, denn während Moltke und seine Leute seit Jahren die böhmischen Schlachtfelder studierten, war der Sinn der österreichischen Generäle lediglich auf den Krieg in Italien gerichtet. Krismanič dagegen erörterte, während Henikstein ängstlich zurücktrat, mit der Sicherheit eines geschulten Strategen die Aussichten des Krieges in Deutschland; er trug nicht Bedenken, die Leitung der Operationen im Norden zu übernehmen. Zu den Eigenheiten des Oesterreichers gehört die Neigung zur Selbstkritik; er verfällt nicht selten in Unterschätzung der eigenen Kraft; Respekt vor dem Wissen und Können der anderen stellt sich häufig am unrichtigen Orte ein. Krismanič aber zögerte nicht einen Augenblick, die Last der Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen. Seine großen, dunkeln und dabei starren Augen, seine rauhe Befehlshaberstimme im Verkehre mit seinen Untergebenen, seine lange, anscheinend gründliche Denkschrift über die böhmischen Schlachtfelder — all dies imponierte und ließ ihn als Mann der Situation erscheinen.

Man hat in der österreichischen Armee des öfteren die Bemerkung gemacht, daß die zahlreichen südslavischen Generale, welche aus der ehemaligen Militärgrenze hervorgingen, es trefflich verstanden, durch starke receptive Gaben den Eindruck tüchtigen militärischen Könnens hervorzurufen. Die Slaven besitzen die Eignung, sich in westliche Bildung, in moderne Anschauungen und Auffassungen rasch hineinzufinden. Diese „wildwachsenden, halbasiatischen Talente", wie sich ein Zeuge jener Tage ausdrückt, schwingen sich daher oft zu einer gewissen Höhe empor, bleiben aber dann nicht selten auf dieser Stufe stehen, denn es gelingt ihnen nur die Aneignung und Anempfindung fremden Wesens. Kräftige und selbständige Naturen unter ihnen verleugnen auch hier nicht die eigene Art; Krismanič' Gaben aber lagen mehr in der Aufnahmsfähigkeit des fremden Wissens, und

so war, wie wir sehen werden, die Schule, durch die er ging, maßgebend für sein Wirken und sein Wesen.

Als Krismanič zu Rate gezogen wurde, lag die Denkschrift Neubers vor und er erhob gegen ihren Gedankengang keine wesentliche Einwendung. Denn die militärische Theorie, der er huldigte, stimmte von vornherein mit der Idee eines Verteidigungskrieges überein — auch sah er den Kaiser und Henikstein bereits auf derselben Seite.

Unterdessen nahmen die militärischen Beratungen ihren Fortgang. Die stattliche Anzahl von Ratgebern, welche den Sitzungen im März beiwohnten, war naturgemäß nicht dazu berufen, die politische Kernfrage zu entscheiden, ob Krieg oder Frieden vorzuziehen sei. Aber die neuen Stimmen brachten neue Gesichtspunkte und Bedenken; der Fall erschien, von so vielen Beratern gesehen, nur noch verwickelter. Diejenigen, die den dänischen Feldzug mitgemacht hatten, betonten, daß die Preußen in ihrem Zündnadelgewehre eine weitaus überlegene Waffe besäßen. Gablenz bezeichnete mit Nachdruck den Krieg unter diesen Umständen als ein Wagnis. Aber noch bedenklicher erschien eine zweite Erwägung. In Preußen lag jedes Armeecorps in der Provinz, aus welcher es seine Mannschaft bezog; somit konnte das Heer schleunig mobilisiert und marschbereit sein. Anders in Oesterreich. Das Mißtrauen gegen einige Nationalitäten bewirkte, daß man die Truppen grundsätzlich nicht in ihren Heimatsbezirken ließ. Im Falle der Mobilisierung mußten also die Urlauber und Reservemänner lange Reisen zu ihren Regimentern unternehmen, oft aus Siebenbürgen nach Böhmen, aus Italien nach Galizien; und es bedurfte infolge dessen nahezu zweier Monate, bis die Mobilisierung des Heeres vollendet war. Immer schwebte den österreichischen Generälen der Fall vor, daß die Preußen wie zur Zeit Friedrich des Großen die Hand auf Sachsen und auf Böhmen legen und sich dadurch von vornherein in Vorteil setzen würden.

Deshalb sollte Böhmen vorerst gegen einen plötzlichen Ueberfall geschützt werden. In diesem Lande hätte damals außer den Festungstruppen ein ganzes Armeecorps lagern sollen, also acht Linieninfanterieregimenter (zu je drei Bataillonen), vier Jägerbataillone und die entsprechende Kavallerie und Artillerie.

Thatsächlich aber befanden sich in dem Königreiche außer den zehn vierten Bataillonen, die zum Teile zum Festungsdienste bestimmt waren, und drei Jägerbataillonen nur fünf Regimenter und darunter zwei italienische, auf deren Zuverlässigkeit nicht unter allen Umständen zu bauen war. Es wurde also beschlossen, auch die übrigen drei Regimenter nebst einem Bataillon Jäger, also zehn Bataillone, aus ihren Standquartieren nach Böhmen zu versetzen; dazu sollten noch zehn Eskadronen Kavallerie kommen. Auf diese Weise wurden, da die Truppen den Friedensstand behielten, gegen 5000 Mann Fußvolk und gegen 1700 Reiter nach Böhmen verlegt. Außerdem erhielt eine Anzahl Kavallerieregimenter, die der besseren Verpflegung wegen in den östlichen Provinzen lagerten, Befehl, nach Westen aufzubrechen. Es dauerte vier Wochen, bis die am weitesten, in Siebenbürgen, lagernden Regimenter Böhmen erreichten. Gegen alle diese Anordnungen erhob Graf Mensdorff warnend seine Stimme. Er wies darauf hin, daß vorzeitige Rüstungen Anlaß bieten würden zu der Anklage, Oesterreich bereite den Angriffskrieg vor. Preußen werde nicht säumen, die Rüstungen in solchem Sinne auszunützen. Uebrigens war zu bedenken, daß diese Maßregeln doch kleinlich waren und in auffallendem Mißverhältnisse standen zu dem Zwecke, dem sie dienten. Die Handvoll neuer Truppen in Böhmen hätte einen wohl vorbereiteten Ueberfall doch nicht abwehren können. Aber der Widerspruch des Grafen Mensdorff wurde ohne viel Rücksicht beiseite geschoben. Es fehlte überhaupt an einer Oberleitung der politischen und militärischen Dinge; der Generalstab handelte so, als ob seine Maßregeln nicht auch die äußere Politik berührten. Mensdorff setzte sich auch diesmal nur zaghaft für die richtige Meinung ein; er wurde überstimmt und fügte sich. Jetzt wie früher lenkten wechselnde Einflüsse das Staatsschiff bald nach dieser, bald nach jener Richtung. Die Generäle waren nicht angriffslustig, wie die Beratungen bewiesen, aber aus Fürsorge drängten sie zu Maßregeln, die eine erhitzte Temperatur hervorriefen. Die Gebote der Ehre, die Traditionen des Staates waren die stärksten und oft die einzigen Argumente, welche im Rate des Kaisers angeführt wurden. Aber das Gefühl, die Stimme des Herzens sind ein unsicherer Kompaß, wenn die größten Dinge zur Entscheidung stehen.

Aus solchen Empfindungen heraus wurde gleich jetzt in Wien ein Beschluß gefaßt, welcher bestimmt war, die reinen und friedlichen Gesinnungen Oesterreichs in helles Licht zu setzen. Kaiser Franz Joseph konnte von sich sagen, daß er das Schwert nur zur Verteidigung seines Reiches ziehen wolle. Es schien am einfachsten, an Preußen rund und klar die Anfrage zu richten, wessen sich der Kaiser von König Wilhelm zu versehen habe. Karolyi erhielt den Auftrag, Bismarck direkt in diesem Sinne anzugehen. Die Frage lautete: „Ob der Berliner Hof sich wirklich mit dem Gedanken trage, die Gasteiner Konvention mit gewaltsamer Hand zu zerreißen und den grundgesetzlich verbürgten Frieden zwischen deutschen Bundesstaaten zu unterbrechen?"

Da Oesterreich sich die deutschen Mittelstaaten dadurch entfremdet hatte, daß es in den Verträgen vom Januar 1864 und vom August 1865 über ihre Köpfe hinweg mit Preußen Verträge über das Schicksal Schleswig-Holsteins schloß, so wollte man auch wieder die Brücke zu freundlichem Verständnisse mit ihnen schlagen. Deshalb sandte das Wiener Kabinett gleichzeitig mit dem Auftrage an den Grafen Karolyi ein vertrauliches Rundschreiben an die deutschen Regierungen, in welchem ihnen eine Wendung der österreichischen Politik angekündigt wurde. Der Grundgedanke des Schreibens war, daß, falls Preußen auf die gestellte Frage keine befriedigende Antwort gebe, Oesterreich sich an den deutschen Bundestag wenden wolle, um ihm das Schicksal der Herzogtümer anheimzustellen. Oesterreich hegte also die Absicht, sich dessen Führung in der Frage ganz anzuvertrauen. Man wollte ferner den Bund auffordern, alle Maßregeln zum Schutze der bedrohten Bundesverfassung zu treffen. So gedachte Oesterreich seine frühere Verbindung mit den deutschen Höfen wieder zu erneuern.

Bismarck war erfahren genug in diplomatischen Künsten, um sofort die Blöße zu erspähen, welche sich Oesterreich durch diesen Schritt gab. Ihm wäre es bei dem Widerstreben des Königs schwer gewesen, einen wirkungsvollen Schritt zur Verschärfung der Krise zu machen, denn Preußen wollte ebensowenig wie sein Nebenbuhler vor Europa als Angreifer erscheinen. Oesterreich aber ersparte ihm Nachdenken und Mühe. Beust bezeichnete,

als ihm der österreichische Gesandte Einblick in das zu erlassende Rundschreiben gewährte, das Vorgehen des Wiener Kabinetts sofort als zweckwidrig, denn Preußen könne kriegerische Pläne in Abrede stellen, sie aber trotzdem weiter verfolgen.

Als nun Graf Karolyi sich mit der höflichen Versicherung, daß seine Anfrage keine Provokation sein solle, am 16. März seines Auftrages entledigte, antwortete ihm Bismarck mit einem kurzen und bündigen „Nein!" In gewissem Sinne war das die Wahrheit, denn bei der Anfrage und bei der Antwort handelte es sich nicht um die Meinung des Ministers, sondern um den Willen des Königs; und es ist richtig, daß König Wilhelm einen Ueberfall auf Oesterreich nicht beabsichtigte. Ganz abgesehen davon, daß ihm die ernsten Gründe fehlten, welche Friedrich II. nach dem Abschlusse des Bündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich zum Einmarsche in Sachsen bestimmten, lag solche kühne, oder wenn man will, verzweifelte Initiative dem Charakter König Wilhelms ganz ferne. Die Antwort Bismarcks schnitt denn jede weitere Diskussion ab und der ganze diplomatische Feldzugsplan für den Frankfurter Schauplatz zerrann in nichts. Aber wenigstens hatte Oesterreich die Höfe Deutschlands davon unterrichtet, daß es bereit sei, den Vertrag zu lösen, den es mit Preußen über Schleswig-Holstein geschlossen hatte, um sich wieder auf den Standpunkt des Bundesstaates zu stellen.

Um so energischer benützte nun Bismarck die Blößen, die das Wiener Kabinett sich gegeben hatte. Von den Märschen und Verschiebungen der österreichischen Regimenter unterrichtet, ließ er in der Presse, so weit sie seinem Einflusse zugänglich war, lebhafte Schilderungen von den Rüstungen Oesterreichs entwerfen [1]). Ungestüm wurde darauf hingewiesen, daß, während sich Preußen dem Behagen des Friedens hingebe, an seinen Grenzen Vorbereitungen getroffen würden, welche Kriegsgefahr nach sich zögen. Ja, als die österreichische Regierung den

[1]) Die „Nationalzeitung" sagt zu Beginn ihres Leitartikels vom 30. März 1866: „Während der Kaiser von Oesterreich und mehr noch die hiesige ‚Norddeutsche Allgemeine Zeitung' Böhmen mit Truppen bedeckt und infolge dessen allgemeine Beunruhigung entsteht, die bald steigt, bald fällt, scheint bis jetzt niemand eine klare Vorstellung und einen durchdachten Plan zu haben in betreff des Wo hinaus."

Zeitungen verbot, Mitteilungen über Truppenmärsche im Innern des Reiches zu bringen, richtete Preußen einen eigenen Erlaß an die Behörden, in welchen den preußischen Journalen freigestellt wurde, nach Belieben über Preußens Rüstungen zu berichten. Mit diesem Schachzuge wurde Oesterreich als der Bedroher des Weltfriedens ins Unrecht gesetzt gegenüber dem Sanftmute des kein Hehl kennenden Berliner Kabinetts. Und bald folgte dem geheimen Rundschreiben Oesterreichs an die deutschen Regierungen am 24. März ein offenes preußisches. Dieses erhob direkt den Vorwurf, daß Oesterreich nur deshalb Truppen in Böhmen sammle, um die Situation von 1850 wieder herbeizuführen. Damals stand eine schlagfertige österreichische Armee drohend an der Grenze, bevor Preußen gerüstet war. Damals mußte sich Preußen die Demütigung von Olmütz gefallen lassen. Deshalb kündigte Bismarck den deutschen Staaten an, das Berliner Kabinett müsse zu seiner Verteidigung zu Rüstungen schreiten; Preußen frug zugleich seine Genossen im Bunde, was sie zu thun gedächten, wenn Oesterreich zum Angriffe übergehe. Außerdem verkündigte das Rundschreiben: Preußen sei, da der gegenwärtige Zustand Deutschlands nicht mehr zu seiner und des Bundes Sicherheit genüge, mit Vorbereitungen zur Reform der deutschen Verfassung beschäftigt.

Festen Schrittes ging, dies war der äußere Eindruck, das Berliner Kabinett einher; thatsächlich aber gab es in der Werkstätte der Bismarckschen Politik Reibungen in Menge. Finanzminister Bodelschwingh machte von Tag zu Tag größere Schwierigkeiten mit der Herbeischaffung der notwendigen Gelder, und Bismarck wurde zur Unzeit von einem bösen Leiden befallen. „Unser Freund Otto B.," schrieb Roon an seinen Neffen Blanckenburg am 26. März [1]), „in herkulischer Tag- und Nachtarbeit nervös abgenutzt ... hat jetzt mit der Rebellion seines bis dahin treuesten und gehorsamsten Unterthanen, seines Magens, zu kämpfen. Er litt vorgestern an so heftigen Magenkrämpfen und war gestern infolge dessen so außerordentlich herabgestimmt, so reizbar und verärgert — angeblich um Kleinigkeiten — daß ich auch heute noch nicht ohne Besorgnis bin, da ich weiß, was auf

[1]) Roon, „Denkwürdigkeiten" II, S. 259.

dem Spiele steht, und daß er jetzt aller Kräfte seiner Seele, ungestört von körperlichen Einflüssen, dringend bedarf. Vollständige Geistesfreiheit und ein schlechter Magen und gereizte Nerven sind schwer zu vereinigen."

Mit den angekündigten preußischen Rüstungen wurde sofort Ernst gemacht. Die preußischen Blätter begründeten deren Notwendigkeit durch immer neue Meldungen über Oesterreichs militärische Maßnahmen. Nach ihren übertriebenen Schilderungen glich dieses Reich bereits einem Heerlager. Eine stattliche Rechnung wurde aufgestellt; wenn man alle Truppen in Böhmen, Mähren und Westgalizien zusammenzählte, und wenn man annahm, daß sie auf volle Kriegsstärke gebracht seien, so bildeten sie zusammen ein Heer von 80000 Mann; diese Kriegsmacht könne von drei Seiten in Schlesien einrücken und das wehrlose Land als Pfand in Besitz nehmen [1]). Man weiß, wie solche Kombinationen gemacht werden; in Wahrheit wogen die drei genannten österreichischen Reichsteile in Bezug auf verfügbare Truppenmacht zusammengenommen etwa Schlesien und Brandenburg auf. Hier lagen gleichfalls so viel Truppen, um, wenn sie einmal auf Kriegsfuß gebracht waren, Sachsen mit 80000 Mann besetzen zu können. Mit der Mobilisierung eines österreichischen Armeecorps aber hatte es gute Weile, jedenfalls längere, als mit der eines preußischen. Von den Regimentern des Corps in Böhmen hatten zwei ihre Ergänzungsbezirke in Italien, zwei in Ungarn, eines in Ostgalizien und nur vier in Böhmen; es bedurfte also einiger Zeit, um die dünnen Reihen zu füllen. Bei der strafferen preußischen Heeresorganisation konnte unterdessen eine überlegene Armee an der Grenze zusammengezogen werden. Das war der leitende Gedanke Moltkes, und deshalb drang er auf kühnes militärisches Vorgehen. Er wußte, daß die Diplomatie in jedem Augenblick den Kriegsfall schaffen könne. „Nur tüchtig losgesteuert! Alles graziöse Intriguieren wird übersteuert!" rief er dem Kriegsminister zu [2]). Ueberall in Europa flogen Gerüchte und Kriegsbefürchtungen auf, die Kurse an den Börsen fielen. Eigentlich aber glaubte niemand daran daß Oesterreich die

[1]) Das preußische Generalstabswerk S. 7.
[2]) Roon, „Denkwürdigkeiten" II, S. 262.

Absicht hege, seinen Nebenbuhler anzugreifen, denn zu sichtbar waren die Verlegenheiten des Staates.

Die Folgen von Oesterreichs ersten Rüstungen blieben nicht aus. Am 18. März fand in Berlin ein Ministerrat statt, in welchem die Antwort auf sie beschlossen wurde. Moltke erstattete Bericht und malte die Lage in düsteren Farben. 22 Linienbataillone seien nach Böhmen gezogen worden — thatsächlich waren es nur 10 — so daß in diesem Lande jetzt 53 Bataillone stünden [1]). „Voraussichtlich," so lautete sein Schlußurteil, „werden in den ersten Tagen des April in Böhmen 70 000 Mann, in Mähren, wenn noch mehr Truppen aus Galizien fortgezogen werden dürfen, 22 000 Mann verfügbar stehen." Wohl reiche diese Kräfteentfaltung nicht für einen Angriffskrieg aus, aber sie könne Preußen augenblickliche Nachteile zufügen [2]). Die Nachrichten des preußischen Generalstabes waren sehr ungenau, da sie nicht an Ort und Stelle gesammelt waren, sondern von den Militär- und Civilbehörden Schlesiens herrührten. Die Schlußfolgerungen Moltkes waren etwas gewaltsam; denn er wollte den Ministerrat jetzt schon zu kräftigen Maßregeln bestimmen. Er erreichte seinen Zweck wenigstens zum Teil. Man fand, daß man in Schlesien, wo nur ungefähr 25 000 Mann standen, einem mehrseitigen Angriffe von Böhmen, Mähren und Galizien nicht gewachsen sei. Deshalb wurde beschlossen, die Festungen Schlesiens wie überhaupt an der Südgrenze kriegsbereit zu machen. Wichtig war ferner, daß die im Verhältnisse zur österreichischen schwächere preußische Artillerie zum großen Teile mit der kriegsgemäßen Anzahl von Pferden versehen wurde. Für die Welt aber war es am auffallendsten, daß bei den fünf im Süden des Staates liegenden Divisionen der Friedensstand um einiges erhöht wurde: die Bataillone dieser Heeresteile zogen zu ihren 530 Mann noch 155 ein. Auf diese Weise wurde

[1]) Bismarck gefiel sich des weiteren in lustigen Hyperbeln. So schrieb Benedetti am 28. März nach Paris, Bismarck hätte ihm soeben gesagt, in Böhmen stünden 64 Bataillone Infanterie, sie hätten ihre Reserven meistens in Böhmen und Mähren, in zwei Tagen könnten sie in Sachsen einrücken. . . . Man sieht, die österreichischen Bataillone vermehrten sich wie die Steifleinenen Falstaffs.

[2]) Moltke, „Militärische Korrespondenz" S. 67.

der Präsenzstand der preußischen Armee etwas erhöht. Nicht ohne Bedenken ließ sich der König zu diesen Maßregeln bestimmen. Bismarck und Roon wußten es durchzusetzen, daß der König noch am 29. März, am Mittwoch vor Ostern, die Rüstungsbefehle unterschrieb, denn sie fürchteten, er werde während der Feiertage damit zögern. Thatsächlich schrieb der König am Nachmittag an Roon: „Ich hatte Ostern ganz vergessen; wäre es noch möglich, den Abgang der Ordres bis Sonnabend zu verschieben? Fragen Sie Bismarck deshalb und schreiben Sie dann Antwort." Roon aber hatte, wie aus den Thatsachen erhellt, des Königs Schwanken befürchtet und die Befehle bereits rasch hinausgegeben [1]). Graf Mensdorff behielt Recht mit der Vorhersagung, König Wilhelm werde durch die Rüstungen Oesterreichs zu entschiedeneren Schritten fortgerissen werden [2]). Aber eine ernstliche Vorbereitung zu Krieg und Angriff war auch das nicht, nur neues Wetterleuchten, wobei das Gewitter sich noch verziehen konnte.

Moltke, die Nachrichten aus Schlesien für begründet erachtend, erwog in diesen Tagen die Möglichkeit eines österreichischen Vorstoßes über Sachsen gegen Berlin [2]). Es liegt aber auf der Hand, daß es eine sinnlose Unternehmung gewesen wäre, mit einer Handvoll Truppen — und wären auch 80—100 000 Mann aufgeboten worden — den Krieg zu er-

---

[1]) Im Wiener Kriegsarchiv befindet sich ein Heft mit vertraulichen Berichten aus Berlin, die in den Monaten vor dem Kriege nach Wien gesendet wurden. Der Schreiber bringt viele Gerüchte, deren Unrichtigkeit jetzt feststeht. Doch finden sich darin auch gute Mitteilungen. Unter dem 2. April wird geschrieben: „Die Bevölkerung verhält sich angesichts des kriegerischen Eifers in den höchsten Kreisen noch sehr passiv, und manche Erzählungen, welche im Volke cirkulieren, beweisen, wie wenig demselben um den Krieg zu thun ist. Eine derselben will wissen, der König hätte am 28. erst nach langem Widerstande die Ordres unterzeichnet, welche die Armee in Kriegsbereitschaft setzen. Zweimal sei Bismarck vergeblich bei Sr. Majestät gewesen, und erst zum drittenmal, in später Nachtstunde, habe er die nötige Genehmigung abringen können. Diese Version trifft den Nagel so ziemlich auf den Kopf."

[2]) „Militärische Korrespondenz" Nr. 38, 39, 40. Diese interessanten Studien sind der Reihe nach Vorarbeiten für Nr. 42, den Vortrag an den König.

öffnen und einen Luftstoß gegen Berlin oder sonst wohin zu führen; Vernichtung der vorgeschobenen österreichischen Heeresteile oder ihre unrühmliche Umkehr mußte die Folge sein. Somit kam Moltke zu dem Schlusse, es sei höchstens eine Störung der preußischen Mobilisierung in den Grenzgebieten zu besorgen, sonst führe „jede Offensive Oesterreichs für uns schließlich eine günstige strategische Lage herbei, weil sie ermöglicht, unsere Gesamtkräfte früher in Wirksamkeit zu bringen, als Oesterreich seine volle Macht versammeln kann". Er wird nicht müde zu wiederholen, daß auch jene vorübergehenden Nachteile zu vermeiden seien, wenn Preußen die Initiative ergreife und zuerst losschlage.

Wenige Tage vergingen und Moltke überzeugte sich durch genauere Nachrichten, daß seine Annahmen über die österreichischen Rüstungen irrig seien. In den nächsten Berichten an Roon versetzt er die österreichischen Regimenter Deutschmeister und Frankh, dann Schmerling und Steininger, die er früher bereits nach Böhmen hatte ziehen lassen, wieder in ihre thatsächlichen Standorte zurück. Er mußte erkennen, daß die amtlichen Erklärungen der österreichischen Regierung, bloß zehn Bataillone seien nach Böhmen gezogen worden, richtig seien; er suchte eine Erklärung für die sich widersprechenden Meldungen seines Nachrichtenbureaus, aber ohne das Richtige zu treffen; „diese Widersprüche," so schrieb er an Roon am 7. April, „würden sich erklären, wenn man annimmt, daß der Befehl zur Konzentration starker Truppenmassen gegeben, die Ausführung eingeleitet, aber im letzten Augenblick abbestellt worden ist" [1]). Das war nun nicht der Fall, Moltke glaubte vielmehr gerne an die alarmierenden Meldungen aus Breslau und ließ sie im Ministerrate wirkungsvoll aufmarschieren. Es ist wohl möglich, daß König Wilhelm von dem Widerruf nichts zu hören bekam, die Gerüchte hatten ihre Wirkung gethan.

Hinter dieser Wolke von Unruhe, anklagenden Noten, Truppenmärschen und unter der Lähmung der europäischen Volkswirtschaft fand die wichtige Verhandlung zwischen Preußen und Italien statt, durch welche diese Mächte die Bedingungen

[1]) „Militärische Korrespondenz" S. 71—80.

eines Bündnisses zum Angriffe gegen Oesterreich verabredeten. In dem Verhältnisse der beiden aufstrebenden Staaten lag der Keim zu den nächsten größeren Ereignissen, denn die Italiener dürsteten nach dem Kampfe, der ihnen Venedig verschaffen sollte. Sie jauchzten auf bei der Nachricht von den Rüstungen Preußens und Oesterreichs; wenn sich die beiden Mächte bekriegten, konnte der Herrschaft der Deutschen in Italien ein Ende gemacht werden.

* * *

Der Abschluß eines Bündnisses zwischen Preußen und Italien lag in der Luft. Wenn die Allianz dennoch nur unter vielen Hindernissen zur Thatsache wurde, so lag dies in dem Mißtrauen, das die Kabinette von Berlin und Florenz gegen einander hegten. Denn jedes von beiden wollte das andere vorerst nur als Schreckmittel gegen den gemeinsamen Gegner gebrauchen. König Wilhelm gedachte Oesterreich durch die Drohung des Doppelkrieges, den er selbst vermeiden wollte, zum Aufgeben Schleswig-Holsteins zu veranlassen; und den Italienern wäre es ganz recht gewesen, wenn Oesterreich, um seine Machtstellung in Deutschland zu behaupten, Venetien an sie verkauft und sich dadurch den Rücken gedeckt hätte. Nur Bismarck, welcher in richtiger Schätzung der Stimmung Oesterreichs den Krieg für so gut wie unabwendbar hielt, drängte mit ungezügelter Thatkraft über alle Hindernisse hinweg zu einem Schutz- und Trutzbündnisse. Er fand anfangs bei der italienischen Regierung nicht das gewünschte Entgegenkommen. Denn Alfons La Marmora, der italienische Ministerpräsident, besaß nicht im entferntesten die Thatenlust des preußischen Ministers. Er hatte sich in militärischen Stellungen zweiten Ranges als tapferer, pflichttreuer Mann bewährt, aber als Politiker besaß er einen engen und mißtrauischen Blick. Ueberall sah er Gefahren, überall argwöhnte er Untreue. Er wurde bis zur Kriegserklärung den Gedanken nicht los, Preußen benütze das italienische Bündnis nur als Vogelscheuche; und diese Witterung war insofern scharf, als der wackere General eine ähnliche Täuschung beabsichtigte; nur sollte der Hintergangene sich in Berlin befinden. Venedig ohne Schwertstreich durch diplomatische Künste zu gewinnen,

war sein nächstes Ziel. Ein Zwischenfall, der sich auf der Balkanhalbinsel ereignete, sollte zu diesem Ende benützt werden. Am 24. Februar 1866 vertrieben die Rumänen ihren Fürsten Cusa und waren jetzt herrenlos. La Marmora dachte somit an ein Tauschgeschäft, bei welchem Oesterreich und Italien ihre Rechnung fänden; Oesterreich sollte die Moldau und die Walachei besetzen und dafür Venetien herausgeben. Aber Oesterreich verhielt sich gegen dieses Projekt ablehnend. So schritten Preußen und Italien zu direkten Verhandlungen. Die Instruktionen für Moltkes Sendung nach Florenz waren von ihm selbst schon entworfen [1]); doch kam es gar nicht zu seiner Reise. Dagegen sandte das italienische Kabinett General Govone nach Berlin. Am 14. März begannen die Besprechungen zwischen diesem und Bismarck, bei denen Graf Barral, der italienische Gesandte, nur eine Nebenrolle spielte. Govone hatte von La Marmora den Auftrag, sich nur dann auf ein Bündnis mit Preußen einzulassen, wenn Preußen wirklich zur ungesäumten Kriegserklärung bereit war [2]). Ein Zögern des Berliner Kabinetts ließ, so meinte La Marmora, dessen Arglist vermuten. Wollte Preußen sofort ein Schutz- und Trutzbündnis abschließen, dann hatte Govone den Auftrag, einzuschlagen. Zu weiterem war er nicht bevollmächtigt [3]).

Aber so weit waren die Dinge in Berlin noch nicht gediehen. König Wilhelm war mit nichten willens, zum Angriffe auf Oesterreich zu schreiten. Was immer Bismarcks Absicht war, er mußte doch die Linie einhalten, welche der preußische Ministerrat am 28. Februar gezogen hatte. Aber noch mehr, auch er hielt es noch nicht an der Zeit, sich auf solche Weise an Italien zu binden. So ganz war sein Geist nicht von den Motiven frei,

[1]) Siehe die Denkschrift in Moltkes „Militärischer Korrespondenz" S. 48.

[2]) Ueber die Vergangenheit Govones siehe L. Chiala, „Cenni storici della guerra del 1866" Bd. I, S. 100 Anm. La Marmora hatte Govone schon bei verschiedenen Sendungen, 1850 nach Schleswig-Holstein, 1854 zu Omer Pascha nach Silistria, sodann in der Krim als Souschef des Generalstabs erprobt.

[3]) Die Hauptquelle für diese Unterhandlungen ist das 1873 herausgegebene Buch von La Marmora „Un pò più luce". Die Citate nach der deutschen Ausgabe „Etwas mehr Licht" (Mainz 1873).

welche ihm La Marmora zuschrieb. Auch er wollte sich den Weg nicht ganz verschließen, der zum Ausgleiche mit Oesterreich führte. Wichtig war ihm noch ein Zweites, worüber er sich offen zu Govone aussprach. Wenn Preußen einen Krieg begann, so durfte dies nicht um Schleswig-Holstein allein geschehen. Die preußische Politik konnte um dieser Provinz willen nicht die Verantwortung eines Bruderkrieges auf sich laden; das Ziel mußte höher sein, Preußen mußte dem Kriege zuerst einen nationalen Inhalt geben. Ein Wort, welches Bismarck damals zu General Govone sprach, gibt seine Auffassung getreulich wieder. In kurzer Zeit, so sagte er, in drei bis vier Monaten, wolle er die Frage der deutschen Reform, gewürzt mit einem deutschen Parlamente, aufs Tapet bringen, mit einem solchen Vorschlage und mit dem Parlamente Wirren hervorrufen, welche Preußen bald in offene Gegnerschaft mit Oesterreich bringen würden. Bismarck kam somit zu dem Schlusse, daß die beiden Staaten vorerst nur einen Freundschafts- und Friedensvertrag schließen sollten und sich zu verpflichten hätten, erst in einem späteren Zeitpunkte ein Angriffsbündnis gegen Oesterreich einzugehen. Sei der Krieg begonnen, so sollten die Waffen erst niedergelegt werden, bis Italien im Besitze Venetiens sei [1]).

Govone nun war mit Recht wenig erbaut von diesen Vorschlägen. Was ging ihn und was Italien die Einheit der Deutschen und ein deutsches Parlament an? Italien sollte erst auf ein Signal Preußens warten müssen? Inzwischen wäre es gehindert gewesen, sich Oesterreich zum Zwecke des friedlichen Gewinnes Venetiens zu nähern. Das Mißtrauen La Marmoras übertrug sich auf ihn, er hielt die Unterhandlungen für gescheitert. Ueberhaupt erhielt Govone keinen günstigen Eindruck von den Zuständen in Berlin. Bismarck gestand ihm offen, König Wilhelm sei vor dem Abschlusse eines Bündnisses mit Italien nicht zu einem energischen Schritte in der deutschen Frage zu bestimmen. Govone sah außerdem, daß eine starke Partei am Hofe den König von seinem Minister trennen wollte. Zweimal war er zur Audienz beim Könige beschieden worden

[1]) Dieser Gedankengang ist in der Denkschrift Moltkes klar entwickelt.

und beidemale hatte man ihre Gewährung verhindert. Erst am 22. konnte Bismarck diese Schwierigkeiten überwinden und er bat Govone dringend, sich vor dem Könige so auszusprechen, daß in dessen Herzen die Hoffnung auf ein Zustandekommen des Bündnisses nicht ausgelöscht werde. Unter diesen Umständen hielten Govone und Barral den Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich für unwahrscheinlich. Dem entsprechend riet Govone dem italienischen Ministerpräsidenten, den Vertrag unter den von Bismarck angebotenen Bedingungen nicht abzuschließen. Die Verhandlungen stockten, doch blieb Govone noch weiter in Berlin. Er hielt es für vorteilhaft, durch seine Anwesenheit einen Druck auf Oesterreich auszuüben, und auch Bismarck war damit zufrieden, weil vielleicht dadurch die Dinge ins Rollen gebracht wurden.

Bismarck und Govone sahen sich in den nächsten Tagen öfters und es erging dem italienischen General wie jedermann, auf den Bismarck mit der überzeugenden Kraft seiner Persönlichkeit wirken wollte. Govone erkannte den tiefen Ernst, der den Grafen bei seinen Plänen bewegte; er sah, daß er über den kleinen diplomatischen Mitteln des Tages stand, die er nicht selten anwenden mußte, daß eine kühne, aufrichtige Natur durchbrach, sobald es sich um große Dinge handelte. Man entnimmt den nächsten Berichten Govones an La Marmora, wie er sich Tag für Tag mehr für das Bündnis mit Preußen erwärmt, wie er einen Weg sucht, um die beiden Staaten einander näher zu bringen. In seinem ersten, mißtrauischen Berichte hatte er den preußischen Minister fast ohne Umschreibung einen Charlatan genannt; später aber wirkte auf ihn die Offenheit, mit der ihm Bismarck einen Einblick in das Getriebe des Hofes eröffnete. Dieser sagte ihm selbst einmal: „Ich hoffe den König zum Kriege fortzureißen, aber ich kann meine Hand dafür nicht ins Feuer stecken.“ In dem Ringen mit den feindseligen Einflüssen am Hofe sah Govone ihn in einer von Tag zu Tag wachsenden Erregung, denn nun, da er den Stein so weit emporgewälzt hatte, drohte er wieder herabzurollen. Zu allen seinen Sorgen kam jetzt eine neue. Aus Florenz kam ihm durch den preußischen Gesandten die bedrohliche, übrigens ungenaue Nachricht, Italien unterhandle gleichzeitig mit Oesterreich über die Abtretung Venedigs.

Um so eifriger mußte Bismarck den Plan, Italien schon jetzt wenigstens durch eine Freundschaftsallianz an Preußen zu ketten, weiter verfolgen, weil dann La Marmora nicht so leicht zu Oesterreich abschwenken konnte. Nur so war König Wilhelm zu beruhigen. Von noch größerem Mißtrauen gegen Italien als der König war Kronprinz Friedrich Wilhelm erfüllt, der überall Gefahren sah und gegen Bismarck geltend machte, die Italiener wollten Preußen nur täuschen.

So wurde Govone selbst ein Anwalt des Bündnisses mit Preußen, besonders aus einer für Italien praktischen Erwägung. Er schrieb am 22. März an La Marmora, es sei wohl möglich, daß Italien getäuscht werde, aber eben so möglich, daß, wenn man Bismarck nicht Mittel liefere, auf den König zu wirken, der Minister zu Fall käme; und dies hätte zur Folge, daß das neue preußische Kabinett aus den Freunden Oesterreichs genommen würde. Govone schlug dem italienischen Ministerpräsidenten einen Mittelweg vor, um aus den Schwierigkeiten herauszukommen. Man könnte — das war sein Gedanke — einen Vertrag mit Preußen schließen, welcher den Vorschlag Bismarcks festlegte, aber Italien nur auf drei Monate binde. Man sollte also Preußen Zeit lassen, die deutsche Frage aufzurollen, und dem König Wilhelm die Frist geben, innerhalb dreier Monate zu den Waffen zu greifen. Länger aber sollte Italien nicht gebunden sein. Schon Moltke hatte Bismarck aufmerksam gemacht, er werde in Florenz nichts erreichen können, wenn Preußen nicht den Zeitpunkt bestimme, zu dem es den Krieg erklären wolle; sonst hätte Italien keinen Vorteil von dem Vertrage. Der Vorschlag Govones löste also diese Schwierigkeit.

Aber La Marmora stand nicht wie Govone unter dem Banne der Persönlichkeit Bismarcks. Er hatte eher Lust, auch jetzt abzulehnen, denn er sah überall Schlingen, welche der verschlagene preußische Minister Italien lege. Er suchte nach einem Faden in diesem Labyrinth. Er gehörte zu jener Schule italienischer Politiker, welche Napoleon III. für die Italien erwiesenen Dienste dankbar waren und mit Grund auf ferneres Wohlwollen dieses mächtigen Monarchen hofften. So holte er sich denn bei dem Kaiser der Franzosen Rats, wie sich Italien in dieser Krise zu benehmen habe.

Von Napoleon nun kam der nächste Anstoß zur weiteren Entwickelung der Dinge. Der Kaiser war es, der die bereits stockenden Unterhandlungen zwischen Preußen und Italien wieder in Fluß brachte und damit Bismarck einen erheblichen Dienst leistete. Die Seelenstimmung des französischen Kaisers im Hinblick auf Italien ist aus zahlreichen Berichten bekannt. Zwei Motive wirkten zusammen, um ihn zu bestimmen, die Verständigung zwischen Preußen und Italien herbeizuführen. Er sah mit Wohlgefallen die Zersetzung der ihm unbequemen Allianz Preußens mit Oesterreich, denn vereint bildeten sie gegen Frankreich ein unbequemes Bollwerk. Napoleon ging vorsichtiger zu Werke als sein Oheim, dessen Beispiel ihm warnend vor Augen stand, dessen Unersättlichkeit noch größer gewesen war als sein Genie. Der Neffe wollte die Deutschen uneinig erhalten; ein Bruderkrieg zwischen den beiden deutschen Mächten eröffnete ihm am Ende die Aussicht auf die Rheingrenze. Landgewinn für Frankreich war zu erwarten, wenn die Politik Bismarcks diesen Krieg entzündete und wenn Deutschland dadurch geschwächt wurde. Deshalb förderte er bis auf weiteres die Pläne des preußischen Ministers. Dies war der stärkste Grund für ihn, das Bündnis zwischen König Wilhelm und König Viktor Emanuel zu schmieden. Sodann aber betrieb er aus wirklicher Teilnahme für Italien die Vereinigung Venedigs mit dem neugeschaffenen Königreiche. Er hatte ein Herz für die nationale Einheit und das Wohlergehen der Italiener; sei es, weil er noch der Eide gedachte, die er als jugendlicher Verschwörer den Carbonari geleistet hatte; sei es, daß er, wie die Verschwörung Orsinis ihm zeigte, die Kugel und den Dolch der Italiener zu fürchten hatte, wenn er dieser Schwüre vergaß. Er wollte das italienische Problem lösen, bevor sein politisches Tagewerk beendigt war. Er war stolz auf Italien, das er als sein noch unvollendetes Werk betrachtete [1]). Auch hoffte er die Aufmerksamkeit der Italiener, indem er ihnen Venedig verschaffte, von Rom abzulenken, welches seine Truppen für den Papst besetzt hielten. Er hatte die italienische Regierung

[1]) Rohan überschätzt in seinem verdienstvollen Buche „La politique française en 1866“ (Paris, Calman Lévy 1884) dieses letztere Motiv und gelangt deshalb zu einem allzu günstigen Urteile über die Politik Napoleons.

zu einer Konvention bestimmt, durch welche Rom dem Papste gesichert und Florenz zur Hauptstadt des jungen Königreiches bestimmt wurde. Denn wiewohl er den Vorsatz hegte, die Geister in modernem Sinne zu regieren, so wollte er doch den Klerus Frankreichs an seine Dynastie knüpfen; deshalb schützte er den Rest der weltlichen Macht des Papstes. Ganz den Ideen der Zeit hingegeben, gewiß nicht von religiösen Skrupeln geleitet, wollte er doch der Gewalt, die aus dem Mittelalter hereinragte, wollte er der theokratischen Anschauung einen Dienst leisten.

In dieser Stimmung wurde Napoleon am 3. März von dem eigenhändigen Schreiben König Wilhelms getroffen, in welchem der König — sich auf die Abrede von Biarritz beziehend — den Augenblick besonderen Einvernehmens für gekommen erklärte. Goltz war beauftragt, die Ziele der preußischen Politik offen zu entwickeln; der Kaiser hätte also jetzt den Preis anzugeben gehabt, um welchen er seine Zustimmung zu einer Revision der deutschen Bundesverträge im Sinne Preußens geben mochte. Selten erfreute sich ein Monarch eines günstigern Angebots; es schien, als ob Napoleon nur zuzugreifen habe, um für Frankreich die größten Vorteile einzuheimsen.

Wie aber Graf Goltz bei seiner nächsten Audienz dem Kaiser darlegte, daß Preußen aus dem Kampfe mit Oesterreich für sich Schleswig-Holstein und zugleich die politische und militärische Oberhoheit in Norddeutschland — verbunden mit etwelchen Annexionen besonders widerhaariger Kleinstaaten — erhoffte, zögerte Napoleon, mit der Sprache herauszurücken und seine Gegenforderung aufzustellen. Und dies aus verschiedenen, einander widersprechenden Gründen. Vorerst schien es ihm doch zu gefährlich, direkt auf das durch europäische Verträge geschützte Belgien als Ziel seiner Wünsche hinzuweisen; auch widersprach es dem Nationalitätenprinzip, wenn er die Rheinprovinz oder die Pfalz Frankreich einverleiben wollte. „Ich habe keine Lust, mir ein französisches Venetien zu bereiten," sagte er zu jener Zeit zu Nigra, dem italienischen Gesandten. Indessen diese Bedenken waren nicht durchschlagend. Weit mehr war Napoleon dadurch zur Zurückhaltung bestimmt, weil er zwar durchblicken lassen wollte, daß er Hunger auf belgische und deutsche Gebiete verspüre, aber nicht zu verraten gedachte, wie groß dieser Appetit

sei, wie viel Land er zu seiner Befriedigung bedürfe. Eben darin wollte er sich freie Hand lassen. Mochte nur die Selbstzerfleischung Deutschlands angehen! Er glaubte, er binde sich nur die Hände, wenn er sich deutlich ausspreche. Vielleicht konnte im Gange der Krisis das Höchste, vielleicht der Rhein als Grenze erreicht werden. Es wäre aber unpolitisch gewesen, dies König Wilhelm anzuvertrauen. Denn Schleswig-Holstein wäre für Preußen um den Rhein allzu teuer eingetauscht gewesen, kein preußischer König konnte über diese Forderung verhandeln, ohne sich mit Schmach zu bedecken. Statt dessen hätte der König sich lieber mit Oesterreich verständigt, und das eben wollte Napoleon verhüten, er wollte den König vielmehr bei der Politik Bismarcks festhalten. Deshalb sagte der Kaiser zu Goltz mehr andeutungsweise: wie er höre, bestünden in der Rheinpfalz französische Sympathien, auch bezeichne sein Kriegsminister die Grenzen von 1814 als wünschenswert für Frankreichs militärische Sicherheit. Dadurch war das preußische Saarlouis sowie das bayrische Landau als das nächste Ziel seiner Ansprüche, als geringster Preis seiner Neutralität bezeichnet. Ebenso zurückhaltend äußerte sich Napoleon in Bezug auf Belgien. In diesem Punkte schien aber ein Einverständnis leichter; der Kaiser und Goltz erwogen, ob das Land, etwa mit der Maas als Grenze, zwischen Frankreich und Preußen geteilt werden könnte.

Es war und blieb indessen höchst beunruhigend, daß Napoleon die Sphinx spielte und das Versprechen nicht geben wollte, im Falle eines preußisch-österreichischen Krieges neutral zu bleiben. Das Erscheinen eines französischen Heeres am Rhein, während die Preußen in Böhmen standen, blieb also trotz der beruhigenden Worte Napoleons möglich. Goltz erhielt, als er nach Berlin Meldung gab von der Zurückhaltung Napoleons, den Auftrag, jede weitere Besprechung der Frage, ob deutsches Gebiet abzutreten sei, zu vermeiden; denn der König werde nie in eine Abtretung deutschen Landes willigen; französische Andeutungen darüber seien mit Berufung auf das deutsche Nationalgefühl abzulehnen.

Nicht weiter waren die Unterhandlungen zwischen Frankreich und Preußen gediehen, als La Marmora sich an das Orakel an der Seine wandte mit der Anfrage, ob er den von

Govone gemachten Vorschlag annehmen und das von Preußen eifrig betriebene Bündnis schließen solle. Das Kabinett von Florenz besaß viele Wege zu Napoleons Kabinett. Nigra, der italienische Gesandte, ein Mann von Feinheit und Umsicht, war bei dem Kaiser wohlgelitten, und zudem betrachtete sich Prinz Jérôme Napoleon, der Schwiegersohn Viktor Emanuels, als natürlichen Fürsprecher Italiens. Unaufhörlich lag der Prinz dem Kaiser in den Ohren, den Italienern, sei es im Kriege oder im Frieden, Venedig zu verschaffen. Um des Kaisers Anschauungen vollständig zu erforschen, sandte La Marmora den Grafen Arese, der mit Napoleon seit dessen Jugend- und Kampfestagen enge befreundet war, nach Paris. Es handelte sich dem italienischen Kabinette darum, für jeden und auch den ungünstigsten Fall, selbst wenn Oesterreich am Po siegreich vordringen sollte, die Unterstützung Frankreichs zu gewinnen.

Napoleon war sich schon längst darüber klar, welchen Wink er seinem italienischen Schützling zu geben hätte. Während sein Minister Drouyn de Lhuys, Preußen mißtrauend, die Italiener sanft zur Ruhe mahnte, spornte der Kaiser sie zum Zugreifen an. Im Gespräche mit Nigra enthüllte er das Innerste seiner Pläne. Nigra stellte fest, daß es Italien gleichgültig sein könne, ob es Venetien aus der Hand Oesterreichs oder Preußens erhalte; es könne sich mit jeder der deutschen Mächte verständigen, wenn es nur die Dogenstadt von der Fremdherrschaft befreie. Napoleon aber sagte ihm, es sei für Italien ratsam, mit Preußen abzuschließen; denn nur dann würde König Wilhelm es wagen, mit Oesterreich anzubinden. Nur in diesem Falle seien die Streitkräfte ausgeglichen (égalisé), ein Gleichgewicht hergestellt, welches dem Berliner Kabinett Aussicht auf Erfolge eröffne. „Auf diese Weise," fuhr Napoleon fort, „wird Italien Venedig erhalten, Frankreich aber genießt den Vorteil, daß sich die beiden Mächte, die es durch ihr Bündnis beengen, in Streit geraten. Während ihr Venedig erhaltet, werde ich erreichen, was ich für notwendig erachte. Frankreich kann während des Kampfes sein Gewicht in die Wagschale werfen. Es steht zu erwarten, daß es Herr der Ereignisse und Schiedsrichter sein werde. Ich kann mich dann auf die Seite stellen, auf der Frankreich größere Vorteile

winken. Wenn ich während des Kampfes 100000 Mann in die Rheinlande einrücken lasse, kann ich die Bedingungen des Friedens vorschreiben“ [1]). Um das italienische Kabinett vollständig über die Zukunft zu beruhigen und seinem Rate mehr Gewicht zu geben, gab er zugleich die bündige Zusicherung, er werde Italien schützen, falls es von Oesterreich besiegt werde; Mailand dürfe nicht wieder in dessen Hände fallen. Nur verlangte der Kaiser, daß nicht Italien, sondern Preußen mit dem Angriffe auf Oesterreich vorangehe. Italien solle auf jeden Fall abschließen; dies sei schon deshalb notwendig, weil König Wilhelm nur so zu entschiedenem Vorgehen gegen Oesterreich zu bewegen sei [2]). Napoleon schärfte also den Italienern die Notwendigkeit ein, die Aktion des kühnen preußischen Ministers zu unterstützen; nur so könne die Kriegspartei in Berlin durchgreifen. Jetzt erst fühlte sich La Marmora über alle Zweifel beruhigt; er war Frankreich dafür dankbar, daß es, wie sein damaliger Kollege Berti sich später einmal im Parlamente ausdrückte, die Erlaubnis zur Allianz mit Preußen gab. So vermittelte Napoleon den Bund zwischen Preußen und Italien, so gedachte er Mitteleuropa in Brand zu stecken, um Italien Venedig, Frankreich aber den Rhein zu verschaffen.

Als die italienischen Diplomaten diese die Pläne Bismarcks fördernde Auskunft erhielten, schien es ihnen einen Augenblick unzweifelhaft, daß es einen geheimen Vertrag zwischen Frankreich und Preußen gebe, durch welchen Napoleon gewonnen sei; auch Nigra, der tief eingeweiht war in die europäischen Geschäfte, war dieser Ansicht. Das war aber ein Irrtum. Bismarck freilich verstand den letzten Gedanken Napoleons und das Uebermaß

---

[1]) Dieses Gespräch wurde dem Verfasser von dem Grafen Nigra, gegenwärtig Botschafter in Wien, erzählt. La Marmora ließ in seinem Buche offenbar diejenigen Berichte weg, welche die Pläne Napoleons ihrer wahren Natur nach beleuchten konnten. Denn er verfolgt die Tendenz, den Edelmut Napoleons der Selbstsucht Bismarcks gegenüberzustellen.

[2]) Die Worte Napoleons lauteten (nach der bei La Marmora abgedruckten Depesche): „Signez au besoin un traité avec la Prusse, serait-il éventuel et générique, car il est grandement désirable de fournir à M. de Bismarck des moyens efficaces pour lui permettre de pousser le roi à la guerre.“

seiner Hilfsbereitschaft war für ihn beinahe besorgniserregend. Aber was thun? Die Klugheit gebot, den Franzosenkaiser nicht vorzeitig aus seinen Träumen zu reißen. Es wäre dem preußischen Minister lieber gewesen, wenn er bereits gewußt hätte, was Napoleon durch den Krieg alles zu gewinnen gedenke. Er bat seine italienischen Freunde, ihn zu sondieren, vielleicht werde der rätselhafte Mann gegen sie offener sein. Im Gespräche mit Govone ließ er es an Liebenswürdigkeiten für Napoleon nicht fehlen, weil er wußte, daß sich die Italiener gerne zur Uebermittelung angenehmer Botschaften an den Kaiser benützen ließen. Dabei blieb es während der nächsten Monate: Goltz durfte nichts versprechen, aber durch die italienischen Diplomaten hielt Bismarck dem Kaiser den schönsten Köder hin.

Jetzt ging alles nach Wunsch. Binnen einer Woche nach der Audienz Arese's bei Napoleon hatte Bismarck den gewünschten Vertrag mit Italien in der Tasche. Solch ein einseitig günstiges Vertragsinstrument ist selten anders als durch einen Krieg durchgesetzt worden. Preußen verpflichtete sich in dem Vertrage vom 8. April vorerst zu gar nichts. Italiens Politik dagegen war auf Tod und Leben an die des preußischen Staates gebunden, wenn auch nur auf drei Monate. Der König von Preußen erklärte bloß, daß er den deutschen Staaten die Berufung eines Parlaments vorschlagen und damit nationale Politik in großem Stile treiben wolle. Wenn König Wilhelm, so hieß es in dem Vertrage, in weiterem Verfolge Oesterreich angreifen werde — Preußen war dazu durch den Vertrag nicht verhalten — so müsse Italien mit allen Streitkräften zu Felde ziehen. Italien aber durfte nicht selbständig zum Schwerte greifen, denn das Bündnis enthielt nichts von einer Verpflichtung Preußens, ihm in diesem Falle beizuspringen. Drei Monate, wie gesagt, hatte Italien für jenen Kriegsfall bereit zu stehen. Ferner, so versprachen sich die Genossen, sollte erst Frieden gemacht werden, wenn Italien Venedig, Preußen aber gleichwertigen Landgewinn in Oesterreich davongetragen hätte [1]).

[1]) Mündlich — so teilt Sybel, IV, S. 312 mit — wurde seitens Preußens erklärt, es werde sich an Stelle von Landerwerbungen mit Zugeständnissen in der deutschen Frage zufrieden geben.

König Wilhelm hätte bei aller Friedensliebe sehr unklug sein müssen, wenn er diesen Vertrag nicht unterzeichnet hätte, denn er allein hielt jetzt die Wage des Krieges und des Friedens mit allen Gewichten in der Hand. Italien hatte keine Möglichkeit, Preußen wider seinen Willen in einen Krieg zu verwickeln. Wenn der König jetzt das deutsche Parlament in die Wagschale des Krieges warf, so war das seine freie Wahl. Er konnte den Krieg herbeiführen, er konnte aber auch, ohne vertragsbrüchig gegen Italien zu sein, mit Oesterreich ein Abkommen treffen. Griff er aber zum Schwerte, so drangen gleichzeitig 200000 Italiener über den Mincio. Was hatten alle die, welche den Grafen Bismarck bekämpften, Größeres zur Erhöhung Preußens gethan? An diesem Ratgeber beschloß der König festzuhalten.

VI. Buch.

Preußens Bundesreform. Allgemeine Mobilisierung.

Während Graf Bismarck rastlos das Netz spann, das um Oesterreich geworfen werden sollte, verharrte das Wiener Kabinett in dumpfer Ratlosigkeit. Esterhazy konnte weder den Entschluß zum Kriege finden, noch folgte er dem verständigen Rate Mensdorffs, Oesterreich möge sich um den Preis einiger Zugeständnisse in Deutschland mit König Wilhelm über den Kopf Bismarcks hinweg verständigen. Je säumiger in Thaten das Wiener Kabinett war, desto eifriger war es in der Absendung unfruchtbarer diplomatischer Noten. Biegeleben fand unaufhörlich Veranlassung, Preußen anzuklagen; seine lebhafte Natur machte sich in diesen Aktenstücken Luft. Aber sie waren so harmlos nicht, denn sie nährten überflüssigerweise den Streit. Ihr Eintreffen erfüllte den preußischen Ministerpräsidenten jedesmal mit Freude; sie dienten ihm beim König als Beleg dafür, daß Oesterreich von der Absicht ausgehe, Preußen so zu demütigen wie in den Tagen von Olmütz. Die noch immer starke Friedenspartei am preußischen Hofe wurde durch kein Argument besser bekämpft als durch diese aus Wien kommenden Schriftstücke. Daß Mensdorff seinen Namen nur ungern unter sie setzte, war Nebensache. Das hatte der schwache Mann mit sich selbst abzumachen; Bismarck konnte darauf hinweisen, daß Mensdorff noch der friedliebendste unter den Wiener Ministern sei und daß auch er eine hochfahrende Sprache führe. Eine Note Oesterreichs

vom 31. März zeigte, wie sehr das Wiener Kabinett durch das Rundschreiben Bismarcks vom 24. März verletzt war; sie sprach von „Unterstellungen" der preußischen Regierung; auch sie schloß übrigens mit der Versicherung, Kaiser Franz Joseph gedenke Preußen nicht anzugreifen, und sie verlangte demgemäß eine gleiche Erklärung namens König Wilhelms. Diese neuerliche peremptorische Forderung berührte den König unangenehm; am 10. April berichtete der italienische Gesandte nach Florenz, auf diese Weise werde der Krieg herbeigeführt werden, der bis dahin für unwahrscheinlich gelten konnte. In seiner Antwortnote vom 5. April erklärte Bismarck kühl, Oesterreichs Rüstungen hätten die Kriegsunruhe hervorgerufen, und er fügte hinzu, dem Könige liege nichts ferner als die Absicht eines Angriffskrieges.

Indessen steht fest, daß der Abschluß des Bündnisses mit Italien einen Akt der Feindseligkeit bedeutete, mit dem nichts zu vergleichen war, was die preußische Empfindlichkeit Oesterreich im äußersten Falle vorwerfen konnte. Das Geheimnis des Vertrages wurde von den neuen Freunden ängstlich gewahrt, weil sie vor Europa nicht als Angreifer erscheinen wollten. Das preußische Kabinett gab übrigens Italien sofort einen Beweis für den Ernst seiner deutschen Reformpläne. Am Tage nach dem Abschlusse des Vertrags mit Italien, am 9. April, erging der Antrag Preußens, welcher die Berufung eines deutschen Parlaments zum Gegenstande hatte, an die Bundesversammlung.

Bisher hatte Bismarck die öffentliche Meinung in Deutschland schonungslos verletzt, er hielt es nun an der Zeit, sie durch Enthüllung seiner Pläne, die auf die Einheit Deutschlands gerichtet waren, zu versöhnen. Er wollte den Deutschen zeigen, daß, wenn es zum Kriege komme, nicht Landerwerb das eigentliche Ziel Preußens sei, daß ein höherer Kampfpreis dem Bruderkriege gesetzt war. Mit- und Nachwelt hätten dem preußischen Minister nicht verziehen, wenn er um eines schmalen oder breiten Streifen Landes willen das Blut Tausender verspritzen ließ. Er wollte sich vor jedem gerechten Richter entsühnen, indem er Preußen das Schwert in die Hand drückte im Dienste einer großen, die Geister bewegenden Idee. Und Eile that not, um die öffentliche Meinung vorzubereiten. Denn Italien war nur für drei Monate gebunden; dann konnte es, wenn es wollte, die Rüstung ablegen

und selbst mit Oesterreich aufs neue über den Verkauf Venedigs unterhandeln. Innerhalb dieser Spanne Zeit mußte es auch zwischen Preußen und Oesterreich auf die eine oder die andere Weise zum Ende kommen.

Der Antrag Preußens an die deutsche Bundesversammlung war nicht umfangreich. Der Bundestag, so hieß es darin, solle ein deutsches Parlament berufen, welches aus direkten Wahlen und, was vor allem bedeutsam war, aus dem allgemeinen Stimmrechte hervorzugehen habe. Der Bundestag habe den Tag des Zusammentrittes der Nationalversammlung zu bestimmen. Die Regierungen hätten sich zuvor über die neue Verfassung Deutschlands zu verständigen; dieses Grundgesetz wäre dem Parlament zur Beratung vorzulegen. Ausführlich war die Begründung des Antrages; ihr Kernsatz lautete: „Wenn Deutschland in derjenigen Verfassung, in welcher es sich gegenwärtig befindet, großen europäischen Krisen entgegengehen sollte, so wird es entweder der Revolution oder der Fremdherrschaft verfallen." Gleichzeitig wurde eine geheime Unterhandlung mit Bayern eröffnet. Preußen wollte den drittgrößten deutschen Staat bestimmen, zum Ausschlusse Oesterreichs aus dem engeren deutschen Bunde die Hand zu bieten. Dafür wurde dem Könige von Bayern ein lockendes Angebot gemacht: während Preußen den militärischen Oberbefehl über die norddeutschen Staaten anstrebte, wurde ihm das Kommando über die Corps der Südstaaten zugedacht. Wenn Preußen und Bayern sich einigten, dann war der Beitritt des zu berufenden Parlaments zu diesen Abmachungen leicht zu erreichen.

Unter diesen Vorschlägen war kaum einer auffallender als der des allgemeinen Wahlrechtes. Damals focht Bismarck gerade sein Duell mit dem preußischen Abgeordnetenhause aus, der Vertretung des preußischen Bürgertums. Die Mittelklassen begehrten nicht bloß einen Anteil an der Macht, sie verlangten geradezu, daß die Herrschaft wie in England dem Parlamente übertragen werde. Das Bürgertum, den aufstrebenden vierten Stand nicht beachtend, war der festen und ehrlichen Ueberzeugung, daß es mit der Nation eins sei; für das Volk sei die Herrschaft errungen, wenn Königtum und Adel gezwungen wurden, sich der auf Censuswahlen beruhenden Landesvertretung zu beugen.

Die Ansprüche des dritten Standes einzudämmen, war die nächste Absicht des preußischen Ministers und deshalb sollten die untersten Schichten des Volkes mit dem Wahlrecht begabt werden. So dachten in unserem Jahrhundert alle leitenden Männer, welche mit der liberalen Bourgeoisie im Streite lagen und ihr beikommen wollten. Auf Bismarck machte es großen Eindruck, daß Napoleon III. so lange mit gutem Erfolge das allgemeine Wahlrecht handhabte und dieser Wahlform gefügige Parlamente verdankte. In dieser Anschauung wurde Bismarck wohl nicht so sehr durch den Verkehr mit Lassalle als mit Lothar Bucher bestärkt; dieser machte damals soeben die Entwickelung vom Demokraten zum Anhänger eines aufgeklärten und reformierenden Cäsarentums durch. Lassalle scheint übrigens Kenntnis von den Plänen Bismarcks gehabt zu haben; denn schon am 12. März 1864 prophezeite er in seinem Prozeß vor dem Staatsgerichtshof: „Die starken Spiele, meine Herren, können gespielt werden, Karten auf den Tisch! Es ist die stärkste Diplomatie, welche ihre Berechnungen mit keiner Heimlichkeit zu umgeben braucht, weil sie auf erzene Notwendigkeit gegründet sind. Und so verkünde ich Ihnen an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen — und Herr v. Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist oktroyiert! . . ." Die Liberalen waren verblüfft durch die Wendung der Bismarckschen Politik, ein Teil der Konservativen aufs tiefste erschüttert. So Gerlach, der damals das allgemeine Stimmrecht das Eingeständnis nannte „des Bankerottes aller soliden politischen Substanzen Deutschlands — Adel, Stände, Obrigkeiten, Korporationen aller Art". Jetzt bleibe freilich „keine andere Organisation übrig als die Organisation des Krieges der politischen Parteien, und an dieses edle vaterländische Werk haben wir denn ungesäumt Hand anzulegen". In der That war in der Rechnung Bismarcks ein Irrtum. Hinter dem Bürgertum entwickelte sich ein Stand, dessen revolutionäre Kraft ursprünglicher und gefährlicher war als alles, was von der preußischen Volksvertretung bisher zu verspüren war. Bismarck sprach damals die Meinung aus, er befürchte von dem deutschen Parlament nur dann eine Schwierigkeit, wenn seine Mehrheit aus Liberalen bestehen werde; mit einem konservativen oder

einem radikalen Parlament werde er in der einen oder anderen Weise fertig werden[1]). Das Problem des Wahlrechts stand übrigens nicht im Vordergrund, nähere Sorgen drückten den preußischen Minister. Er wollte durch das Angebot eines deutschen Parlaments einen großen Schlag gegen Oesterreich und die Mittelstaaten führen. Wenn es ihm gelang, die öffentliche Meinung von dem Ernste und der Ehrlichkeit seiner Absichten zu überzeugen, konnte Preußen den Appell an das Schwert mit größerer Sicherheit wagen.

War es Wunder zu nehmen, daß Bismarck bei dieser Wendung seiner Politik allseitigem Mißtrauen begegnete? Es war nicht gerade wahrscheinlich, daß er sich jetzt zum parlamentarischen System bekehrt haben sollte. Dieser Stimmung gab nahezu die ganze deutsche Presse Ausdruck. So schrieb die „Nationalzeitung" in jenen Tagen: „Allgemeines und gleiches Stimmrecht, direkte Wahlen, deutsches Parlament sind große und erstrebenswerte Ziele; aber was haben die Grafen Bismarck und Eulenburg, was hat der Bundestag mit ihnen zu schaffen?... Gesetzt, es gelänge ein Wunder und es tagte zwischen heute und einigen Monaten eine wahre Vertretung des deutschen Volkes in irgend einer deutschen Hauptstadt, welche konstitutionellen Minister sollten den Hauptstaat Preußen bei derselben vertreten? Etwa die Grafen Eulenburg und zur Lippe? Wenn das sich machen läßt, so mögen die Herren es doch zunächst in dem engeren Vaterlande versuchen, da ist ja das Parlament schon vorhanden, eine Verfassung nicht bloß entworfen ... Der innere Zustand Preußens rechtfertigt die kühle Ruhe, mit welcher der preußische Antrag in Deutschland aufgenommen wird. Ein gleicher Antrag einer populären preußischen Regierung würde wie ein elektrischer Schlag nicht bloß die deutschen Lande, sondern ganz Europa durchfliegen."

Dünn gesäet waren damals in Deutschland die Männer, welche die Politik Bismarcks vorurteilslos beurteilten und erkannten, daß seine staatsmännische Laufbahn sich einer Krise nähere. Bloß in der zweiten badischen Kammer, wo die Minister Roggenbach und Mathy die liberale Partei in klarer Erkenntnis

[1]) Benedetti, S. 103.

der kommenden Dinge lenkten, wurde ein Preußen günstiger Entschluß gefaßt. Die Liberalen staunten, daß ein erprobter Demokrat wie Ziegler, der ehemalige Oberbürgermeister von Brandenburg, sich auf die Seite Bismarcks schlagen konnte. Ziegler sprach am 17. April über die Absicht Preußens, ein deutsches Parlament zu berufen, die bemerkenswerten Worte: „Das ist für mich nach vielen Niederlagen ein glanzvoller Erfolg ... Wenn die Annahme, die ich nicht teile, wahr wäre, daß es dem Ministerpräsidenten nicht Ernst sei mit diesem Parlamente, dann würde ich darin erst eine rechte Veranlassung sehen, zuzugreifen; denn ich sollte meinen, daß es politisch klug wäre, ihn in den eigenen Schlingen zu fangen." Aber Ziegler, der auch die Bedeutung Lassalles rechtzeitig erkannte, der frei war von den politischen und noch mehr von den ökonomischen Vorurteilen der Liberalen, stand unter ihnen vereinzelt. Es gab wohl in der Fortschrittspartei eine Richtung, welche die Vergrößerung Preußens für das höchste Ziel hielt. Diese Stimmung verkörperte die „Vossische Zeitung", aus deren Spalten Zeile für Zeile die altpreußische Abneigung gegen Oesterreich sprach[1]). Sie hieb gleichmäßig auf das dem preußischen Ruhme neidische Oesterreich und auf den Ministerpräsidenten los, den sie für das Unglück des Vaterlandes hielt. Und gleicher Haß gegen Bismarck flammte in allen liberalen Zeitungen auf; er loderte mit besonderer Wildheit in der Presse

[1]) Die „Vossische Zeitung" vertrat in ganz naiver Weise den Standpunkt, daß es von seiten Oesterreichs nichts als Bosheit und Verblendung sei, daß es Preußen in Deutschland nicht Platz mache. So schrieb sie am 14. April: „Es wird sich allerdings bei jeder Neugestaltung Deutschlands um die Hegemonie Preußens handeln, wie nicht minder um die Beseitigung Oesterreichs aus diesem Deutschland ... Aber daß irgend jemand in Oesterreich das einsähe oder, wenn er es einsieht, auszusprechen wagte, ist uns wenigstens noch nicht vorgekommen. Man ist in dieser Beziehung gerade so verblendet, wie der unter Umständen ‚die Krone dareinwerfende' sächsische Herr v. Beust, dessen neueste Note wieder beredtes Zeugnis von der dünkelhaften Borniertheit dieses Bundesritters ablegt." Am 18. April schreibt dasselbe Blatt: „Was den ‚Bruderkrieg' betrifft, so ist dem österreichischen Heere gegenüber, in welchem mindestens drei Vierteile aus Nichtdeutschen, Slaven, Ungarn 2c. bestehen, eine derartige Redensart geradezu komisch; ganz abgesehen davon, daß der Krieg eben Krieg und von einem wirklich humanen Standpunkte jeder Krieg ein Bruderkrieg und überhaupt verwerflich ist."

und in den Vereinen der partikulariſtiſchen Demokraten, von denen einer zu jener Zeit den wütenden Satz ſprach: Preußen müſſe dorthin gebracht werden, wohin es gehöre — vor die Füße.

Blickte man dann von Deutſchland hinaus zu den fremden Nationen, ſo ſtieß man vorwiegend auf ironiſche Urteile über das Abenteuer Preußens, deſſen Miniſter jetzt, um die Verlegenheiten ſeiner inneren Politik zu überwinden, einen Krieg entfache. Die allerfeinſten Kritiker hielten übrigens den Ausbruch des Kampfes für unwahrſcheinlich. Die Engländer zumal glaubten nicht daran, daß die Deutſchen nach ſo viel Redens und Schreibens jetzt zur That ſchreiten würden. Die „Times" ließen ſich von dem hochfahrenden engliſchen Standpunkte aus alſo vernehmen: „Wie wir nach allem annehmen dürfen, iſt eine gute Ausſicht vorhanden, daß der Frieden Europas nicht geſtört werden wird. Bis zu welchem Punkt oder Pünktchen die Ehre der beiden Gegner dabei unverſehrt bleibt oder nicht, daran, geſtehen wir, iſt uns ſehr wenig gelegen . . . Die Frage gleicht den meiſten Streitigkeiten der Deutſchen; ſie erhebt ſich zu einigem Intereſſe, ſobald die Ausſicht vorhanden iſt, daß die Streitenden einander in die Haare fahren werden. Wenn dieſe Kriſis vorüber iſt, nimmt ſie wieder ihren alten, zahmen und flauen, faden Charakter an [1])." — —

Seit dem Kriege um Schleswig-Holſtein war Bismarck in ſeinen Entwürfen ausnehmend vom Glücke begünſtigt geweſen. Rußlands wohlwollende Haltung, Italiens Anſchluß unter Napo-

[1]) Die Engländer, die ſich auch ſonſt wenig um feſtländiſche Händel kümmerten, hatten zu jener Zeit ausſchließlich für ihre inneren Angelegenheiten Intereſſe. Seit 1859 waren die Whigs am Ruder, aber als Gladſtone eine Wahlreform einbrachte, wurde ihm ein Teil der Liberalen untreu und das Kabinett fiel am 18. Juni 1866 gegen eine Mehrheit von 11 Stimmen. Eine mächtige Bewegung ging durch England, die ſelbſt durch das Intereſſe an dem Kriege nur für kurze Zeit abgelenkt wurde. Der Führer der Tories, Disraeli, trat ſogar in Bismarcks und Napoleons III. Fußſtapfen, indem er ſeine Partei beſtimmte, mit der Ausdehnung des Wahlrechtes noch weiter zu gehen als die Liberalen; er werde, ſagte er, ſo tief hinabſteigen, bis er wieder auf eine konſervative Schichte des Volkes ſtoße. In dieſem Sinne gab die von ihm patroniſierte Wahlreform von 1867 in den Städten jedermann, der einen eigenen Haushalt führte, das Wahlrecht in das Parlament.

leons förderndem Einflusse, die stumpfe Politik des Wiener Kabinetts kamen ihm gleichmäßig zu Hilfe; eigentliche Schwierigkeiten hatte er bloß am Hofe und im Volke von Preußen zu überwinden. Er äußerte sich um diese Zeit mit hohem Selbstgefühle zu dem französischen Gesandten: „Es ist mir gelungen, einen König von Preußen zu bestimmen, die intimen Beziehungen seines Hauses mit dem kaiserlichen Hause von Oesterreich zu lösen, einen Bündnisvertrag mit dem revolutionären Italien zu schließen, für den Bedürfnisfall mit dem französischen Kaiserreich Uebereinkünfte zu treffen, zu Frankfurt die Durchsicht der Bundesakte durch ein Volksparlament vorzuschlagen. Ich bin stolz auf einen solchen Erfolg; ich weiß nicht, ob es mir gestattet sein wird, seine Früchte zu pflücken; aber wenn der König mich verläßt, so habe ich doch den Boden vorbereitet, indem ich den Abgrund zwischen Oesterreich und Preußen vertiefte; die liberale Partei wird, wenn sie zur Macht emporsteigt, das Werk vollenden, welches ich mir vorgesetzt habe."

Jetzt aber begann dem preußischen Minister das Glück einen Augenblick lang untreu zu werden; wichtige Steine seines Spieles erwiesen sich als unwirksam. Bismarck hatte zuversichtlich auf einen Umschwung der öffentlichen Meinung gerechnet; er gedachte die nationale Partei davon zu überzeugen, daß er berufen sei, ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Aber das alte Zauberwort vom deutschen Parlament verfehlte seine Wirkung. Es lag nach Bismarcks Kampfe gegen das preußische Abgeordnetenhaus nahe genug, anzunehmen, er greife jetzt nur in der Not und ohne ernsten Willen in die Rüstkammer seiner Gegner. Zudem war der Antrag Preußens, wenn man ihn genau prüfte, lückenhaft. Von dem Inhalte der künftigen Verfassung war nichts gesagt, die deutschen Staaten sollten sich erst über sie einigen. Wie aber, wenn eine solche Einigung nicht erfolgte? Der liberalen Volksmeinung kam es außerdem zumeist auf eine Abgrenzung der Fürstenmacht und der Parlamentshoheit an, welche dieser letzteren günstig war; und diese Absicht lag dem preußischen Minister gewiß ganz ferne. Und gleichzeitig erfuhr die preußische Politik eine zweite Abweisung. Bayern lehnte den Antrag, sich mit Preußen zu verbinden und als Preis den Oberbefehl in Süddeutschland anzunehmen, ohne viel Bedenken

ab. Noch in dem Ministerrat vom 28. Februar hatte Bismarck die Ansicht ausgesprochen, es werde gelingen, Bayern in einem bevorstehenden Kriege von Oesterreich loszulösen. Moltke hatte dem widersprochen, er behielt jetzt Recht. Die bayerische Regierung bedachte, daß sie nach dem Ausschlusse Oesterreichs aus dem Bunde der Uebergewalt Preußens gegenüberstehen würde; daran werde auch die militärische Oberhoheit in Süddeutschland nichts ändern. Dem Hause Wittelsbach war der gegenwärtige Zustand, bei dem sich Oesterreich und Preußen das Gleichgewicht hielten, gerade recht; es lehnte den Oberbefehl in Süddeutschland ab, und dies, wie sich später herausstellte, zum Heile Deutschlands, da die Nation einen Bundesfeldherrn notwendig hatte, welcher über alle ihre Kräfte in Nord und Süd verfügte.

Es war der Gedanke Bismarcks gewesen, durch seinen Vorschlag nicht bloß Bayern zu gewinnen, dessen Kriegsmacht nicht unwichtig war, sondern auch den Argwohn Napoleons zu beschwichtigen. Der Ehrgeiz Preußens — so sagte er zu Govone, in der Absicht, daß Kaiser Napoleon es erfahre — erstrecke sich auf Norddeutschland, beschränke sich aber zugleich auf dessen Beherrschung. Die Bayern nannte er in diesem Zusammenhange die Kalabreser Deutschlands, welche in den preußisch-deutschen Staat nicht hineingezwängt werden könnten. Das Emporkommen Bayerns neben Oesterreich und Preußen sollte Napoleon eine Bürgschaft dafür sein, daß die Hohenzollern nicht das Gleichgewicht in Europa stören wollten. Bismarck mußte genügsam scheinen, um Frankreich zu begütigen. So gedachte er die Sachlage zu nützen; auf verschiedenen Stufen des Erfolgs wollte er sich mit einem engeren oder einem weiteren Machtbereiche Preußens zufrieden geben.

Bismarck hatte sich von dem Aufrufe an den nationalen Sinn nicht etwa realen Machtzuwachs für Preußen, wohl aber eine Besserung seiner moralischen Stellung erhofft. Er glaubte, dem ihm mit Widerstreben folgenden Könige den Beweis liefern zu können, daß seine äußere Politik die inneren Spaltungen in Preußen überwinden könne. Das war nicht gelungen; die nächste Folge war nur die, daß die Könige und Fürsten Deutschlands aufs neue von Schrecken vor dem Ehrgeize Preußens und seines Ministers erfüllt wurden; war dieser doch bereit, mit

den „revolutionären Ideen" einen Bund zu flechten, um sie zu beugen. Die Erfahrungen dieser Wochen verstimmten den König Wilhelm aufs tiefste. Er wurde doch etwas unsicher, ob er den richtigen Weg gehe. Lebhafter als je befehdete der Kronprinz den Minister, weil er überzeugt war, daß dieser nur ein Scheingefecht für ein deutsches Parlament führe. Der Kronprinz, dem es redlicher Ernst war um die Versöhnung des Königtums mit den liberalen Ideen, bezeichnete Bismarcks Politik damals als ein „frevelhaftes Spiel mit den heiligsten Dingen". Er sprach sich dahin aus, daß Deutschlands Einigung unter Preußen nicht möglich sei durch einen Konfliktsminister, sondern nur durch ein den Forderungen der Zeit gemäßes, entschieden liberales Regiment[1]). Ebenso peinlich berührte es den König, daß ein großer Teil der konservativen Partei sich an dem revolutionären Zuge der Bismarckschen Politik stieß. Die Konservativen hatten sich dem Könige in dem Kampfe gegen das Abgeordnetenhaus bedingungslos zur Verfügung gestellt; jetzt trat in ihren Reihen eine Spaltung ein. Viele ihrer vornehmsten Mitglieder vertraten während ihres ganzen Lebens den Satz, daß die konservativen Interessen, daß das Heil des Königtums und des Adels den Bund mit Oesterreich erheische. Immer lauter ertönte in ihren Reihen der Ruf, der Krieg mit Oesterreich, das Liebäugeln mit der Demokratie müsse Preußen Unglück bringen. Von den Männern, welche die Partei in der Presse vertraten, blieb Wagener der Bismarckschen Politik auch in dieser Krisis treu; Gerlach aber wurde der Mittelpunkt einer konservativen Opposition, welche den Krieg mit dem stammverwandten Oesterreich verhindern wollte[2]). Noch in einem späteren Zeitpunkte erhob

[1]) Haym, „Das Leben Max Dunckers", S. 377.

[2]) Von einem ganz anderen Standpunkte, im Geiste des friedliebenden rheinischen Bürgertums, trat die „Kölnische Zeitung" für einen Ausgleich, und zwar auf Grund von Landabtretungen Preußens, ein. Bezeichnend ist der Artikel vom 21. März: „Oesterreich sträubt sich freilich gegen einen Machtzuwachs Preußens im Norden, indessen doch nicht unbedingt; es verlangt wegen seines unzweifelhaften Mitbesitzes an den eroberten Provinzen eine Entschädigung, und zwar nicht bloß an Geld, sondern auch wenigstens teilweise an Land. Damit ist Oesterreich im Recht, und Preußen setzt sich ins Unrecht, wenn es Oesterreich jede Gebietsabtretung, auch die kleinste, verweigert, und zwar in denselben

Gerlach in der „Kreuzzeitung" seine Stimme für die Verständigung mit Oesterreich. Er schrieb am 7. Mai in seinem wunderlichen Stile: „Dem berechtigten Rufe der preußischen Machtentfaltung in Deutschland steht der ebenso berechtigte österreichische Beruf der Machterhaltung in Deutschland gegenüber. Dieser Dualismus ist der lebendige Grundcharakter, die reale Basis der Verfassung von Deutschland. Deutschland ist nicht mehr Deutschland, wenn Preußen fehlt oder wenn Oesterreich fehlt. Darum ist Preußens Ehre und Macht ein Kleinod nicht bloß Deutschlands, sondern auch Oesterreichs Ehre und Macht ein Kleinod Preußens. Jede Wunde Preußens ist aber auch eine neue Wunde Oesterreichs und jede Wunde Oesterreichs eine Wunde Preußens." Es waren das Töne, welche auch bei dem König Anklang fanden; er konnte sich nicht ganz von den Ueberlieferungen aus der Zeit der heiligen Allianz losreißen. Auch in der Armee hörte man Stimmen, welche, in altem kameradschaftlichen Gefühle für Oesterreich, dem Kriege widerrieten [1]).

Indessen war der König durch die Ereignisse der letzten Jahre gewöhnt worden, der öffentlichen Meinung zu trotzen und den Ratschlägen seines Ministers zu folgen. Bedenklicher für diesen war, daß die Vertreter Preußens an den auswärtigen Höfen vor den Konsequenzen seiner Politik zurückscheuten und fast durchwegs düstere Schilderungen der diplomatischen Lage Preußens einsendeten. Am wenigsten auffallend war dies bei dem Gesandten in London, dem Grafen Bernstorff, weil er sich zu liberalen Grundsätzen bekannte. Bismarck beklagte sich damals bei den italienischen Unterhändlern aufs bitterste, daß Bernstorff sich ganz auf die Seite seiner Gegner gestellt habe.

Augenblicken, wo es eine bedeutende Gebietsabtretung von Oesterreich verlangt Die Lehre aufzustellen, daß Preußen immer nur Land abgetreten erhalten könne, niemals aber Gebiet abtreten dürfe, würde eine wunderliche Ueberhebung sein." Die „Kölnische Zeitung" trat noch am 18. Mai dafür ein, daß Preußen greifbare Vorschläge nach Wien schicke zur Entschädigung für Schleswig-Holstein.

[1]) Sehr schädlich für die Politik Bismarcks war es, daß die „Kreuzzeitung" damals die Meinung Wageners zum Ausdrucke brachte, das deutsche Parlament sei ein geeignetes Werkzeug, um den unangenehmen Parlamentarismus in den Einzelstaaten totzuschlagen.

Störender war, daß auch Usedom in Florenz mit Bedenken hervortrat. Er glaubte damals einer geheimen Unterhandlung Italiens mit Oesterreich auf der Spur zu sein, er hielt ein Abschwenken des Kabinetts von Florenz, die volle Vereinsamung Preußens für möglich [1]). Das waren trübe Aussichten! Herr von Savigny, der am Frankfurter Bundestage Preußen vertrat, war ein eifriger Katholik, ein Freund Oesterreichs; er vollstreckte die ihm gewordenen Aufträge pünktlich und sachgemäß, aber innerlich schrak er doch vor der Politik Bismarcks zurück. Der Ministerpräsident fühlte sich vereinsamter denn je.

Solchen Widerwärtigkeiten hatte er indessen im Laufe der letzten Jahre oft die Stirne geboten. Aber eine viel ernstere, eine wirkliche Gefahr stieg zugleich von Paris auf. Alles drehte sich darum, ob Napoleon III. in den nahenden Verwickelungen neutral bleibe. Nun aber verdüsterte sich die Stimmung im Volke und beim Herrscher Frankreichs. Das Auftreten Preußens am Bunde gab Zeugnis dafür, daß dieser Staat eine europäische Umwälzung plane, daß er vor einem Kriege nicht zurückschrecke. Es lag klar zu Tage, daß der Angriff nicht von Seite Oesterreichs ausgehen werde; Herr von Bismarck galt in Europa als der Friedensstörer. Die Kurse an den Börsen fielen, die Geschäfte stockten, und nun brach in der Presse und bald auch in der Kammer zu Paris der Sturm gegen Preußen los. Das war noch immer Nebensache. Aber Graf Goltz sah mit Unruhe, wie Napoleon III. von Tag zu Tag kühler gegen Preußen wurde. Eigentlich war dies begreiflich. Denn der Kaiser sah sich in seiner Erwartung getäuscht, Preußen werde vor dem Kriege mit Anerbietungen an ihn herantreten, welche einen Zuwachs von Land und Leuten für Frankreich enthielten. Er begann zu fühlen, daß ihm in Bismarck ein Mann von diplomatischer Feinheit gegenüberstehe, der sich seinen Griffen mit großer Geschicklichkeit entwand. Er hegte keine platonische Neigung für Preußen; er bedurfte für sich wirklicher Erfolge, um seinem unruhigen Volke zu imponieren. In seinem Mißvergnügen über Preußen hörte er williger als früher die Ratschläge seines Ministers Drouyn de Lhuys an, der das Ueber-

[1]) La Marmora, S. 147, 148.

gewicht Preußens in Deutschland für eine Gefahr erklärte. Goltz berichtete dies alles nach Berlin, und er zog die Konsequenz aus seinen Beobachtungen: er trat zum großen Mißbehagen Bismarcks denjenigen bei, welche eine Aenderung der preußischen Politik in friedlichem Sinne befürworteten.

Unter diesen Umständen ging König Wilhelm ernstlich mit sich zu Rate, ob er solchen Warnungen nicht doch Gehör geben solle. Vieles konnte hingenommen werden, so die Feindseligkeit der öffentlichen Meinung in den Kleinstaaten, das Abschwenken Bayerns zu Oesterreich, die hartnäckige Friedensliebe des preußischen Volkes; aber der König fühlte sich ernstlich beunruhigt durch das Schweigen Kaiser Napoleons, der sich nicht länger durch die Andeutungen hinhalten ließ, durch welche Goltz seine Begehrlichkeit nährte.

Vergebens versuchte Moltke die Zuversicht des Königs zu stärken. Er brachte ihm immer wieder in Erinnerung, daß es für Preußen vorteilhaft wäre, so bald wie möglich loszuschlagen. Denn Preußen konnte seine mobilisierten Truppen auf fünf Eisenbahnlinien auf den Kriegsschauplatz befördern, Oesterreich nur durch die eine von Wien nach Prag gehende. Wenn demnach beide Staaten gleichzeitig mobilisierten, so könnte Preußen schon am 27. Tage 285 000 Mann versammeln, Oesterreich aber nur um 110 000 Mann weniger. Das wisse man in Oesterreich und deshalb treffe man hier aus Besorgnis jetzt schon militärische Maßnahmen untergeordneter Natur. Auf jeden Fall bleibe Preußen zwischen dem 27. und dem 42. Mobilisierungstage überlegen und erst zu diesem Zeitpunkte könne Oesterreich eine an Zahl ungefähr gleiche Macht aufbieten. In diese letzten fünfzehn Tage, so legte Moltke dar, müsse aus militärischen Gründen der Einbruch in Sachsen und Böhmen verlegt werden. Nur dann werde für Oesterreich dieser Nachteil wett gemacht, wenn Bayern mit ihm in Bund trete, aber nicht etwa wegen dessen Streitmacht, sondern weil die auf bayrischem Gebiete zwischen Innerösterreich und Böhmen gehenden Eisenbahnlinien die Beschleunigung der Aufstellung in Böhmen um vierzehn Tage ermöglichten.

Der König fühlte sich durch diese Darlegung nicht überzeugt. Er hielt es schon für bedenklich, daß die Oesterreicher

am 42. Tage so stark seien wie die Preußen, und als gar Bayern sich feindselig stellte, machte er zu Moltkes Eingabe vom 3. April die Randbemerkung: „Sehr unangenehm bin Ich berührt durch die bayrische Schwenkung, die, wenn auch nur Württemberg hinzutritt, fast 100000 Mann mehr gegen uns, alliiert mit Oesterreich, hinstellen wird." Der König meinte, man werde 60000 Mann gegen die Süddeutschen aufstellen müssen und um so viel weniger Oesterreich entgegenwerfen können. Der Kriegsminister übersendete diese Bemerkungen Moltke mit der bezeichnenden Bitte, „Seine Majestät in beruhigender Weise direkt zu informieren". Darauf erwiderte Moltke gewissermaßen ablehnend: „Es kann niemandes Absicht sein, den König zu einem Krieg wie dieser zu überreden, sondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beschlußfassung zu erleichtern." In einem Vortrage an den König vom 14. April faßte Moltke in einer abschließenden Arbeit alles zusammen, was er in den letzten Wochen durchdacht hatte; das Schriftstück ist ein merkwürdiges Zeugnis seines Geistes, frei von Leidenschaft oder selbst nur von subjektiven Regungen, ein Blick vielmehr über die lebendigen Kräfte wie aus der Perspektive des Geschichtsschreibers. Der Vortrag handelt über den Vorsprung an Zeit, der Preußen zu Gebote stehe, über die ganze Reihe der dem Gegner sich eröffnenden Kriegspläne und Entschlüsse. Alles stehe günstig für Preußen. „Nur dürfen wir," so schließt diese in ihrer Art klassische Beweisführung, „wenn wir einmal mobil machen, den Vorwurf der Aggression nicht scheuen. Jedes Zuwarten verschlimmert unsere Lage ganz entschieden."

In diesen Stimmungen wurde das Berliner Kabinett durch eine neue Note Oesterreichs vom 7. April überrascht. Sie war im Tone nicht sanftmütiger gehalten als die früheren, aber sie enthielt der Sache nach ein ernstes, friedliches Angebot. Wohl wurde die Behauptung wiederholt, daß Oesterreich keine Kriegsvorbereitungen getroffen habe, dagegen darauf hingewiesen, Preußen habe sich zuletzt selbst zu gewissen Rüstungen bekannt. Nochmals gab Kaiser Franz Joseph sein Wort, daß er den Nachbar nicht anzugreifen gedenke. Die Erhaltung des Friedens sei möglich, aber sie hänge davon ab, daß Preußen bereit sei, die

am 29. März verfügten kriegerischen Vorbereitungen zurückzunehmen. Sollte dies geschehen, dann sei die allgemeine Beunruhigung grundlos. So weit Oesterreich. König Wilhelm nun neigte, vielleicht unter dem Eindrucke der Meldungen der preußischen Gesandten im Auslande und aus den anderen sich aufdrängenden Gründen, der Meinung zu, man solle in friedlichem Sinne antworten, damit Europa aufhöre, in ihm und seinem Kabinett die Friedensstörer zu sehen. Gerade in diesen Tagen erkrankte Graf Bismarck wieder und konnte beim König nicht vorsprechen. Dadurch war dieser seinem Einflusse mehr als gewöhnlich entrückt. Eine glaubwürdige Nachricht besagt, der König habe den ihm von Bismarck gesendeten Entwurf einer Antwortsnote zweimal gemildert und zweimal zurückgeschickt. Die preußische Note erhielt dadurch einen versöhnlichen Schluß: das Berliner Kabinett ging auf die Absicht Oesterreichs ein. Preußen, so wurde erklärt, sei bereit, seine Rüstungen rückgängig zu machen, wenn sich Oesterreich zu derselben Friedensmaßregel entschließe. In dieser Form, die nicht ganz den Wünschen des Grafen Bismarck entsprach, wurde das Aktenstück am 15. April nach Wien abgesendet.

Seit Monaten geschah es zum erstenmal, daß das Wiener Kabinett eine versöhnliche Botschaft aus Berlin erhielt, daß es sich nicht angeklagt und zur Rede gestellt sah. Zum erstenmale seit langem winkte eine Friedenshoffnung und Graf Mensdorff setzte seinen ganzen Einfluß daran, sie festzuhalten und zu verstärken. Bei der ehrlichen Absicht Kaiser Franz Josephs, nur zur Verteidigung das Schwert zu ziehen, erhielt der Minister die Ermächtigung, Preußen einen Schritt entgegenzukommen. Er antwortete in verbindlichen Sätzen. Oesterreich erklärte am 18. April aufs formellste, daß es bereit sei, alle Truppenverschiebungen, durch welche sich Preußen beunruhigt fühlte, rückgängig zu machen. Es wurde hinzugefügt, der Kaiser fasse den 25. April als den Tag ins Auge, an welchem die Befehle zur Abrüstung ergehen könnten. Es war selbstverständlich, daß der Wiener Hof sich eine bindende Zusage des Königs von Preußen ausbedang, daß auch er die einberufenen Mannschaften an demselben oder am nächsten Tage in die Heimat entlassen werde.

Das war eine loyale Sprache, welche in Berlin Wirkung üben mußte. Dieses Angebot traf die Pläne des preußischen Ministerpräsidenten an einer empfindlichen Stelle. Nur mit Mühe war der König bestimmt worden, den Bund mit Italien zu schließen und die Dekrete zur Kriegsrüstung zu unterschreiben. Nun zögerte er, den Schluß zu ziehen aus den bisherigen Thaten; drei Monate, die Frist, bis zu welcher Italien gebunden war, konnten verstreichen, ohne daß etwas Ernstliches erreicht war. Das aber war Bismarcks nächste Sorge. „Herr von Bismarck," schreibt Graf Barral aus Berlin am 19. April, „ist sehr unzufrieden mit der friedlichen Wendung, welche der Konflikt zu nehmen scheint ... Das Wesen der Frage hat sich nicht geändert, aber die Aussicht auf einen Kampf mit den Waffen ist für den Augenblick positiv beseitigt. England und sogar Frankreich, so versichert man, haben in Wien einen Druck geübt, um dieses Resultat herbeizuführen, zu dessen Erreichung auf der anderen Seite die hartnäckige Krankheit des Herrn von Bismarck nicht wenig beitrug." Doch war der preußische Minister nicht gewillt, sich leichten Kaufs gefangen zu geben. Er gab Barral gegenüber zu, daß es schwer sei, das Angebot Oesterreichs abzulehnen; aber wenn der König seinen Rat befolge, so werde Preußen wenigstens die Pferde behalten, welche zur Kriegsbereitschaft der Artillerie gekauft waren. Im Notfalle könne man die militärischen Vorbereitungen der Mittelstaaten zum Vorwand nehmen, um diese wichtigste aller Rüstungsmaßregeln nicht rückgängig machen zu müssen. „Unser Eindruck," so fügte der italienische Gesandte hinzu, „der meinige und der des Generals Govone, ist der, daß Bismarck durch den österreichischen Vorschlag betroffen und durch die neue friedliche Phase, in welche der Konflikt eintritt, sichtlich entmutigt ist." An dem Abend, an dem die österreichische Depesche in Berlin ankam, besuchte der König seinen kranken Minister, und dieser glaubte wieder, seinen Herrn umgestimmt zu haben. Wenn der König ihm folge, äußerte er sich zu dem französischen Gesandten, so werde man die Antwort auf die österreichische Note hinausschieben. Aber er vermochte mit diesem Rate nicht durchzudringen. Am nächsten Tage versammelte sich der Ministerrat, und hier überwog die Meinung, es sei würdiger, die Friedensbotschaft Oesterreichs sofort zu be-

antworten[1]). Bismarck setzte aber doch eines durch: während Oesterreich einen bestimmten, nahen Tag, den 25. April, als Termin für die Abrüstungsdekrete vorgeschlagen hatte, nahm die nach Wien abgesendete Note von der Festsetzung des Datums der Abrüstung Abstand. Es wurde nur im allgemeinen die Bereitwilligkeit ausgesprochen, mit der Heimsendung der Truppen gleichzeitig mit Oesterreich vorzugehen. Die Kunde von dieser Botschaft, die am 21. April von Berlin ausging, eilte bald durch Europa, und während Graf Bismarck mit innerer Unruhe die weitere Entwicklung abwartete, atmeten die Völker nördlich der Alpen im Vorgefühle des wieder gesicherten Friedens aufs neue auf. In Italien aber, wo die heißesten Wünsche dem Ausbruche des Krieges entgegeneilten, erregte der friedliche Notenwechsel zwischen Oesterreich und Preußen allgemeine Niedergeschlagenheit. Nigra berichtete am 23. April an La Marmora, daß auch in Paris volle Friedenshoffnung herrsche. „Wollte Gott," mit diesem Stoßseufzer erleichterte er sein Herz, „Oesterreich griffe uns an, aber wir können es nicht hoffen." Und ähnliche kummervolle Betrachtungen wurden zwischen Bismarck und La Marmora ausgetauscht. Bismarck hielt es für einen schweren Fehler, die zur Fahne einberufenen Mannschaften zu entlassen und die südlichen Divisionen wieder auf den Friedensstand zu setzen, ohne daß Preußen auch nur einen diplomatischen Erfolg errungen hatte. Denn ebenso hatte Preußen im Jahre 1850 und während des Krieges in Italien im Sommer 1859 sein Heer verstärkt, ohne dann den Finger zu rühren. Man gewöhnte die Welt daran, anzunehmen, daß von Berlin aus nur leere Drohungen ausgingen, und eine Versumpfung des Streites schien Bismarck schon aus Gründen der inneren Politik bedenklich. Von einem anderen Gesichtspunkte ging der König aus. Er trug die Verantwortlichkeit für Leben und Tod seiner Krieger und er wollte ein gutes Gewissen haben, wenn er sein Volk zum Kampfe aufbot. Es war für den Eindruck der preußischen Politik auf Europa wichtig, daß der König Wasser in den brausenden Wein seines

[1]) Benedetti, S. 112, nach Mitteilungen Bismarcks. Finanzminister Bodelschwingh drang noch am 2. Mai darauf, daß die Pferdeankäufe rückgängig zu machen seien, um den Frieden zu erhalten. S. seinen Brief an Roon in dessen „Denkwürdigkeiten", II, S. 267.

ersten Ratgebers goß. Alles kam jetzt darauf an, ob die österreichische Regierung es verstehen werde, König Wilhelm klug zu behandeln und ihn von seinem Dämon, als den sie Bismarck betrachtete, zu trennen[1]).

* * *

So hing denn der weitere Verlauf der Dinge von der Aufnahme ab, welche die preußische Depesche vom 21. April in Wien finden würde. Indem Preußen auf den Vorschlag Oesterreichs einging, die Rüstungen rückgängig zu machen, wurde noch einmal die Probe auf die Klugheit und Zurückhaltung des Wiener Kabinetts gemacht. Um nun die sich jetzt vorbereitende Wendung zu verstehen, ist es notwendig, die Stimmungen in den Regierungs- und Bevölkerungskreisen Oesterreichs, sowie die Rolle Italiens in diesen Verwicklungen zu prüfen.

Während des Monats April war in Oesterreich die Erbitterung über die Feindseligkeiten des Berliner Kabinetts gewachsen. Man hielt den Krieg für unabwendbar, nachdem Preußen sich mit Italien eingelassen und die Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland verlangt hatte. Es gab einen Preis, um den der Friede zu erhalten war, aber die Abtretung

[1]) Oberst Oskar v. Lettow-Vorbeck vertritt in seinem Werke „Geschichte des Krieges von 1866", S. 35, eine von der obigen abweichende Auffassung, ebenso in der sonst freundlich zustimmenden Recension meines Werkes in der Beilage zur Berliner „Deutschen Zeitung" vom 7. April 1897. Er nimmt nämlich an, daß die friedfertige österreichische Note vom 18. April nicht aufrichtig gemeint, sondern nur „ein sehr geschicktes Manöver der österreichischen Diplomatie gewesen sei, um Zeit für die Mobilisierung des Heeres zu gewinnen". Als Beweis führt er an, daß gleichzeitig, am 13. und 18. April, in Oesterreich die Versetzung sämtlicher Feldbatterien auf Kriegsfuß und besonders der beschleunigte Ankauf von Pferden, wie auch die Ergänzung des Armeefuhrwerks befohlen wurde. Diese Darlegung vermochte mich aber in der schon in der ersten Auflage niedergelegten Auffassung nicht zu erschüttern. Es ist nämlich nicht möglich, in dieser Zeit von geschickten Manövern der österreichischen Diplomatie im allgemeinen zu sprechen, da ja die einzelnen Personen dieser Kreise über Ziel und Mittel vollständig uneinig waren. Daß aber Mensdorff, der die Absendung der versöhnlichen Depesche erwirkte, den Frieden aufrichtig wünschte und Preußen nicht eine Falle stellen wollte, steht über jedem Zweifel fest. Selbstverständlich war zudem, daß der österreichische Generalstab während dieser Verhandlungen die Rüstungen fortsetzen ließ.

von Schleswig-Holstein und die preußische Hegemonie in Norddeutschland widerstrebte dem Stolze der deutschen Vormacht. Sollte das der Schluß des gemeinsamen Krieges in Holstein sein? Deshalb also hatten die Herrscher von Oesterreich und Preußen zu wiederholten Malen die Hände zum Freundschaftsbunde in einander gelegt? Bei solcher Betrachtung fielen tiefe Schatten und der Verdacht beabsichtigter Täuschung selbst auf den Charakter König Wilhelms; so wenigstens war die Meinung im Volke und insbesondere unter den Deutschen Oesterreichs. In ihnen flammte die Entrüstung auf, weil der Staat, an dem sie mit Liebe hingen, durch ungerechten Angriff bedroht war, aber auch deshalb, weil sie befürchten mußten, durch den Sieg der Politik Bismarcks von dem deutschen Mutterlande losgerissen zu werden. Sie wurden von einem Bruderkriege in Deutschland am härtesten betroffen und sie verabscheuten deshalb ausnahmslos den preußischen Minister, ob sie nun freiere Verfassungsformen anstrebten oder ob ihre Abneigung gegen den Nachbarstaat noch durch streng katholische Gesinnung geschärft war. Bei den Slaven kam zu dem Hasse gegen Preußen noch der gegen alles deutsche Wesen. Nur die Magyaren standen kühl abseits, aber auch sie wünschten den Krieg, weil sie von ihm die Erfüllung ihrer nationalen Wünsche erwarteten. Sie hofften, die Monarchie werde sich in Not und Gefahr an sie wenden und ihnen dann die alten Freiheiten zurückerstatten. Auch nicht eine Stimme in ganz Oesterreich erhob sich für die kampflose Preisgebung der überragenden Stellung in Deutschland, sogar die Slaven, für welche die Losreißung von Deutschland vorteilhaft war, wagten es nicht, diesen Ratschlag zu geben. Selbst Männer wie Graf Mensdorff, die zum Frieden und Ausgleich neigten, wiesen diesen Ausweg von sich. Uebrigens waren die Freunde einer zuwartenden Politik im Sinne Mensdorffs nur spärlich vorhanden. Der Generalstab drang stets auf Rüstungen, damit man nicht vom Feinde überrascht werde. Es war schon am 8. April beschlossen worden, eine neue Aushebung von 85 000 Mann anzuordnen, doch verschob man die Ausführung, um nur nicht als angriffslustig zu erscheinen. Aber man mußte, da in Preußen schon am 29. März die Armierung der Grenzfestungen befohlen war, mit der gleichen Maßregel folgen. Dem

Vorgange Preußens entsprechend, zum Teil darüber hinausgehend, wurde die Feldartillerie auf den Kriegsfuß gesetzt, die Bespannung des Armeeparks vorgeschrieben. Doch auch diese Maßregeln waren noch defensiver Natur. Gerade zur Zeit, da freundlichere Nachrichten aus Berlin eintrafen, machte der österreichische Generalstab, der mit gleicher Aufmerksamkeit nach Norden und nach Süden blicken mußte, eine ernste Beobachtung. Während nämlich das Drängen auf der einen Seite nachließ, wurde die Jagd von Italien aus mit erhöhtem Eifer betrieben. Jetzt, in der dritten Woche des April, während man noch auf die Antwort Preußens auf den Abrüstungsvorschlag vom 15. April wartete, brandeten die Wogen aufs ungestümste gegen den italienischen Besitz Oesterreichs.

Seit Jahren wartete Italien auf eine Gelegenheit, um sich auf Oesterreich zu stürzen; es wollte sich jedem Gegner gesellen, der diesem Staate in Europa erstand. Aber die italienische Regierung sah sich vor einer schwierigen Wahl. Denn der verzweifelte Stand der Finanzen zwang zu Sparsamkeit in den militärischen Auslagen; am 22. Januar 1866 kündigte Finanzminister Scialoja für das laufende Jahr ein Defizit von 211 Millionen Lire an. Im Winter überwogen noch die finanziellen Rücksichten, und deshalb griff man im Dezember zu einem besonderen Auskunftsmittel. Der Krieg schien in die Ferne gerückt, und so wurde beschlossen, die auf den Januar fallende Jahresaushebung zu unterlassen. Um aber das Land vorerst nicht von Verteidigungsmitteln zu stark zu entblößen, wurden die bereits geschulten Soldaten nicht wie gewöhnlich in die Heimat geschickt, sondern bei den Fahnen gehalten. Insgesamt ersparte man dadurch nur 11 Millionen Lire. Die Ersparung wäre jedoch in ihrer Gänze erst 1867 wirksam geworden; dann wäre das Kontingent des Jahres 1866 nicht zu erhalten gewesen und der Friedensstand der Armee auf 140 000 Mann gesunken. Aber es blieb keine andere Wahl, und trotz des Widerspruches in der Armee und in der Presse erklärte La Marmora noch am 24. Februar in der Kammer, man dürfe sich durch das Kriegsgeschrei der öffentlichen Meinung nicht einschüchtern lassen.

Da kam, der Regierung selbst unerwartet, Anfangs März von Berlin aus die Einladung zu einem Waffenbündnis, und

damit trat der Umschlag ein; Italien begann sofort das Versäumte nachzuholen. Im Lande wurden zu jener Zeit nach dem Wehrgesetze jährlich 80 000 Mann ausgehoben. Davon wurde die erste Kategorie, 40—50 000 Mann, in das stehende Heer eingereiht und zu fünfjährigem Dienste in der Linie herangezogen; die zweite Kategorie, 30—40 000 Mann, wurde bloß sechs bis acht Wochen eingeübt und dann entlassen. So ward denn gleich eine namhafte Verstärkung der Armee angeordnet: es wurde am 11. März die zweite Kategorie der 1865 ausgehobenen Mannschaft zu Uebungen einberufen und dann nicht mehr in die Heimat entlassen. Bald ging man einen Schritt vorwärts. Am 25. März folgte das Dekret, welches die im Januar aus Sparsamkeit unterbliebene Aushebung verfügte; sie sollte am 25. April beginnen [1]). Das Entscheidende war, daß trotz der neuen nicht ungewöhnlichen Rekrutierung die früher ausgehobenen Mannschaften nicht gleichzeitig verabschiedet wurden. Um deren Zahl hob sich der gewöhnliche Friedensstand des Heeres. Der strenge Befehl wurde ausgegeben (18. April), keinerlei Urlaube und Entlassungen zu bewilligen. Sonach verfügte die Armee nach der Rekrutierung außer über den normalen Stand noch über eine Jahresklasse, sowie über das zweite Aufgebot von 1865. Der österreichische Generalstab berechnete, daß Italien damit 100 000 Mann zur Verstärkung des Heeres heranziehe. Das war ein namhafter Vorsprung gegen die bescheidenen Rüstungen Oesterreichs. Trotz aller Geringschätzung, die das neugeschaffene italienische Heer einflößte, konnte diese Uebermacht den österreichischen Truppen gefährlich werden. Gleichzeitig mit der Verstärkung des Standes gingen in Italien starke Truppenverschiebungen von Süden gegen die Grenze Venetiens vor sich. Die italienischen Generäle berechneten, daß 16 öster-

[1]) Das italienische Generalstabswerk „La campagna del 1866", I, S. 50. Noch früher schritt man zur Organisation von Stämmen für neue Truppenkörper. Am 1. April wurden alle Offiziere, die auf Wartegeld standen, einberufen, gleichzeitig auch die Ernennung von Unteroffizieren vorgenommen, um sie für die Bildung von Depotbataillonen zu verwenden. An demselben Tage erhielten die Kommandierenden den Auftrag, die Mannschaften zu verstärken, um die Depots nach Bedarf sofort aufstellen zu können.

reichische Brigaden die Wacht am Po und am Minico besorgten; sie hielten es für notwendig, das Doppelte, also 16 Divisionen, zum Angriffe zusammenzuziehen. Die gesamte Armee zählte 20 Divisionen, aber man beabsichtigte anfangs, die Neapolitaner und Sizilianer zumeist zu Hause zu lassen, weil sie kriegsuntüchtig waren; später wurden auch sie zum großen Teile herangezogen. Sogleich erhielten jene Truppen aus den nördlichen und mittleren Landschaften, die zur Bekämpfung des politischen Räuberwesens im Süden garnisonierten, den Befehl, sich zum Abmarsche bereit zu halten. Zu diesem Zwecke wurden alle nach dem Süden verlegten Bataillone der Brigaden des Nordens zusammengezogen und gegen die Eisenbahnen und Häfen geschoben, um sich auf Befehl sofort einzuwaggonieren oder einzuschiffen. Eine nicht unansehnliche Truppenzahl wurde sogleich nach dem Norden dirigiert: zwei Brigaden wurden von Sizilien nach Piemont befördert, zwei Kavallerieregimenter brachen von Neapel auf, ihnen folgten fünf Bataillone Bersaglieri. Das waren Rüstungen ganz anderer Art als die nördlich von den Alpen. Da sich alles mit südlicher Lebhaftigkeit vollzog, so drangen von den längs der Adria sich hinziehenden Heerstraßen beunruhigende Nachrichten in die europäischen Hauptstädte.

Die neutralen Staaten Europas sahen mit Mißvergnügen, wie Italien den Krieg schürte. Ihre Gesandten belagerten das Kabinett La Marmoras, um das Thatsächliche an den Gerüchten festzustellen. Zumal der Gesandte Englands, Lord Blomfield, drang in den Minister, die Verantwortung für den Angriff nicht auf sich zu nehmen. La Marmora that ganz erstaunt über den Unwillen des bewährten Freundes Italiens. Er leugnete schlankweg, daß Italien zum Kriege rüste. Bezeichnend war, wie er die Truppenmärsche erkärte. Die seien ganz harmlos; lediglich zwei Reiterregimenter seien auf dem Marsch nach Norden begriffen, dieselben, welche man ganz überflüssigerweise vor Jahren auf Andringen neapolitanischer Deputierter nach den Abruzzen geschickt hatte, um die Briganten zu fangen. Damals habe er, La Marmora, selbst im Süden kommandiert und dem Kriegsminister geschrieben, daß die Maßregel sinnlos sei, da das bergige Terrain die Verwendung von Kavallerie unmöglich

mache. Man habe längst die Absicht gehabt, die Reiter zurückzuschicken. Die Ausrede des Ministers, dem man eine gewisse Biederkeit nachrühmte, war deshalb geschickt, weil die Sache mit den zwei Regimentern Piacenza und Monferrato ihre Richtigkeit hatte. Damit wurde die wichtigere Zusammenziehung der Infanterie maskiert [1]).

Oesterreich besaß von der Zeit seiner Herrschaft her durch ganz Italien Freunde und Späher. Im Süden machten sich Vorzeichen einer beabsichtigten Erhebung der bourbonischen Partei bemerklich; der Präfekt von Neapel ließ deshalb den Herzog von San Felice verhaften und mehrere Bischöfe ausweisen. Von dieser Seite kam nach Wien die Nachricht: die Offiziere Garibaldis seien abermals daran, in der Jugend Freiwillige zu werben zum Kreuzzug wider den nordischen Feind — der Alte selbst bleibe noch in Caprera, um Oesterreichs Wachsamkeit zu täuschen. Es bedurfte nicht erst der irrigen Nachricht, daß eine Bande Garibaldianer den Po überschritten habe und ihren Marsch gegen die österreichische Festung Rovigo richte, um den Generalstab zu Wien zu Gegenmaßregeln anzuregen. Graf Mensdorff urteilte richtig, als er dem preußischen Gesandten in diesen Tagen sagte, die Rüstungen seien deshalb gefährlich, weil in diesen Dingen einer den anderen treibe. Es war den Gegnern Oesterreichs in Berlin und Florenz darum zu thun, diese Macht zu starken Maßregeln zu reizen, um einen Anlaß zum Kriege zu finden; es entspricht den Sitten des 19. Jahrhunderts nicht, ehrlich auf den Feind loszugehen, er muß vielmehr nach den Regeln der diplomatischen Kunst umgarnt und, wenn er dann in Grimm aus-

[1]) Es ist auffallend, daß Sybel, IV. Bd. S. 345, La Marmoras Versicherung vollkommen Glauben schenkt und erklärt: „Es mag gleich hier bemerkt werden, daß alle diese aufregenden Nachrichten grundlos waren." Das italienische Generalstabswerk, das 1875 erschien, belehrt eines anderen. Sybel läßt dieses Werk unberücksichtigt. Auf diese Weise erscheint Oesterreich mit seinen Rüstungen als der schuldtragende Angreifer. Uebrigens sagt La Marmora (S. 188) einige Jahre später ganz offenherzig: „In der That hatte die Ankündigung unserer Mobilmachung, welche mitten in Europa hineingeschleudert wurde, während man von allen Seiten die Abrüstung vorschlug, die Arbeit der Diplomatie in Verwirrung gebracht und die militärischen Vorkehrungen Oesterreichs hervorgerufen, welche ihrerseits diejenigen Preußens nach sich zogen."

brechend die Fäden zerreißt, als Störer des europäiſchen Friedens angeklagt und bekriegt werden.

Gerade in den Tagen, da man in Wien der Antwort harrte, ob Preußen gleich Oeſterreich vom 25. April ab mit der Abrüſtung beginnen wolle, ſtürmten dieſe Nachrichten aus Italien auf den öſterreichiſchen Generalſtab ein. Das Gerücht vergrößerte die Thatſachen beſorgniserregend. Viel Vertrauen auf die jüngſte Friedensaktion beſtand ohnedies nicht, und ſo hielt der Chef des Generalſtabes es für ſeine Pflicht, vor den ſich auftürmenden Gefahren zu warnen. Henikſtein überreichte dem Kaiſer am 20. April eine Denkſchrift, in welcher auf die Blößen des Reiches in Nord und Süd hingewieſen wurde. Es ſei, wenn man den Doppelkrieg mit Ehren beſtehen wolle, höchſte Zeit, die Armee auf den Kriegsfuß zu ſetzen. Der ſchwache Punkt der öſterreichiſchen Heeresorganiſation, die Entfernung der Regimenter von ihren Ergänzungsbezirken, gebe Preußen einen Vorſprung von vier Wochen; Italien beginne bereits in großem Maßſtabe mit der Einberufung von Mannſchaften. Der Generalſtab riet ſomit dringend, die Mobiliſierung der Armee anzuordnen. Nur ſo könnten die bereits eingeübten Mannſchaften rechtzeitig bei den Fahnen eintreffen.

Es leuchtet ein, wie folgenſchwer die Annahme dieſer Vorſchläge für die europäiſche Lage war. Bisher mutete niemand Oeſterreich im Ernſte die Abſicht eines Angriffskrieges zu; wenn es zuerſt mobiliſierte, ſo verſetzte es ſich ins Unrecht. Zudem durfte man ſich ſagen, daß Italien allein dem öſterreichiſchen Staate nicht gefährlich war. Die italieniſchen Miniſter wußten dies gleichfalls. Gerade jetzt aber war die Beteiligung Preußens am Kampfe zweifelhaft geworden. König Wilhelm ſchien erſchüttert zu ſein in ſeinem Vertrauen auf Bismarck. Wenn jemals, ſo konnte die gewöhnliche Unentſchloſſenheit des Grafen Eſterhazy in dieſem Falle von Nutzen ſein.

* * *

Dennoch kam es gerade jetzt durch das Eingreifen Oeſterreichs zur Peripetie des kläglichen Dramas von 1866. Eine Sturzwelle verhängnisvoller Entſchlüſſe durchbrach die Dämme der Beſonnenheit. Der Geſchichtsſchreiber hat hier einen Riß

in der bisher logisch zusammenhängenden Folge der Ereignisse zu verzeichnen; unwillkürlich hält die Erzählung inne, um das bisher noch Unaufgeklärte in die Darstellung einzuführen. Der entscheidende Entschluß, der von den leitenden Männern in den großen geschichtlichen Krisen gefaßt wird, ist ein innerlicher Vorgang, dessen Enträtselung nicht selten des Scharfsinnes des Geschichtsschreibers spottet. Die äußeren Thatsachen selbst lassen sich leicht entwickeln; aber sie erklären nicht alles, denn sie treffen schließlich in dem Willen der Menschen wie in einem Brennpunkte zusammen und treten aus ihrer Persönlichkeit als That heraus. So reizvoll es ist, diese Wendepunkte der Geschichte zu belauschen, so gewagt ist es, die Verantwortlichkeit für das Geschehene auf ein bestimmtes Haupt zu laden. Die historische Schuld ist noch schwerer festzustellen als die tragische, besonders dann, wenn der Entschluß nicht Sache eines einzelnen Mannes war, sondern aus dem Zusammenwirken mehrerer erwuchs. Die Maßregeln, welche die Lenker der österreichischen Politik jetzt verfügten, trieben, vielleicht gegen ihren Willen, unwiderruflich dem Kriege zu. Man hat deshalb oft die Frage gestellt, wer es war, der sie in letzter Linie durchsetzte; aber die Antwort, die bis jetzt gegeben ist, genügt nur dem oberflächlichen Urteile.

Von denjenigen Ministern, die in diesem Augenblicke zu übereilten Rüstungen rieten und dadurch Preußen und Italien den willkommenen Anlaß zum Kriege gaben, hat bis jetzt keiner eine Erklärung der österreichischen Politik jener Tage gegeben. Vielleicht hatten sie für ihre Maßregeln ernstere, bisher unbekannte Gründe politischer Natur; ihr Schweigen freilich macht den Eindruck, daß sie sich später ihres schweren Irrtums bewußt wurden. Vielleicht fühlten sie sich zu dieser Zurückhaltung durch ihre monarchische Gesinnung bewogen; es ist möglich, daß sie sich scheuten, den Anteil des Herrschers an den Ereignissen von dem ihrigen zu sondern. Ueberhaupt ist die Rücksicht auf den Monarchen, selbst so weit es sich um längst vergangene Dinge handelt, in Oesterreich größer als in irgend einem Staate des konstitutionellen Europa. Von den politischen Männern des modernen Oesterreich haben manche ihren Einfluß auf die Schicksale ihres Vaterlandes geschildert; aber über die

Hauptsache schweigen sie alle; sie vermeiden es, das Charakterbild dessen zu zeichnen, der in seinem Reiche alles selbst prüft und schlichtet, in dessen Händen nicht bloß dem Namen nach die Entscheidung ruht: Kaiser Franz Joseph ist für den Geschichtsschreiber seiner Zeit in seinen wichtigsten Entscheidungen eine verhüllte Gestalt. Sein persönliches Eingreifen während der großen Krisen seiner Zeit wird erst der Nachwelt genauer bekannt werden. Hier ist ein Punkt, in welchem sich Oesterreich noch immer von den übrigen Staaten unterscheidet. Auch in Preußen wurzelt das dynastische Gefühl tief; deshalb hat man aber doch nicht Bedenken getragen, die Charaktere Friedrich Wilhelms IV., Wilhelms I., Friedrichs III. und Wilhelms II. bis in ihre tiefsten Falten zu mustern. Der Anteil König Wilhelms I. an dem Kriege von 1866 wurde schon bei seinen Lebzeiten von den ihm Nahestehenden genau dargestellt; es ist kein Hehl daraus gemacht worden, daß sein Wirken von dem Bismarcks weit überstrahlt werde. Der König selbst konnte oft lesen, daß seine schöpferische Kraft hinter der seines großen Ratgebers zurückstehe. Das wäre in Oesterreich so gut wie unmöglich: die Persönlichkeit des habsburgischen Herrschers schwebt während seines Lebens in einer Art religiöser Atmosphäre; sie herabzuziehen in den Kreis geschichtlicher Betrachtung, seinen Charakter zu analysieren, davon hält eine alte, strenge Ueberlieferung ab, welche zurückgeht auf die Tage römisch-kaiserlicher Majestät. Diese ererbte Scheu hängt mit dem Gefühle zusammen, daß das österreichisch-ungarische Reich auf der unbestrittenen Ehrfurcht vor der Dynastie begründet sei. Wohl ist dieses Schweigen der Kenntnis der zeitgenössischen Geschichte abträglich; aber diese Rücksicht gilt als nebensächlich, da damit nach der Vorstellung der leitenden Männer der Festigkeit des Reiches gedient wird.

* * *

Graf Mensdorff erschrak, als der Kaiser ihm die Denkschrift vom 20. April übergab, in welcher der Generalstab die Mobilisierung der Armee betrieb. Die politischen Nachteile der Rüstung, das war seit jeher die Meinung Mensdorffs, überwogen alles, was vom militärischen Standpunkte für sie gesagt

werden konnte [1]). Noch an demselben Tage gab er sein Gutachten ab, in dem er nachdrücklicher als sonst zur Besonnenheit mahnte. Er verlangte wenigstens so lange Aufschub, bis von Berlin Antwort auf den Abrüstungsvorschlag Oesterreichs angelangt sei. Doch vergebens: mit unheimlicher Schnelligkeit fiel die Entscheidung. Von einem Berichterstatter, welcher der Dinge kundig sein kann, wird erzählt, wie es kam. Ein Ministerrat wurde abgehalten, in welchem Mensdorff seine Bedenken gegen die Mobilisierung entwickelte. Alles kam auf die Meinung Esterhazys an, doch dieser hatte sich krank melden lassen, um sich der Verantwortung zu entziehen. Die übrigen Minister aber standen unter seinem Einflusse und handelten in seinem Sinne, als sie die Mobilisierung gegen Italien beschlossen [2]). Ohne Säumen ging man an die Vollstreckung dieses Beschlusses. Am Tage nach der Ueberreichung der Denkschrift Henikfteins, am 21. April, wurde der Befehl zur Mobilisierung der Südarmee ausgefertigt [3]). Verletztes Rechtsgefühl und zugleich das beängstigende Bewußtsein der Unzulänglichkeit der Heeresorganisation trieben zur That; es geschah nicht zum erstenmal, daß sonst unentschlossene Männer sich aus Besorgnis zu übereiltem Handeln fortreißen ließen. An demselben Tage wurde Benedek zum Befehlshaber der Truppen im Norden, Erzherzog Albrecht im Süden ernannt. So unvermittelt kamen diese Anordnungen, daß damit der früher reiflich erwogene Mobilisierungsplan über

[1]) Am 13. April sagte Mensdorff zu dem sächsischen Gesandten: Die österreichischen hohen Militärs seien gegen ihn sehr aufgebracht, sie hielten nämlich den baldigen Ausbruch des Krieges für unvermeidlich und verlangten daher ernstliche und umfassende Rüstungen und die Bewilligung des hiezu nötigen Geldes; er aber sei anderer Ansicht, er halte vielmehr — und zwar nicht aus Gründen, denn er habe keine dazu, sondern mehr aus Instinkt — die Erhaltung des Friedens immer noch für möglich und scheue daher jedes Geldopfer für Kriegsrüstungen. Friesen, II, S. 140.

[2]) Mitteilungen des Grafen Rechberg. Vgl. Anhang zum II. Bande Nr. II.

[3]) Der Herzog von Gramont gibt („L'Allemagne Nouvelle", p. 258) an, daß Oesterreich damals auch durch Meldungen über die Absichten Napoleons, welche von vertraulicher, ganz zuverlässiger Seite einliefen, beeinflußt worden sei. Das ist ein beachtenswerter Wink. Napoleon hatte ein Interesse daran, daß der Horizont sich verdüsterte.

den Haufen geworfen wurde. Die bisherigen Marsch- und Fahrentwürfe waren darauf berechnet, alle Heeresteile gleichzeitig auf den Kriegsfuß zu setzen; schon am 15. April waren die vorläufigen Anordnungen an alle Truppenkommandanten abgegangen. Jetzt mußten die Pläne rasch umgearbeitet werden. Wie wenn der Feind im Süden schon ins Land bräche, wurde alle Kraft schleunigst zur Aufstellung des Heeres an der Etsch und am Po aufgeboten; die Mobilisierung der Südarmee sollte allem anderen vorangehen.

Und nun gab es kein Halt mehr. Unmittelbar nach diesen Ausfertigungen kam die Antwort Preußens, gleichfalls vom 21. April datiert, nach Wien. Preußen stimmte der Abrüstung zu, wenn es auch dem Vorschlage auswich, gerade am 25. April damit zu beginnen. Man erwarte in Berlin, so hieß es in der Note, weitere Mitteilungen über Maß und Fristen der Abrüstung. Aber in dem Kriegsfieber, von dem Europa jetzt bereits geschüttelt wurde, ging das spurlos verloren.

Denn in Italien übte die Mobilisierung des österreichischen Heeres in Venetien die Wirkung, wie wenn dürres Holz in die Flamme geworfen wird. Auf der Halbinsel hätte sich die Jugend unter Führung Garibaldis freiwillig erhoben, wenn der König nicht selbst das Zeichen zum Kampfe hätte geben mögen. Die Regierung besaß jetzt den lange ersehnten Anlaß zu umfassenden Rüstungen. Am 27. April richtete La Marmora an die Mächte ein bewegliches Rundschreiben, wie Italien sich bedroht fühle; die verfolgte Unschuld des Kabinetts von Florenz beschwerte sich über die österreichische Gewaltpolitik. Mobilisierungs- und Marschbefehle flogen über die Halbinsel, die wehrhaften Mannschaften wurden zu den Fahnen berufen. Das Pathos der Notwehr wurde aber von niemandem in Europa ernst genommen. Als der Gesandte Italiens, d'Azeglio, dem englischen Minister Clarendon die Depesche vorlas, wurde der edle Lord geradezu unhöflich. Wer denn daran glauben solle, fragte er, daß das in inneren Verlegenheiten steckende Oesterreich seine Nachbarn mit Krieg zu überziehen vorhabe?

Doch gleichviel — mit der Mobilmachung Oesterreichs und Italiens änderte sich das Antlitz Europas. Es war bedeutungslos, daß Graf Mensdorff am 26. April an die preußische

Regierung schrieb, Oesterreich bleibe seiner Absicht treu, im Norden abzurüsten, aber es sei genötigt, sich gegen den Angriff Italiens im Süden zur Wehre zu setzen [1]). Bismarck war selbst davon überrascht, daß Oesterreich in das ihm gestellte Netz hineinschnelle. Denn Preußen war nicht verpflichtet und auch nicht in der Lage, zu unterscheiden, welche Corps und Regimenter des österreichischen Heeres mobil gemacht wurden, ob die zur Nord- oder zur Südarmee bestimmten [2]). Benedetti sprach Bismarck am 25. April und meldete sofort nach Paris: „Ich fand Herrn von Bismarck sehr befriedigt. Die Nachrichten aus Italien und Wien mögen übertrieben sein, aber er hegt die Ueberzeugung . . ., Oesterreich werde darauf verzichten müssen, seine Streitkräfte auf den Fuß zu setzen, auf dem sie vor ihrer Konzentrierung standen. Das heißt also, der Ministerpräsident hofft, auch Preußen werde nicht entwaffnen müssen." Nun hatte Bismarck den Beweis in Händen, daß nicht Preußen, sondern Oesterreich die Kriegsfurie entfeßle. Es kam, wie Roon sich ausdrückt, bei dieser Gelegenheit zwischen dem König, Bismarck und Roon „zu der allerschärfsten und schneidigsten Aussprache über das, was wir wollen und das, was wir entschieden nicht wollen". Der König zeigte große Entschlossenheit. „Otto," so fügt Roon hinzu, „ist darüber fast gesund geworden, hat wenigstens zwei Nächte hintereinander gut und viel geschlafen und man kann wieder hoffen, daß es bald wieder gut mit ihm gehen werde . . ."

---

[1]) Das zu dieser Zeit nach Berlin gesandte Anerbieten Oesterreichs enthielt in Bezug auf Schleswig-Holstein im Wesen nur die schon früher gemachten Zugeständnisse.

[2]) In diesem Punkte trat die öffentliche Meinung Preußens dem Ministerpräsidenten bei. Die „Nationalzeitung" sagte über die österreichische Note vom 26. April: „Es ist nicht anzunehmen, daß die preußische Regierung das Versprechen Oesterreichs für erfüllt halte, sobald dieses große, neue Rüstungen anstellt. Es ist nicht bloß Graf Bismarck und die Kriegspartei, denen eine solche echt wienerisch-gemütliche Logik nicht einleuchten will, sondern selbst wir, die wir gewiß zur Friedenspartei gehören, finden dieses Verfahren Oesterreichs doch über alle Maßen dumm . . . Die Dinge müssen bei ihrem Namen genannt werden. Die Nachricht traf in Berlin ein, als gerade der König beim Grafen Bismarck war. Der König soll, und mit Recht, sehr aufgebracht gewesen sein über die Durchkreuzung der von ihm selbst im Einklange mit den Wünschen seines Volkes herbeigeführten friedlichen Wendung."

Wirklich waren Hof und Volk in Oesterreich wie vom Fieber geschüttelt. Die Erbitterung darüber, daß man genötigt sei, sich das Opfer eines Krieges aufzuerlegen, verscheuchte, was noch an Besonnenheit vorhanden war. Oesterreich war jetzt einmal als Friedensstörer verschrien, und so nahm man auch die weiteren Vorwürfe auf sich. Die Würfel fielen: am 27. April erflossen die ersten Befehle, welche die Mobilmachung auch der Nordarmee ins Werk setzten, und Tag um Tag schlossen sich die Maßregeln an, durch welche jeder geschulte Mann zu seinem Regimente eingezogen wurde.

Alle diese Schritte des Wiener Kabinetts waren übereilt, aber sie sind psychologisch begreiflich: das Wild, das sich umgarnt sieht, wirft sich den Verfolgern entgegen, um ihre Kette zu durchbrechen. Der Gipfel der Ueberraschungen stieg jedoch erst auf. In diesem Augenblicke änderte Oesterreich aufs neue Richtung und Ziel seiner Politik. Kurz zuvor entfachte es durch die Mobilisierung der Südarmee das kriegerische Feuer im italienischen Volke, so daß es für König Viktor Emanuel kaum ratsam gewesen wäre, von dem Werke der Befreiung Venetiens abzustehen. Noch eben gingen durch Europa die dröhnenden Beteuerungen Oesterreichs, daß Gut und Blut gesetzt werden solle an die Integrität des Reiches. Die Völker des Reiches verstanden diese Sprache und scharten sich um die Fahnen, welche im Norden und im Süden zur Grenzhut aufgepflanzt waren. Aber gerade in diesen Tagen wurde im Wiener Kabinett ein neuer Plan ersonnen. Plötzlich richtete sich aller Haß gegen Preußen; der Gedanke tauchte auf, Oesterreich solle sich mit Italien aussöhnen, indem man Venedig als Opfer hingebe, um dann gründlich mit dem Nebenbuhler in Deutschland abzurechnen ... Offenbar war es, wenn man dies beabsichtigte, überflüssig gewesen, zuvor gegen Italien bis an die Zähne zu waffnen; aber der rettende Einfall kam eben spät. Jetzt wurde er eilig ins Werk gesetzt. Am 30. April erhielt Fürst Metternich in Paris den Auftrag, den Kaiser der Franzosen von der großen Neuigkeit zu verständigen und ihn zu ersuchen, bei Italien den Vermittler zu machen.

Als während des ungleichen Kampfes von 1866 das Blut der österreichischen Krieger in Strömen hinfloß, tröstete sich die

patriotische Empfindung damit, daß die Ehre des Vaterlandes friedliches Aufgeben der Machtstellung im Norden oder im Süden nicht gestatte. Man war im Volke ehrlich der Meinung, Oesterreich dürfe als Großmacht Drohungen nicht weichen. Als aber noch vor Ende des Krieges bekannt wurde, daß Venedig schon mehrere Wochen vor dem Ausbruche des Krieges Italien angeboten worden sei, zerfloß das Phantom der Ehre, für welches die Opfer gebracht wurden. Wohl war der Kampf im Süden, wo ein kleineres Heer die Uebermacht überwältigte und dann den Siegespreis in den Händen des Feindes lassen mußte, heldenmütig zu nennen. Aber das war nicht Heroismus, sondern Unklugheit, daß das Wiener Kabinett die Abtretung Venetiens zu spät vorschlug, zu einem Zeitpunkte nämlich, da Italien sich bereits durch einen Vertrag an Preußen gebunden hatte. Wäre die Unterhandlung mit Italien vier Wochen früher begonnen worden, so konnte man Italien noch von Preußen trennen. Zu spät schlug der Stolz des Wiener Kabinetts in Besorgnis um.

Wer für diese krause Politik verantwortlich zu machen ist? Graf Mensdorff trug nach dem Kriege Sorge, die Schuld von sich abzuwälzen; da er auch später hoch in Gnaden blieb, so wußte er es durchzusetzen, daß seine Bemühungen für Erhaltung des Friedens in der amtlichen Darstellung des Krieges verzeichnet wurden. Die Schwäche seiner Haltung ist damit nicht gerechtfertigt; seine Pflicht hätte ihm vielmehr verbieten sollen, in dieser Krise seine Ueberzeugung unaufhörlich hinter einem höheren Willen zurücktreten zu lassen. Er ließ Esterhazy, Belcredi und Biegeleben, sowie den Generalstab unter mattem Widerstande gewähren. Ueber sein seltsames Verhältnis zu Esterhazy äußerte sich Mensdorff später in folgender Weise: „Niemand hat das schwerer empfunden als ich. Aber was wollen Sie, ich verstand von der Politik gar nichts, hatte es auch dem Kaiser wiederholt gesagt. Ich war jedoch General der Kavallerie, mein Kriegsherr hatte mir befohlen, den Ministerposten zu übernehmen, und so mußte ich es denn mir wohl oder übel gefallen lassen, daß mir ein geschulter Diplomat zur Seite gestellt wurde, der den Mut nicht hatte, die volle Verantwortlichkeit selbst zu übernehmen.“ Als ihn der sächsische Diplomat Graf Vitzthum vor der Schlacht von Königgrätz fragte, weshalb er nicht lieber seine

Demission gegeben habe, bevor er seine Ueberzeugung opferte, sagte er: „Sie haben gut reden, Sie sind nicht Soldat[1])."

In der öffentlichen Meinung stand es damals und steht es auch jetzt noch fest, Graf Esterhazy sei es gewesen, der das Schicksal des Staates nach langem Prüfen und halbem Entscheiden zuletzt förmlich dem Zufall des Würfelspiels anheimstellte. Er hätte den Einfluß besessen, dem Jugendmute des Kaisers, der sich von Preußen tief verletzt fühlte, die Gefahren des Krieges vorzustellen. Früher hatte Esterhazy mit haarspaltender Kritik gefunden, daß jeder bestimmte Vorschlag Mängel aufweise, jetzt trieb er sorglos im Strome und billigte die gewagtesten Dinge[2]).

Als Graf Moritz Esterhazy, dessen Geist sich später umnachtete, am 8. November 1890 im Irrenhause verschied, brachen die lang verhaltenen Vorwürfe gegen sein Wirken in der österreichischen Presse heftig hervor. Darauf trat seine Familie zusammen, um zu erwägen, ob sie es nicht seinem Andenken schuldig sei, eine Rechtfertigung zu veröffentlichen. Graf Belcredi wurde um Rat gefragt, aber man einigte sich, daß es zu früh sei, mit Enthüllungen hervorzutreten. So lange der Herrscher lebe, dem die Männer von 1866 gedient hatten, seien ihre Lippen versiegelt.

* * *

Die Mobilmachung der österreichischen Armee war deshalb eine ausschlaggebende Maßregel, weil sie den Räten Wilhelms I. die Möglichkeit gab, den König zu den entscheidenden Rüstungen zu bestimmen. Mensdorffs Voraussagungen trafen ein. Die preußischen Generäle stellten dem Könige vor, daß, sobald Oesterreich an der Grenze ein Heer aufgestellt habe, dieselbe Lage

[1]) Vitzthum, „London, Gastein und Sadowa", S. 90 und 230. Mensdorffs resignierte Stimmung drückt sich in dem Briefe aus, welchen er etwas früher an seinen Vetter, den Herzog von Koburg, richtete: „Meine Stellung mitten zwischen dem krausen Wirrwarr von inneren und äußeren Schwierigkeiten ist wohl recht aufreibend. Den guten Willen und auch ziemlich viel Ausdauer besitze ich, aber der täglich wiederkehrende Kampf ist tötend. Wohl brauchte man manchmal einen erleuchteten Strahl von oben, woher alles Gute kommt. Bin ich abgenützt, so falle ich eben wie ein welkes Blatt ab; mein Wahlspruch aber bleibt: Fais ce que je dois, advienne que voudra."

[2]) Vgl. Vilbort, „L'Oeuvre de M. de Bismarck", S. 202.

geschaffen sei wie die, welche 1850 zur Demütigung Preußens geführt hatte. Mehrere Tage lang zögerte der König. Denn alle Dialektik konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß Oesterreich gereizt worden war und daß es den Krieg nicht wünschen könne. Gegen seinen Willen sah sich der König in den großen Zwiespalt hineingezogen. Er war seinem Minister in der äußeren Politik gefolgt, weil dieser ihm hingebungsvoll zur Seite stand, als der König wegen der Heeresreform in eine schwere innere Verwickelung geriet; Bismarck hatte nach seinem eigenen Ausdrucke bei dem Könige wie Jakob bei Laban gedient. Wenn der König jetzt zurückwich, wenn das ungerüstete Preußen von Oesterreich überrascht und zum Nachgeben genötigt wurde, dann war es um die monarchische Autorität in Preußen und in Deutschland geschehen[1]). Die Volksvertretung hätte eine nach außen schwache Regierung überwunden, Preußen bog dann in das englische, das parlamentarische System ein. Die Kunst Bismarcks bestand darin, daß er die monarchischen Ueberzeugungen des Königs als Bundesgenossen aufrief wider dessen Gewissensbedenken, wider die Stimme des preußischen Volkes, das den Krieg mißbilligte.

Um dem Könige den schweren Entschluß der Mobilmachung leichter zu machen, legte Bismarck ihm dar, daß Preußen mit dem Schwerte in der Hand noch immer mit Oesterreich unterhandeln könne; diesem Reiche sei dann die Möglichkeit offen gelassen, durch einen billigen Ausgleich den Krieg mit zwei Fronten abzuwenden. Bismarck zweifelte innerlich, ob der Wiener Hof, wo er Menschen und Dinge genau kannte, noch werde zurückweichen wollen. Aber er nahm es, schon um die von dem Könige bezeichnete Linie der Politik einzuhalten, ernst mit der Möglichkeit friedlichen Austrages. In diesen Tagen, da er mit dem Könige rang, am 2. Mai, machte er Govone aufmerksam,

[1]) Roon schrieb am 26. März: „Die Oesterreicher sind an unseren Grenzen in fieberhafter militärischer Thätigkeit, und wir haben noch keinen Finger gerührt. Damit ist aber doch eine große Verantwortlichkeit verbunden, und ich frage mich oft, wie lange diese Ruhe ohne Schaden wird fortgesetzt werden können. Sind aber einmal die Rüstungen im Gange, so wird dem Ausholen entweder das Losschlagen oder — was schlimmer — das Ausgelachtwerden folgen, falls der gewetzte Degen resultatlos wieder eingesteckt wird ..."

daß der Vertrag zwischen Preußen und Italien nur den letzteren Staat unter allen Umständen zur Waffenhilfe verpflichte; Preußen aber dürfe Konzessionen, welche Oesterreich mache, hinnehmen; man wäre nicht in der Lage, sie unbedingt abzuweisen. Bismarck wußte, wie peinlich es für Italien sei, solches zu hören; der Bundesgenosse wurde dadurch in seiner Treue nicht eben bestärkt. Er fügte deshalb hinzu, die preußische Regierung werde Italien unter allen Umständen rechtzeitig und loyal benachrichtigen und gegen einen Ueberfall schützen. Diese Aussicht war für die Regierung König Viktor Emanuels nicht sehr tröstlich; denn Italien hätte dann unter schweren finanziellen Opfern gerüstet, bloß um die Aktion Preußens zu fördern, Venedig aber blieb unerobert.

Als der König die Befehle zur Mobilmachung noch immer nicht unterfertigte, traten Moltke und die anderen Generäle mit den ernstesten Vorstellungen vor ihn. Sie erklärten, die Verantwortung für die Sicherheit des Staates ablehnen zu müssen, wenn die Armee nicht auf den Kriegsfuß gestellt werde. Da sagte der König, er habe den Eindruck, daß es in seiner Umgebung niemanden gebe, der ihm nicht Verrat vorwerfe, wofern er nicht Rüstungen anordne[1]). Außerhalb dieses Kreises, das wußte König Wilhelm, war alles nahezu einmütig gegen den Krieg. In dieser Stimmung, unter dem Eindrucke der über Oesterreichs Rüstungen einlaufenden Nachrichten, unterzeichnete der König am 3. Mai die ersten Befehle zur Mobilisierung der Armee, denen dann zwischen dem 5. und 12. Mai andere folgten, durch welche die ganze Feldarmee des Staates aufgeboten wurde. Jetzt mußten am Hofe und unter den preußischen Patrioten alle Parteiungen schweigen, da die Ehre des Staates auf dem Spiele stand. Zu jener Zeit befand sich der badische Minister Roggenbach in Berlin, um sich mit Bismarck zu verständigen. Er fand den Kronprinzen über den Gang der Dinge schwer bekümmert; als Freund sagte er ihm, daß es für ihn wie auch für die Liberalen an der Zeit sei, sich einzureihen, da man „immer auf seiten des Vaterlandes stehen müsse".

[1]) La Marmora S. 182.

VII. Buch.

Feldzugspläne. Benedek und Krismanič. Verhandlungen über die Abtretung Venedigs.

Nicht aus übermütigem Vertrauen auf den Sieg drängten die österreichischen Generäle zu Rüstungen, sondern aus Sorge um die ungenügende Wehrkraft des Reiches. Mensdorff gestand dem amerikanischen Gesandten Motley am Vorabende der Schlacht bei Königgrätz, daß, als die Depeschen zwischen Wien und Berlin hin und her flogen, „die höheren Militärs alle sehr unzufrieden waren und daß sie gleich zu Beginn des Feldzuges das ärgste Mißlingen vorhersahen — weil es an gehöriger Vorbereitung fehle". Die Ueberlegenheit des Zündnadelgewehres über den österreichischen Vorderlader wurde von Gablenz, dem Herzoge von Württemberg und anderen Mitkämpfern aus dem dänischen Feldzuge warnend hervorgehoben. Dies erkannte auch die Wiener Militärzeitung „Der Kamerad" an; es sei klar, daß die an Zahl schwächere preußische Brigade, „so lange das Feuergefecht dauert und die österreichische Front in entwickelter Linie formiert bleibt, wegen der Intensität des Feuers und wegen der Unbeweglichkeit der Preußen alle taktischen und technischen Vorteile auf ihrer Seite vereinige". Nur die Ueberlegenheit der österreichischen Artillerie könne diesen Nachteil wettmachen. Je ernster die Lage wurde, desto unsicherer äußerte sich der Chef des Generalstabs, desto schärfere Kritik übte er an den österreichischen Heereseinrichtungen. Ueberhaupt ist es unrichtig, wenn später des öfteren behauptet wurde, die österreichischen

Generäle hätten im Jahre 1866 in Ueberſchätzung der militäriſchen Kräfte des Reiches den Krieg befürwortet. Andere Einflüſſe, beſonders die Abneigung der ſtreng kirchlichen Richtung gegen Preußen, waren verhängnisvoll. Die Diplomaten hielten den Krieg für gefahrloſer als die Generäle. In den Kriegen Oeſterreichs während des letzten Jahrhunderts kehrt dieſe Erſcheinung oft wieder, ſo beſonders in den Kämpfen um die Wende des jetzigen Jahrhunderts. Die „unſinnige, weltverheerende Hartnäckigkeit" Thuguts, des Miniſters des Aeußern, der in den Kriegen von 1792—1800 die jungen vom Pfluge geholten Mannſchaften verbrauchen ließ, fand in den militäriſchen Kreiſen manchen entſchiedenen Gegner. Es iſt bekannt, daß Erzherzog Karl vor den Kriegen von 1805 und 1809 dringend riet, erſt ſpäter loszuſchlagen, weil das von ihm neuorganiſierte Heer noch nicht ſchlagfähig ſei. „Erholung iſt das große Ziel Oeſterreichs," ſchrieb er abmahnend in ſeinem Vortrage an den Kaiſer vom 12. April 1804; er ließ ſich lieber vom Kaiſer ſeiner Stellung als Präſident des Hofkriegsrates entheben, bevor er die vom Herrſcher 1805 verlangte, von ihm für unmöglich erklärte Aufſtellung eines Heeres in Angriff nahm. Nur Metternich war klug genug, vor dem Kriege von 1813 die diplomatiſchen Fäden ſo lange hinzuſpinnen, bis das Heer gerüſtet war und den Ausſchlag in dem Völkerkriege geben konnte. Im Verlaufe dieſer Darſtellung war ſchon die Rede davon, daß im Jahre 1859 die Mahnung Gyulais, den Krieg nicht mit ungenügenden Mitteln in das Feindesland zu tragen, zwar die Billigung des Miniſters des Aeußern fand, aber im kaiſerlichen Kabinett ungehört verhallte. Faſt immer waren die Militärs bedächtiger als der Hof und die Diplomatie; das Selbſtvertrauen der Staatslenker ſtand nicht ſelten mit der Kraft des Reiches im Widerſpruch. In der Zeit von 1792 bis 1866 herrſchte unter ihnen die Ueberzeugung, Oeſterreich als Hort der konſervativen Ideen müſſe ſtets zum Kampfe gegen die Neuerer und Friedensbrecher bereit ſein. Aber die modernen Ideen waren ſtärker als das Vertragsrecht. Das mußten auch die Männer von 1859 und 1866 erfahren, die das alte Oeſterreich unter allem Wandel der Zeiten unverändert erhalten wollten. Es iſt immer mißlich, wenn ein Staat nicht ſeine eigenen Intereſſen

allem anderen voranstellt, sondern sich berufen glaubt, eine göttliche oder ideale Ordnung der Dinge auf Erden zu verteidigen. Auch 1866 wäre ein rechtzeitiger Ausgleich mit dem italienischen Volke oder ein Zurücktreten von dem starren Buchstaben des deutschen Bundesrechtes weiser gewesen als die Aufnahme eines Kampfes mit zwei Fronten. Esterhazy und Biegeleben aber glaubten, daß es sich am Schlusse des Krieges höchstens um kleine Machtverschiebungen zu gunsten Oesterreichs oder Preußens handeln werde. Es war jedoch ein Sturmwind, der damals Europa durchbrauste. Der Deutsche Bund, die weltliche Herrschaft des Papstes und endlich Oesterreichs überragende Stellung in Deutschland, in Italien wie zu dem ungarischen Volke fielen ihm zum Opfer.

* * *

Unter den Generälen, welche vor dem Kriege von 1866 zu Rate gezogen wurden, war Generalmajor Krismanić der einzige, der mit Zuversicht den Dingen entgegensah. Sein Auftreten wirkte auf die leitenden Kreise beruhigend. Die Generäle, welche den Spitzen der Verwaltung angehörten, hielten mit ihren Ratschlägen zurück. Weder der Minister des Auswärtigen, noch der des Krieges, noch der Generalstabschef Henikstein prunkten mit besonderen militärischen Einsichten. Henikstein trat freiwillig vor Krismanić zurück, der durch die formelle Gewandtheit blendete, mit der er in Wort und Schrift die militärischen Fragen behandelte. Krismanić war in der österreichischen Kriegsgeschichte gründlich bewandert. Die Denkschriften, durch welche er seinen Vorgesetzten imponierte, waren fleißige, in runde Form gegossene Bücher- und Aktenauszüge. Seine militärische Bildung war eine ausschließlich österreichische; gerade seine Beschränkung auf das Vorbild der Kriegführung gegen Friedrich den Großen führte ihn jetzt irre.

Es gab mehrfache Analogien zwischen dem jetzt entbrennenden Kampfe und den Kriegen Oesterreichs mit Preußen im 18. Jahrhundert. Dieselben Gegner, dasselbe Schlachtfeld; in strategischer Hinsicht wiederholte sich die Aufgabe. Auch damals wurden die österreichischen Generäle durch das Genie ihres großen Gegners in die Defensive gedrängt. Friedrich II. nötigte

sie durch seine Einbrüche in Böhmen und Mähren zu einer Kriegführung, die, soweit sie Verteidigung war, auch wirklich gelang. Denn Friedrich wurde auf dem Höhepunkte seines militärischen Ruhmes nach der Schlacht bei Prag durch Daun am 18. Juni 1757 bei Kolin besiegt, Böhmen von der Ueberwältigung durch den Feind gerettet. Aehnliches wurde im nächsten Jahre erreicht. Friedrich II. brach diesmal in Mähren ein und bedrängte Olmütz aufs härteste; da überfiel Laudon bei Domstadtl die Proviantkolonnen, welche dem Könige nachrückten, sprengte deren Bedeckung auseinander und erbeutete den Zug: der König wurde dadurch zum Rückzuge nach Schlesien genötigt. Von da an betrat Friedrich im Siebenjährigen Kriege nicht mehr den Boden Oesterreichs. Seine Angriffszüge blieben zuletzt nur deshalb entscheidend, weil er durch sie seinen Kriegszweck, die Verteidigung Schlesiens, erreichte. Ueberhaupt führten die Offensivstöße Friedrichs gegen Oesterreich, welche sich 1742, 1744, 1756, 1757 und zuletzt 1778 wiederholten, nur das erste Mal dazu, daß er den Frieden auf böhmischem Boden diktierte; damals freilich war er durch die Franzosen und Bayern unterstützt. Den Generälen Kaiser Franz Josephs, insbesondere Krismanič, erschien die Lage ganz ähnlich der in jenen Feldzügen. Sie waren sich klar darüber, daß der Krieg mit dem Einfalle der preußischen Armee beginnen werde: das früher gerüstete Preußen konnte den Krieg nach Böhmen oder nach Mähren tragen.

Damit erhielt Krismanič bei der Ausarbeitung des Operationsplanes von selbst den Wink, zu den Vorbildern aus dem Siebenjährigen Kriege die Zuflucht zu nehmen. Dabei ließ er nur den Unterschied zwischen der Kriegführung vor und nach Napoleon außer Auge. Er konnte auch nicht wissen, daß die Enkel der Generäle Friedrichs II. zu einer großartigeren Auffassung des Krieges gelangt waren, wenn sie auch auf den Schultern der Vorfahren standen.

Die Feldherrnkunst des 17. und des 18. Jahrhunderts war bestimmt durch die Zusammensetzung der Heere. Sie waren zum Teil mit Gewalt geworben und konnten nur durch eiserne Disziplin zusammengehalten werden. Der Kampf war deshalb nur in starren, fest geschlossenen Linien möglich; die zerstreute Fechtart

konnte nicht zur Anwendung kommen, weil die Offiziere sich nicht immer auf die einzelnen, zur Desertion geneigten Haufen verlassen konnten. Sehr beliebt war deshalb die Verteidigung fester Stellungen, denen der Gegner mit seiner gleichfalls schwerfälligen Angriffsart nicht beikommen konnte. Die Kunst des Feldherrn bestand zum guten Theile im Auffinden solcher Stellungen und ebenso darin, daß er den Gegner aus der seinigen hinauszumanövrieren verstand. Darin glänzten Condé, Turenne, Montecuculi, später Prinz Heinrich von Preußen und Daun. Friedrich der Große war ein Geist von höchster Kühnheit, aber auch er sah Angriffsschlachten doch als ein gewagtes Auskunftsmittel an, das man nur in den äußersten Fällen anwenden solle. Wenn man von dem Feinde aus guten Stellungen herausmanövriert worden sei, dann erst müsse man, so meinte er, um den Rückzug nicht ins Unendliche fortzusetzen, das Aeußerste wagen. Dasselbe sei der Fall, wenn der Feind eine Stellung einnehme, welche das zu erobernde Land beherrsche. Vor der Schlacht bei Hohenfriedberg, als er sich in einer sehr ungünstigen Position befand, schrieb er: „Es bleibt mir kein Ausweg, eine Schlacht ist unter allen Dingen, die ich finden kann, das einzig Passende. Dieses Brechmittel wird in wenigen Stunden über das Schicksal des Kranken entscheiden." Dasselbe Bild wandte Friedrich II. öfters auf eine bevorstehende Schlacht an. Er scheute aber, wenn es notwendig war, vor diesem äußersten Mittel nicht zurück, denn er verstand es dann, den Feind bis zur Vernichtung zu schlagen.

Es ist bekannt, welch' überwiegenden Wert die österreichischen Generäle jener Zeit, besonders Daun und Lacy, auf die Wahl einer geeigneten „Position" legten; wochen-, selbst monatelang verharrten sie darin, ohne Rücksicht auf den Zeitverlust. Laudon, der sie überragte, mißbilligte ihre Grundsätze nicht; er tadelte es nur, daß sie niemals dazu kamen, wie Friedrich II. einen Hauptschlag zu führen. Und es wäre irrig zu glauben, daß Friedrich der Große ihnen etwa grundsätzlich Unrecht gab. Er hielt fest an der herrschenden Theorie seiner Zeit; je mehr er in den letzten Jahren des Siebenjährigen Krieges ausschließlich auf die Verteidigung Schlesiens und Sachsens angewiesen war, desto stärker befestigte er sich in dieser Ueberzeugung. In

der Einleitung seines Buches über die Geschichte des Siebenjährigen Krieges heißt es: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die österreichischen Generäle nicht abgehen werden von der Methode des Marschalls Daun (welche ohne Widerspruch die gute ist), und daß man sie beim nächsten Kriege ebenso aufmerksam finden wird, sich gut zu postieren, wie in diesem." Noch deutlicher spricht er sich darüber in mehreren, oft citierten Stellen seines militärischen Testaments von 1768 aus. „Man muß darauf rechnen, mit den Oesterreichern nur noch einen Postenkrieg zu führen ... Ich würde es mir nicht angelegen sein lassen, allgemeine Gefechte zu beginnen, weil man eine Stellung nur mit beträchtlichen Verlusten erobern kann, und weil in gebirgigem Lande die Verfolgungen nicht entscheidend werden können; aber ich würde mein Lager gut sichern; ich würde es mit aller Sorgfalt befestigen und alle meine Absichten darauf richten, gründlich die Detachements des Feindes zu schlagen; denn wenn ihr eines seiner detachierten Corps vernichtet, bringt ihr Verwirrung in seine ganze Armee. Kleine Erfolge vervielfältigen heißt nichts anderes, als allmählich einen Schatz aufhäufen. Mit der Zeit ist man reich — man weiß nicht wie". [1])

Man muß die Dokumente über die Strategie aus den Zeiten Friedrichs des Großen, Dauns und Lacys sorgfältig prüfen, um vollständig zu verstehen, wieso Krismanič, der selbst Professor der Strategie an der höchsten militärischen Anstalt Oesterreichs gewesen, dazu kam, den Feldzugsplan zu entwerfen, der 1866 den Aufmarsch der Armee bestimmte. So wie die strategischen Lehrsätze des alternden Königs Friedrich durch die Thaten Napoleons überholt wurden, so mußte die veraltete Kriegführung der Oesterreicher Moltke zu seinen entscheidenden Erfolgen verhelfen. Friedrich II. wählte in den Jahren seines Ruhmes die im Kampfe mit halb Europa einzig richtige Methode; er mußte in seiner centralen Position in gedeckter Stellung

[1]) Ueber die Strategie Friedrichs des Großen ist ein wissenschaftlicher Streit entstanden, zu dem Bernhardis („Geschichte des Siebenjährigen Krieges") und Delbrücks („Historische und politische Aufsätze") verschiedene Auffassungen den Anlaß gaben und der dann viele interessante Darlegungen zu Tage förderte. Delbrücks geistvolle Ausführungen treffen meines Erachtens den Kern der Sache.

lauern und kurze, kräftige Offensivstöße gegen denjenigen Gegner führen, der ihm an den Leib rückte. Aber mit diesem Systeme, das unter den unfähigen Schülern des Königs verknöcherte, brach Napoleon. Er sprach über die Strategie des 17. und 18. Jahrhunderts, dieser Zeit der Kabinettskriege, der Kämpfe um eine Festung oder um einen schmalen Streifen Landes, das Urteil: nur ein gewöhnlicher Ehrgeiz könne sich mit solch kleinen Erfolgen begnügen.

Die leitenden Ideen aus der Kriegführung des 18. Jahrhunderts tauchen wieder in der ausführlichen Denkschrift auf, dem „Operationsplan der Nordarmee", welche Krismanič im April ausarbeitete [1]). Begreiflicherweise erwog er in erster Linie den Fall, daß Preußen, welches drei Wochen früher als Oesterreich marschbereit sein konnte, das Heer des Kaisers in seinen Sammelplätzen überrasche. Der Einbruch Friedrichs des Großen in Böhmen 1757, der von drei Seiten her mit dem Stelldichein vor Prag stattfand, war das Medusenbild, welches den Sinn der österreichischen Heerführer auch jetzt beherrschte; damals wurde ein so trefflicher General wie Browne durch die Schnelligkeit und Wucht des preußischen Anmarsches moralisch niedergeschmettert, so daß er in der Schlacht vor Prag wie ein dem Tode Geweihter befehligte. Krismanič konnte also in seiner Denkschrift die defensive Haltung der kaiserlichen Armee als eine „wenn auch bedauerliche, so doch feststehende Thatsache" bezeichnen. Er entschied sich wie Henikstein für Olmütz als den Sammelplatz des Heeres. An die Festung gelehnt, konnten die Oesterreicher sich sammeln und den ersten Stoß des Feindes aushalten. Selbst wenn die Preußen vor der Konzentration des österreichischen Heeres aus Oberschlesien direkt gegen Olmütz und Wien vorbrechen sollten, könnte sich das noch nicht schlagfertige österreichische Heer in einem verschanzten Lager bei Olmütz oder hinter der Thaya sammeln.

In dem Munde des Generals Krismanič war es nur eine Redensart, wenn er die Defensive der Oesterreicher eine bedauerliche Thatsache nannte, denn diese Kampfesweise entsprach ganz

[1]) Das Wesentliche der Denkschrift in „Oesterreichs Kämpfe", I, S. 108—122.

seinen Neigungen, ganz der militärischen Schule, der er angehörte. An einer späteren Stelle seiner Denkschrift spricht er sich unverhohlen in diesem Sinne aus. Auch in dem Falle, wenn die Oesterreicher Zeit behielten, ihren Aufmarsch in Mähren wirklich zu vollenden — auch dann wies er der Armee bei Olmütz eine defensive Rolle an. Denn, so sagte er mit Hinblick auf eine oft citierte Stelle aus Clausewitz, Preußen verfolge den positiven Zweck; Oesterreich dagegen wolle nur abwehren, und dieser negative Zweck sei am besten durch die Defensive erreicht. Auch in dem Falle, daß Oesterreichs Heer voll gerüstet bei Olmütz vereinigt sei, solle es die Preußen nur von Neisse oder Glatz her die sechs bis sieben Tagemärsche vorrücken lassen; in der befestigten Stellung bei Olmütz hätte es alle Aussicht auf den Sieg in offener Feldschlacht [1]). Indem Krismanič die drei Straßen des Marsches bespricht, den die Preußen von Glatz oder Neisse nach Olmütz zu machen hätten, verwirft er von vornherein den Gedanken, ihnen entgegenzugehen und sie auf preußischem Boden anzugreifen. Denn auf diesem Wege wäre keine für die Oesterreicher günstige „Stellung" zu einer Schlacht aufzufinden. Das klingt ganz so wie die Sprache Dauns und Lacys — schwerlich hätte aber Napoleon oder auch Laudon zugegeben, es fände sich auf einer Strecke, sieben Tagemärsche lang, kein geeignetes Schlachtfeld, um dem Feinde standzuhalten und ihn zu schlagen.

Dabei war Krismanič überzeugt, daß die Preußen aus Mittel- oder Oberschlesien gegen Olmütz rücken würden; mit der Prüfung aller Straßen und Schlachtfelder für diese Kampfesmöglichkeit füllte er mehr als drei Viertel seiner Arbeit. Alle anderen Operationspläne erwog er nur nebenher. Nur dürftig ist dasjenige, was er von dem Falle zu sagen weiß, wenn Preußens Heere etwa über Dresden oder über Görlitz-Reichenberg, oder über Trautenau in Böhmen einbrechen sollten. Dann würden die Preußen — so vermutet er — die Elbe als Deckung

[1]) „Oesterreichs Kämpfe", I, S. 116. Allerdings meint Krismanič, daß es sich vielleicht empfehlen werde, die Preußen bei ihrem Austritte aus den Defiléen der Sudeten anzugreifen — sein defensiver Grundgedanke ist dadurch nicht beeinträchtigt.

nehmen, und die Oesterreicher müßten von Chrudim aus gegen sie vorgehen; an der Elbe käme es dann zur Entscheidungsschlacht um Böhmen und um das Schicksal Deutschlands. Aber obwohl man diesen Fall sicherlich auch ins Auge fassen müsse — die Denkschrift enthält auch den Plan für den Abmarsch der Armee von Olmütz nach Böhmen, — so sei es doch seiner Ansicht nach am wahrscheinlichsten, daß die Preußen den kürzesten Weg nach Wien einschlagen würden, und der führe von Mittelschlesien über Olmütz. Es schwebte ihm dabei wie der ganzen österreichischen Politik der Gedanke vor, es handle sich für seinen Staat wesentlich um Schlesien; dort läge für Oesterreich die Entschädigung für Venetien wie für Schleswig-Holstein, Provinzen, welche man nicht festhalten konnte. Es ist später oft mit bitterem Spotte gesagt worden, daß in den wichtigsten Punkten das Gegenteil dessen eingetreten ist, was Krismanič für das Wahrscheinlichste hielt. Die Preußen brachen nicht über Neisse, sondern über Reichenberg und Trautenau in Oesterreich ein; nicht Mähren wurde der erste Kriegsschauplatz, sondern Böhmen; endlich haben sich die Gegner nicht, wie er vermutete, mit der Belagerung der Festungen Königgrätz, Josephstadt und Olmütz aufgehalten. Aber darin allein läge noch nicht der Beweis seiner Unzulänglichkeit als Heerführer; denn es wird sich zeigen, daß auch das preußische Hauptquartier vielfach von irrigen Voraussetzungen über die Absichten Oesterreichs ausging. Dort vermutete man, als Benedek den Oberbefehl erhielt, eher eine, wenn auch überstürzte Offensive gegen Schlesien, als solch ein ängstliches Verkriechen hinter Festungen, Höhenzügen und Flußläufen [1]). Es ist eben unmöglich, wochenlang früher zu sagen, was der Gegner unternehmen werde, und in diesem Sinne hat auch Napoleon gesagt: „Ich habe niemals einen Operationsplan gehabt." Was aber in der Denkschrift Krismanič' besonders bezeichnend ist, das ist der Geist einer veralteten Strategie,

[1]) Es muß festgehalten werden, daß die obige Darstellung lediglich das strategische System der Oesterreicher zum Gegenstande hat. Wie sehr ihre Stoßtaktik, ihr Vorbrechen aus diesen Positionen im Widerspruche stand mit den Kombinationen des Generals Krismanič, soll später ausgeführt werden. Die Strategie und die Taktik der Oesterreicher befanden sich im Norden in unlöslichem Widerspruche.

die Aufstapelung eines militärischen Wissens nach überholten Gesichtspunkten.

Es ist wichtig, festzustellen, welcher Quelle Krismanič die Menge von Positionen entnahm, über die er in seiner Denkschrift ein entscheidendes Urteil fällt — die Position von Olmütz auf den Höhen von Nebotein und Krönau, die von Josephstadt und Königinhof, die Stellung bei Kosel, die bei Neisse, die bei Frankenstein u. s. w., die er alle nach ihrer Sicherheit taxierte. Hier nun spielt ein Umstand mit, der für die Technik des österreichischen Kriegswesens jener Zeit sehr wichtig ist. Man hatte nämlich im Kriegsministerium, um die Schlachtfelder in und außer Oesterreich schon in Friedenszeiten zu studieren, seit langem Landesbeschreibungskarten entworfen, in welchen alle Stellungen eingezeichnet waren, die in Kriegen früherer Zeit oder nach Untersuchungen erfahrener Militärs einer Armee einen festen Stützpunkt gewährten. Diese Karten mochten für jeden Feldherrn, auch für einen mit größeren Gesichtspunkten, wertvoll sein, um sich schon im Frieden über mögliche Schlachtfelder zurechtzufinden — deren Zahl übrigens nie zu erschöpfen ist; aber sie wurden verhängnisvoll, wenn der Blick eines leitenden Generals durch die schwarzen Striche festgebannt war, durch welche die Stellungen bezeichnet wurden. Dieses pedantische Am-Boden-haften erschien schon damals den einsichtigeren Offizieren des Generalstabes bedenklich, und irgend ein Uebermütiger von ihnen hatte, weil die schwarzen, halbmondförmigen Striche auf den Landesbeschreibungskarten an das deutsche Lieblingsessen erinnerten, die auf diesen Stellungen basierende zopfige Kriegskunst auf den Namen Wurststrategie getauft.

Nicht alle österreichischen Generäle und Offiziere waren von den Vorurteilen befangen, in welche Krismanič verstrickt war [1]).

[1]) Vgl. die „Bemerkungen über die Operationen im österreichisch-preußischen Kriege 1866" in der „Oesterr. Militär. Zeitschrift" 1867, I, S. 203, die von Feldmarschalllieutenant Nagy herrühren sollen, der 1861—64, wenn auch nur als Stellvertreter des in Italien kommandierenden Benedek, thatsächlich Generalstabschef der österreichischen Armee war. Er tadelt die Aufstellung des Heeres in Mähren statt in Böhmen und sagt: „Diese Ansicht herrschte auch in den höheren militärischen Kreisen sonst einstimmig; sie fand nur leider dort nicht Eingang, wo sie die Basis aller Entwürfe hätte sein sollen."

Beweis dessen die tiefe Verstimmung, die im Offizierscorps platzgriff, als sich die Armee nicht von Olmütz wegrühren wollte und Nordböhmen den Preußen preisgab. Insbesondere Erzherzog Albrecht hatte von Anfang an Nordböhmen als das natürliche Gebiet für die erste Aufstellung der Oesterreicher bezeichnet. Bedeutungsvoller noch ist das Verhalten der Oesterreicher im Kriege mit Italien, sowohl zu Lande als auch zur See. Im Süden entschlossen sich Erzherzog Albrecht und John zu kühnem Losgehen, zum Angriffe auf einen der Zahl nach überlegenen Feind; und Tegetthoffs heller Geist schreckte ebensowenig davor zurück, die feindliche Flotte aufzusuchen und zu durchbrechen.

Es wäre ungerecht, wollte man General Krismanič schon deshalb verurteilen, weil er sich dem großen Strategen nicht gewachsen zeigte, der ihm gegenüberstand. Krismanič hätte auch durch den besten Plan nicht die Ueberlegenheit der preußischen Organisation, Taktik und Bewaffnung wettmachen können. Wenn man übrigens seine Vorschläge an der Hand der militärischen Korrespondenz Moltkes prüft, die heute vorliegt, so muß man zugeben, daß er einen Teil der Absichten Moltkes richtig erkannte.

Vor allem war Krismanič wie früher Oberst Neuber darin im Recht, daß sie den preußischen Heerführern zumuteten, sie wollten das österreichische Heer in den Sammelplätzen überfallen und zersprengen. Thatsächlich wurde Moltke nicht müde, dem Könige zu empfehlen, am ersten Mobilisierungstage den Krieg zu erklären und vom 25. bis zum 40. Tage danach mit dem vollständig vereinigten Heere die Oesterreicher in ihrem Lande aufzusuchen und zu schlagen. Seine Ratschläge wurden von dem Könige nicht befolgt, aber es hatte seine Berechtigung, daß der österreichische Generalstab solches vermutete und deshalb vorschlug, die erste Aufstellung mehr im Innern Oesterreichs vorzunehmen. Wäre Moltke Herr der preußischen Operationen gewesen wie einst Friedrich II.: wohl möglich, daß er sich über die Verantwortung für einen solchen Gewaltstreich hinweggesetzt hätte.

Auch in der Hauptfrage konnten die österreichischen Generäle leicht irre gehen; schwankte doch auch Moltke längere Zeit,

ob die preußische Armee von der Lausitz in Böhmen oder von Oberschlesien her in Mähren eindringen solle.

Ueberhaupt wäre nichts irriger, als wenn man annehmen wollte, Moltke habe mit unfehlbarer Berechnung von Anfang an Oesterreicher wie Franzosen zwischen die Zangen einer Scheere genommen und zerdrückt. In dem ersten der beiden Feldzüge hatte er nicht bloß den Widerstand König Wilhelms zu überwinden; in ihm selbst reift der Kriegsplan erst nach ununterbrochener Gedankenarbeit; er prüft und verwirft, er ändert und modelt, bis ihm der Entschluß feststeht; auch dann konnte er nur einen Teil seiner Entwürfe durchführen. Dies gilt besonders für die Angriffsrichtung in einem Kriege gegen Oesterreich. Schon in dem Plane von 1860 hatte er gemeint, die Aufstellung in Schlesien wäre eigentlich besser, da man von da Wien auf 30 Meilen nahe sei[1]). Ebenso in der Vorarbeit im Winter auf 1866: „Gewiß wäre es das Richtigste, die Armee in Oberschlesien zu versammeln, um gegen Wien vorzugehen, wenn wir wesentlich früher oder stärker als Oesterreich auf dem Kampfplatz zu erscheinen vermöchten“[2]). Aber schon damals erwog er die Gegengründe wider diesen Kriegsplan; er legte nämlich dar, daß der Vorsprung Preußens verloren gehe, wenn man erst das ganze Heer oder seinen größten Teil über die schlesischen Bahnen nach Südosten versetze. Hier gab es nur einen oder stellenweise zwei Schienenwege; eine bis zwei Wochen gingen über dem Truppentransport nach Oberschlesien verloren. Es empfahl sich somit, wenn man schon einen Ueberfall plante, von allen Endpunkten der Bahnen an der Südgrenze ohne Aufenthalt über Sachsen in Böhmen einzudringen. Das war es, was Krismanič entging, und deshalb hielt er den Einfall von Glatz und Neisse her gegen Olmütz und Wien für eine größere Gefahr als notwendig.

Moltke sonderte und kombinierte diese Elemente unaufhörlich in seinem Geiste; im Jahre 1860 meinte er, das preußische Heer in seiner Masse müsse, da die Oesterreicher von Böhmen her den Weg nach Berlin suchen würden, bei Görlitz und west-

[1]) „Militärische Korrespondenz“ S. 8.
[2]) Ebenda S. 33.

lich davon aufgestellt sein. Aber je näher der Krieg kam, je festere Gestalt die Dinge erhielten, desto größere Vorzüge erkannte er in der schlesischen Aufstellung. Immer schärfer und bestimmter tritt das hervor, schon in dem Vortrage an den König vom 14. April, dann mit voller Klarheit in dem anderen vom 27. April. „Möglichst starkes Auftreten in Schlesien" wird seine Losung, „von wo auf dem kürzesten Wege und in der dem Feinde bedrohlichsten Richtung die Offensive ergriffen und der Krieg in Feindesland verlegt werden kann" [1]). Immer neue Gründe findet er dafür — natürlich werden die Eisenbahnverhältnisse stets mit in Betracht gezogen. Wenn die Oesterreicher es wagen sollten, gleichzeitig mit einer kleinen Truppenmacht in Sachsen einzubrechen, so seien ihnen zwei bis drei Corps entgegenzuwerfen; unterdessen dringen vier preußische Corps aus Schlesien gegen ihre Rückzugslinie vor und der vorwitzige Angreifer kann froh sein, wenn er noch den Weg nach Budweis und Linz findet; von seinen Verstärkungen aus dem Herzen des Reiches ist er abgeschnitten. Dabei bleibt er denn: wenigstens die größere Hälfte des preußischen Heeres sei in Schlesien zu konzentrieren. Das war sein Vorsatz im April — es wird sich aber zeigen, daß dieser Angriffsplan nicht zur Ausführung kam.

Die österreichischen Generäle irrten also in ihren Annahmen nicht gar so weit von den Absichten des preußischen Generalstabes ab. Nur liegt in ihren Vorsätzen etwas Starres, Unabänderliches; sie blieben in Mähren länger als notwendig, auch dann noch, als sie erkannten, Preußen gönne Oesterreich die Zeit für die volle Versammlung seiner Streitkräfte. Sie zögerten noch mit dem Aufbruche nach Böhmen, als ihre Streitkräfte nahezu so stark waren wie die des Gegners — immer blieb Krismanič dem System der Verteidigung zugeneigt. Dagegen atmeten Moltkes Entwürfe den Geist der Entschlossenheit und Initiative. Auch er erwog in einem späteren Zeitpunkte, wo man den Oesterreichern, falls sie über Dresden auf Berlin losmarschieren wollten, entgegenzutreten habe, und bezeichnete zu diesem Zwecke die hiezu dienlichsten Stellungen; aber

[1]) „Militärische Korrespondenz" S. 120, dann 130, 134.

das waren nur Notbehelfe, nur nebensächliche Umstände seines Planes, der immer auf Umfassung und Angriff ging. Bis an die Elbe, bis nach Olmütz müsse man vordringen, wenn die Oesterreicher etwa Zeit gewinnen wollten, ihre Rüstungen zu beendigen. Moltke hielt es nicht für wahrscheinlich, daß die österreichischen Generäle so weit zurückweichen und ganz Böhmen preisgeben würden — und gerade das war die ursprüngliche Absicht Krismanić'.

Ueberhaupt war Moltke bemüht, den Nachteil der geographischen Verhältnisse — Böhmen und Sachsen dringen tief in preußisches Gebiet ein, zerschneiden es förmlich, und Berlin wie Breslau sind von hier nahe bedroht — durch die Schnelligkeit der Bewegungen seines Heeres wettzumachen. Als nun nach dem Kriege von 1866 die österreichischen Offiziere strenge Selbstprüfung vornahmen, hob einer von ihnen, Oberst Friedrich v. Fischer, das Wesen von Moltkes Kriegführung treffend hervor; Fischer gibt eine Darstellung der Strategie Napoleons I., und hinter diesem dünnen Schleier erscheint der Vergleich zwischen der preußischen und der österreichischen Kriegführung von 1866. „Während Napoleons Gegner," so sagt er, „wenn es sich für sie um eine künstliche Verstärkung ihrer Streitkräfte handelte, auf den *Boden* blickten, alles zu gewinnen glaubten, wenn sie ein von Natur starkes Kampffeld fanden und erreichten und nur in diesem Sinne mit der Zeit rechneten, rechnete er *vor allem* mit der Zeit in dem Sinne, als sie ihn, durch ihre außerordentliche Benützung, mit überraschender Schnelligkeit auf die schwächste Seite der Stellungen seiner Gegner führen konnte, und glitt über alle Positionen, die er auf dem Wege dahin für sich selbst hätte finden können, gleichgültig hinweg. Die Zeit war ihm ein ohne Vergleich wichtigerer Faktor als der Boden, und er hat auch in den allermeisten Fällen *mit der Zeit den Boden besiegt*" [1]).

* * *

[1]) „Vorlesungen über Einfachheit und Sicherheit in der Kriegführung" von Friedrich v. Fischer, Oberst im k. k. Generalstabe, Wien 1870 (Separatabdruck aus der „Oesterr. Militärzeitschrift"), S. 43. Fischer bekämpfte durch diese „Vorlesungen" die nach 1866 in Oesterreich vielfach vertretene Ansicht, daß gegen die verbesserten Schußwaffen der Kampf ausschließlich in

Während General Krismanić sich zur Leitung der Operationen der Nordarmee vorbereitete, wurde die Wahl der Feldherren getroffen, welche für den Krieg mit Preußen und in Italien in Betracht kamen: Erzherzog Albrecht und Ludwig v. Benedek. Nicht allein der Vorrang der Geburt stellte den Erzherzog mit in die erste Reihe, noch mehr seine militärischen Leistungen im Kriege wie im Frieden. Sein Ruhmestitel war das glänzende Verhalten in der Schlacht von Novara gegen die Piemontesen am 23. März 1849. Hier hielt er an der Spitze einer Division das feindliche Heer so lange in Schach, bis Radetzky und Thurn, vom Donner der Kanonen befeuert, auf dem Schlachtfelde erschienen und den vom Erzherzog vorbereiteten Sieg ernteten. Es herrschte in der Armee nur eine Stimme über die Hingebung des Prinzen an den kaiserlichen Dienst und über seine Strenge gegen sich selbst, sowie über den Ernst, mit dem er das Studium der Kriegswissenschaften betrieb.

Aber der Stolz und der Liebling der Armee war damals Feldzeugmeister Benedek. So laut forderte die öffentliche Meinung die Bestellung Benedeks zum Feldherrn im Norden, daß sich schon deshalb seine Wahl empfahl. Nach der Niederlage von Königgrätz erschien in der amtlichen „Wiener Zeitung" ein Artikel, in welchem die Stimme des Volkes für seine Ernennung verantwortlich gemacht wurde. Es bedurfte dieser Entschuldigung nicht, denn Benedek hatte durch seine Thaten auf dem Schlachtfelde zu guten Hoffnungen berechtigt.

Ludwig v. Benedek, am 14. Juli 1804 zu Oedenburg in Ungarn geboren, war der Sohn eines protestantischen Arztes, der dem kleinen Adel angehörte. Es kostete den Vater Mühe, seinen Sohn in der Militärakademie zu Wiener-Neustadt unterzubringen; Radetzky, den er einmal in einer Krankheit behandelte, soll sein Fürwort für den Knaben eingelegt haben. In Wiener-Neustadt wurde ihm eine dürftige militärische Erziehung zu teil, über deren Gehalt er später selbst spottete [1]). Er trat 1822 als Fähnrich in die Armee und kam 1833 als Ober-

festen Positionen gestattet sei. Der Krieg von 1870 zeigte, wie richtig seine Auffassung war.

[1]) „Vom alten Benedek", Feuilleton von Friedrich Schütz in der „Neuen Freien Presse", das unmittelbar nach Benedeks Tode erschien.

lieutenant in den Generalquartiermeisterstab (Generalstab). Er diente dann eine Zeitlang in Italien und wurde als Major Adjutant des alten Recsey, des kommandierenden Generals in Galizien. Hier gab er als Oberstlieutenant die erste Probe seines mannhaften Charakters. Der Adel des Landes hatte für den Februar 1846 den Ausbruch eines Aufstandes angesetzt; wirklich erhob sich Krakau, damals noch ein Freistaat, und General Collin wich ängstlich zurück. Das Gerücht vergrößerte die Erfolge der Aufständischen; nach Lemberg kam die Kunde, ganz Westgalizien sei im Aufruhr. Der Kreishauptmann von Tarnow berichtete damals nach Wien: nur eine starke, mit aller Eile ins Land gebrachte Armee könne die Provinz retten. Auf Andringen Benedeks betraute man ihn mit der Sendung in das aufständische Gebiet. Er eilte von Lemberg an den gefährlichsten Punkt; allen Abmahnungen zum Trotze erklärte er, was ein beherzter Offizier in solchen Fällen immer sagen sollte: er wollte doch wenigstens das Insurgentenheer *sehen*, von dessen Anrücken die Berichte meldeten. Er brach am 26. Februar mit vier Compagnien Infanterie und mit fünf Zügen leichter Reiterei, zusammen 300 Soldaten, von Bochnia gegen Gdow auf. Die Bauern des Kreises wurden zum Marsche aufgeboten, da sie überall zum Kaiser gegen den sie bedrückenden Adel standen; mehrere Hundert von ihnen, mit Sensen und Heugabeln bewaffnet, zogen mit „gegen die Herren". Die Insurgenten rückten heran und begannen ein Plänklergefecht. Darauf ließ sich Benedek nicht ein, schritt zum Angriffe und sprengte sie auseinander. Die erbitterten Bauern erschienen in ihrem Rücken und metzelten alles nieder, was ihnen unter die Hände kam, bis Benedek unter sie ritt und mit dem Zurufe: „Schonet diese Kinder!" eine Schar junger Leute rettete [1]). Damit war der Aufstand ohne General Collin zu Boden geworfen. Benedek

[1]) Bekannt ist das Morden, welches die Bauern damals in vielen Herrenschlössern anrichteten. Jakob Szela hatte an der Spitze seiner Dorfgemeinde dreißig Jahre mit der adeligen Familie Bogusz Prozeß geführt. Jetzt machte er rasch ein Ende und ließ in seinem Bluthasse den Großvater, den Vater und die unmündigen Söhne abschlachten; den Frauen aber, der Großmutter, der Schwiegertochter und den Enkelinnen, gewährte er unverbrüchlichen Schutz in seinem Hause.

hatte nichts Großes vollbracht, aber er hatte als Mann die Gespenster entlarvt, vor denen die anderen bangten. Das Oberstenpatent und der Leopoldsorden waren sein Lohn; von da an galt er etwas in der Armee[1]).

Das Jahr 1848 fand Benedek in Italien unter den Fahnen Radetzkys. Dieser zog sich nach der Räumung Mailands nach Verona zurück, sein Heer sammelnd und Verstärkungen an sich ziehend. Als er sich stark genug fühlte, ging er zum Angriffe gegen König Karl Albert vor. Dieser lagerte längs des Mincio, wo er sich fest verschanzte. Radetzky unternahm einen Flankenmarsch und griff den Feind an dessen rechtem Flügel bei Curtatone an. Starke Verschanzungen deckten hier die Stellung der Italiener. Die Brigade Benedeks bildete die Vorhut und unternahm den Sturm. Seine harte Faust stieß die Bollwerke auseinander, hinter denen die Italiener sich verteidigten. Mit Aexten und Gewehrkolben sprengten die Soldaten unter Benedeks Führung die Verhaue und festen Thore, trieben den Feind aus dem Orte und zeigten in diesem ersten Vorstoße die Ueberlegenheit der österreichischen Waffen. Am 30. Mai ging es gegen den nördlicher gelegenen festen Punkt der feindlichen Aufstellung bei Goito: das Heer der Italiener sollte vollends von Süden aufgerollt werden. Benedek, wieder vorne, eröffnete aufs glücklichste das Gefecht. Aber die Italiener hatten hier rasch größere Massen konzentriert, und der österreichische General D'Aspre säumte, mit seinem Corps entscheidend anzugreifen. Dieser eigensinnige und hochfahrende General war gerade vom Zipperlein heimgesucht und wollte den Befehl über sein Corps am Tage der Schlacht an keinen anderen abgeben. Benedeks Erfolge wurden nicht ausgenützt, aber alles war voll von seinem Ruhm, er hatte die Ehren dieser heißen Tage davongetragen. Sein Name war unter den Italienern gefürchtet; wenn es in den nächsten Gefechten hieß: „Benedek ist hier", so wurden ihre Reihen unruhig. Einige Wochen später durchbrach Radetzky mit entscheidendem Erfolge in den Kämpfen von Somma Campagna und Custozza am 23. und 25. Juli das Centrum der feindlichen

[1]) Vgl. Sala, „Geschichte des polnischen Aufstandes von 1846" (Wien 1867).

Stellung und zog dann siegreich in Mailand ein. Der Feldzug des Jahres 1849 führte das österreichische Heer über den Tessin in das piemontesische Gebiet. Zwei Tage vor der entscheidenden Schlacht bei Novara gelang Benedek, der damals unter Erzherzog Albrecht diente, noch ein kühner Streich. Bei Mortara wurde der linke Flügel der Piemontesen von den Oesterreichern unter D'Aspre besiegt. Benedek verfolgte die piemontesische Brigade Regina des Nachts an der Spitze eines einzelnen Bataillons bis in die Stadt; er geriet mit ihr ins Handgemenge und setzte den Feind, von dem er eigentlich ganz umringt war, durch die trotzige Aufforderung, die Waffen niederzulegen, so sehr in Schrecken, daß sich die ganze Brigade gefangen gab [1]). Das war ein um so größerer Glücksfall, als, wie man später aus den amtlichen Berichten der Piemontesen ersah, der Brigade Regina von allen Seiten Truppen zu Hilfe gekommen waren. General Alessandro La Marmora versuchte mit einigen Bataillonen in Mortara einzudringen; diese Abteilung wich aber, das Dunkel und die Verwirrung scheuend, vor den Schüssen der österreichischen Tirailleure zurück. So erbeutete Benedek mit einem Bataillon Oesterreicher 6 Kanonen, eine reiche Bagage, 66 Offiziere und 2000 Mann.

Diese Waffenthat, der seine Versetzung zur Armee in Ungarn folgte, wurde weit von dem Ruhme in den Schatten gestellt, welchen Benedek in der Schlacht von Solferino erntete. Mitten durch die fortgesetzten Niederlagen des österreichischen Heeres im Jahre 1859 strahlt der Sieg Benedeks bei San Martino, am rechten Flügel der Entscheidungsschlacht. San Martino ist für seinen militärischen Charakter bezeichnend; sein persönlicher Mut, die Gabe, die Soldaten mit sich fortzureißen, der Scharfblick, mit dem er stets zu rechter Zeit zum Rückstoße gegen den angreifenden Feind vorging — in allem zeigte sich der treffliche Corpskommandant. Es war wohl bedenklich, daß er noch auf dem Schlachtfelde ausharrte, auch nachdem das Gros des österreichischen Heeres schon den Rückzug angetreten hatte. Am Abend erschien der piemontesische General Durando in seinem Rücken; ein entschlossener Gegner hätte den Oester-

[1]) „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen", II, S. 210.

reichern verderblich werden können. Aber dem Kühnen lächelt das Glück, und nach dem Kriege von 1866 mußte sich Benedek immer wieder sagen, daß er in diesem Jahre dadurch gefehlt hatte, daß er den natürlichen Eingebungen seines militärischen Charakters nicht gefolgt war, sondern sich von dem Zauberer leiten ließ, der ihm zur Seite gesetzt war.

Das war die militärische Vorgeschichte Benedeks. Nach dem Kriege von 1859 mutete man ihm jede Fähigkeit zu. Im Januar 1860 wurde er, obwohl die wissenschaftliche Beschäftigung mit militärischen Dingen niemals seine Sache war, zum Chef des Quartiermeisterstabes ernannt. Der Fehlgriff wurde bald sichtbar und so wurde ihm zwar dem Namen nach diese Stellung bis 1864 gelassen; doch war er fast immer von Wien abwesend und Feldmarschallleutenant Nagy führte thatsächlich die Geschäfte, bis Henikstein zum Nachfolger Benedeks ernannt wurde. Bald darauf, als Ungarn immer unruhiger wurde, erhielt Benedek im April 1860 die Aufgabe, als Civil- und Militärgouverneur das Land zu leiten, wozu er sich ebensowenig eignete. Sein derbes soldatisches Zugreifen war hier nicht am Platze. Endlich wurde er, was er selbst sehnlichst wünschte, am 20. Oktober 1860 zum kommandierenden General der italienischen Armee ernannt. Dazu eignete er sich wie kein anderer, es gab keinen würdigeren Nachfolger Radetzkys. Dessen umfassende militärische Bildung fehlte Benedek allerdings vollständig. Er gestand diesen Mangel ganz offen zu, wenn er auch im allgemeinen über die Federfuchser spottete, die vom grünen Tische aus Schlachten lenken wollten. Er gefiel sich in diesem übermütigen Spott, aber er war sich der Grenzen seines Könnens und Wissens wohl bewußt. Kriegsmännern von ernster Bildung versagte er nicht die geziemende Achtung; er hegte vor dem militärischen Schulwissen großen Respekt, weil es für ihn eine Art Geheimlehre war. Seine Stärke lag in der Ursprünglichkeit und Frische seiner Natur, Eigenschaften, die besonders auf die Soldaten und die jüngeren Offiziere hinreißend wirkten. Den gemeinen Soldaten behandelte er kameradschaftlich; er war stolz auf den Eindruck, welchen er auf ihn durch den Appell an sein Ehrgefühl hervorbrachte. Gegen die höheren Offiziere kehrte er dagegen oft rauhe Manieren heraus; er renommierte gerne mit

seiner soldatischen Offenheit und Derbheit, wodurch er die Gebildeteren unter ihnen verletzte. Doch liebten ihn die Untergebenen, weil sein braves Soldatenherz immer durchbrach, auch wenn sein Jähzorn, seine wilde Laune, seine Strenge im Dienste verletzt und gedemütigt hatten. In der Handhabung der militärischen Formen war er pedantisch, er liebte den Flitter der militärischen Aeußerlichkeiten. Seine Gestalt war nicht groß, aber er hielt auf schmuckes, martialisches Auftreten und sonnte sich mit gutmütiger Eitelkeit in dem Eindrucke, den er hervorrief. Für sich selbst lebte er einfach, seinen Offizieren gegenüber war er freigebig und hielt für sie stets offene Tafel. Er war stolz auf seine einfache Herkunft und darauf, daß er alles sich selbst verdankte. Mit unbarmherzigem Spotte verfolgte er die aristokratischen Günstlinge, die ohne Verdienst zu hohen Posten emporstiegen. Diese Abneigung wurde ihm von der Aristokratie, welche die Befehlshaberstellen beinahe als ihr Erbgut betrachtete, redlich zurückgegeben. Wie die meisten Menschen, die vom Leben rasch und glücklich emporgetragen wurden, war er gewöhnt, sich keinen Zwang aufzuerlegen, daher sein anscheinend übermütiges Wesen, sein lautes, prahlerisches Auftreten. In kleinen Dingen liebte er es, sich aufzuspielen, mit sich, seinem Glück und seiner Stellung zu prunken. Aber das waren nur Aeußerlichkeiten, durch die seine biedere und in ernsten Dingen bescheidene Natur immer durchbrach. In allen Lagen seines Lebens bewahrte er sich den frommen, demütigen Glauben seiner Jugend. Nach seiner Meinung durfte ein Soldat Menschenfurcht nicht kennen, aber sich in seinem Gottvertrauen und Christenglauben nicht beirren lassen.

Schon bei den ersten Beratungen im März war davon die Rede, daß er den Oberbefehl im Norden übernehmen solle. Er wies dieses Ansinnen gleich zurück. Bald sprach der Kaiser den gleichen Wunsch aus. Mit vollem Freimute setzte Benedek dem Herrscher auseinander, daß er die Kenntnisse zu diesem Amte nicht besitze. Er traue sich die Fähigkeit nicht zu, eine Armee von 200 000 Mann zu lenken, die Massen zu gliedern, alles zu dem entscheidenden Schlage vorzubereiten. Das war nicht seine Sache, besonders nicht auf einem Kriegsschauplatze, den er nicht kannte. In den kleineren italienischen Verhältnissen stellte er

seinen Mann; er bat deshalb, ihm das Kommando der italienischen Armee zu lassen. Dazu kam noch eines: ebenso wie alle einsichtigen Militärs kannte er die Grenzen der Hilfsquellen Oesterreichs, und mit scharfem Auge, selbst mit bitterem Spotte verfolgte er die Schäden der Heeresverwaltung. Sein Gemüt war nicht frei von Sorge, ob das Reich einem Doppelkriege gewachsen sei. In der fröhlichen Soldatennatur saß der Pessimismus, der in Oesterreich oft die Thatkraft vaterländisch gesinnter Männer lähmt. Daß er den Kaiser dringend bat, das Kommando im Norden einem Fähigeren zu übertragen, war nicht die Phrase einer falschen Bescheidenheit, hinter der sich unreiner Ehrgeiz verbarg. Darauf hat er in seinem im Jahre 1873 niedergeschriebenen Testamente nachdrücklich hingewiesen. In der ungeschminkten Redeweise, die den österreichischen Offizieren der alten Schule eigen war, soll er dem Kaiser gesagt haben, „daß er in Oberitalien, wo er als Hauptmann mappiert hatte, jeden Baum bis Mailand kenne, aber was Böhmen betreffe, so wisse er nicht einmal, wo die Elbe fließe. Wenn der Kaiser ihm Italien lasse, so verbürge er ihm den Besitz Venedigs; im Norden stehe er für nichts gut; er könne wohl die Violine spielen, aber er verstehe nicht die Flöte zu blasen.“ Die Unterredung mit dem Kaiser war ernst und ausführlich. Benedek blieb trotz des Andringens des Herrschers bei seiner Weigerung. Der Kaiser forderte ihn auf, die Sache nochmals zu überdenken und ihm dann seinen endgültigen Entschluß zu sagen.

Dieselben und selbst stärkere Gründe, den Oberbefehl im Norden abzulehnen, besaß Erzherzog Albrecht. Die öffentliche Meinung war, wenn Benedek sie noch so laut berichtigte, geneigt anzunehmen, des Erzherzogs Ehrgeiz wolle den berufenen Feldherrn von seinem Platze verdrängen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß Erzherzog Albrecht reifere militärische Einsicht besaß als der Mann, der damals als sein Nebenbuhler galt; aber Benedek war nun einmal der Held des Tages, und die allgemeine Meinung steifte sich darauf, daß auf dem Hauptkriegsschauplatze nur er die Armee zum Siege führen könne. Auch der Erzherzog hegte das Vertrauen, daß in Italien Lorbeeren zu pflücken seien. Auch seine schönsten Erinnerungen hafteten

an dem italienischen Boden, denn die Lombardei und Venetien waren jedem österreichischen Offizier das Land der militärischen Romantik. Italien wirkte immer nachhaltig auf die Völker nördlich von den Alpen; Künstler und Dichter sehen dort die Sehnsucht nach dem Schönen gestillt; für die österreichischen Krieger war Oberitalien der Boden, wo Sieg und Ehren zu holen waren.

An dem Tage, an welchem Benedek zur entscheidenden Audienz vor den Kaiser treten sollte, suchte Erzherzog Albrecht ihn auf. Es war früh morgens, denn der Erzherzog, von der Größe des Augenblicks bewegt, wollte sich mit Benedek rechtzeitig verständigen. Die beiden Generäle standen zu einander in dem herzlichen Verhältnisse von Kriegsgefährten. Benedek hatte in der Division des Erzherzogs in Italien gedient, als ihm seine schöne Waffenthat bei Mortara gelang; der Erzherzog, hingerissen von seiner Tapferkeit, tauschte nach altem ritterlichen Brauche mit Benedek die Waffe, der damit den Säbel erhielt, den schon des Erzherzogs Vater, der Sieger von Aspern, in denkwürdigen Kämpfen getragen hatte. Später, als Benedek seine Vordermänner im Dienste übersprang und die Leitung der italienischen Armee übernahm, stand der Erzherzog nicht an, ein Corpskommando unter dem Befehle seines früheren Untergebenen zu führen. Als Erzherzog Albrecht dann, 1863 zum Feldmarschall ernannt, den Dienst in der italienischen Armee verließ, verabschiedete sich Benedek von ihm in Worten fast schwärmerischer Ergebenheit. „Eure kaiserliche Hoheit," so schrieb er ihm, „haben seit vielen Jahren mich mit Wohlwollen, Güte und Vertrauen beglückt, — Euer kaiserlichen Hoheit tapferes Schwert von Mortara und Novara, das Sie mir zum Andenken gegeben und das ich seither immer getragen, hat mir im ungarischen Sommerfeldzuge 1849 und im italienischen Feldzuge 1859 Glück gebracht, — Eure kaiserliche Hoheit müssen es daher begreiflich finden, daß ich Ihnen dankbar bin bis übers Grab" [1]).

Jetzt nun, bei der großen Entscheidung über die Teilung des Oberbefehls, bat der Erzherzog ihn dringend, auf den Wunsch

[1]) Der ganze Brief ist veröffentlicht in Dunckers „Feldmarschall Erzherzog Albrecht", S. 209.

des Kaisers einzugehen, der auch der seinige sei. Es war besonders ein Argument, mit welchem ihm der Erzherzog ans Herz griff. Er stellte Benedek die Uebernahme des Kommandos als ein Opfer dar, welches er dem Kaiserhause bringen müsse. Es wäre bedenklich, wenn ein Mitglied der Dynastie als Feldherr nach Böhmen ginge und sich hier Mißerfolgen aussetzte. Wer dem Kaiser und dem Vaterlande so ruhmvoll gedient habe wie Benedek, werde sich auch jetzt auf den schwersten Posten stellen lassen [1]). Diesem Appell konnte sich Benedek nicht entziehen, denn es lebte in ihm ein starkes Gefühl der Vasallentreue für den gütigen Herrscher, der seine Verdienste so reich anerkannt und ihn so hoch emporgehoben hatte.

Erfreut nahm der Kaiser Benedeks Zustimmung entgegen. Wie eindringlich aber Benedek in jedem Augenblicke dieser Verhandlungen davon abriet, ihm den Oberbefehl anzuvertrauen, lehrt die Stelle des Briefes, den er am 13. Juli 1866, zehn Tage nach der Schlacht von Königgrätz, an seine Gattin schrieb: „Als man mir dies Kommando, gegen alle meine motivierten Vorstellungen, aufgedrungen hat, hab' ich's in einer Konferenz laut und ungeschminkt ausgesprochen, daß wir va banque spielen, daß ich dem Kaiser meine bürgerliche und militärische Ehre völlig zum Opfer bringe und nur wünsche, daß er es nicht bereuen möge, mir dies Kommando übertragen zu haben. Habe wörtlich gesagt, daß ich für den deutschen Kriegsschauplatz ein Esel bin, während ich in Italien vielleicht von Nutzen sein könnte." Aber ein Doppeltes bedang sich Benedek vor Annahme des Kommandos aus. Er betrachtete sich als Soldaten des Kaisers und nur des Kaisers; deshalb wurde ihm zugesagt, daß er unter allen Umständen nur dem Herrscher Verantwortung schulde und im Glück wie im Unglück keinen anderen Richter seiner Thaten als ihn zu gewärtigen habe. Dann gedachte er des Unheils, das in manchem Feldzuge durch Befehle aus Wien angerichtet worden war. Deshalb sollte das Oberkommando ihm unbeschränkt übertragen werden und jeder Eingriff in die

[1]) Nach den mündlichen Mitteilungen und der schriftlichen Aufzeichnung der Witwe Benedeks. Vgl. die Dokumente im Anhange zum II. Bande Nr. XII.

Heeresleitung unterbleiben. Der Kaiser war einverstanden, sich selbst alle Beschränkungen aufzuerlegen und Benedek volle Freiheit im Oberbefehl zu gewähren. Das wurde auch in einem Rundschreiben an alle Generäle und Oberoffiziere am 15. Mai kundgethan. Es heißt dort: „Der Armeekommandant ist — bezüglich seines Wirkungskreises — in seiner operativen Thätigkeit, sowie in Betreff aller daraus hervorgehenden und damit im Zusammenhange stehenden Verfügungen, dann in jenen Angelegenheiten, welche in den ihm von Seiner Majestät erteilten Vollmachten eigens bezeichnet erscheinen, selbständig, in jeder anderen Beziehung ist er an das Kriegsministerium gewiesen“ [1]).

So war Benedek frei in seinen Entschlüssen, aber gebunden und befangen durch das Mißtrauen in seine Kraft. Sein Spott über die Strategen, die den Krieg wie ein Schachspiel betreiben, verstummte jetzt. Er sah sich nach einer Stütze um, der er sich in der Technik der Armeeleitung anvertrauen könne. Seine Freunde sahen in ihm einen zweiten Blücher; es wäre nur notwendig, ihm einen Generalstabschef zur Seite zu setzen, wie ihn der alte Feldmarschall an Gneisenau hatte. Dieser war der scharfblickende, umsichtige, meisterhaft kombinierende Kopf, der Blücher über alles Thatsächliche unterrichtete; Blücher war es dann, der unter den vorgewiesenen Möglichkeiten das Kühnste wählte und durch die Macht seiner volkstümlichen, wenn auch rohen Persönlichkeit sein Heer zu den schwierigsten Unternehmungen befeuerte. Aehnlich stand auch in den Feldzügen von 1848 und 1849 Heß dem Feldmarschall Radetzky zur Seite. Diese Teilung der Arbeit war beinahe unumgänglich notwendig geworden, da es immer schwieriger wurde, Heeresmassen ohne Reibung in Bewegung zu setzen und auf dem entscheidenden Punkte zu vereinigen [2]). Die österreichische Armee in Italien besaß in General-

[1]) Das Wort „selbständig“ ist vielbedeutend, selbst der gewöhnliche Hinweis auf die Unterordnung unter den Kaiser fehlt. („Sammlung der Armeebefehle und speziellen Anordnungen des k. k. Feldzeugmeisters Benedek, Kommandanten der Nordarmee.“ Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1866, S. 103.)

[2]) „Der Heerführer will, der Generalstab hat es auszuführen.“ Prinz Hohenlohe, „Strategische Briefe“ S. 10. Friedrich der Große und Moltke übten gleichzeitig beide Funktionen. Friedrich war ebenso sein eigener

major John den Mann, der dieser Aufgabe gewachsen war. Benedek, der ihn schätzte, hätte ihn gerne bei sich gesehen, doch John schien der italienischen Armee und dem Erzherzog Albrecht unentbehrlich. Unterdessen war das Ansehen des Generalmajors Krismanič immer höher gestiegen, und so entschloß sich Benedek, sich dem Rate dieses Mannes unterzuordnen. Ja, Benedek blieb sogar noch während der Zeit der ersten Rüstungen in Italien und griff in diese seine Thätigkeit entscheidend vorbereitende Aktion fast gar nicht ein. Krismanič schien alles zu verstehen, was ihm selbst verschlossen war, und Benedek beugte sich in seiner Bescheidenheit vor dessen selbstbewußter Beredsamkeit. Er wollte sich übrigens von ihm nur auf das Schlachtfeld führen lassen, das die wissenschaftliche Strategie als das geeignetste auswählte. Hier wollte er die Kraft entfalten, die er in sich fühlte.

So wurde Benedek zum Armeekommandanten ernannt, Henikstein wurde dem Namen nach sein Generalstabschef; der Generalstab zerfiel in die Operationskanzlei, welche von Krismanič geleitet wurde, und in die Detailkanzlei, an deren Spitze Oberst Kriz trat. Zugleich wurde bestimmt, daß Henikstein dem Armeekommandanten zum Stellvertreter an die Seite gesetzt sei; im Falle einer Krankheit oder des Todes hatte er an dessen Stelle zu treten [1]). Henikstein enthielt sich jedes Eingreifens in die Leitung des Heeres, die thatsächlich von dem „Chef der Operationskanzlei" besorgt wurde; er betonte bei jeder Gelegenheit, daß er Krismanič nicht stören wolle; er begleitete das Hauptquartier als Geist zweifelnder Kritik. Er besaß Einsicht genug, um Düsteres zu besorgen, und so kostete es ihn keine Selbstüberwindung, sich die Dinge mit anzusehen, ohne in sie einzugreifen. Benedek fand in Henikstein keine Stütze, vielmehr eine Bestätigung seiner eigenen Zweifel, aber er ließ sich den alten Kameraden gerne gefallen. Gleich anderen Generälen ließ sich Benedek überzeugen, daß im Norden zuerst nur an Defensive

---

Generalstabschef wie sein eigener Premierminister. Er diktierte fünf bis sechs Offizieren seiner Umgebung alle Dispositionen zum Marsche und zur Schlacht.

[1]) „Sammlung der Armeebefehle Benedeks", S. 144.

zu denken sei, und in diesem Sinne machte er sich die Gedanken zu eigen, welche Krismanič entwickelt hatte. Man sieht auf dem ersten Blatte der Denkschrift dieses Generals, die im Wiener Kriegsarchiv aufbewahrt ist, die Namensfertigung Benedeks in seinen großen, kräftigen Schriftzügen. Aber wie er sich der Dialektik Krismaničs unterordnete, geriet er in Widerspruch mit seinem eigensten Fühlen und Denken und ebenso mit der Stimme der Armee, welche von ihm ein fröhliches Losgehen auf den Feind erwartete. Er wurde an sich selbst irre; seine Freunde fanden in dem Feldzuge, daß er nicht wieder zu erkennen sei; es hatte einen Benedek gegeben, einen schneidigen, niemals um den Entschluß verlegenen Brigade- und Corpskommandanten, und jetzt war er ein zögernder, vorsichtiger Feldherr. Aeußerlich zwar, zumal im Verkehre mit den Offizieren der unteren Rangstufen und mit den Soldaten, blieb er der Kamerad, der nie verlegen war um ein kräftiges Soldatenwort, einen derben Soldatenscherz. Aber im Grunde nagte der Zweifel an seinem tapferen Herzen.

* * *

Die Besorgnisse der Generäle vor den Gefahren eines Doppelkrieges übten in diesem Zeitpunkte (Anfangs Mai) eine tiefe Wirkung auf die österreichische Regierung. Die Stimmungen im Kabinett wechselten wie Wetterlaunen. Die übereilte Mobilmachung gegen Italien und unmittelbar darauf gegen Preußen (21. und 27. April) schien auf den Entschluß zum Kampfe im Süden wie im Norden zu deuten. Aber bald verbrauste, wie wir wissen, dieser stolze Vorsatz. Wenige Tage darauf erfolgte der Rückschlag. Jetzt sah man das Heil in dem friedlichen Ausgleiche mit Italien, in der scharfen Abrechnung mit Preußen. Da Benedek und Henikstein davor zurückscheuten, den Kampf gegen Preußen mit der durch einen gleichzeitigen italienischen Krieg geschwächten Armee zu bestehen, so wollten die Diplomaten eiligst die Aussichten des Zusammenstoßes im Norden verbessern: Preußen sollte den Krieg um die Herrschaft in Deutschland in seiner ganzen Schwere fühlen. In Wien stellte sich die Politik Preußens seit dem gemeinsamen Feldzuge in Schleswig-Holstein als eine Kette von Treulosigkeiten dar;

verzeihlicher noch erschien Italiens nie verhehlte Feindschaft. Venetien war für Oesterreich zuletzt mehr eine Last gewesen als ein Besitz. In Deutschland dagegen lagen die Wurzeln der Kraft des Reiches, hier besaß es durch Jahrhunderte wertvolle Bundesgenossen. So wurde beschlossen, Venetien Italien anzubieten und den Kampf um Deutschland mit allen Kräften aufzunehmen. Wenn Oesterreich sich dann mit den deutschen Mittelstaaten verband, so war die Uebermacht der Zahl sichtlich auf seiner Seite. Auch Moltke meinte im Ministerrate vom 28. Februar, der Krieg sei für Preußen nur dann ratsam, wenn ein Teil von Oesterreichs Streitkräften durch Italien gebunden sei. Nach vollzogenem Ausgleiche mit Italien konnte seitens Oesterreichs strenge Vergeltung an Preußen geübt werden. Das war der Gedanke aller Gegner dieses Staates in Oesterreich und Süddeutschland; der württembergische Minister Varnbüler sagte denn auch vor Ausbruch des Krieges in der Kammer, es solle Preußen das „Wehe den Besiegten!" nicht erspart werden. Viel Unruhe erregte damals dem Wiener Kabinett das schweigsame Verhalten Kaiser Napoleons. Fürst Metternich, der Botschafter in Paris, bemühte sich unaufhörlich, ihn zu der Erklärung zu bestimmen, er werde sich gegen denjenigen wenden, der zuerst den Frieden Europas störe. Als Napoleon schwieg und das von Frankreich abhängige Italien sich mit Preußen verband, befürchtete man in Wien geheime Abmachungen zwischen den Kabinetten von Paris und Berlin.

Es war, wie wir heute wissen, richtig, daß das Bündnis zwischen Preußen und Italien nur dadurch zu stande gekommen war, weil Napoleon es förderte und vermittelte. Aber man irrte in Europa, wenn man voraussetzte, Frankreich und Preußen seien bereits handelseins. Napoleon war vielmehr über Preußen ärgerlich, weil seine Maklerdienste ohne Lohn geblieben waren. Er wurde von Bismarck hingehalten und wartete noch immer vergebens auf Anerbietungen seitens Preußens. Er hatte sich den Gang der Dinge anders vorgestellt. Unter dem Drucke der Kriegsgefahr, so meinte er ursprünglich, werde sich Preußen zu Abtretungen am Rheine entschließen müssen. Aber rascher, als Napoleon berechnet hatte, allzu rasch für seine weitwendigen Anschläge war die von ihm im stillen angefachte Glut empor-

geloht. Er hatte den Italienern, als La Marmora ihn um Rat fragte, eingeschärft, sie dürften Preußen nicht in der Mobilisierung der Armee vorangehen. Aber Italien, das er wie eine Drahtfigur lenken zu können glaubte, machte sich in diesem Punkte selbständig; König Viktor Emanuel, dem kriegerischen Enthusiasmus seines Volkes weichend, legte die Kriegsrüstung früher an als sein preußischer Bundesgenosse. Deshalb fuhr Napoleon am 30. April den italienischen Gesandten Nigra hart an: „Es war wohl der Mühe wert, mich um meine Meinung zu fragen, um dann gerade das Gegenteil von dem zu thun, was ich anriet." Mit Mühe gelang es dem gewandten Diplomaten, den Kaiser zu besänftigen. Aber das Stirnrunzeln Napoleons schien den italienischen Staatsmännern sehr bedenklich. La Marmora sandte nach Paris die formelle Zusage, daß Italien die Initiative zum Kriege nicht ergreifen werde. Dies wurde im französischen Senate bekanntgegeben. —

So war es Napoleon willkommen, daß das Wiener Kabinett ihn am 30. April in seiner Verlegenheit zum Vermittler zwischen Oesterreich und Italien aufrief. Oesterreich brachte es über sich, Venedig dem Kaiser der Franzosen anzubieten; ebenso hatte Napoleon im Jahre 1859 die Lombardei aus den Händen Oesterreichs übernommen und sie großmütig König Viktor Emanuel abgetreten. Jetzt war diese Verhandlung für Frankreich noch ehrenvoller, weil der Kaiser nicht zuvor einen gefahrvollen Feldzug gegen Oesterreich unternommen hatte. Die Abtretung Venedigs wurde aber von Oesterreich an eine sehr ernste Bedingung geknüpft. Sie werde erst stattfinden, nachdem Oesterreich Schlesien dem preußischen Staate abgenommen habe; dieses Kleinod, welches Maria Theresia mit Herzeleid aus ihrer Krone hatte brechen sehen, war zur Entschädigung ausersehen. Nur so könne Oesterreich auf Venedig verzichten. Gerne erfüllte Fürst Metternich den ihm gewordenen Auftrag, denn er entsprach seinen langjährigen Bemühungen, Oesterreich mit Kaiser Napoleon in freundschaftliche Beziehungen zu setzen. Oesterreich verlangte von Napoleon einen Gegendienst: er solle die Italiener zur Neutralität während des Krieges bestimmen, der zwischen Oesterreich und Preußen auszufechten war. Alle diese Vorschläge

vertraute Metternich dem alten Freunde Napoleons, Persigny, an und erbat sich durch ihn eine Audienz beim Kaiser [1]).

Persigny, der Jugendfreund Napoleons, der mit ihm Verbannung, Kerker und die Gefahren des Staatsstreichs geteilt hatte, stand damals nicht mehr im Vertrauen des Kaisers, da sich zwischen ihm und Kaiserin Eugenie bittere Feindschaft erhoben hatte und Persignys leidenschaftliches, reizbares Naturell wie seine unbeugsame Offenheit den phlegmatischen Sinn des Kaisers mit den Jahren unangenehm berührte. Immer drängte Persigny zu einer kühnen, thatenfreudigen Politik, zu straffem Anziehen der Zügel wie zur Zeit des Staatsstreiches. Jetzt überbrachte er dem Kaiser die wichtige Botschaft in der Meinung, er werde freudig zugreifen und seinem Schwanken und Träumen ein Ende machen. Er wies den Kaiser auf ein Bündnis mit Oesterreich und Italien hin. Denn wenn Preußen unterliege, so sagte er, würde das Gebäude Bismarcks zusammenstürzen und die Trümmer Preußens würden dem gehören, der sich nach ihnen bücke. Aber zu seinem Staunen blieb der Kaiser kalt, einsilbig und warf ein, dies sei nicht alles und er hätte noch andere Dinge zu bedenken. Da glaubte Persigny — wie so viele, die damals die Dinge verfolgten, — der Kaiser habe bereits einen Vertrag mit Preußen in Sicherheit, der ihm Landgewinn verbürge, und er sagte: „Dann, Sire, mache ich Ihnen mein Kompliment; denn wenn das Angebot Oesterreichs Eure Majestät nicht ganz befriedigt, so müssen Sie wirklich schöne Karten in Ihrem Spiele haben."

Napoleon aber, statt den geraden Weg zu gehen, spann überfeine Ränke, in die er sich zuletzt selbst verstrickte. Vor allem hielt er die unbedingte Vorherrschaft Oesterreichs in Deutschland für die größte Gefahr und deshalb ließ er sich nicht zu tief mit dem Fürsten Metternich ein. Er machte ihn gleich bei der ersten Unterredung aufmerksam, daß Italien dem Kampfe unmöglich müßig zusehen könne, wenn der Gewinn Venedigs ihm nicht unter allen Umständen gesichert sei. Denn nach Oesterreichs Vorschlag entging die schöne Provinz den Italienern, wenn Oesterreich Schlesien nicht erobern konnte, wenn die

[1]) Persigny, „Mémoires" (Paris 1895), S. 358 ff.

Bedingung also nicht erfüllt war. Napoleon verlangte deshalb, Venetien müsse an Frankreich schon vor dem Kriege abgetreten werden. Es lag ihm viel daran, sein Werk in Italien zu krönen und das Volk der Halbinsel so sehr zu verpflichten, daß es an Rom nicht rühre, über das er seine schützende Hand hielt.

Das Wiener Kabinett war so weit gegangen, daß es nicht mehr umkehren wollte. Es setzte sich jetzt mit allem in Widerspruch, was es früher beteuert hatte; kein Opfer war ihm zu groß, um Italien von Preußen zu trennen. Oesterreich fühlte, daß es der jahrelangen Arbeit Bismarcks gelungen war, es in die ungünstigste diplomatische Position zu bringen, deshalb bemächtigte sich des Wiener Kabinetts plötzlich die größte Nervosität und es entschloß sich in der letzten Stunde, der preußischen Politik mit einer starken Gegenmine zu begegnen. Es bequemte sich dazu, auf das Verlangen Napoleons einzugehen, und dieser erhielt die Mitteilung, Oesterreich sei bereit, Venedig ohne Rückhalt, und zwar schon vor Ausbruch des Krieges an Frankreich abzutreten — natürlich nur gegen die bestimmte Zusage, daß sich Italien während des Kampfes neutral verhalte. Das entscheidende Wort lag jetzt an dem Kabinett von Florenz.

Napoleon III. glaubte sich am Ziele seiner Wünsche. Nachdem sich Preußen und Italien bereits früher vertrauensvoll an ihn gewendet hatten, hielt er jetzt auch die Fäden der Politik Oesterreichs in der Hand. Er hatte die Wahl, welcher der beiden deutschen Mächte er sich zuwenden wolle[1]). Er konnte König Wilhelm für seine Zurückhaltung bestrafen, indem er Oesterreich mit Italien versöhnte und Preußen seinen Gegnern in Deutschland preisgab. Aber auch jetzt noch schien es ihm vorteilhaft, sich mit Preußen zu verständigen, denn die Rheinlande, welche er begehrte, standen unter dem Schutze der norddeutschen Macht. Er selbst war nicht ländergierig, aber er wollte den Eindruck verwischen, den die unglückliche Unternehmung gegen Mexiko auf die Franzosen hervorgerufen hatte.

---

[1]) Anfangs Mai soll er zu einigen französischen Abgeordneten gesagt haben: „Was werdet ihr sagen, wenn ich euch, ohne einen Schuß zu thun, das linke Rheinufer verschaffe?"

Er machte von dem ihm anvertrauten Geheimnisse Oesterreichs einen unziemlichen Gebrauch: bevor er Italien ganz einweihte, benützte er es in unbestimmten, vieldeutigen Worten als Drohung gegen Preußen. Bald nach der ersten Unterredung mit dem Fürsten Metternich fand (2. Mai) ein Hofball statt, bei welchem der preußische Botschafter anwesend war. Der Kaiser zog sich mit ihm zu einem anscheinend harmlosen Gespräche in eine Fensternische zurück; Metternich konnte nicht ahnen, daß der Kaiser vor Hunderten von auf ihn gerichteten Augen dem Feinde Oesterreichs eine Ecke des anvertrauten Geheimnisses lüftete [1]). Napoleon nahm Goltz das Versprechen der tiefsten Verschwiegenheit ab und ging dann auf sein Ziel los: Oesterreich, so teilte er ihm mit, habe ihm soeben wichtige Vorschläge gemacht, aber er würde sich lieber mit Preußen als mit Oesterreich verständigen. Fast ohne Umschweife forderte er den Botschafter auf, seine Regierung solle sich an dem Meistgebote beteiligen. Für einen solchen Fall nun war Goltz von Bismarck seit langem unterrichtet; er hatte den Auftrag, Napoleon zu sagen, es würde sich alles leichter ordnen, wenn der Kaiser selbst seine Zielpunkte des näheren bezeichne. Es kam Bismarck seit jeher darauf an, die Höhe des Preises zu kennen, den Napoleon für die Neutralität Frankreichs verlangte. Der Kaiser war stets ausgewichen, weil er Preußen nicht durch eine hohe Forderung vom Kriege abschrecken und weil er auch sich selbst durch bescheidene Forderungen nicht binden wollte. Diesmal aber hielt er nicht mehr mit seinem Verlangen zurück; er antwortete Goltz: „Die Augen meines ganzen Landes sind auf den Rhein gerichtet."

Damit berührte Napoleon III. die empfindlichste Stelle der preußischen Politik. Bismarck mußte vor allem Zeit zu gewinnen trachten. Ohne Goltz eine direkte Antwort auf Napoleons Anfrage zu senden, telegraphierte er ihm am 3. Mai: Preußen müsse zuerst wissen, welche Anerbietungen Oesterreich gemacht habe, erst dann könne das Berliner Kabinett beurteilen, welche Zusage es Napoleon geben könne. Jetzt erst zeigte sich in vollem Umfange die Gefahr, welche für Preußen aufzog: es setzte im

[1]) Sybel, IV, S. 366, und La Marmora sind die Hauptquellen für diese Unterhandlung.

Falle eines Krieges mit Oesterreich die Rheinlande aufs Spiel. Freiwillig aber durfte Preußen um seiner Ehre willen deutschen Boden nicht abtreten; auf die Gefahr hin, Napoleon in das Lager Oesterreichs zu drängen, mußte Bismarck den Schwerhörigen spielen und die Antwort auf die Frage des Kaisers in Schwebe lassen.

Verstimmt durch die Fortsetzung des Spieles, das Bismarck mit ihm trieb, entschloß sich Napoleon, allgemach Oesterreich näher zu treten. Erst jetzt wurde Italien herangezogen; erst am 4. Mai ließ Napoleon den italienischen Gesandten zu sich rufen und machte ihm die Mitteilung von dem Angebote Oesterreichs [1]). Napoleon fügte hinzu, daß er seinerseits Venedig, sobald Oesterreich es ihm abgetreten hätte, ohne weiteres König Viktor Emanuel übergeben werde. Das größte Hindernis einer Verständigung Italiens mit Oesterreich lag darin, daß Italien zu dieser Zeit bereits durch das Bündnis vom 8. April an Preußen gebunden war; drei Monate lang, bis zum 8. Juli, war Italien verpflichtet, sich bereit zu halten, ob Preußen das Signal zum Kriege geben wolle oder nicht. Napoleon stellte deshalb sofort an Nigra die Frage, ob Italien es auf sich nehme, die Preußen gegebene Zusage zu brechen. Diese Frage schloß eigentlich die Antwort in sich. Immer mehr verhärtete sich Napoleon gegen das Berliner Kabinett, da Preußen sich nicht zur Abtretung rheinischer Gebiete drängen ließ. Kurze Zeit darauf gab er dem italienischen Kabinett den Wink, man könne die Verhandlungen über Venedig so lange hinziehen, bis der 8. Juli verstrichen sei, denn dann sei Italien frei und könne mit Oesterreich abschließen. Schon damals trug sich Napoleon mit dem Gedanken, zur Besprechung der europäischen Wirren einen Kongreß der Mächte nach Paris zu berufen; es schmeichelte seinem Ehrgeiz, der Welt dieses glänzende Schauspiel zu geben, wenn auch die Zusammenkunft der Diplomaten zu keinem Ergebnisse

[1]) Als Tag des Gespräches muß der 4. Mai angenommen werden; in dem Briefe Nigras an La Marmora vom 5. Mai ist dies ausdrücklich gesagt, ebenso in der Denkschrift Nigras für den Prinzen Carignan (bei Rothan, S. 430). Das Telegramm, in welchem Nigra an La Marmora über die Unterredung mit Napoleon berichtet (La Marmora S. 192), ist vom 5. Mai, wahrscheinlich in der Nacht vom 4. auf den 5. Mai, datiert.

führen konnte. Italien hätte durch diese Verhandlungen Zeit gewonnen, um sich der am 8. Juli endigenden Verpflichtung zu entziehen. Während der Kaiser mit Nigra die Lage beriet, eilte in seinem Auftrage Prinz Jérôme Napoleon nach Florenz, langte hier am 4. Mai an und legte dem König und seinen Ministern die Botschaft Oesterreichs dar.

Verlockend waren die Italien sich eröffnenden Aussichten. Oesterreich verlangte für die Abtretung der Provinz, in der sich das Festungsviereck befand, nur eine Summe Geldes, geeignet, um das Reich an der neuen Südgrenze mit Befestigungen zu versehen. Alle Gründe der Menschlichkeit, Scheu vor unnötigem Blutvergießen, die unheilvollen Möglichkeiten des Kampfes, die lockere Zusammensetzung des italienischen Heeres, die wirtschaftlichen Nachteile des Krieges — alles dies mußte den italienischen Ministerpräsidenten bestimmen, den Antrag in ernste Erwägung zu ziehen. Auf der anderen Seite stand der Vertrag, den er mit Preußen geschlossen hatte. Aufs glücklichste hatte Bismarck Italien einzuspinnen gewußt, und jetzt, da es die Hand nur nach der Frucht auszustrecken brauchte, war es durch sein Wort gebunden. Die Lage war um so doppelsinniger, da sich gerade damals zwischen Berlin und Florenz eine Kontroverse über die Auslegung des Vertrages entsponnen hatte. In letzterem war nur der Fall in Betracht gezogen, daß Preußen mit Oesterreich in Krieg gerate; dann mußte Italien mit allen Kräften losschlagen. Wie aber, so ergab es sich anläßlich eines zwischen Bismarck und Govone geführten Gespräches, wenn der Krieg in Italien ausbrach? Leichthin warf Bismarck die Bemerkung hin, daß Preußen dann wohl nur moralisch, aber nicht durch den Vertrag selbst zur Hilfeleistung verpflichtet sei. La Marmoras bemächtigte sich ob dieser Auslegung große Aufregung und er drang auf beruhigende Zusicherungen Preußens. Mit Mühe besänftigte Bismarck das Florentiner Kabinett; König Wilhelm selbst gab die Interpretation, daß er sich, wenn Italien angegriffen werde, über den Vertrag hinaus zur Hilfeleistung verpflichtet fühle.

Diese Verhandlungen trübten in jenen Tagen das Verhältnis Preußens zu Italien, und Bismarck machte Govone gegenüber kein Hehl, daß ihm Gerüchte zu Ohren gekommen

seien über Verhandlungen, die Abtretung Venetiens betreffend. So atmeten die leitenden Minister Preußens und Italiens in einer Atmosphäre gegenseitigen Mißtrauens. Oesterreichs Aussichten stiegen, denn Italien schien geneigt, die Abtretung Venetiens anzunehmen.

La Marmora erholte sich zuerst bei den Vertretern Italiens in Paris und in Berlin Rats. Nigra neigte mehr dem Kriege zu, Govone aber sprach sich ziemlich geringschätzig über den Vertrag aus. Der Vorwurf eines Vertragsbruches, so meinte er, würde Italien nicht schwer treffen, da auch Preußen Ausflüchte suche. Auch sei zu bedenken, daß es zweifelhaft sei, ob Oesterreich militärisch nicht den beiden verbündeten Mächten gewachsen sei; Oesterreichs Sieg sei nicht ausgeschlossen. Nur dann könne Italien das Anerbieten Oesterreichs mit voller Beruhigung zurückweisen, wenn Frankreichs Hilfe seinem Vaterlande unter allen Umständen sicher sei. Govones behutsam ausgesprochene Ansicht war also, daß, wenn Napoleon nicht bestimmte Zusagen mache, der Ausgleich mit Oesterreich ratsam wäre.

Indessen war die Entscheidung bereits den Händen der italienischen Diplomaten entschlüpft; sie standen unter dem gebieterischen Einflusse der nationalen Leidenschaft. Das italienische Volk glühte von dem Verlangen nach einer neuen Waffenprobe mit Oesterreich, die besser als die früheren ausfallen müsse. Mit dieser Stimmung mußte das Haus Savoyen rechnen, da in Italien eine starke republikanische Partei bestand. Im Jahre 1859 verdankte das Land alles der französischen Hilfe, jetzt wollte der junge Staat zeigen, was er aus eigener Kraft vermöge. La Marmora, eher eine Zaudernatur, fühlte sich doch von dem kriegerischen Volksodem angehaucht; er konnte sich nicht die Kraft zutrauen, den revolutionären Geist einzudämmen, wenn dieser nicht gegen Oesterreich gelenkt wurde. In der Aussöhnung, die Napoleon mit Oesterreich vermitteln wollte, war besonders der Punkt bedenklich, daß Italien die Dogenstadt erst aus der Hand des französischen Kaisers erhalten solle. Zu stark drückte die Schutzherrlichkeit Napoleons bereits auf das Königreich und schwer waren die auferlegten Opfer. Für die Bundeshilfe von 1859 hatte der Kaiser Nizza und Savoyen gefordert, und noch

blieben die Thore Roms König Viktor Emanuel verschlossen. Konnte man wissen, welchen Preis Napoleon jetzt im Auge habe? Dazu kam noch ein anderer Gedankengang. Wenn Italien vom preußischen Bündnisse zurücktrat, dann konnte, so fürchtete La Marmora, Oesterreich den preußischen Staat demütigen und dann stand es gewaltiger in Europa da als je [1]). So oft aber Oesterreich über die geeinten Kräfte Deutschlands verfügte, richteten sich die Augen der nordischen Barbaren auf das schöne Land Italia. Schlesiens Besitz wäre für den katholischen Hof von Oesterreich vielleicht ein Anreiz gewesen, um auch den Papst in seine alten Besitzungen einzusetzen.

Die italienischen Minister hätten sich trotz alledem zum Ausgleiche bequemt, wenn Napoleon entschieden zu einem solchen gedrängt hätte; aber der Kaiser erkannte an, daß die Frage für Italien sehr delikat sei, und riet nur, man solle Zeit zu gewinnen trachten [2]). So brachte es La Marmora über sich, am 14. Mai eine gewundene Absage zu senden. Er warf in seiner Instruktion an Nigra nicht alle Brücken hinter sich ab, Italien legte aber das Hauptgewicht darauf, daß Venetien unmittelbar an König Viktor Emanuel abgetreten werde. Das Kabinett von Florenz wollte die Provinz nicht aus der Hand Napoleons, sondern, wie seine selbständig gemachten Erwerbungen, durch eine Volksabstimmung erhalten. Kaiser Napoleon, so sollte Nigra vorstellen, würde denselben ehrenvollen Anteil an dem Werke haben, wenn er Oesterreich bestimme, den Grundsatz der Volkssouveränität anzuerkennen und Venetien unmittelbar an Italien abzutreten [3]).

---

[1]) Nigra schrieb selbst etwas später: „Nach meiner Ansicht ist es keine gute Politik für den Kaiser, die Macht Oesterreichs auf Kosten Preußens zu vergrößern. Wenn wir selbst auf diese Weise (gegen den Gewinn Schlesiens durch Oesterreich) Venetien erhalten würden, so wäre es meines Erachtens eine große Gefahr für Italien, einem Oesterreich gegenüberzustehen, verstärkt durch seine neuen Besitzungen und den neuen Einfluß in Deutschland, ohne daß ihm Preußen wie früher das Gleichgewicht halten könnte."

[2]) La Marmora, S. 200.

[3]) La Marmora und seine Ministerkollegen waren später bemüht, ihre Vertragstreue gegen Preußen in helles Licht zu setzen. „Der Entschluß," so schrieb Jacini, damals Mitglied des Kabinetts, „den der Chef des italienischen Ministeriums in einem Saale des Palazzo Vecchio in Florenz faßte,

Möglich, daß Napoleon verstimmt war, weil Italien sein Mittler- und Schiedsrichteramt ablehnte. Aber dieses Gefühl kann nicht sehr stark gewesen sein; denn er hätte ohne Anstrengung einen Druck üben können, dem Italien wohl oder übel weichen mußte. Aber der Kaiser sprach die Beschwörungsformel absichtlich nicht, und die Italiener fühlten sich ihm zu neuem Danke verpflichtet, daß er sie nicht zu einem für sie zwar gewinnreichen, aber demütigenden Frieden zwang [1]).

Die Motive, welche Kaiser Napoleon zu seiner passiven Haltung bestimmten, liegen klar vor uns: im allgemeinen wirkte die Apathie mit, welche die Wirkung seiner Krankheit war; zu einem durchgreifenden Entschlusse war er in seinem damaligen Zustande nicht recht fähig; er tastete und intriguierte nach allen Seiten. Die Hauptsache aber war, daß er durch den Krieg in Deutschland eine Vergrößerung Frankreichs im Osten erreichen wollte, ohne selbst zu den Waffen greifen zu müssen [2]). Er betrachtete es als Erfolg seiner Diplomatie, auf

---

in der Nacht vom 5. auf den 6. Mai, wird einst mit goldenen Lettern in den Annalen der preußischen Monarchie zu verzeichnen sein." Vgl. Reuchlin, „Geschichte Italiens", IV, S. 422.

[1]) Nigra in dem Berichte an den Prinzen von Carignan vom 1. Juni 1866 (Rothan, S. 431): „Der Kaiser, immer wohlwollend gegen uns, acceptierte nicht den österreichischen Vorschlag betreffs Schlesiens . . ." Nigra bezeugte später, daß Napoleon niemals entschieden verlangt habe, Italien solle von dem Vertrage mit Preußen zurücktreten (siehe das Gespräch Nigras mit dem Verfasser im Anhange zum II. Bande Nr. III).

[2]) Die bisherigen Darstellungen stimmen so ziemlich darin überein, daß Napoleon den Krieg in Deutschland und Italien wünschte und deshalb Italien absichtlich nicht zur Ruhe verwies. So urteilte Bismarck (vgl. Persigny, „Mémoires" S. 377). La Marmora fällte dieses Urteil sowohl vor als nach dem Kriege (vgl. sein Buch S. 275). Desgleichen Rothan, wiewohl er die sentimentale Vorliebe des Kaisers für Italien als Motiv überschätzt. Auch Gramont, S. 266, konstatiert, daß der Kaiser, um den Krieg herbeizuführen, nicht energisch auf Italien gewirkt habe. Anders Sybel (IV, S. 399). Er meint, daß La Marmoras Ablehnung vom 14. Mai „für französische Augen die offene Aufkündigung des Gehorsams, die pflichtwidrige Auflehnung des undankbaren Vasallen" bedeutete; er schreibt ihr die Folge zu, daß Napoleon von diesem Augenblicke an bereit war, die Einheit Italiens dessen Gegnern preiszugeben. Sybel führt für seine Behauptung keinen Beweis an. Auch Graf Nigra hält, wie er dem Verfasser sagte, die Auffassung Sybels für irrig.

solche Weise zugleich dem Ehrgeize wie der wirtschaftlichen Wohlfahrt der französischen Nation zu dienen. So wie die Dinge lagen, waren nach seiner Ansicht die Gewichte gleich verteilt; er wollte Preußen nicht entmutigen, Oesterreich nicht den sicheren Sieg zuwenden. Deshalb hielt er, ohne den österreichisch-italienischen Streitfall zu schlichten, das Wiener Kabinett durch Unterhandlungen hin. Die Gefahren, welche diese doppelzüngige Politik für Frankreich in sich barg, wurden von einigen seiner Minister wohl gefühlt. Diese wünschten ein bestimmteres Heraustreten des Kaisers, aber sie waren nicht einig, für wen Frankreich Partei ergreifen solle. Rouher, den man den Vicekaiser nannte, wirkte im Vereine mit dem Prinzen Napoleon für den Bund mit Preußen, Drouyn de Lhuys zog den Kaiser nach der entgegengesetzten Seite. Rouher war darin mit Napoleon einig, daß der Krieg der beiden deutschen Mächte Frankreich förderlich sei. Dieser Minister aber war ein positiver, allen Unklarheiten abholder Kopf, deshalb drang er, als der Bund zwischen Preußen und Italien vermittelt war, auf die logische Fortsetzung der damit begonnenen Politik: Frankreich thäte am besten, Preußen eine Allianz gegen Oesterreich anzubieten und dafür gerade heraus seinen Preis zu fordern. Den Zusammenstoß Frankreichs mit Preußen wollte er, da er die Mängel der französischen Militärverwaltung kannte, vermieden sehen. Prinz Jérôme Napoleon besaß noch mehr Gründe, diese Politik zu unterstützen. Als Schwiegersohn Viktor Emanuels erwärmte er sich für einen Dreibund zwischen Frankreich, Preußen und Italien. Auch war der „rote Prinz" Freund der Selbstbestimmung der Völker, er schwärmte für den Sieg des Nationalitätenprinzips und hielt die volle Einigung Deutschlands und ebenso Italiens lediglich für eine Frage der Zeit. Zu seinen Theoremen gehörte auch, daß Oesterreich ein unmoderner Staat und deshalb innerlich morsch und zum Zerfalle reif sei. Er mißbilligte es deshalb, daß Kaiser Napoleon sich jetzt mit Oesterreich einließ. Mit dem Prinzen und mit Rouher arbeitete Nigra für die Tripelallianz gegen Oesterreich.

Gegenüber diesen Männern vertrat Drouyn de Lhuys das konservative Prinzip und deshalb fühlte er sich durch das kühne Emporstreben Preußens beunruhigt. Schon zur Zeit des Krimkrieges hätte er gerne einen Bund zwischen Frankreich und

Oesterreich vermittelt. Er schätzte Oesterreich als Hüter des Vertragsrechtes, das er selbst als korrekter Diplomat respektierte. Er sah mit Besorgnis, daß Frankreich seit 1859 in Italien einen starken Nachbarstaat großziehe. Deshalb berief ihn Napoleon 1862 an Stelle Thouvenels ins Ministerium des Aeußern. Dieser letztere gehörte der liberalen Schule an und drang in Napoleon, Rom zu räumen und es den Italienern zu überlassen. Aber in dem Spiele Napoleons war der Papst ein wichtiger Stein; auch wollte er sich nicht den häuslichen Frieden stören lassen, da Kaiserin Eugenie mit ihren Thränen die weltliche Herrschaft des Heiligen Vaters verteidigte [1]). Drouyn de Lhuys war allen gefährlichen Experimenten abhold; Herr v. Bismarck mit seinen großen Plänen flößte ihm das tiefste Mißtrauen ein. Der Kaiser und sein Minister des Aeußeren teilten sich in die Rollen, um die Kräfte Oesterreichs und Preußens im Gleichgewichte zu halten. Napoleon brachte Italien und Preußen näher; Drouyn wieder gab den französischen Gesandten an den kleineren Höfen Deutschlands den Wink, für Oesterreich zu wirken. Die Vertragstreue des Ministers fand natürlich ihre Grenze, sobald es sich um die Vergrößerung Frankreichs handelte. Als Goltz ihm einmal vorstellte, Frankreich werde durch das Streben nach der Rheingrenze allgemeinen Argwohn erregen und seinen Einfluß in Europa vermindern, erwiderte er: „Einfluß haben wir genug, dergleichen zieht nicht mehr; wir werden nicht mehr für Ideen kämpfen; wenn andere sich vergrößern, müssen wir es in gleichem Maße, Zug um Zug, anders geht es nicht [2]).

Mitten in diesem Zwiespalte erhob der bedeutendste Kopf der damaligen Kammer-Opposition, Thiers, am 3. Mai seine Stimme; in einer vierstündigen, vielbewunderten Rede unterzog er die Politik des Kaisers einer herben Kritik. Thiers war der überzeugte Vertreter der altfranzösischen Politik, welche Deutschland und Italien gespalten und dadurch dem französischen Einflusse zugänglich erhalten wollte. Er erkannte mit dem scharfen Blicke des patriotischen Egoismus die Gefahr, welche die Einheit

[1]) Darüber ausführlich Thouvenel: „Le secret de l'Empereur".

[2]) Sybel, IV, S. 366. Drouyns Politik ist Gegenstand des Buches „Les quatre ministères de M. Drouyn de Lhuys" par le comte Bernard d'Harcourt (Paris 1882).

Deutschlands wie Italiens der Macht Frankreichs bringen mußte. In seiner Rede entwickelte er denn die Grundsätze, welche Richelieu, Ludwig XIV. und ihre Nachfolger befolgt hatten; er wandte sie folgerichtig auf die damalige Lage an. Er prophezeite dem Kaiser, daß Italien sich bald emanzipieren und dann gegen Frankreich kehren werde. Er besaß keinen Einblick in die offizielle Politik, aber er erriet mit vielem Scharfsinn, daß Napoleon durch seinen Rat das Einverständnis zwischen Preußen und Italien hervorgerufen habe. Auch das sagte er voraus, daß Frankreich damit Preußen die Wege ebne und daß das geeinigte Deutschland einst die Geißel Frankreichs werden müsse. Diese Rede gilt mit Recht für eine große politische Leistung. Der Kaiser aber sah in Thiers einen unverbesserlichen Reaktionär. Seiner Ansicht nach war es vergeblich, sich dem Zuge der Zeit, der Bildung national geschlossener Staaten zu widersetzen. Er hielt es für die Aufgabe des Staatsmannes, die lebendigen Kräfte der Weltgeschichte zu erforschen und mit ihnen zu rechnen. Den Einheitsdrang der Völker wollte er nicht eindämmen, sondern als Faktor in seine politische Rechnung einstellen. Darin lag ein richtiger Gedanke, aber er mußte mit Energie in die That umgesetzt werden. Napoleon aber war selbst in seinen besten Tagen phantastisch gewesen in seinen Entwürfen, jetzt lähmte Krankheit seine Energie. Ohnmachten befielen plötzlich den siechen Mann; einmal erlag er einer solchen Anwandlung im Hause seiner Geliebten und mußte bewußtlos in die Tuilerien zurückgebracht werden. Daraus ist das Unsichere, Tastende seines Vorgehens erklärlich. Er griff zu dieser Zeit nie mehr frisch zu, sondern verlor sich mehr in nebelhaften Kombinationen, über deren künstlichen Aufbau man staunt. Folgendermaßen, das waren seine Ideen, sollte die Karte Europas umgeändert werden: Venedig solle an Italien fallen, Oesterreich wäre durch Schlesien zu entschädigen. Dadurch wäre Preußen für seine Zurückhaltung bestraft worden; es sollte so geschwächt werden, daß Frankreich gegen den Rhein vordringen konnte. Aber Preußen durfte nicht zu tief gedemütigt werden, denn die Erhaltung des deutschen Dualismus war ein Gebot der französischen Staatskunst. Preußen war notwendig, um Oesterreich in Schach zu halten, deshalb war ihm der Gewinn Schleswig-Holsteins und anderer nord-

deutschen Gebiete zugedacht. Bis an den Rhein sollte Frankreich herrschen, jedoch nicht direkt, denn Napoleon wollte den Schein der Uneigennützigkeit wahren. Um das Nationalgefühl der Deutschen nicht herauszufordern, konnte man am linken Rheinufer einige kleine deutsche Herzogtümer schaffen. Diese aber sollten unter dem Protektorate Frankreichs stehen[1]).

Aus diesem Entwurfe sieht man, daß sich der Kaiser Oesterreich zugewandt hatte. Preußen aber, dem Schlesien und die Rheinlande abgenommen werden sollten, stand in Ungnade, denn für solche Verluste gab es keine Entschädigung. Dies alles aber wollte der alternde, kränkliche Kaiser durchführen, ohne Blut und Leben französischer Soldaten einzusetzen. Er wollte also Unvereinbarliches vereinigen. Als Antwort auf die Rede Thiers' hielt er am 7. Mai zu Auxerre eine Ansprache, in welcher er den modernen Charakter, den revolutionären Ursprung seiner Politik hervorhob. Er bekannte sich zu denjenigen, welche „die Verträge von 1815 verabscheuten", durch die Frankreich in seine damaligen Grenzen zurückgewiesen worden war. Er kündete damit seine Absicht an, sie zu zerreißen. Er glaubte, dies könne geschehen, indem die Nachbarn sich zerfleischten und Frankreich neutral bliebe. Er nahm an, daß die Streitkräfte Oesterreichs dem verbündeten Preußen und Italien ungefähr gewachsen seien. Wie der Kampf auch ausfalle, jedenfalls, so vermutete er, werde er längere Zeit währen. Wenn beide Teile durch den Krieg erschöpft seien, dann erst wollte er gewaltig zwischen die Kämpfenden treten.

[1]) Bericht Nigras, des Vertrauensmannes Napoleons, vom 11. Mai. Er fügt hinzu: „Uebrigens widersteht die Vereinigung deutscher Gebiete mit Frankreich und die Schöpfung eines rheinischen Venetiens auch dem Kaiser. Aber dieser Widerwille wäre nicht unüberwindlich." Persigny behauptet in seinen Memoiren, S. 329 ff., das obige Programm rühre von ihm her, er tadelt aber mit Recht, daß der Kaiser sich treiben ließ, ohne selbst in die Dinge einzugreifen.

VIII. Buch.

Innere Lage Oesterreichs und Deutschlands. Preußens Angebot auf Teilung Deutschlands.

Zu spät also entschloß sich Oesterreich zu dem freiwilligen Verzichte auf den Ueberrest seiner Herrschaft in Italien, die Künste der Diplomatie hielten gegen die nationale Erregung auf der Halbinsel nicht mehr Stich. Die Ablehnung der friedlichen Botschaft seitens Italiens bereitete dem Wiener Kabinett eine schwere Enttäuschung. Man hätte deshalb glauben sollen, es werde fortan behutsamer in seinen Maßnahmen gegen Preußen sein. Nur den einen Vorteil hatten die letzten Verhandlungen für Oesterreich, daß es an die Verteidigung Venetiens nicht mehr die volle Kraft setzte. Schon früher war bestimmt worden, daß das Heer im Norden aus sechs, das im Süden aus drei Armeecorps bestehen solle. Die Verwendung des außerdem zur Verfügung stehenden 3. Corps sollte von den Verhältnissen abhängen. Am 24. Mai erhielt auch dieser Truppenkörper Auftrag, nach Mähren aufzubrechen und die Nordarmee zu verstärken.

Der Monat Mai brachte Oesterreich manche Verbesserung seiner Lage. Sichtbar war vor allem, daß Napoleon sich von Preußen ab- und seinem alten Gegner Oesterreich zuwandte; die Gefahr war ausgeschlossen, daß Oesterreich auch die Waffen Frankreichs gegen sich haben werde. Im Inneren des Reiches zeigte sich, wenn man von Ungarn absah, einmütige Kampfesbereitschaft, und auch jenseits der Leitha kam die Regierung durch

Nachgiebigkeit dem Ausgleiche mit der ungarischen Nation einige Schritte näher. Vor allem aber eröffnete sich die Aussicht, daß 100000 Mann süddeutscher Truppen zu Bundesgenossen gewonnen werden könnten. Noch um den 20. Mai rechnete Bismarck auf die Neutralität einiger der größeren deutschen Staaten [1]), aber bald lief Oesterreich dem Nebenbuhler den Rang ab. Denn die Einheits- und Parlamentspläne Bismarcks trieben die Mittelstaaten in das Lager Oesterreichs, von dem sie Schutz ihrer Unabhängigkeit hofften. Aus all dem schöpfte das Wiener Kabinett gute Hoffnungen; immer zuversichtlicher sah es, trotz der düsteren Voraussagungen der Generäle, der Zukunft entgegen. In demselben Maße aber fühlte sich König Wilhelm vereinsamt, und während ihm Roon und Moltke unermüdlich die Vorteile eines rücksichtslosen Angriffskrieges darlegten, hielt er an der Idee eines Ausgleiches mit Oesterreich fest.

Wohl hätte die Kriegslust des Kabinetts Belcredi nicht bloß durch militärische Gründe, sondern auch durch die traurige Lage der Finanzen Oesterreichs gedämpft sein sollen. Unter dem Ministerium Schmerling waren durch Finanzminister Plener alle Anstrengungen gemacht worden, das Defizit zu beseitigen und die Schuld an die Bank zurückzuzahlen, um das Disagio des Papiergeldes verschwinden zu lassen. Die Rückzahlungen an die Bank erfolgten so pünktlich, daß das Disagio, das nach dem Kriege von 1859 nicht weniger als 50 Prozent betrug, Ende März 1866 auf 2 Prozent gesunken war. Aber die notwendigen Rüstungsauslagen störten das opfervoll aufgebaute Werk. Die Mobilisierung heischte Geld und am 5. Mai 1866 erschien ein Dekret, in welchem die Regierung ermächtigt wurde, Staatsnoten zu einem und zu fünf Gulden in der Höhe von 150 Millionen Gulden auszugeben. Sowie diese Zettel in Umlauf kamen und den Geldmarkt überfluteten, hob sich das Disagio wieder; es notierte am 26. April mit 4 Prozent, stieg aber bis zum 12. Mai jählings auf mehr als 30 Prozent. Das war nur der erste Schritt; denn der Betrag von 150 Millionen reichte nur bis zur Schlacht bei Königgrätz, und durch das Gesetz vom 7. Juli 1866 wurde dem Finanzminister ein weiterer Kredit

[1]) La Marmora, S. 225, 228.

von 200 Millionen, gleichfalls in Form von Papiergeld, eröffnet. So war man wieder in die unheilvolle Zettelwirtschaft zurückgefallen, die bereits zweimal in diesem Jahrhundert zum Staatsbankerott geführt hatte.

Mit diesen düsteren Aussichten stand die Siegeszuversicht der österreichischen Bevölkerung in grellem Widerspruch. Nicht bloß unter den Offizieren, die nach Ehre und Beförderung dürsteten, wurde der Krieg als wünschenswert angesehen — der von Preußen geplante Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland erregte vielmehr allgemeine Kampfesstimmung. Gegen Bismarck richtete sich der allgemeine Haß: vor Ausbruch des Krieges wurden von einem heißblütigen steierischen Notar hundert Gulden als Belohnung für denjenigen ausgesetzt, der den bösen Mann tot oder lebendig in seine Gewalt bekomme.

Diese Stimmung drängte auch den Mißmut zurück, der unter den Deutschen Oesterreichs wegen der Sistierung der Verfassung und der Bevorzugung der Slaven bestand. Wohl hörte man Warnungen, der Krieg solle nicht begonnen werden, bevor seitens der Regierung volkstümliche Einrichtungen in Aussicht gestellt würden. Als der Gemeinderat von Wien eine Ergebenheitsadresse an den Kaiser beriet, beabsichtigte ein Teil seiner Mitglieder, einen Antrag dieses Inhalts zu stellen, doch verschob man dessen Einbringung. Mitte Mai tauchten Gerüchte auf, der Kaiser gedenke den Fürsten Karl Auersperg mit der Bildung eines deutschgesinnten Ministeriums zu betrauen; die „Wiener Abendpost" beeilte sich aber, dieser Nachricht in aller Form entgegenzutreten.

Ein unbehagliches Gefühl bemächtigte sich der Einwohnerschaft Wiens, als am 23. Mai mit der Anlegung von Schanzen nördlich von der Hauptstadt begonnen wurde; die Regierung erklärte aber, eine Befestigung Wiens sei nicht beabsichtigt, sondern nur die Anlegung eines verschanzten Lagers zum Stützpunkte für die Armee. Alle Bedenken traten jedoch weit zurück gegenüber dem Wunsche, mit dem alten Nebenbuhler Oesterreichs gründlich abzurechnen.

Die österreichische Presse nährte die Zuversicht, die nicht selten in Ueberhebung umschlug. Selbst besonnene Zeitungen, wie die von Kuranda geleitete „Ostdeutsche Post", hielten es für

unmöglich, daß Oesterreich ruhig zusehe, wie Bismarck die Demütigung des Reiches betrieb. Man sah in dem Umschlage der Waffengenossenschaft von 1864 in die Feindseligkeiten von 1866 nichts als Tücke und Hinterlist. Schon im April schrieb das genannte Blatt: „So ehrlich wir den Frieden wünschen, so nahe uns die ökonomische Lage des Reiches geht und so teuer das Gut und Blut unserer Mitbürger ist, so sagen wir doch: Wenn die österreichische Regierung sich diesmal einschüchtern und demütigen läßt, so möge sie ihr Testament in Deutschland machen oder sich darauf vorbereitet halten, daß dasjenige, was sie heute durch Mattherzigkeit etwa zu beseitigen glaubt, in sechs Monaten oder früher, ja vielleicht sogar unter noch ungünstigeren Verhältnissen für uns, wiederkehren wird." Allgemein war die Ueberschätzung der österreichischen Heeresmacht, die „Neue Freie Presse" schlug sie auf eine Million Krieger an, denen Preußen nur 450 000 Mann entgegenstellen könne. Aber allen Zeitungen voran gefiel sich die von Zang geleitete „Presse" in wildem Kriegseifer [1]). Als die „Neue Freie Presse" vor Uebertreibungen

---

[1]) Als Stilprobe mag der Artikel der „Presse" vom 12. Juni dienen: „Das preußische Volk ist nichts anderes als ein Spielball in den Händen eines einzelnen bösen und verworfenen Mannes. Es besitzt kein Mittel, um seiner Faust zu entrinnen. Kein Negersklave Brasiliens, der sich unter der Peitsche des Aufsehers windet, ist hilfloser, erbarmungswerter als das gesamte Preußentum. Es kann knirschen, wüten, jammern, aber es muß Haus und Hof verlassen und geknebelt in die Schlacht laufen für eine Meinung, die es mißbilligt, und für eine Sache, die es haßt ... Es ist selbst zu schwach, sich von den Staatsmännern zu befreien, die es knechten. Hier fühlen wir uns berufen, ihm unseren kräftigen Beistand angedeihen zu lassen." — Die „Kölnische Zeitung" schrieb am 16. Mai: „Die Wiener ‚Presse' war neulich in Preußen wegen ihrer heftigen Sprache verboten, ist aber bald von dem Minister des Innern, Grafen Eulenburg, wieder erlaubt worden, da die Sprache des Blattes jetzt so sehr alles Maß übersteigt, daß sie bei uns nur abschreckend wirken kann, wie in Sparta das Beispiel des betrunkenen Heloten. Dieses eine Blatt würde für den in Wien herrschenden Geist wenig beweisen. Denn sowohl der Eigentümer, Herr Zang, als der Redakteur, Herr Warrens, sind Kapitalisten und Spekulanten, und sie spekulieren, wie aus Wien gemeldet wird und jede Nummer des Blattes zeigt, auf das Sinken der Papiere." Die Witzblätter in Wien, denen übrigens der „Kladderadatsch" darin nicht nachstand, überboten sich in der Verhöhnung der feindlichen Armee, und während dieser letztere den

warnte, fiel die „Presse“ die jüngere, emporstrebende Nebenbuhlerin mit Denunziationen an, die ihren Patriotismus in Frage stellten. Bald wurde es gefährlich, in der Presse zur Mäßigung zu mahnen. Im Laufe des Mai erschien in dem die feudale Partei vertretenden „Vaterland“ ein Artikel, in welchem vor Unterschätzung Preußens gewarnt, die Tüchtigkeit seines Heeres anerkannt und die Befürchtung kommenden Unheils ausgesprochen wurde. Unwillig traten daraufhin die aristokratischen Gönner des Blattes zusammen und nötigten den Chefredakteur Keip, seine Entlassung zu nehmen. Die Regierung, statt die kriegerische Hitze zu mäßigen, ließ in den offiziösen Blättern starke Töne anschlagen. Im auswärtigen Amte hatte Hofrat Max v. Gagern die Obliegenheit, die Beziehungen mit der Presse zu pflegen. Mensdorff waren die Zügel in seinem eigenen Ministerium längst entfallen; Gagern, klerikal und preußenfeindlich gesinnt, trieb die Presse, besonders in den deutschen Staaten, zu heftiger Bekämpfung Preußens an.

Ganz anders war die Stimmung, mit der jenseits der Leitha dem Kriege entgegengesehen wurde, denn die Magyaren erwarteten von einer Niederlage Oesterreichs die Wiedergewinnung ihrer Unabhängigkeit.

Wohl wünschte die der Führung Deaks folgende Mehrheit des Volkes den Ausgleich mit der Krone, und er selbst hoffte mit Zuversicht auf die baldige Wiederherstellung der Landesverfassung. Aber es gab revolutionäre Elemente genug, die glaubten, dieses Ziel sei nur durch einen Aufstand zu erreichen, und andere, welche die vollständige Losreißung von Oesterreich anstrebten. Das Land wurde, wie oben erzählt, von den Altkonservativen regiert. Der ungarische Hofkanzler Majlath, Baron Sennyey und Graf Apponyi, ihre Führer, hatten nach dem Sturze Schmerlings den Kaiser bestimmt, die formelle Gültigkeit der Verfassung von 1848 anzuerkennen, aber es wurde zugleich erklärt, dieses Gesetz werde erst dann in Kraft treten, wenn es revidiert sei. Deak und die Mehrheit des Reichstages waren

---

Berlinern riet, ihr Silbergeschirr vor den Soldaten Benedeks zu behüten, prahlte ein Wiener Blatt damit, man werde die Preußen „mit nassen Fetzen“ zurücktreiben.

bereit, die Revision vorzunehmen, aber sie forderten zuvor die Wiederherstellung des gestörten Rechtszustandes. In dem im Herbste 1865 gewählten Reichstage verfügte Deak über mehr als hundert Stimmen Mehrheit; ihm war es aber so unlieb nicht, daß zu seiner Linken die Beschlußpartei, sowie die Unabhängigkeitspartei zu stürmischem Vorgehen drängten: so hoffte er den Hof zu seiner mittleren Meinung zu bestimmen. Die Beschlußpartei unter Führung Tiszas und Ghiczys erkannte gleich ihm die Notwendigkeit einer Verbindung mit Oesterreich an, aber nur in der Form einer Personalunion ohne Feststellung einer Centralregierung. Wilder waren die Pläne der Unabhängigkeitspartei, denn sie gingen auf Losreißung von Oesterreich. Dem Verlangen der Regierung, der Reichstag solle sich aus Opportunitätsgründen auf den Boden der thatsächlichen Verhältnisse stellen, setzte Deak unbeugsam den Grundsatz entgegen, vor allem müsse die Rechtskontinuität gewahrt werden. „Manche gebrauchen," so sagte er in seiner Rede vom 22. Februar 1866, „das Wort ‚Opportunität' gerne, um die Gesetze nicht einhalten zu müssen, so oft das Gesetz nicht zu ihren Gunsten spricht. Man stellt die Opportunität in Gegensatz zu dem positiven Gesetze, ja, wie im vorliegenden Falle, zu der ganzen nach vollem Rechte bestehenden Verfassung. Man schlägt uns vor, einen solchen Opportunitätszustand, der nun siebzehn Jahre dauert, auf unbestimmte Zeit beizubehalten. Das ist aber keine Opportunität, das heißt mit dem wahren Namen Absolutismus." „Wir verlangen," so heißt es in der von ihm entworfenen Adresse, „die Vollziehung der Gesetze, denn das nicht vollzogene Gesetz ist ein toter Buchstabe."

Die Verhandlungen rückten nicht vom Flecke; denn die Einsetzung eines verantwortlichen Ministeriums wurde im Erlasse vom 3. März von der Krone abgelehnt, wenn auch abermals beteuert wurde, daß sie zu Zugeständnissen bereit sei, sobald nur der königlichen Gewalt die durch die revolutionären Gesetze von 1848 abgesprochenen Rechte zuerkannt seien. Das aber verweigerte die nächste, gleichfalls von Deak entworfene Adresse: „Die gesetzgebende Gewalt," so heißt es darin, „ist das schönste Recht der Nation. Soll dieses aber Wirklichkeit werden, so ist unumgänglich notwendig, daß die Gesetze auch

gehalten werden, bis die konstitutionelle Legislative sie auf ordentlichem Wege aufhebt oder abändert. Hätte die ausübende Gewalt das Recht, die auf verfassungsmäßigem Wege geschaffenen Gesetze nicht zu vollziehen, ihre Kraft zu suspendieren, sie durch Erlässe zu ersetzen und die ganze Konstitution so lange in Schwebe zu erhalten, bis der Landtag sie abändert, dann würde in der That die vollziehende Gewalt auch das Recht der Gesetzgebung üben. Eure Majestät wollen, wie wir glauben, den Absolutismus nicht ferner erhalten; nun aber wäre eine solche Vereinigung der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt, wenn sie nicht bloß provisorisch ist, wirklicher Absolutismus." Ueberhaupt wollte der ungarische Landtag mit der ungesetzlichen Regierung nicht einmal verhandeln. Aber er ging doch einen Schritt weiter: eine Kommission von 67 Mitgliedern wurde eingesetzt, von welcher ganz unabhängig von der Thätigkeit der Regierung die Vorschläge festgestellt werden sollten zur Revision der 1848er Gesetze und zur Abgrenzung zwischen dem Reichsrechte und dem ungarischen Staatsrecht. Dieser große Ausschuß wählte ein Komitee von 15 Mitgliedern, das sich denn auch an diese Aufgabe machte.

Nicht weit war man in diesen weitwendigen Erörterungen gelangt, als der Krieg gefahrdrohend heraufzog. Bisher, in den Zeiten des europäischen Friedens, war Deak unbedingt der Führer der Nation. Darin herrschte solche Einstimmigkeit, daß die Linke es ihm durch teilweise Entfernung aus dem Reichstagssaale ermöglichte, seine berühmte Adresse von 1861 durchzusetzen, die ihr eigentlich zu gemäßigt war. Das Volk glaubte an die Weisheit seiner Leitung; denn auch im Herbste 1848 war er im selbständigen ungarischen Ministerium als Justizminister dem wilden Drängen Kossuths entgegengetreten, hatte ihn gewarnt, den gesetzlichen Weg zu verlassen, und war aus dem Kabinett geschieden, weil er den Aufruhr mißbilligte. Aber wiewohl frei von Schuld gegen Oesterreich und deshalb nach der Eroberung Ungarns in seinem Vaterlande verbleibend, fühlte er sich eins mit seinem Volke und trauerte mit ihm über die Niederlage des ungarischen Heeres, über die Niedertretung der gesetzlichen Verfassung. Jetzt nahten für ihn ebenso schwere Tage wie 1848. Denn er gewahrte, wie die Kossuthpartei wieder

Einfluß auf die Gemüter gewann, da der Krieg Oesterreichs gegen Preußen und Italien ihre Hoffnungen weckte. Deak fürchtete die Wiederholung des blutigen Zusammenstoßes zwischen Oesterreich und Ungarn und damit eine weitere Entfremdung zwischen Herrscher und Volk. Die Verschwörer gaben ihm Kenntnis von ihren Plänen und er vermochte sie ebensowenig zurückzuhalten als die Krone zum Nachgeben zu bestimmen. Mit Bangen sah er eine Zeit kommen, in der ihm die Führung der Nation ebenso wie im Jahre 1848 entgleiten mußte. So sicher er sich auf gesetzlichem Boden fühlte, so wenig besaß er die Kühnheit, revolutionäre Elemente zu entfesseln; er traute sich nicht die Kraft zu, sie dann mit gewaltiger Hand zu meistern. Er war der unvergleichliche Führer einer gesetzlichen Opposition, ein umsichtiger Gesetzgeber, ein Mann der Mäßigung und Selbstbeherrschung, aber stürmischen Zeiten war er nicht gewachsen.

In dieser Lage traf ihn die Anfrage des ungarischen Kanzlers Majlath, ob er der Regierung empfehle, den Landtag in der Zeit des aufziehenden Krieges versammelt zu lassen oder aber zu vertagen. Deak pflog Rat mit seinen Freunden, er teilte ihnen mit, daß die Regierung nichts dagegen habe, wenn der Landtag beisammen bleibe und an dem Verfassungswerke weiter arbeite, aber sie verlange von ihm, dem Führer der Nation, die Bürgschaft, daß der Landtag die Gelegenheit nicht benützen werde, um dem Reiche in seinem äußeren Kampfe Verlegenheiten zu bereiten. Es war eine Ueberraschung für seine Freunde, als er ihnen darlegte, er vermöge solche Bürgschaften nicht zu geben, so daß er einverstanden sei mit der Vertagung der Volksvertretung. Zur selben Zeit sagte er zu Majlath, die Vertagung sei deswegen angezeigt, weil der Landtag die neue Rekrutierung als ungesetzlich anfechten werde; er teile diese Anschauung und wolle und könne zur Verteidigung der Maßregel nicht sprechen; denn wenn der Kaiser als deutscher Bundesfürst Krieg führe, sei dies eben kein ungarischer Krieg. Unter den namhaften liberalen ungarischen Politikern war Freiherr v. Eötvös der einzige, der anläßlich des Krieges seine Sympathien für Oesterreich aussprach. In der Zeitschrift „Politikai Hirlap" setzte er auseinander, daß die Verbindung der deutschen Bundesländer Oesterreichs mit Deutschland nicht gelöst werden

könne, da sie auf den festen Grundlagen der Geschichte, des Staatsrechtes und der Nationalität beruhe. Er schloß aus dieser Thatsache, daß der Dualismus die einzig mögliche Verfassung des Donaureiches sei. Nur so könnten die Bundesländer deutsch bleiben und Ungarn seine alte Unabhängigkeit wahren.

Der hervorragendste unter den Genossen Deaks aber, Graf Julius Andrassy, den er selbst zum Haupte des künftigen Ministeriums erkoren hatte, war durch seine Haltung aufs äußerste betroffen. Andrassy fürchtete nämlich, die Regierung werde nach der Vertagung des Landtages keine Rücksicht mehr auf Ungarn nehmen; zumal im Falle eines Sieges würde Oesterreich über Ungarn rücksichtslos hinwegschreiten. Wenn aber der Landtag beisammen bleibe, so sei er eine Macht und könne, helfend oder hemmend, unter allen Umständen seine Bedeutung zeigen. Andrassy ließ sich nicht durch das Bedenken irre machen, daß die revolutionäre Partei etwa Herrin der Lage werden könnte. Er meinte, man müsse ihr dann ebenso kraftvoll entgegentreten wie jetzt dem Hofe. Andrassy war mehr denn zwanzig Jahre jünger als Deak, feurig, ein Mann, der die Gefahr nicht scheute, vielmehr mit Selbstvertrauen aufsuchte. Er hielt die Zustimmung Deaks zur Vertagung des Landtags für den Selbstmord der Partei. Zum erstenmale verstanden sich die beiden Männer nicht. Da Andrassy seinen Freund nicht überzeugen konnte, enthielt er sich verstimmt und aufgeregt der Teilnahme an den weiteren Beratungen. Bei der Besprechung vom 19. Juni, bei welcher sich die engsten Freunde Deaks ohne Andrassy versammelten, drang die Mehrzahl abermals in Deak, sich der Meinung Andrassys anzuschließen. Einen Augenblick lang schien Deak, wie es seine Art war, nachzugeben, er erklärte: wenn die Mehrheit der Partei so denke, so werde er dem Kanzler in ihrem Sinne schreiben. Da aber traten die übrigen von ihrer Meinung zurück, und Gorove sagte in ihrem Namen: „Daß dies ohne dich geschehe, dafür können wir die Verantwortung nicht tragen. Wer könnte sie überhaupt auf sich nehmen, da doch der größte Teil der Nation sein Schicksal in die Hände Deaks gelegt hat?“ So blieb es bei dem ursprünglichen Beschlusse des Führers, doch bestimmte er den ungarischen Kanzler dazu, die Vertagung noch durch einige Zeit hinauszuschieben. Diese Frist wollte Deak be-

nützen, um die Arbeiten der Ausgleichskommission, deren Berichterstatter er war, fertig zu stellen. Mit Czengery wurden die Grundzüge des künftigen Ausgleiches entworfen. Was in Deak während der vierzig Jahre politischer Thätigkeit an Ideen ausgereift war, wurde hier niedergelegt. Rasch sollte die Siebenundsechziger-Kommission seine Arbeit noch vor Vertagung des Landtages zum Beschlusse erheben. Er wollte damit, wenn auch alles mißglücken und der Absolutismus Sieger bleiben würde, eine „gewaltige Urkunde" schaffen, in der die Nation in späteren Jahren das Programm der Versöhnung sehen sollte. Und er irrte nicht, denn diese Arbeit enthält alles, was später Reichsverfassung in Oesterreich-Ungarn wurde — kein vollkommenes Werk allerdings, aber genügend, um die Unabhängigkeit Ungarns zu verbürgen und die Großmachtstellung der Monarchie zu wahren. Deak hatte die größte Eile; denn am 24. Juni wurde der Sieg von Custoza erfochten, und die Regierung, von stolzen Hoffnungen geschwellt, beschloß die sofortige Vertagung des Landtages. Schon am 27. Juni, früher als Deak erwartete, wurde diese Maßregel angeordnet, doch war der Ausgleichsentwurf bereits von der großen Kommission als Grundlage angenommen.

* * *

Größere Erfolge als in Ungarn errang das Wiener Kabinett bei den Fürsten Deutschlands. Nahezu alle scharten sie sich um Oesterreich. Wie immer dachten die deutschen Höfe dabei vorerst an den eigenen Vorteil und nicht an die Zukunft der Nation; so wäre es denn den meisten lieb gewesen, sich ganz von Preußen und Oesterreich loszulösen, einen engeren Bund zu gründen und darin ihre volle Souveränität zu bewahren. Diese Idee einer deutschen Trias beschäftigte die leitenden Minister Bayerns, Sachsens und anderer Staaten, aber die Kräfte der kleinen deutschen Fürsten standen in umgekehrtem Verhältnisse zu ihrem Machtgefühle. Auf sie alle paßte das Wort Rankes: „Wer sich nicht selbst zu schützen vermag, erklärt sich insoferne unfähig, die volle Souveränität zu besitzen, und muß einen Teil davon demjenigen abtreten, der ihm Schutz und Schirm gewährt."

Bayerns leitender Minister, von der Pfordten, hegte persönlich lebhafte Abneigung gegen Oesterreich. Er betrachtete sich

als den Führer der Mittelstaaten und sah sich in seinen schönsten Anträgen vor dem Bundestage fast immer von Oesterreich im Stiche gelassen. Das erbitterte den pedantischen und zugleich cholerischen Mann. Dabei stand er unter einem seltsamen Verhängnisse. Er wirkte an der Spitze eines Staates, der, eifersüchtig auf seine Souveränität, der grundsätzliche Gegner der Absicht Preußens war, die deutschen Fürsten unter seine Kriegshoheit zu beugen; anderseits gehörte er zu den wenigen Politikern jener Tage, welche die Bedeutung Bismarcks erkannten, und er hatte auch eine ganz abschätzige Meinung von Oesterreichs militärischer Kraft und von der Fähigkeit seiner leitenden Staatsmänner[1]). So schwankte er bis zum Kriege in seiner Politik. Bald wechselte er vertrauliche Briefe mit Bismarck, in denen er seiner Bewunderung für ihn Ausdruck gab; dann wieder mußte er, da Hof und Volk in Bayern den Anschluß an Oesterreich heischten, nach Berlin ablehnende Erklärungen senden. Damit zog er sich von beiden Seiten den Vorwurf der Unzuverlässigkeit zu, obwohl er eher ein offener und hitziger Charakter war. Anfangs April versicherte er dem sächsischen Kabinett, er persönlich glaube nicht an den Krieg; denn Oesterreich habe kein Geld, die österreichische Armee sei schwach und ungenügend ausgerüstet und könne gegen Preußen nichts ausrichten; aber wenn es zum Krieg käme, so würde Bayern an der Seite der anderen Mittelstaaten gegen Preußen kämpfen müssen. Aehnliche Ansichten sprach er auf der Versammlung der Minister der Mittelstaaten zu Augsburg am 22. April aus. Damals wiegten sich einige der Minister noch in der Hoffnung, man könne Oesterreich und Preußen ihre Kämpfe allein ausfechten lassen. Der badische Minister Edelsheim regte an, die Mittelstaaten sollten einen eigenen Bund mit gemeinsamer parlamentarischer Vertretung bilden. Für diese Idee erwärmten sich auch die süddeutschen Demokraten und in der Landesversammlung des württembergischen Volksvereins vom 22. April wurde ein nahezu einstimmiger Beschluß in diesem Sinne gefaßt. Bismarck

[1]) Friesen, „Erinnerungen" II, S. 121, 135 ff. Pfordten fürchtete immer, Oesterreich werde die Mittelstaaten zum Kriege gegen Preußen hetzen und sie dann „sitzen lassen".

war lange der Meinung, Bayern werde, von Pfordten geleitet, neutral bleiben; der preußische Gesandte in München, Prinz Reuß, sagte aber schon im Frühjahre voraus, daß es im Falle eines Krieges an Oesterreichs Seite fechten werde. Denn während König Ludwig II. seinen künstlerischen Liebhabereien nachging, betrieb sein Großoheim, Prinz Karl, mit dem Hofe eifrig den Anschluß an Oesterreich. Dem mußte sich Pfordten, halb gegen seinen Willen, fügen. Am 14. Mai versammelten sich zu Bamberg die Minister der Mittelstaaten, einigten sich aber nur über unfruchtbare Vorschläge zur allgemeinen Abrüstung. Diesmal war die Haltung Pfordtens klarer, aber er ließ sich doch über die falsche und unzuverlässige Politik Oesterreichs aus und entmutigte manchen der Anwesenden [1]). So gewann Oesterreich an Bayern einen störrischen und unlenksamen Bundesgenossen.

Die Stellung Hannovers wurde in erster Linie durch den Charakter und die Grundsätze des blinden Königs bestimmt. Keiner der deutschen Fürsten aber war von höherem Machtgefühle beseelt als Georg V. von Hannover. Graf Platen, sein Minister des Aeußern, war der typische Diplomat der alten Schule; geschmeidig und ein wenig zur Intrigue geneigt, die gewöhnliche Bildung eines Weltmannes mit einer gewissen Ritterlichkeit vereinigend; ohne feste Anschauung in den großen Fragen der Zeit und deshalb vollständig abhängig von dem Winke des blinden Monarchen, den er beraten sollte. Zu Beginn der Wirren zwischen Oesterreich und Preußen versicherte Hannover in Berlin seine Neutralität, trat aber am 5. Mai durch Einberufung von drei Jahrgängen der Beurlaubten aus seiner Friedensstellung heraus. Das konnte sich Preußen nicht bieten lassen, denn Hannovers Lage zwischen den preußischen Landesteilen bedrohte seine militärische Sicherheit. Deshalb verlangte das Berliner Kabinett den Abschluß eines bindenden Neutralitäts-

[1]) Pfordten selbst ließ sich nach dem Kriege folgendermaßen über seine Haltung aus: Er habe vorausgesehen und vorausgesagt, wie alles kommen müsse, habe namentlich dem Minister v. Beust schon in Bamberg nachgewiesen, daß Oesterreich nicht im stande sei, einen Krieg zu führen; man habe ihm aber nicht geglaubt, ihn sogar als Verräter verschrien, so daß er endlich auch sich habe entschließen müssen, Anteil an dem Kriege zu nehmen. Friesen, II, S. 250.

vertrages, dann sollte die Integrität des Landes unter allen Umständen verbürgt sein. Gleichzeitig liefen Anträge Oesterreichs ein: die österreichische Brigade in Holstein sollte sich nach der hannoverschen Festung Stade zurückziehen und sich hier mit der hannoverschen Armee vereinigen; man hoffte, daß 10000 Freiwillige aus Holstein zu ihnen stoßen würden. Ueber diese Armee von 40000 Mann hätte dann Gablenz den Oberbefehl übernehmen sollen. Der hannoversche Ministerrat vom 13. Mai gab seine Meinung dahin ab, das Land solle neutral bleiben, um der Rache Preußens zu entgehen. Dieser Beschluß wurde vom Könige anscheinend gebilligt, und nach Berlin und Wien gingen Schreiben in diesem Sinne ab. Aber innerlich widerstrebte es Georg V., sich still zu verhalten, während die Lose des Krieges über seine militärische Hoheit geworfen wurden; er wollte seine Truppen gesammelt haben, um über sein Schicksal mit zu entscheiden. Das Wiener Kabinett sandte nun, um ein Waffenbündnis zu erzielen, den Prinzen Karl von Solms, einen Stiefbruder des Königs, General in österreichischen Diensten, nach Hannover. Dieser brachte am 20. Mai ein Handschreiben Kaiser Franz Josephs, in welchem zum Entgelt eine Vergrößerung Hannovers in Holstein und in anderen Gebieten, sowie der Oberbefehl über das 10. deutsche Bundescorps angeboten war. „Ich weiß," sagte vor dem Kriege der Großherzog von Oldenburg zu König Georg, „was Oesterreich dir versprochen hat: die Suzeränität über die Staaten des 10. Bundescorps, und du hast zugesagt; das hätte ich von dir nicht erwartet." König Georg war sichtlich betroffen und schwieg. Er hielt aber ein offenes Bündnis mit Oesterreich doch für zu gefährlich und lehnte ab, so daß die Brigade Kalik aus Holstein nach Oesterreich zurückgezogen wurde. Prinz Solms erreichte aber so viel, daß die Unterhandlungen mit Preußen über den bereits zugesagten Neutralitätsvertrag abgebrochen wurden. Graf Platen erklärte nämlich, der König als deutscher Bundesfürst müsse die Entscheidung des Bundestages abwarten und sich ihr fügen. Oesterreich war nicht voll befriedigt und zog fast keinen Nutzen aus der von König Georg beschlossenen Haltung. Preußen aber mußte das Land schon um seiner Sicherheit willen besetzen, und Oesterreichs Hilfe lag in weitem Felde. Keinem deutschen Fürsten bot

Preußen billigere Bedingungen als dem König von Hannover. Georg V. wollte aber lieber dem Schicksale trotzen als sich mit Preußen vergleichen: das Welfenhaus durfte sich nach seiner Ueberzeugung nimmermehr den Hohenzollern unterordnen [1]).

Anders standen die Dinge in Sachsen, wo die Regierung entschlossen war, ihre Souveränität gegen die norddeutsche Großmacht bis aufs äußerste zu verteidigen. So dachten König Johann, der gelehrteste unter den deutschen Fürsten, und Kronprinz Albert, der durch persönliche Freundschaft mit Kaiser Franz Joseph enge verbunden war. Diese Fürsten besaßen in Beust einen Minister, der in seiner Beweglichkeit ihre Absichten mitunter lauter wiedergab, als sie wünschten. Beusts rasche Auffassung, seine Gewandtheit in Wort und Schrift, sein praktischer Sinn und seine Entschlußfähigkeit stachen zu seinem Vorteil von der Ratlosigkeit ab, die in anderen deutschen Kanzleien herrschte. Kein deutscher Minister machte sich durch Noten und Reden so bemerklich wie er. Es war ein ewiges Gehen und Kommen, ein Gethue und Getriebe, in welchem sein hochgradiges Selbstbewußtsein sich wohl gefiel. Unglücklicherweise setzte er sich in den Kopf, sich mit Bismarck in eine Art Wettstreit einzulassen. Er selbst hatte nach der Revolution von 1849 ein strenges konservatives Regiment eingerichtet; später lenkte er in liberale Bahnen ein, strich selbstgefällig heraus, wie sich die sächsische Freiheit von dem preußischen Drucke abhebe, und erreichte es durch eifriges Bemühen, daß Bismarck sich über ihn mehr ärgerte als über seine bittersten Feinde [2]). Der preußische Minister beehrte den kleinen Mann, der ihm fortwährend zwischen die Beine lief, mit ehrlichem Hasse.

---

[1]) Am vollständigsten handelt über diese Vorgänge Fr. v. d. Wengen, „Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preußen und Hannover" (Gotha 1886), wenn auch vieles in diesem Buche nur mit kritischer Vorsicht benützt werden kann. Irrtümlich ist darin die Darstellung des hannoverschen Ministerrates vom 13. Mai, in welchem der Verfasser den König seinen Ministern mitteilen läßt, „daß er durch unmittelbare Handschreiben mit dem Kaiser von Oesterreich das Uebereinkommen getroffen, im Falle eines Krieges die in Holstein verbliebene Brigade Kalik mit seinen Truppen ... bei Stade zu vereinigen". Zum Abschlusse dieses Uebereinkommens ist es nie gekommen.

[2]) Als Beust österreichischer Minister wurde, warnte ihn König Johann vor den kleinen Bosheiten seines Stils: „Vergessen Sie nicht, daß Nadelstiche oft mehr Weh und mehr Zorn verursachen als Prügel."

Dabei war Beust kein ungefährlicher Gegner, er galt viel an den kleinen deutschen Höfen und wurde in ihrem Kreise als eine Art diplomatischen Genies angesehen. Er stand seit Jahren in vertraulicher Verbindung mit dem Wiener Kabinett, welches er in guten und in schlimmen Zeiten beriet, unterrichtete und warnte. Fürst Schwarzenberg nannte ihn deshalb seinen besten Lieutenant in Deutschland. Das war so allgemein bekannt, daß man schon damals gelegentlich von seiner Berufung ins österreichische Ministerium sprach. In diesem Zeitpunkte waren das unbegründete Gerüchte, denn Beust trug sich vielmehr ebenso wie Pfordten mit dem Plane, das „dritte Deutschland", also alle Staaten außer Oesterreich und Preußen, zu einem engeren Bunde zu vereinigen[1]). Er betrieb deshalb vor dem Kriege festes militärisches Zusammenwirken mit Bayern. Das bayerische Heer sollte gegen die sächsische Grenze, vielleicht selbst nach dem Voigtlande vorgeschoben werden, und die Sachsen hätten sich dann beim Einmarsche der Preußen auf ihre süddeutschen Bundesgenossen zurückgezogen. So wäre die dritte deutsche Gruppe militärisch achtunggebietend dagestanden. Aber Pfordten, schwankend und mißlaunig wie immer, war nie für ein klares Vorgehen zu gewinnen; Bayern, meinte er, brauche seine Soldaten selbst. So mußte sich Sachsen, um nicht isoliert zu bleiben, zum Anschlusse an Oesterreich entschließen. Das geschah denn, dem Charakter des Königs und des Kronprinzen entsprechend, ganz und ehrlich. Beust sah dem Kampfe hoffnungsvoll entgegen; bei einer Zusammenkunft mit dem Herzog von Koburg (18. April) vertrat er gegen die Warnungen des Herzogs die Ansicht, Oesterreich sei seinem Nebenbuhler militärisch überlegen. Preußens Zorn wuchs, als Beust sich am 5. Mai infolge drohender Depeschen Bismarcks an den Deutschen Bund wandte und dessen Schutz gegen Preußen anrief. Sachsen bot denn dem ersten Stoße der preußischen Armee die Stirne.

* * *

So bereitete sich die österreichische Diplomatie, der Mittelstaaten sicherer werdend, auf den Krieg vor. Das Hauptquartier

[1]) Er verteidigte die Trias-Idee noch in seinen 1887 erschienenen Memoiren.

Benedeks aber sah den unabwendbaren Ereignissen mit trüben Ahnungen entgegen. Denn Benedek und Krismanič gewahrten mit Besorgnis, wie langsam und unvollständig sich die Abteilungen des Heeres in den mährischen Quartieren sammelten. Am 12. Mai übernahm Benedek das Kommando; in einem herzhaften Armeebefehl forderte er zu Tapferkeit und Opfermut auf und fügte dann hinzu: „Soldaten! Dazu bringe ich euch mein ganzes warmes Soldatenherz, bringe euch meinen eisernen Willen, mein höchstes Vertrauen auf euch, mein demütigstes Vertrauen auf unseren allmächtigen Herrgott und das Vertrauen auf mein altes Soldatenglück." Die Aufstellung der Oesterreicher fand, wie wir wissen, in Mähren statt, weil Krismanič den Anmarsch der Preußen von Schlesien her erwartete. Unterdessen aber vollzog sich in der zweiten Hälfte des Mai die Aufstellung der preußischen Armee in dem großen Halbkreise rings um Sachsen und Böhmen. Jetzt wurde es dem österreichischen Hauptquartier klar, daß seine Voraussetzung irrig war: die Sammlung des österreichischen Heeres in Mähren fand offenbar zu weit rückwärts im eigenen Lande statt, Sachsen und Böhmen blieben dadurch den Preußen geöffnet. Aber alle Marschpläne wie die Befehle zur Aufhäufung von Munition und Proviant in Mähren waren bereits erlassen. Was war unter diesen Umständen zu thun? Sollte der Aufmarsch der Armee geändert werden? Krismanič war nicht der Mann, sich das Konzept so leicht verrücken zu lassen. Er verfocht den Gedanken, man dürfe nicht ängstlich nach dem Richtigen tappen, sondern müsse den gefaßten Vorsatz folgerichtig durchführen. Benedek sah die alles umfassende Thätigkeit des Generals, anerkannte die Nettigkeit seiner Marsch- und Fahrentwürfe, seine Kenntnis des Terrains, und er ließ ihn gewähren, denn er war sachkundigen Männern des Generalstabes ein dankbarer Vorgesetzter. Es wurde also beschlossen, an der Aufstellung um Olmütz festzuhalten, bis die Armee vollzählig versammelt sei. Auf keinen Fall wollte man vorzeitig losbrechen. Erst bis alle Eisenbahntransporte beendet waren und das Heer vollständig gerüstet in der Hand des Armeekommandanten vereinigt war, sollte es nach Böhmen an die obere Elbe versetzt werden; Josephstadt wurde zum Mittelpunkte dieser zweiten Aufstellung erkoren.

Mit diesen Absichten wurden die beiden Heerführer bekannt gemacht, die gewissermaßen die Avantgarde der Nordarmee befehligten: Kronprinz Albert von Sachsen und der General der Kavallerie Graf Clam-Gallas, der an der Spitze der Truppen in Böhmen stand. Letzterer erhielt die Weisung, sich der überlegenen Macht des preußischen Heeres, sobald dieses vorbreche, durch den Rückzug auf Josephstadt zu entziehen. Gleichzeitig wurde General Ringelsheim nach Dresden geschickt. Die sächsische Regierung, militärisch von Bayern im Stiche gelassen, sagte zu, ihre Truppen im Falle eines feindlichen Angriffes über Teplitz und Theresienstadt gleichfalls, in ungefähr fünfzehn Tagemärschen, auf Josephstadt zurückzuführen. Das österreichische Heer, so erklärte Ringelsheim offenherzig, könne den Sachsen nicht zu Hilfe eilen, weil es noch nicht genügend gerüstet sei. Dies leuchtete der Regierung des befreundeten Landes ein, und Beust sagte zu dem General: „Laßt euch lieber drei Ohrfeigen geben, als daß ihr losschlagt, bevor ihr fertig seid.“ [1])

Beunruhigt durch diese trüben Aussichten, wandte sich Kronprinz Albert von Sachsen am 20. Mai in einem Briefe an Benedek, in dem er ihn bat, ihm Näheres über seine Anordnungen mitzuteilen, denn es war für die Sachsen wichtig, zu wissen, wann die Oesterreicher von Olmütz aufbrechen würden [2]). Drei Tage darauf antwortete Benedek in einem Schreiben, das die Lage wenig rosig darstellte. Leidige diplomatische Rücksichten hätten die Mobilisierung der Armee hinausgeschoben, es sei somit möglich, daß die Preußen früher von Norden her vor Josephstadt anlangen könnten, als das österreichische Heer von Osten. In diesem Falle müßten die Sachsen und das Corps Clam-Gallas südwärts bis hinter die Elbe zurückweichen, um erst hier ihre Vereinigung mit dem Hauptheere zu vollziehen. Als Zeitpunkt der vollständigen Sammlung des Heeres um Olmütz bezeichnete Benedek den 10. Juni. Im österreichischen Hauptquartier fürchtete man um so mehr den früheren Einbruch des preußischen Heeres in Böhmen, als das Kundschaftsbureau die sorgfältigsten

[1]) Beust, „Aus drei Vierteljahrhunderten“, I, S. 429.

[2]) Der Briefwechsel zwischen dem Kronprinzen von Sachsen und Benedek ist nach den Akten des Wiener Kriegsarchivs im Anhang des II. Bandes, Nr. V und VI, abgedruckt.

Nachrichten aus Deutschland erhielt — sein Chef, Oberst Tegetthoff, erstattete am 31. Mai die Meldung, die preußischen Corps würden am 4. Juni vollzählig an der Grenze versammelt sein[1]). Somit hatten die Preußen eine bis zwei Wochen Vorsprung und sie konnten bis dahin Nordböhmen bis an die Elbe überschwemmt haben. Unter diesen lähmenden Eindrücken bereitete Krismanič bedächtig und methodisch den Vormarsch des Heeres nach Böhmen vor. Diese Nachrichten hätten die österreichische Diplomatie zur Vorsicht mahnen sollen. Aber je vorsichtiger die Generäle wurden, desto ungestümer eilte die Regierung vorwärts. Der Wirbelwind der siegesgewissen öffentlichen Meinung riß sie in seine Kreise.

Genau bis auf den Tag hatte Oberst Tegetthoff das Hauptquartier über die Rüstungen des Gegners unterrichtet. Wirklich hatte Moltke dem König am 14. Mai vorgeschlagen, die Truppen nach erfolgter Mobilisierung einwaggonieren und an den Endpunkten der Bahnen an der Grenze ausschiffen zu lassen: am 4. Juni könnten gegen 270000 Mann zum Einmarsche in Sachsen und Böhmen bereit stehen[2]). Sie waren dann allerdings erst, dem Laufe der Eisenbahnen entsprechend, in einem weiten Gürtel aufgestellt. Es war der Rat Moltkes, an diesem Tage den Krieg zu erklären; alle militärischen Gründe, so schrieb er an Roon, sprächen dafür, dieser möge also mit Bismarck Abrede halten, ob die politische Lage den Angriff gestatte. Noch energi-

[1]) Die Evidenzberichte Tegetthoffs, eines Bruders des Admirals (im Wiener Kriegsarchiv), halten die Probe auf ihre Richtigkeit nach allen späteren Publikationen fast vollständig aus. Aus Hannover, Kassel, Frankfurt, Leipzig liefen ununterbrochen Telegramme und Berichte über Märsche und Eisenbahnbeförderungen feindlicher Streitkräfte ein. Kundschafter waren auf preußischem Gebiete selbst thätig. Am 28. Mai teilte Tegetthoff dem Feldzeugmeister mit, daß, da die beiden rheinischen Armeecorps erst jetzt nach dem Osten dirigirt wurden, der Angriff der Preußen vor ein bis zwei Wochen nicht zu erwarten sei. Aehnlich, aber weniger bestimmt lautete die Meldung des österreichischen Botschafters in Berlin an den Grafen Mensdorff vom 26. Mai: „Auf der italienischen Gesandtschaft heißt es, daß Italien bis zum 4. Juni kampfbereit sein wird, und dasselbe Datum wird auch für die preußische Armee vielfach genannt." Wiener Kriegsarchiv.

[2]) Moltke, „Militärische Korrespondenz", S. 173.

scher drang er in einem Vortrage vom 25. Mai in den König auf Beschleunigung des Einbruches in Böhmen. Bei dieser Beratung waren Bismarck und die Armeebefehlshaber, die Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl, sowie General Herwarth, ferner die Chefs ihrer Stäbe und ihre Oberquartiermeister anwesend. Moltke legte dem Könige dar, daß die Oesterreicher Anfangs Juni nicht viel über 180000 Mann beisammen haben könnten. Er meinte denn: „Wie stark oder schwach sie auch sein mögen, so viel ist gewiß, daß sie mit jedem von uns versäumten Tag stärker werden und daß nach einigen Wochen ein neuer Feind uns in Franken entgegentreten kann. Alles kommt darauf an, unserem völlig bereitstehenden Hauptgegner zuvor schon eine Niederlage zu bereiten. . . . Es kann militärisch nur als dringend wünschenswert bezeichnet werden, daß die diplomatische Aktion bis zum 5. Juni zum Abschluß gelange."

Aber der Vorschlag zu dieser raschen Umklammerung und Niederwerfung der österreichischen Macht fand auch jetzt nicht die Zustimmung König Wilhelms. Er hatte die Rüstungen erst befohlen, als Oesterreich vorangegangen war, und auch jetzt wollte er nicht einen Vorwand vom Zaune brechen, um Sachsen und Oesterreich unversehens zu überfallen. Er wollte, wie bisher, den Gegnern den Vortritt in den militärischen Maßregeln lassen und hätte nichts dagegen gehabt, vorerst einen Verteidigungskrieg zu führen. Diesen allein hielt er für gerecht, und deshalb wies er die Vorschläge zurück, unmittelbar nach dem 4. Juni in Sachsen einzubrechen. Da er zudem die innere Kraft der österreichischen Armee hoch anschlug, ging er nicht ohne Bedenken in den Kampf. Er rechnete selbst mit der Möglichkeit einer Verteidigungsschlacht vor den Thoren Berlins. Auch Moltke meinte, daß, wenn man Benedek Zeit lasse, er, dem Ungestüm seines Temperaments entsprechend, mit ganzer Macht aus Böhmen vorbrechen werde — er ahnte nicht, wie ganz andere Empfindungen Benedek und seine Umgebung beherrschten[1]). Wenn die Oesterreicher, wie Bismarck und die Generäle dem

[1]) Moltke an den Prinzen Friedrich Karl am 25. Mai: „Gerade der Name Benedek bürgt dafür, daß sie uns nur in einer Richtung (nicht in zwei Armeen geteilt), da aber coude à coude kommen werden."

Könige täglich versicherten, Preußen wirklich überfallen wollten, dann konnte man ihnen, so meinte der König, dort standhalten, wo die preußischen Feldherren im Jahre 1813 den Marschällen Napoleons die Spitze geboten hatten. Diese Jugenderinnerungen waren so mächtig in dem König, daß er, als sein Vorleser Louis Schneider ihn um Aufnahme ins Hauptquartier bat, die Antwort gab: „Wozu? Sie werden doch von Potsdam nach Großbeeren hinüberreiten können?“ [1]) Ebenso meinte auch der Kronprinz, man dürfe nicht losbrechen, sondern müsse es den Oesterreichern überlassen, den ersten offensiven Schritt zu thun. Es blieb also vorerst dabei, daß die preußischen Corps nach ihrer Auswaggonierung in einem weiten Verteidigungsgürtel von 30—40 Meilen an der Landesgrenze stehen bleiben sollten. Moltke mußte denn noch des Augenblicks harren, da ihm gestattet wurde, seine Grundidee auszuführen: Einmarsch in Böhmen und Vereinigung der preußischen Corps mitten im feindlichen Lande.

Der Chef des Generalstabes würdigte aber die Einwürfe des Königs und er vertrat, wiewohl seine Pläne durchkreuzt wurden, mehr als einmal dessen Anschauung anderen gegenüber ohne alle Empfindlichkeit, mit der leidenschaftslosen Ruhe, die sein Wesen auszeichnete. Am 29. Mai schrieb er an den Grafen Bethusy-Huc: „Sie haben ganz recht, daß eine kräftige Initiative das beste wäre. Die Oesterreicher haben in ihren Rüstungen sechs Wochen vor uns voraus [2]). Dennoch werden wir sie anfangs nächster Woche darin überholt haben. Das Zuwarten vermehrt ihre Kräfte und läßt die sich erst bildenden Feinde in Süddeutschland zu Realitäten werden, es erschöpft unsere finanziellen Mittel und wirkt moralisch niederdrückend. Aber freilich fordert man von unserem siebzigjährigen König und Herrn den schweren Entschluß, den ersten Schritt zu einem europäischen

[1]) „Ich war wie vom Donner gerührt,“ fügt Schneider („Aus dem Leben Kaiser Wilhelms I.“ I, S. 221) dieser Erzählung hinzu. „Bei Großbeeren? Das war also der Rückzug der ganzen Armee von der Grenze, um die Hauptstadt zu decken? — Das waren teilweise Niederlagen bis fast an die Thore Berlins? Das war von Beginn des Feldzuges an die Defensive, eine Kampfesweise, die der preußischen Armee noch nie günstig gewesen ist.“

[2]) Das ist nicht wörtlich zu nehmen.

Kriege zu thun, dessen Ausdehnung und Dauer niemand übersehen kann."[1]) Ebenso schrieb Moltke am 11. Juni beschwichtigend an Blumenthal: „Man darf nicht mit Wünschen und Hoffnungen, sondern muß mit gegebenen Größen rechnen. Die Erlaubnis zu diesem Einrücken wäre aus nichtmilitärischen, aber übrigens sehr gewichtigen Gründen für die nächsten acht Tage nicht zu erwarten gewesen."

So kam es, daß jeder der beiden Gegner den andern jenseits des Riesengebirges und der Sudeten für sprungbereit hielt und seinen Anfall erwartete. Dadurch aber verstrichen zwei Wochen, in denen Oesterreich den Aufmarsch seines Heeres in Mähren vollenden konnte. König Wilhelms Bedenken hatten wirklich gewichtige Ursachen. Die Meldungen, die aus Paris und aus den deutschen Mittelstaaten an den Berliner Hof gelangten, konnten auch einen starken Mut niederschlagen: Napoleon verharrte in rätselhaftem Schweigen und die deutschen Höfe rüsteten zum Kampfe. Unerfreulich war auch, daß bei der Einberufung der preußischen Mannschaften zu den Fahnen die Unzufriedenheit des Volkes gegen die Kriegspolitik greifbar zu Tage trat. Die strenge Zucht des preußischen Staates hielt zwar alles in Ordnung, konnte aber das laute Murren, zumal der Landwehren, nicht unterdrücken[2]). Doch erhielt das Ausland, als die einberufenen Mannschaften von da trotzdem überall in die Heimat aufbrachen, einen starken Eindruck von der strammen preußischen Disciplin[3]). Aus Schlesien wurde gemeldet, daß katholische Priester den Krieg gegen Oesterreich als ungerechten Ueberfall bezeichneten. Schlimmer stand es in den Rheinlanden: in einigen Orten waren die Reservemänner, welche die Eisenbahnwaggons zu besteigen hatten, anfangs nicht zum Gehorsam zu bringen, es mußte mit dem Einschreiten von Kavallerie gedroht werden[4]). Erzbischof Melchers von Köln gab der Stimmung

[1]) Moltke, „Gesammelte Schriften", V, S. 162.

[2]) Die Meldungen hiervon gingen auch in das Ausland, so durch die Berichte Benedettis, S. 126. Vgl. auch Harcourt S. 234.

[3]) Es fehlte da nicht an ergreifenden Zügen. Vgl. das Gespräch des Zaren Alexander II. mit aufbrechenden preußischen Ersatzmannschaften. Fontane, „Der deutsche Krieg von 1866", I, S. 66.

[4]) Eine interessante Schilderung der Stimmung in den Rheinlanden

der Rheinprovinz, wo man zudem einen Ueberfall seitens Frankreichs befürchtete, einen fast drohenden Ausdruck, indem er dem Könige am 28. Mai die Gefahren eines Bruderkrieges auseinandersetzte und dann hinzufügte: „Das sind die Ursachen, weshalb unsere Soldaten und Landwehrmänner, welche sonst und zuletzt noch vor drei Jahren mit so großer Freudigkeit und Opferwilligkeit stets dem Rufe ihres Kriegsherrn unter die Fahnen gefolgt sind, jetzt mit Unmut und Abneigung, nur aus blindem Gehorsam ohne Begeisterung Folge leisten."

Aus allen Teilen Preußens liefen Adressen an den König ein, die nicht selten in bitteren, das Ministerium anklagenden Worten den Frieden heischten[1]). Selbst der Ausschuß des Nationalvereins wandte sich in einem Beschlusse vom 14. Mai gegen die preußische Politik. Nur Breslau, wo der Abgeordnete Ziegler die Bürgerschaft lenkte, und Halle, wo die Universität den Glauben an den großen Beruf Preußens in Deutschland aufrecht hielt, sandten Schreiben ein, in denen dem Könige das Schicksal des Landes vertrauensvoll anheimgestellt wurde. Unter den Ministern sagte sich wohl nur Finanzminister Bodelschwingh von der Bismarckschen Politik offen los und mußte daher sein Amt Herrn von der Heydt überlassen, aber auch Schleinitz, der dem Könige besonders nahe stand, gehörte noch zur Friedenspartei. Unmittelbar nach der Mobilisierung schien einen Augenblick lang der treffliche finanzielle Kredit Preußens erschüttert und viele Kaufleute weigerten sich, die Kassenscheine des Staates als Zahlung anzunehmen.

Es gehörte die unbeugsame Entschlossenheit Bismarcks dazu, um sich durch diese Widerwärtigkeiten nicht erschüttern zu lassen. Denn ihn traf die Verantwortung für einen Mißerfolg seiner kriegerischen Politik. Aber als der Kronprinz ihm in diesen Tagen von der Möglichkeit einer Katastrophe sprach, erwiderte er ihm mit Worten, wie sie der grimme Hagen nicht anders hätte brauchen können: „Was liegt daran, ob ich gehängt werde,

---

gibt J. Vilbort, der damals Deutschland bereiste, in dem Buche „L'œuvre de M. de Bismarck" (S. 137—140, 184—186).

[1]) Diese Adressen wurden von der „Nationalzeitung" strenge getadelt, weil sie die Aktion Preußens schwächten, während die „Kölnische Zeitung" sie für zeitgemäß hielt.

wenn nur der Henkerstrick später Ihren Thron fest mit dem neuen Deutschland zusammenknüpft?“ [1])

Widerstreitende Empfindungen bewegten die Brust König Wilhelms. Der Rat der besten Männer in seiner Umgebung stand im Widerspruche mit der Stimme der Menge, mit der Anschauung der befreundeten Höfe. Der Zar entsprach dem Wunsche der Königin Olga von Württemberg und mahnte ihn in einem Briefe zum Frieden, ebenso Königin Viktoria von England — weibliche Einflüsse waren auf der ganzen Linie gegen Bismarck thätig. Aber wenn der König auch nur schwer zu rascherem Vorgehen bestimmt werden konnte, so ließ er sich doch in den einmal gefaßten Vorsätzen nicht erschüttern: die militärische Unterwerfung Norddeutschlands war das Ziel, das er unverrückt im Auge behielt. Wozu er sich nach schwerem inneren Kampfe entschlossen hatte, daran hielt er fest — diese Zuverlässigkeit seines Wesens war der feste Grund, auf den seine Ratgeber bauten. Er antwortete denn der Königin von England ganz im Sinne und Geiste Bismarcks [2]): er wünsche den Frieden und habe alles gethan, um ihn zu erhalten, aber Schleswig-Holstein müsse Preußen überlassen werden. Denn, so fügte er hinzu, er höre von allen Seiten, sein Volk sei nur deshalb unzufrieden mit der Regierung, weil so viel Geld und Blut für die Befreiung der Elbherzogtümer aufgewendet wurde, ohne daß Preußen den geringsten Vorteil davon habe. Dieser Gedankengang setzte das englische Kabinett in Staunen, und der Minister des Aeußern, Lord Clarendon, sagte zum sächsischen Gesandten Vitzthum, es sei kein wahres Wort in dem Briefe [3]). Der König hatte sich eben ganz in die Vorstellungen eingesponnen, mit denen ihn Bismarck, Moltke und Roon umgaben; sie waren ihm die würdigen Vertreter des Volkes, das er von den Demokraten mißleitet erachtete. Auch war Bismarck bemüht, andere Einflüsse vom Könige

[1]) Nach Bismarcks eigener Erzählung zu Vilbort, S. 245.

[2]) Bismarck sagte zu dem englischen Botschafter Lord Loftus, der eine Vermittlung versuchte: „Zu spät, Mylord, ich möchte betreffs des Bundes zwischen Oesterreich und Preußen die Worte gebrauchen, die Richelieu zu seiner Geliebten beim Abschiede sagte: ‚Wir sind keine Feinde, aber wir lieben uns nicht mehr.‘“

[3]) Vitzthum, S. 189.

fernzuhalten; als es hieß, Napoleon plane die Berufung eines Friedenskongresses nach Paris, war er entschlossen, den Grafen Goltz mit der Vertretung Preußens zu betrauen; er selbst, so äußerte er sich, müsse in Berlin bleiben, um nicht den Furchtsamen und seinen Widersachern den Platz beim Könige zu räumen [1]). Indessen wußte der König selbst, wie viel für ihn und die preußische Monarchie auf dem Spiele stehe, wenn er sich jetzt vor Oesterreich beuge, wie dereinst sein Bruder in Olmütz, oder wenn ihm der Sieg versagt bliebe. Die königliche Gewalt mußte dann ebenso wie in England der Herrschaft des Parlaments weichen. Bismarck sprach es selbst aus, daß der König entschlossen sei, im Falle einer Niederlage die Krone niederzulegen und den Ausgleich mit der Volksvertretung seinem Sohne zu überlassen [2]). Denn demütigen wollte er sich nicht lassen. Als Schneider von Hannover heimkehrte und ihm meldete, König Georg verweigere die Abrüstung und ebenso die Unterwerfung unter die Militärhoheit Preußens, brach er, wie wenn das eine Feindseligkeit gegen seine Person gewesen wäre, in die Worte aus: „Ich weiß, es sind alle gegen mich, alle bis auf Hessen und Mecklenburg! Aber ich werde selbst an der Spitze meiner Armee den Degen ziehen und lieber untergehen, als daß Preußen diesmal nachgibt!"

Indessen war es Bismarck und den Generälen klar, daß der König es ablehnen werde, der öffentlichen Meinung in Deutschland und im übrigen Europa zum Trotze ohne weiteres die Feindseligkeiten zu beginnen. Da bot sich Bismarck ein

---

[1]) Vgl. Benedetti, „Ma mission en Prusse", S. 128. Vitzthum, S. 185, erzählt: „Bin ich recht unterrichtet, so kam Fürst Gortschakoff zuerst auf den Gedanken, einen Kongreß in Scene zu setzen, lediglich um den preußischen Monarchen zu isolieren ... Dieser Plan war: Am Tage, an welchem man telegraphisch von der Abreise Bismarcks nach Paris unterrichtet sein würde, einen Adjutanten des Zaren nach Berlin zu senden mit einem kaiserlichen Handschreiben, in welchem Alexander II. seinen Oheim beschworen haben würde, die Abwesenheit Bismarcks zu benützen, um diesen zu entlassen ... Eine ähnliche Pression sollte gleichzeitig von London aus auf den König geübt werden, und rechnete man dabei auf den kronprinzlichen Hof, der ebenfalls zu den Gegnern Bismarcks gehörte." Etwas Wahres mag an diesem Diplomatenklatsch wohl sein.

[2]) Bismarck zu Unruh in dessen „Erinnerungen".

geeignetes Mittel, um den Streitfall mit Oesterreich in der einen oder anderen Weise zum Austrage zu bringen. Er konnte dem König den Beweis liefern, daß Oesterreich jedem Ausgleiche abhold sei, und so hoffte er ihn endlich zum Kriege mit fortzureißen. Von außen her kam gerade jetzt der Anstoß zu Verhandlungen mit dem Wiener Kabinett auf Teilung Deutschlands unter die Häuser Hohenzollern und Habsburg; die Unterwerfung des Nordens Deutschlands unter Preußen, des Südens unter Oesterreich sollte den drohenden Krieg abwenden. Indem Bismarck die Gelegenheit benützte, um auf den zögernden Sinn des Königs einzuwirken, wurde diese Unterhandlung ein wichtiges Zwischenglied in der Politik des preußischen Ministerpräsidenten[1]).

Der Vorschlag, Oesterreich und Preußen durch die Teilung Deutschlands zu versöhnen, ging nicht von Bismarck aus, er aber gab dem Plane das Gepräge seines Geistes. Die beiden Brüder Gablenz, Sachsen von Geburt, waren es, die sich zuerst um diese Lösung bemühten. Sie mußten den bevorstehenden Kampf als einen Bruderkrieg betrachten, denn der eine stand als General in österreichischen Diensten, der andere hatte sich Preußen zur neuen Heimat erkoren und war in dessen Landtag einige Zeit hindurch thätig. Gablenz gehörte zu denjenigen österreichischen Generälen, welche ihre Stimme beim Kaiser warnend gegen den Doppelkrieg erhoben, denn besser als die anderen kannte er das Uebergewicht, welches die Preußen in ihrer besseren Waffe, dem Zündnadelgewehr, besaßen. Zu dieser Zeit sprach er Manteuffel gegenüber mit soldatischem Freimute seine Meinung aus[2]). Seine Ansicht sei, daß sich der Kaiser und der König über die künftige Gestaltung Deutschlands einigen sollten. „Darauf riefen sie sämtliche deutsche Fürsten zusammen und sagten ihnen: das haben wir beschlossen und fordern euch auf zuzustimmen. In den Staat, dessen Fürst es nicht wollte, rückte ein Corps ein, im Norden ein preußisches, im Süden ein österreichisches. Die Fürsten würden dann alle zustimmen. Darauf riefe man, wenn es sein müßte, ein Parlament zusammen und

[1]) So äußerte sich Bismarck selbst zu Friesen („Erinnerungen", II, S. 161).

[2]) Sybel, IV, S. 381 ff., konnte zuerst aktenmäßige Mitteilungen über diese Unterhandlungen machen.

bei einer Million Soldaten würde dieses auch zustimmen ... Dem Auslande sagte man dann, so ist Deutschland jetzt geordnet, und da Preußen und Oesterreich jetzt eine Million Soldaten auf dem Feldetat hätten, so würde es sich hüten, einen Kampf aufzunehmen, zu dem es sich erst rüsten müßte." Diesen Gedanken setzte Anton v. Gablenz, der Bruder des Generals, zuerst Mensdorff auseinander, und mit den Empfehlungen dieses Ministers, der stets auf den Frieden bedacht war, reiste er nach Berlin und fand bei Bismarck aufmerksames Gehör. Eine zweite Reise nach Wien fand Mensdorff und Esterhazy noch immer willig zum friedlichen Austrage, und so arbeitete Bismarck zwischen dem 13. und 30. Mai mit Gablenz die Grundbestimmungen einer deutschen Verfassung aus. Ueber Schleswig-Holstein wurde ein Ausgleich vorgeschlagen; es solle nach dem Wunsche Oesterreichs ein selbständiges Herzogtum bleiben, aber ein Hohenzoller sei als Souverän einzusetzen; dabei fielen der Hafen von Kiel und die Festung Rendsburg an Preußen. Der Kern des Planes bestand in der Verfügung über die Streitkräfte Deutschlands. „Der Kaiser von Oesterreich ist," so schlug das Berliner Kabinett vor, „für Krieg und Frieden Bundesfeldherr des Südens, der König von Preußen des Nordens." Die beiden Reiche im Norden und Süden schlossen sich, wie Preußen anbot, aufs engste aneinander und verbürgten sich gegenseitig den Besitzstand; Venedig war Oesterreich dann durch die Streitmacht von ganz Mitteleuropa gesichert. Ueber die leitenden Gesichtspunkte des neu zu errichtenden Bundes zwischen den deutschen Großmächten sprach sich Bismarck später folgendermaßen aus[1]): „Niemand hätte uns damals widerstehen können. Die beiden deutschen Mächte standen in gewaltiger Rüstung und konnten Europa, das auf diese Wendung nicht vorbereitet war, das Gesetz vorschreiben. Der König von Bayern hätte allerdings mit den übrigen Fürsten Süddeutschlands dem Kaiser von Oesterreich ein Stück seiner Souveränität abtreten müssen, aber die Einschränkung wäre nicht so groß gewesen wie jene, zu welcher er sich 1871 freiwillig verstand. Dieser Umstand ist es denn, der be-

[1]) Gespräch des Fürsten Bismarck mit dem Verfasser am 13. Juni 1890. (Siehe Anhang zum II. Bande Nr. I.)

wirkte, daß man diese Unterhandlungen als ein Pudendum behandelte. Weder wir, noch auch Oesterreich, das im Monat darauf Bayern zum Bundesgenossen gewann, mochten Erwähnung davon thun, daß wir im Mai über die Teilung Deutschlands verhandelten. Ich weiß freilich nicht, ob diese Ordnung eine endgültige gewesen wäre und ob nicht doch später ein Waffengang zwischen Oesterreich und Preußen notwendig war, um die dauernde Gestaltung Deutschlands herbeizuführen." Und zur Krönung des Planes ließ Bismarck, nach seiner eigenen Erzählung, dem Wiener Hofe das Weitere entbieten: „Ich schlug vor, daß wir, schlagfertig wie wir waren, uns gemeinsam gegen Frankreich wenden sollten, in der Absicht, es zur Herausgabe des Elsaß zu zwingen. Oesterreich konnte dann Straßburg nehmen, Preußen Mainz behalten . . . Napoleon hatte damals eine schwache, durch die mexikanische Expedition zerrüttete Armee, er hätte uns nicht widerstehen können" [1]).

Staunend steht man vor der Größe dieser Entwürfe, doch auch vor der Erbarmungslosigkeit, mit der Bismarck nach- und nebeneinander die verschiedensten Werkzeuge benutzte, fortwarf und sie wieder nach den Bedürfnissen des Tages ergriff. Denn noch galt der Vertrag mit Italien, und wenn Oesterreich sich auf die Teilung Deutschlands eingelassen hätte, so wäre Italien ausgespielt gewesen. Formell stand es Preußen frei, auch jetzt noch umzukehren und sich mit Oesterreich zu vergleichen, denn es hatte sich, wie wir erinnern, in dem Aprilvertrage mit Italien ausdrücklich das Recht vorbehalten, die Waffen zu ergreifen

---

[1]) Vgl. Busch, „Unser Reichskanzler", S. 422. Anders stellte Bismarck die Sache im Jahre 1867 im Gespräche mit Persigny dar (vgl. dessen „Mémoires" S. 378); aber obwohl er diesem nicht die ganze Wahrheit enthüllte, so ist die Kühnheit verblüffend, mit der er sich zu dem französischen Exminister äußerte, er habe das Jahr vorher daran gedacht, Oesterreich und Italien zum Angriffe auf Frankreich zu vereinigen. —

Auch König Wilhelm hegte damals die Ueberzeugung, es sei der Tag nicht ferne, da sich Deutschland gegen Frankreich wenden werde. Der französische Militärattaché Graf Clermont-Tonnerre berichtet als vollkommen authentisch, daß der König zu einem deutschen Diplomaten gesagt habe: „Wenn wir jetzt einen Krieg gegen einander führen, so werden wir uns später versöhnen und einen anderen Krieg gemeinsam führen." Rothan, S. 452.

oder sie ruhen zu lassen. Darauf machte Bismarck die italienischen Diplomaten des öfteren und auch vor der geheimen Sendung Gablenz' nach Wien aufmerksam. Dennoch hätte Italien Recht gehabt, sich über Täuschung zu beklagen, wenn es zum Bunde mit Preußen gewaltig gerüstet und dann vor den Thoren Venedigs die Spitzen preußischer Bajonette gefunden hätte. Man hat später La Marmora und seine Kollegen getadelt, weil sie überängstlich und mit halbem Herzen auf das Bündnis eingegangen waren: sie hätten den Genius Bismarcks nicht gewürdigt und die europäische Lage nicht verstanden. Kann dieser Tadel wirklich in diesem Umfange aufrechterhalten werden?

Schlimmer als Italien wäre es Napoleon III. ergangen, er aber hätte sich nur in den eigenen Schlingen gefangen. Denn er erhoffte sich von dem Kriege der beiden deutschen Mächte die Gewinnung der Rheinlande, ihre Versöhnung aber hätte ihn das Elsaß gekostet. Gerade jetzt gab sich die vielgestaltige Staatskunst Bismarcks alle Mühe, den Kaiser in Sicherheit zu wiegen: während er mit Oesterreich über einen Bund gegen Frankreich verhandelte, machte er Napoleon durch Govone glitzernde Anerbietungen. Am 21. Mai, dem Tage vor der Ankunft des Freiherrn v. Gablenz in Wien, ließ er den Kaiser der Franzosen wissen, daß Preußen ihn nicht durch Bevölkerungen deutschen Blutes abfinden könne, da die öffentliche Meinung Deutschlands dies nur in Fällen höchster Not entschuldigen würde; aber er wies den Kaiser zur Entschädigung auf Belgien hin.

Am mißlichsten aber stand es, falls Oesterreich einschlug, um das Verhältnis Preußens zu den übrigen deutschen Stämmen, denn die den Deutschen in Aussicht gestellte Einheitsverfassung und das deutsche Parlament waren dann aufgegeben. Wie ein Kapitän in Sturmesnöten, so warf Bismarck einen Teil der Schiffsladung über Bord, um sein Preußen in den sicheren Hafen zu steuern. Er gedachte die Nation aber dadurch zu entschädigen, daß er ihre vereinigte Kraft gegen Frankreich lenkte. Alle diese Betrachtungen mögen indessen müßig sein, da nicht festzustellen ist, ob Bismarck die Annahme seiner Vorschläge durch das Wiener Kabinett überhaupt für möglich erachtete. Gewiß hielt er von vornherein, wie er die leitenden Personen in Wien kannte, den Ausgleich auf dieser Grundlage für unwahrschein-

lich. Gerade zu dieſer Zeit kam Herzog Ernſt von Koburg nach Berlin, um ſeine Mannſchaft König Wilhelm zur Verfügung zu ſtellen. Er fand den König, vermutlich unter dem Eindrucke der Bemühungen Gablenz' in Wien, in guter Hoffnung auf den Frieden, den Kronprinzen in ernſter, faſt düſterer Stimmung. Bismarck aber ſagte zum Herzog am 24. Mai unumwunden, der Krieg ſei unausweichlich, und mit ſtolzer Zuverſicht ſprach er von ſeinem Ausgange [1]).

Wenn das Wiener Kabinett, um die zurückgebliebenen Rüſtungen vollenden zu können, Zeit gewinnen wollte, ſo mußte ihm die Sendung Antons v. Gablenz gerade recht kommen. Dieſelbe Hilfe bot auch der Kongreßplan Napoleons, der zu dieſer Zeit feſtere Form gewann. Gerne hätte der Kaiſer den Franzoſen noch einmal das Schauſpiel eines zu Paris verſammelten Kongreſſes gegeben. Zwei Wochen lang wurde Europa durch die Nachrichten über die bevorſtehende Zuſammenkunft der Diplomaten in Atem gehalten. Auch die neutralen Mächte wußten, daß die Geſchäftigkeit der franzöſiſchen Diplomatie zu keinem ernſten Ergebniſſe führen könne; aber ſie mochten ſich dem von Kaiſer Napoleon vorgeſchlagenen Friedensverſuche nicht verſagen. Rußland war Preußen im allgemeinen günſtig geſtimmt; der Kanzler Gortſchakoff fand indeſſen innerlich ſeine Freude daran, ſeinem Kollegen Bismarck ein Seil quer über den Weg zu ſpannen. Die neutralen Mächte berieten über die angemeſſenſte Form der Einladung. Kaiſer Napoleon entwarf die Tagesordnung, für welche er vorerſt als Gegenſtände vorſchlug: die Abtretung Venedigs und die Garantie für die weltliche Herrſchaft des Papſtes. England und Rußland wendeten ein, daß Oeſterreich nicht kommen würde, wenn man von ihm von vornherein die Abtretung einer Provinz verlange. Man wählte alſo den wohllautenderen Ausdruck „Oeſterreichiſch-italieniſche Differenz" und ſetzte außerdem das Schickſal der Elbherzogtümer und die deutſche Bundesreform auf die Tagesordnung. In dieſer Form wurde die Einladung am 28. Mai den drei im Streite befindlichen Mächten wie dem Deutſchen Bunde übermittelt. Auch von dieſem Friedensvorſchlag hielt Bismarck nicht viel und er

[1]) Ernſt II. von Koburg „Aus meinem Leben", III, S. 514—518.

sagte zum italienischen Gesandten: der Kongreß sei nur ein eitles Trugbild und er sehe keine menschliche Macht, die im stande wäre, den Krieg zu verhindern. Doch gleichviel, weder Preußen noch Italien wollten als Friedensstörer gelten und die Einladung mußte angenommen werden, um so mehr da König Wilhelm es für unziemlich hielt, sich der Vermittlung der neutralen Mächte zu entziehen. Preußen war der erste Staat, der verbindlich zustimmte, Italien und der Deutsche Bund folgten unmittelbar nach.

Aus den früheren Schilderungen ist die Atmosphäre bekannt, in welche Freiherr Anton v. Gablenz geriet, als er am 22. Mai in Wien eintraf, um die Vorschläge des Berliner Kabinetts zu überbringen, und in diese Stimmung fiel die fast gleichzeitig, am 24. Mai, eintreffende Einladung zum Friedenskongreß. Gablenz wurde am 25. Mai von Kaiser Franz Joseph empfangen in einer Audienz, welche fünf Viertelstunden währte. Der Kaiser forderte ihn auf, seine Vorschläge einzeln zu entwickeln. „Gablenz las vor; der Kaiser stellte Fragen, Gablenz gab nähere Erläuterung. Der Kaiser sagte dann, es sei wahrhaft zu bedauern, daß diese Vorschläge nicht vor sechs oder acht Wochen gemacht worden, wo man dieselben sicher angenommen hätte; mutmaßlich liege dabei eine tiefere Absicht zu Grunde, daß Graf Bismarck diese annehmbaren Propositionen erst zu einer Zeit mache, wo die Annahme nicht mehr möglich sei ... Indessen wurde Gablenz nicht ungnädig entlassen: ‚Ich werde,' sagte der Kaiser, ‚die wichtige Sache erwägen und Ihnen Antwort zukommen lassen; so viel ist klar, daß bei diesem Abkommen Preußen den Löwenanteil erhält und Oesterreich weniger geboten wird'" [1]).

Das Wort des Kaisers, daß diese Vorschläge vor sechs oder acht Wochen gewiß angenommen worden wären, erweckte in Gablenz eine Vorahnung des Mißlingens. Der Kaiser sah in dem späten Vorschlage des Teilungsprojektes eine tiefe Absicht Bismarcks; die Bemerkung, die Gablenz einwarf, daß der Plan von ihm und nicht von Bismarck herrühre, war loyal gemeint, aber sie traf nicht den Kern der Sache. Es verhielt

[1]) Sybel, IV, S. 384, nach dem Berichte des Freiherrn v. Gablenz.

sich vielmehr so, wie der Kaiser annahm: einige Wochen früher trug sich Bismarck mit ganz anderen Gedanken, betrieb den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland und bot den Oberbefehl über den Süden dem Könige von Bayern an. Damals war die Hälfte Deutschlands für Oesterreich noch nicht feil, da Bismarck noch auf die Neutralität der Südstaaten und auf die Einigung Gesamtdeutschlands außer Oesterreich hoffte. Indessen war der jetzige Vorschlag, besonders seitens König Wilhelms, ernst gemeint. Denn der König hätte durch Unterordnung Norddeutschlands unter Preußen seinen Staat ohne Krieg nicht weniger erhöht als Friedrich II. in blutigen Feldzügen. Oesterreich verzichtete dann auf das Präsidium im Deutschen Bunde; aber es erhielt für dieses Ehrenrecht einen wirklichen Kräftezuwachs durch die militärische Unterwerfung Süddeutschlands. Von hier aus eröffneten sich weite Ausblicke auf die innere Entwicklung der Habsburgischen Monarchie in deutschem Sinne, denn das deutsche Element in Oesterreich hätte dadurch namhafte Verstärkung gewonnen.

Der Minister, dessen Stimme in Wien maßgebend sein sollte, Graf Mensdorff, führte den Kampf gegen die kriegerische Stimmung in Wien nur mehr ehrenhalber weiter. Er erklärte resigniert, er halte sich in den neu aufgetauchten Fragen ganz neutral, er werde alles thun und ausführen, was der Kaiser empfehle [1]). Zwischen Oesterreich und Preußen stand das Mißtrauen, ob das jetzt vorgeschlagene Bündnis bessere Bürgschaften biete als das gegen Dänemark abgeschlossene. Der Flügelschlag des Argwohns trübte den Blick der österreichischen Minister und verhinderte die Entscheidung, die durch die Wohlfahrt des Staates gefordert wurde; der rastlose Wechsel in der Wahl der Mittel verschaffte Bismarck den Ruf eines unzuverlässigen Politikers. Man wollte nicht glauben, daß er, der den Krieg geschürt hatte, ihn jetzt ernstlich verhindern wolle. Für den Kaiser aber war wohl maßgebend, daß er gerade in den letzten Wochen den deutschen Fürsten bündige Angebote gegen Preußen

[1]) Friesen, II, S. 161, ist zuverlässiger als der von Rogge und Sybel citierte Bericht des „Neuen Wiener Tagblatt". (Enthalten in dem Blatte vom 11. August 1872.)

gemacht hatte. Freiherr v. Kübeck in Frankfurt, Graf Blome in München, Prinz Solms in Hannover, General Ringelsheim in Dresden, Oberst Wimpffen in Kassel warben Kriegsgefährten unter dem Banner des von Preußen gebrochenen Bundesrechts. Sollte Oesterreich jetzt, da die Mittelstaaten seiner Hilfe harrten, ihr Vertrauen täuschen? Mit Sachsen stand der Wiener Hof bereits in innigem Einverständnisse; Kronprinz Albert verabredete soeben mit den Generälen des Kaisers die Einzelheiten des Feldzuges. Ihn jetzt preiszugeben, widerstrebte dem ritterlichen Sinne des Kaisers. Als Treulosigkeit wäre es gedeutet worden, wenn die Fürsten Deutschlands, während Oesterreich um ihre Bundeshilfe ansuchte, zur Hälfte Preußen überantwortet, zur Hälfte unter Oesterreichs Botmäßigkeit gezwungen worden wären.

In den Beratungen der Minister schlugen diese Gründe durch. Freilich lag darin offenbar eine Inkonsequenz. Denn zu Anfang Mai war die Regierung, erschreckt durch die Gefahren eines Doppelkrieges, zum Schlusse gekommen, man müsse Italien durch Venedig begütigen, um freie Hand zu bekommen gegen den gleichwertigen Gegner im Norden. Hatte sich die militärische Lage seit drei Wochen geändert? War der Doppelkrieg jetzt minder gefährlich, und sah das Hauptquartier der Nordarmee seinem Ausbruche mit größerer Zuversicht entgegen? Das Unheil lag darin, daß das Kabinett Belcredi-Esterhazy die auswärtige Politik mit demselben Dilettantismus betrieb, mit dem es die inneren Schwierigkeiten auffaßte. Und noch mehr — die wachsenden inneren Verlegenheiten waren für den Grafen Belcredi und seine Kollegen nicht etwa ein Grund mehr, um vor dem Kriege zurückzuscheuen; leichtsinnigerweise erblickte man darin den einzigen Ausweg [1]). Der Herzog von Koburg, der den

[1]) Sybel teilt (IV, S. 390) mit, die Minister Belcredi und Larisch hätten dies Herrn v. Gablenz offen eingestanden, und die Erzählung Sybels wurde, da Graf Belcredi sie während einer Reihe von Jahren nicht in Abrede gestellt hatte, in der 1. Auflage dieses Werkes wiedergegeben, jedoch mit dem Beisatze, daß man hier dem Berichte Sybels nur mit Widerstreben folge. Uebrigens hatte sich der Verfasser zuvor an den Grafen Belcredi um Aufklärungen gewendet; dieser aber erwiderte ablehnend, er halte es noch nicht an der Zeit, Mitteilungen über die Ereignisse während seiner Amtsführung zu machen. Nach dem Erscheinen der 1. Auflage dieses Werkes

Wiener Hof genau kannte, fällt deshalb über die Minister jener Tage das Urteil, daß sie auf ihn mehr den Eindruck von Spielern als von Staatsmännern machten [1]). Die Desperation ist eine schlimme Ratgeberin. Das aristokratische und klerikale Regiment stürmte, um sich zu behaupten, in den Krieg, durch den seine ausschließliche Herrschaft gebrochen werden sollte.

Wenigstens so weit hätten die Warnungen des Hauptquartiers beherzigt werden sollen, daß man Zeit zu gewinnen suchte. Denn Benedek wollte erst nach dem 10. Juni aus den mährischen Standlagern aufbrechen und zur Verteidigung Böhmens an die obere Elbe marschieren. Auch darauf wurde nicht Rücksicht genommen, und am 28. Mai erging die Antwort nach Berlin, daß das Wiener Kabinett die Verhandlung über die Gablenzschen Anträge ablehne. Das hatte selbst Bismarck nicht so schnell erwartet.

Jetzt war der preußische Generalstab noch von der Sorge bedrückt, der Kongreß werde zusammentreten und den Vormarsch der preußischen Truppen aufhalten. Es nahte der 5. Juni, an welchem Preußens Macht, 270000 Mann stark, an der Grenze vereinigt war, während, wie Moltke wußte, die Oesterreicher kaum 200000 Mann zählten [2]). Am 29. Mai sagte Bismarck dem Grafen Benedetti, daß die Generäle dem Könige vorgestellt hätten, man liefere durch Hinausschiebung des Angriffes die Monarchie der Gnade ihrer Feinde aus; die Generäle lehnten die Verantwortlichkeit für die Folgen dieses saumseligen Vorgehens von sich und von der Armee ab [3]). Möglicherweise werde, so eröffnete Bismarck dem Botschafter, der Krieg noch während der Tagung des Kongresses beginnen können. Aber der König war nicht zum Angriff zu bestimmen. Es war für ihn, wie Bismarck am 2. Juni zu Govone sagte, „eine Sache

---

ließ Graf Belcredi indessen erklären, die von Sybel gebrachte Erzählung sei erfunden, er habe den Freiherrn v. Gablenz gar nicht kennen gelernt und ihn nicht gesprochen, auch niemals die ihm in den Mund gelegte Aeußerung gethan. Ebenso versicherte er, daß seines Wissens auch Graf Larisch mit Gablenz nicht in Verkehr getreten sei.

[1]) Koburg, III, S. 484.

[2]) Moltke am 3. Juni zu Govone (La Marmora, S. 259).

[3]) Benedetti, S. 128.

der Religion oder vielmehr des Aberglaubens, daß er nicht die Verantwortung übernehmen dürfe für einen europäischen Krieg". In den Gesprächen mit seinen Vertrauten kamen ihm die Thränen in die Augen, wenn er von dieser grausamen Notwendigkeit sprach. Graf Bismarck, seine Ungeduld mit Mühe bemeisternd, stellte an die Italiener das Ansinnen, durch ihre ohnedies ungeduldigen Freiwilligen einen Streit vom Zaune zu brechen; oder man könne vielleicht durch Geld ein kampflustiges kroatisches Regiment am Mincio zum Friedensbruche gegen Italien bewegen; er werde schon dafür sorgen, daß Preußen sofort Italien beispringe. Kein Wunder, daß La Marmora, schon aus Rücksicht für Napoleon, gegen diese Zumutung stumpf blieb; er wieder hegte den Wunsch, Preußen möge Feuer an die Lunte legen.

Oesterreich selbst nahm diese Last seinem Gegner von der Seele. Zum letztenmale erhob Mensdorff seine warnende Stimme und riet zur Beschickung des Kongresses, mehrere Minister traten ihm bei. Der Herzog von Gramont, der französische Botschafter in Wien, der damals nach Paris reiste, brachte die Ueberzeugung mit, Oesterreich werde erscheinen. Die Entscheidung schwankte, Baron Werther meldete nach Berlin, Mensdorff werde sich als Vertreter Oesterreichs nach Paris begeben [1]). Aber auch diesmal drang die herrische Auffassung durch; eine Großmacht, so entschied das Wiener Kabinett, könne nicht mit darüber verhandeln, ob ihr eine Provinz abzunehmen sei. So erfolgte am 1. Juni die Ablehnung an die einladenden Mächte. Oesterreich erklärte, es werde nur dann auf dem Kongreß erscheinen, wenn alle Mächte sich verpflichteten, von der Beratung über Landgewinn abzusehen. Das aber war, wie jedermann wußte, eine unerfüllbare Voraussetzung. Uebrigens stellte die Note Oesterreichs selbst die Bedingungen fest, unter denen Venedig abgetreten werden könne: es begehrte eine ausreichende Entschädigung. „Man hat

[1]) Beusts Annahme (S. 430), die Einladung zum Kongresse sei nicht angenommen worden, weil Graf Mensdorff in unzeitiger Bescheidenheit sich nicht für fähig gehalten habe, Oesterreich zu vertreten, hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Vgl. La Marmora, S. 254. An einer anderen Stelle (II. Bd. S. 16) schreibt Beust die Schuld an der Ablehnung Esterhazy zu, dessen „kritische Einwürfe zur Ablehnung der bereits von Oesterreich angenommenen Pariser Konferenz führten". Das klingt glaublicher.

uns andeutungsweise zu verstehen gegeben, daß Schlesien eine hinreichende Entschädigung für die Abtretung Venetiens sein dürfte ... Wenn der Krieg wirklich ausbräche und wenn glänzende militärische Erfolge unsere Macht erhöhten, dann freilich wäre die Annahme nicht auszuschließen, daß wir, mit weiser Mäßigung unseren Vorteil benützend, auf eine Provinz Verzicht leisteten, um uns dafür den Besitz einer anderen zu sichern." Man begriff das Gefühl des Stolzes, von dem Oesterreich getragen war; aber das Urteil nahezu der gesamten Diplomatie ging dahin, das Wiener Kabinett hätte besser gethan, die Einladung anzunehmen und diese seine Erklärung vor dem Kongreß selbst abzugeben.

Niemand war über diese Ablehnung befriedigter als Bismarck. Gerade war der französische Botschafter am 4. Juni bei ihm, als die Nachricht eintraf. Ohne sich Zwang anzuthun, brach Bismarck erfreut in den Ruf aus: „Es lebe der König!" [1])

[1]) Am Abend dieses Tages empfing Bismarck den Mitarbeiter des Pariser Blattes „Siècle", Vilbort, mit dem er eine lange, anziehende Unterredung hatte (Vilbort, S. 211 ff.). Bismarck schilderte die Schwierigkeiten, welche seinen Plänen gegenüberstanden, die Familienbeziehungen des Königs, die Gevatterschaft (cousinage) und sagte: „Alles dies ebensowenig wie die Opposition, mit welcher ich in Preußen zu kämpfen hatte, konnte mich verhindern, mich mit Leib und Seele der Idee zu widmen, Norddeutschland in seiner logischen und natürlichen Form unter der Aegide Preußens zu konstituieren, und diesen Zweck zu erreichen werde ich allem trotzen, dem Exil und selbst dem Schaffot!" Als Vilbort sich um Mitternacht von Bismarck trennte, lud er ihn für den nächsten Tag ein, in seiner Familie zu speisen: „Das ist die einzige Stunde des Tages und der Nacht, wo ich mir ein wenig angehöre; jetzt muß ich arbeiten, bis die Sonne meine Lampe verlöscht." Vilbort teilte diese Unterredungen unmittelbar darauf im „Siècle" mit und der Bericht ging noch vor dem Kriege durch die Wiener und Berliner Blätter.

IX. Buch.

Vertrag zwiſchen Oeſterreich und Frankreich. Ausbruch des Krieges in Deutſchland.

Als der Ausbruch des Krieges unzweifelhaft war, erneuerten die Kabinette von Wien und Berlin ihre Bemühungen, ſich Kaiſer Napoleons zu verſichern. Es war der entſcheidende Wettlauf vor Schluß des Rennens; Napoleon wiegte ſich in der Hoffnung, zum Schluſſe von beiden Seiten als Schiedsrichter aufgerufen zu werden.

Von Woche zu Woche neigte Napoleon ſich Oeſterreich freundlicher zu. Das war es auch, was die öſterreichiſchen Miniſter, zumal den Grafen Eſterhazy, zu erhöhtem Selbſtgefühl ermutigte. Daraus ſchöpften ſie den Antrieb, die Unterhandlungen mit Preußen abzubrechen. Sie bemühten ſich unaufhörlich zu erwirken, daß Frankreich einen Druck auf Italien übe, damit dieſes ſich zur Neutralität im bevorſtehenden Kriege bequeme. Fürſt Metternich arbeitete nach Kräften auf dieſes Ziel hin. Das Gerücht verbreitete ſich, in Toulon werde eine Flotte ausgerüſtet, um Italien zum Ausgleich zu zwingen. Aber ſo weit wollte der Kaiſer nicht gehen. Er hielt es für klüger, Italien an Preußens Seite zu laſſen, weil ſeiner Anſicht nach das militäriſche Uebergewicht Oeſterreichs ſonſt unzweifelhaft war. Er aber wollte Preußen nur ſo weit demütigen laſſen, um dann als Preis ſeiner Rettung die Rheinlande zu heiſchen. Bismarck verglich damals ſeine eigene Lage mit der eines Löwenbändigers und Napoleon mit dem Engländer, der ſich jeden

Abend vor dem Käfig einstellt, um mit unbeweglichem Antlitz den Augenblick abzuwarten, in welchem jener von den Bestien aufgefressen wird. So wuchs die Gefahr, die Preußen von der geheimnisvollen Politik Napoleons drohte. Bismarcks preußischer und deutscher Stolz bäumte sich bei dem Gedanken auf, Napoleons Freundschaft mit deutschem Gebiete zu erkaufen. Aber er mußte ihm der Sicherheit wegen die goldenen Früchte an langem Stiele zeigen. Die Italiener, denen alles an dem Beistande des Kaisers und nichts an Deutschlands Integrität gelegen war, redeten auf Bismarck ein, sein Angebot zu machen; König Viktor Emanuel ließ ihm sagen: „Napoleon will essen, gebt ihm etwas, aber nicht viel; erklärt ihm dann sehr bestimmt, mehr bekäme er nicht, und er wird zufrieden sein." Der Kaiser aber hegte die Zuversicht, daß er für seine Neutralität hart vor dem Friedensschlusse alles eintauschen werde, wonach ihm das Herz stand.

Prinz Jérôme Napoleon und Rouher sahen nicht ohne Besorgnis, daß der Kaiser, sei es aus Unentschlossenheit, sei es aus Hochmut, einem Abkommen mit Preußen auswich. Der Prinz machte um diese Zeit einen ernsten Versuch, einen Bund zwischen Frankreich, Preußen und Italien zu stande zu bringen. Er und Nigra entwarfen die Bedingungen eines Schutz- und Trutzbündnisses zwischen den drei Staaten; diesen Entwurf legten sie dem Grafen Bismarck vor. Sie boten die Allianz Frankreichs an und verlangten dafür stattliche Landabtretungen: das Land zwischen Mosel und Rhein, also etwa die schönen Gefilde der Pfalz und Rheinhessens, dazu die südwestliche Ecke der Rheinprovinz. Dies alles sollte den Franzosen zufallen, nur die Festungen Mainz und Koblenz hätten bei Deutschland zu bleiben. Es war sehr wahrscheinlich, daß der Kaiser um diese diplomatische Aktion wußte, denn sein Vetter hätte schwerlich auf eigene Faust so Großes unternommen. Vergebens also hatte Bismarck früher Napoleons Blicke auf Belgien ablenken wollen; er durfte jetzt, wenn er nicht alles aufs Spiel setzen wollte, nicht klipp und klar ablehnen. Auch jetzt trat Bismarck mit Napoleon nicht in direkte Verhandlung; wie zwei Ringer, die in einem dunklen Raume auf einander losgehen, standen sich die beiden gegenüber. Wieder wählte Bismarck Govone zum Mittelsmann.

Als dieser ihn am 2. Juni fragte, ob denn am Rhein kein Landesteil sei, wo eine Abstimmung zu Gunsten der Annexion an Frankreich zu erzielen wäre, meinte er zuerst: „Keiner — die französischen Agenten, welche das Land bereisten, um die Stimmung kennen zu lernen, berichten alle, daß eine Abstimmung, wenn sie nicht durchaus erkünstelt wäre, nicht gelingen könne. Niemand liebt die Regierung oder die auf dem eigenen Boden herrschende Dynastie; aber alle sind Deutsche und wollen Deutsche bleiben." Und als Govone den Hinweis auf Belgien abermals ungenügend fand und von der Mosellinie sprach, da sagte der Minister die vieldeutigen Worte: „Ich bin viel weniger Deutscher als Preuße und würde kein Bedenken tragen, die Abtretung des ganzen Landes zwischen dem Rhein und der Mosel an Frankreich zu unterschreiben. Der König jedoch würde die schwersten Skrupel empfinden und würde sich nur in einem alleräußersten Augenblicke dazu entschließen: wenn man nämlich auf dem Punkte stünde, alles zu verlieren oder alles zu gewinnen."

Waren diese Worte Bismarcks ernst gemeint? Nigra glaubte es, und Benedetti ließ sich gleichfalls überreden, daß Bismarck der einzige Mann in Berlin sei, der sich „vorurteilslos" mit dem Gedanken vertraut gemacht habe, eine Gebietsabtretung könne für Preußen notwendig und nützlich sein. Als die Gegner Bismarcks ihm dies später vorhielten, wies er solche Zumutungen sarkastisch von sich: er habe, um Napoleon bei guter Laune zu erhalten, Govone gesagt, daß, wenn es von ihm abhinge, er vielleicht um des guten Zweckes willen etwas Landesverrat treiben würde, aber es gehe nicht, da der König es nicht erlaube. Thatsache ist, daß niemals eine direkte Verhandlung zwischen dem Berliner und dem Pariser Kabinett über diese Dinge stattfand [1]). Immer waren es nur die italienischen Mittels-

[1]) Diese geheimen Besprechungen wurden von La Marmora allem diplomatischen Brauch zuwider 1873 veröffentlicht. Als nun Bismarck von dem Führer des Centrums, Mallinckrodt, im preußischen Landtage indirekt der Preisgebung deutschen Bodens geziehen wurde, sagte er am 16. Januar 1874: „Ich habe gehört, daß in der heutigen Sitzung von dem Abgeordneten v. Mallinckrodt behauptet worden ist, ich hätte bei früheren Verhandlungen dem italienischen General Govone die Abtretung eines preußischen

männer, durch die Bismarck sich äußerte. Das Spiegelbild des Landgewinnes hielt Bismarck Napoleon lockend hin, aber gewiß war er damals schon entschlossen, auf die Hand hinzuhauen, die sich nach deutschem Gebiete ausstreckte. Was im höchsten Drange, was etwa nach dem Einrücken eines französischen Heeres in das von Truppen entblößte Rheinland gewährt werden mußte, konnte niemand, auch Bismarck nicht, absehen. Das war in seinem hohen Spiele der Einsatz. Doch auch jetzt, da er durch Govone und Benedetti auf Napoleon wirken wollte, ließ er nach Paris sagen, der Kaiser möchte seine Mindestforderung nennen; denn noch im letzten Augenblick zöge er eine Verständigung mit Oesterreich vor, wenn der Kaiser der Franzosen etwa das ganze linke Rheinufer begehre.

Unmittelbar vor Ausbruch des Krieges machte das Berliner Kabinett einen letzten Versuch, Klarheit zu gewinnen. König Wilhelm schrieb an den Kaiser, um von ihm die Zusage der Neutralität zu erhalten. Napoleon wich auch diesmal aus: es sei schwer, die Wechselfälle des beginnenden Krieges vorauszusehen; die beiden Souveräne könnten wechselseitig auf ihre Loyalität rechnen [1]).

Mit derselben Beflissenheit wie Preußen bemühte sich Oesterreich um die freundliche Gesinnung Kaiser Napoleons. Fürstin Metternich entfaltete ihre ganze Liebenswürdigkeit, um den französischen Hof für ihr Vaterland einzunehmen. Anscheinend erreichte das Wiener Kabinett mehr als sein Nebenbuhler, und Graf Esterhazy glaubte sich im besten Zuge. Frankreich trat in

---

Bezirkes — ich weiß nicht genau wo, an der Mosel oder an der Saar — in Aussicht gestellt. Ich bin genötigt (mit erhobener Stimme), dies mit den stärksten Ausdrücken für eine dreiste, lügenhafte Erfindung zu erklären, die natürlich der Herr Abgeordnete nicht gemacht hat, die anderswo gemacht worden ist! ... Ich habe niemals irgend jemandem die Abtretung auch nur eines Dorfes oder auch nur eines Kleefeldes zugesichert oder in Aussicht gestellt ... Ist denn irgend etwas abgetreten? Existiert denn irgendwo eine Verhandlung darüber? Hätten wir nicht, wenn wir etwas hätten abtreten wollen, mit großer Leichtigkeit, mit sehr wenig, mit wenig Dörfern, nur daß der Schandfleck an unserer Politik gehaftet hätte, alles erreichen können?"

[1]) Nach der Broschüre, welche Napoleon III. nach seiner Vertreibung unter dem Titel eines Marquis v. Gricourt veröffentlichte.

eine engere Unterhandlung mit Oesterreich. Die Zielpunkte von Napoleons Politik waren seit Anfang Mai unverändert geblieben. Er wünschte die volle Unabhängigkeit Italiens von fremder, d. h. österreichischer Herrschaft, ohne aber die Vollendung seiner staatlichen Einheit zu begünstigen, denn er legte daneben den größten Wert auf die Erhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes, zum mindesten in ihrem damaligen beschränkten Umfange. Deutschland durfte nicht einer einzigen Macht als Beute zufallen; wenn sich Oesterreich oder Preußen vergrößere, so sollte auch Frankreich Landgewinn einheimsen. Am 24. Mai brachte Herzog von Gramont freundliche Zusicherungen des Wiener Kabinetts nach Paris; am 4. Juni kehrte er mit wichtigen Aufträgen zurück, und bald, am 12. Juni, kam es auf diesen Grundlagen zum Abschlusse eines Vertrages zwischen Oesterreich und Frankreich. Graf Esterhazy sah durch ihn seine Hoffnungen erfüllt, gerne schlug er in die hingehaltene Hand ein [1]).

Die wichtigste Abmachung war, daß Oesterreich in bindender Form zusagte, Venedig unter allen Umständen an Italien abzutreten, ob sein Heer in Deutschland siegreich bleibe oder nicht. Napoleon versprach dafür zu sorgen, daß die Südgrenzen Oesterreichs sonst nicht angetastet würden; Italien solle ferner zu einer Geldzahlung verhalten sein, welche Oesterreich die Anlage neuer Befestigungen gestatte, und es habe weiter einen der Bevölkerung Venetiens entsprechenden Teil der österreichischen Staatsschuld zu übernehmen. Eine zweite Verpflichtung, die Oesterreich übernahm, betraf Deutschland. Oesterreich sagte zu, hier keine politischen oder Gebietsveränderungen vorzunehmen, ohne die Zustimmung Frankreichs einzuholen. Damit war ausgesprochen, daß, wenn Oesterreich Eroberungen, etwa die Schlesiens, mache, Frankreich sich gleichfalls einen Anteil an der Beute aussuchen dürfe. Napoleon gedachte gemeinsam mit Oesterreich in die Schüssel zu greifen.

---

[1]) Der Inhalt des Vertrages ist — nicht ganz übereinstimmend — mitgeteilt bei Hansen, „Les coulisses de la diplomatie“ (Paris 1880) und (vier Jahre später) bei Rothan, S. 170. Hansen war dänischer Agent in Paris, der die Rückgabe Nordschleswigs betrieb; er hatte Zutritt bei den Diplomaten. Die Analyse des Vertrags in Medings „Memoiren“, II, S. 47 (erschienen 1881) ist dem Buche Hansens entnommen.

So verlor Oesterreich unter allen Umständen Venetien, und im Falle des Sieges erfocht es, wenn es dafür eine Entschädigung in Deutschland begehrte, auch für Napoleon einen Gebietszuwachs. Was wurde dem Wiener Kabinett dafür geboten? Die Neutralität Italiens wurde ihm nicht gesichert, wie die Ereignisse beweisen. Dafür setzte das Wiener Kabinett eine Klausel durch, deren Wert Esterhazy vermutlich hoch anschlug. Es wurde nämlich dem Heiligen Stuhl nicht nur sein damaliger Besitz verbürgt, Frankreich willigte auch ein, daß der Papst unter Umständen die ihm entrissenen Landschaften, die Marken und die Legationen, zurückerhalten solle. Wenn nämlich, so lautete die Zusage Frankreichs, die Bevölkerungen Italiens sich eines Tages gegen die staatliche Einheit der Halbinsel erheben sollten, so werde Napoleon ihnen freie Hand lassen. Unter keinen Umständen aber solle das Haus Habsburg daraus Gewinn ziehen. Die Prinzen dieses Hauses, Toskana und Modena, dürften niemals in ihre alten Besitzungen eingesetzt, höchstens in Deutschland entschädigt werden. Nicht für Oesterreich, nicht einmal für die Dynastie war also etwas in dem italienischen Kriege zu gewinnen. Wenn aber sein Heer siegreich über den Po drang, dann durfte es dem Papste das Patrimonium des heiligen Petrus zu Füßen legen.

Der Wortlaut dieses Vertrages ist bisher nicht bekannt geworden; Beust, der ihn als österreichischer Staatskanzler später vor sich liegen hatte, nannte ihn das unglaublichste Aktenstück, das ihm je vorgekommen [1]). Er ist, wenn man will, das diplomatische Testament des damaligen österreichischen Regierungssystems. Es ist nicht ganz leicht, sich in den Gedankenkreis Esterhazys zu versetzen. Schlesiens Besitz war gewiß einen Krieg wert; aber wie konnte Oesterreich sich diesen Vorsatz nur dadurch erschweren, daß es, nicht etwa um Venetiens, sondern um des Papstes willen den Krieg mit Italien auf sich lud? Das alte Oesterreich betrachtete sich als Schutzmacht der Kirche; aber weder Kaunitz, noch Thugut, noch Metternich hätten, um den weltlichen Besitz des Papstes zu sichern, den Staatsvorteil hintangesetzt. Ihre Epigonen aber nahmen die Sache gewichtiger, die

[1]) Vitzthum, S. 203.

Interessen der Kirche standen ihnen höher als die des Staates. Der Krieg in Italien war nur dann gerechtfertigt, wenn er ein ernster und ehrlicher Versuch war, die Grenzen des Reiches zu verteidigen. Daran dachte die Regierung jetzt nicht mehr, aber ihre Vorurteile gestatteten ihr nicht, sich betreffs Venetiens unmittelbar mit Italien auseinanderzusetzen. Denn Italien war ein illegitimes Staatsgebilde; da mußte man sich der Vermittlung Kaiser Napoleons bedienen, dieses legitimsten aller Monarchen. Einer Etikettefrage zuliebe wurde das Schicksal der Monarchie auf beiden unzureichend besetzten Schlachtfeldern aufs Spiel gesetzt.

Napoleons Gewissen war nach der Unterzeichnung des Vertrages gegenüber Italien nicht ganz rein: er sorgte darin wohl für den Gewinn von Venetien, aber Mittelitalien ließ er bedroht. Dies freilich nur durch vieldeutige und krause Vorbehalte, denn die ehemaligen Unterthanen des Papstes sehnten sich nicht nach der verrotteten Verwaltung des Kirchenstaats zurück. Napoleon III. verhehlte Nigra, der sonst stets ins Vertrauen gezogen wurde, den Inhalt der Abmachungen mit Oesterreich. Dieses Schweigen beunruhigte König Viktor Emanuel; auf seinen Wunsch wandte sich sein Schwiegersohn, Prinz Napoleon, an den Kaiser mit der Bitte um genauere Eröffnungen. Ohne darauf einzugehen, beschwichtigte Napoleon das italienische Kabinett mit der Versicherung, daß Oesterreich sich verpflichtet habe, Venedig jedenfalls herauszugeben. Das war ein wahrer Seelentrost, und Nigra konnte in einer Denkschrift über die Lage befriedigt ausrufen: „Der Krieg beginnt unter günstigen Auspizien, und die Lage könnte nicht besser sein.“ [1]) Aber es gab auch einen dunklen Punkt am Horizont. Nigra, dem die Stellung Napoleons zur römischen Frage kein Geheimnis war, witterte von hier aus Unheil. Er kannte den Inhalt des Vertrages mit Oesterreich nicht, aber er wußte, daß Napoleon nichts dagegen einwenden werde, wenn das Heer des Erzherzogs Albrecht dem Papste dessen alten Besitz zurückerobere. „In

[1]) Die Denkschrift, im Juni 1866 abgefaßt, ist für den Vetter König Viktor Emanuels, den Prinzen von Carignan, bestimmt und enthält eine Zusammenfassung der von Nigra geführten Unterhandlungen. Abgedruckt bei Rothan, S. 422 ff. Sie ist ein wichtiges historisches Aktenstück.

diesem Falle," so fügte er hinzu, „wäre es für Frankreich sehr schwer, Truppen nach Italien zu senden, um dem Papste die ihm von Oesterreich zurückgestellten Provinzen wieder abzunehmen." [1]) Italien erhielt überhaupt von jetzt ab den bestimmteren Eindruck, daß Napoleon in das Fahrwasser Oesterreichs eingelenkt habe. Noch einmal ließ der Kaiser La Marmora einschärfen, Italien solle auf keinen Fall früher losschlagen als Preußen. Noch wichtiger war, daß er dem König Viktor Emanuel den Rat gab, den Krieg gegen Oesterreich nicht mit voller Kraft zu führen. Durch diese Einflüsterungen fand sich Napoleon mit seiner Treue zum österreichischen Bündnisse ab; aber sie waren für Oesterreich von geringem Werte, denn Italien mußte trotz dieser Ratschläge für seine Ehre und seine Einheit mit voller Wucht kämpfen.

Nach dem Abschlusse des Vertrages mit Oesterreich gab Drouyn de Lhuys seinem Herrn den Rat, er möge jetzt mit Preußen ein Abkommen treffen, welches ihn auch für den Fall eines Sieges Königs Wilhelms sicherstelle. Aber Napoleon hatte am Rhein zu große Dinge vor, um sich Preußen eröffnen zu können. Er gab sich übrigens dem Glauben hin, auch von seiten dieses Staates genügende Bürgschaften in der Hand zu haben.

In seinem Selbstgefühle richtete Napoleon III. am 11. Juni eine Art Manifest an das seiner Entschlüsse harrende Europa, welches im gesetzgebenden Körper zur Verlesung gelangte. In geheimnisvollen Wendungen, in dem orakelhaften Stile, dessen sich Napoleon gern bediente, deutete er seine Ziele an: „Wir hätten, was uns betrifft, für die kleineren Staaten des Deutschen Bundes einen engeren Bund, eine stärkere Organisation, eine wichtigere Rolle gewünscht; für Preußen mehr Zusammenhang und Kraft im Norden; für Oesterreich die Erhaltung seiner großen Stellung

[1]) Rothan, S. 436. Ueber die abweichende Ansicht Sybels, der Napoleon gewissermaßen ein Attentat auf die Einheit Italiens zuschreibt, siehe oben S. 253, Anmerkung. Auch seine Annahme, Oesterreich habe durch den Vertrag mit Napoleon den Rhein an Frankreich preisgegeben, bedarf doch sehr der Bestätigung. Die spätere Behauptung des Baron André, des Kabinetts-Chefs Drouyn de Lhuys', verfolgt eine durchsichtige Absicht. Vgl. die späteren Aeußerungen Nigras im Anhange zum II. Bande Nr. III.

in Deutschland. Wir hätten außerdem angestrebt, daß Oesterreich auf Grund einer gleichwertigen Entschädigung Venetien an Italien abtrete." Wie liebenswürdig gegen alle Teile! Manche Stellen des Schreibens müssen anders verstanden werden, als sie gesagt sind, so besonders der spätere Kernsatz, in welchem die Uneigennützigkeit Frankreichs und weiter versichert wird, der Kaiser strebe keinen Ländererwerb an, so lange das europäische Gleichgewicht nicht gestört sei. Natürlich war das letzte Nebensätzchen das Wichtigste an der schönen uneigennützigen Phrase; Napoleon hielt sich dadurch alle Wege offen. Weiter hieß es: das europäische Gleichgewicht und die Erhaltung des Werkes Frankreichs in Italien seien die eigentlichen Ziele der Politik des Kaisers. Daran knüpft der Brief Napoleons eine Frage, die er selbst beantwortet: „Aber genügt, um diese beiden Interessen zu wahren, nicht die moralische Kraft Frankreichs? Wird es, auf daß seine Worte gehört werden, genötigt sein, das Schwert zu ziehen? Ich glaube es nicht." In dieser Antwort und in den Schlußsätzen kommt denn die Selbsttäuschung, welche zu Napoleons Verderben ausschlug, zum Ausdrucke. Er behauptete nämlich, daß Frankreich, wie auch der Krieg endige, „durch die Erklärungen der beteiligten Mächte gesichert sei," so daß „keine der Fragen, welche uns berühren, ohne Zustimmung Frankreichs gelöst werden kann".

Aber es gab thatsächlich keine Zusicherungen Preußens, die hingeworfenen Lockrufe Bismarcks konnten so nicht bezeichnet werden. Dennoch stellte Napoleon in dem Manifest seine Neutralität in Aussicht, und man nahm deshalb in Europa vielfach an, er sei mit König Wilhelm einig geworden — zumal da er sich auf Erklärungen aller beteiligten Mächte berief. Der Kaiser nahm sich vor, lediglich durch diplomatische Künste die Grenzen Frankreichs bis an den Rhein hinauszuschieben. Preußen sollte dann in Norddeutschland schadlos gehalten werden; aber für Preußen hätte es nie eine genügende Entschädigung für den Verlust des Rheins und Schlesiens gegeben. Nur wenn die Heere Frankreichs und Oesterreichs das Land überfluteten, wenn Preußen zu Boden lag, konnte es sich dafür durch Landstriche in Norddeutschland abfinden lassen. Nur eine in Waffen einherschreitende Schiedsmacht konnte den Deutschen die Preis-

gebung des Rheinstromes auferlegen; nur einem Kriegsfürsten konnte es gelingen, Preußen zu demütigen und Oesterreich im Zaume zu halten. Napoleon aber sah damals seine Zeughäuser durch den mexikanischen Feldzug geleert, und aus Besorgnis vor der Kammer-Opposition getraute er sich nicht einmal, eine Anleihe aufzunehmen, um diese Lücken zu ergänzen, und noch weniger, die unzureichende jährliche Aushebung zu erhöhen. Durch Gewalt war Napoleon zum Throne aufgestiegen; es gab kein anderes Mittel als dieses, um Europa einzuschüchtern und seine Herrschaft zu befestigen. Aber ungerüstet, mit einer in ihren Stämmen zerrütteten Armee ließ er sich von dem Kriege von 1866 überraschen.

* * *

Nun, da Kaiser Napoleon sich durch den Wiener Vertrag auf Oesterreichs Seite stellte, da die deutschen Mittelstaaten sich nahezu einmütig gegen Preußen erhoben und Ungarn durch die Aussicht auf Anerkennung seiner Verfassung beschwichtigt schien, hielt das Wiener Kabinett den diplomatischen Feldzug für beendet. Es sah sich bestärkt durch die öffentliche Meinung Europas, zumal Deutschlands, welches auf die Seite des Verteidigers des historischen Rechtes trat. Mißlich war nur, daß jeder Mittelstaat auf eigene Faust rüstete und daß nur Sachsen die Notwendigkeit einsah, die volle militärische Einigung mit Oesterreich zu vollziehen. Jeder der Könige wollte seine eigene Kriegspolitik treiben, sie sahen nicht ein, daß sie sich dadurch dem einen schlagfertigen Feinde auslieferten. Durch die schwankende Politik Bayerns oder eigentlich Pfordtens wurde Preußen der unschätzbare Dienst erwiesen, daß sich die ansehnlichen Kräfte des „dritten Deutschlands" zersplitterten. Als der Kongreß zusammentreten sollte, bestimmte der Deutsche Bund den bayerischen Minister zu seinem Vertreter; es erbitterte den ehrgeizigen Mann, daß er durch die Ablehnung des Kongresses seitens Oesterreichs um diese Ehre gebracht wurde; er erging sich gegenüber seinen Kollegen aus den deutschen Staaten in bitteren Redensarten über die „Unzuverlässigkeit und Duplicität der österreichischen Regierung". Gerade er hatte keine Berechtigung so zu sprechen, denn er vereitelte den Plan Beusts, die

süddeutschen und sächsischen Truppen zu einem ansehnlichen Heere im Südwesten Sachsens zu vereinigen. Er beschäftigte sich jetzt noch mit unfruchtbaren Episteln an Bismarck, in welchen er ihn bat, „mit seiner starken Seele zu Rate zu gehen" und auf die Einverleibung der Herzogtümer in Preußen zu verzichten; er schlug ihm die volle Auflösung des Deutschen Bundes vor, so zwar, daß Bismarck auch jetzt noch immer die Neutralität Bayerns zu erzielen hoffte. Noch am 1. Juni ließ Pfordten die bayerische Kammer eine Resolution annehmen, in welcher ein Zwergparlament aus den Mittel- und Kleinstaaten als „Ausgangspunkt eines allgemeinen deutschen Parlaments" gefordert wurde. Die deutsche Trias war das Traumbild, dem er bis zum letzten Augenblicke nachhing. Dazwischen aber rüstete Bayern, von der Volksstimme getrieben, zur Abwehr der Hegemonie Preußens. Pfordten war zu allem bereit, nur dazu nicht, das Haus Wittelsbach in einen engeren Bund unter Führung der Hohenzollern eintreten zu lassen.

Es lag Oesterreich alles daran, die Mittelstaaten endlich mit sich fortzureißen. Dazu war eine Voraussetzung zu erfüllen: das Wiener Kabinett mußte ihrem alten Wunsche nachgeben und dem Deutschen Bunde die Entscheidung über Schleswig-Holstein anheimstellen. Die deutschen Höfe waren tief verletzt worden, weil Oesterreich gemeinsam mit Preußen die Herzogtümer der Verfügung des Bundestages entzog; sie konnten jedoch durch Anerkennung ihres staatsrechtlichen Standpunktes versöhnt werden. Dazu war Oesterreich jetzt bereit und es wollte, um sich der öffentlichen Meinung Deutschlands zu versichern, noch einen Schritt weiter gehen. Es beschloß, die Volksvertretung Holsteins, des von Oesterreich verwalteten Herzogtums, zu Worte kommen zu lassen, auf daß sie sich ausspreche über das Schicksal des Landes. Es war keine Frage, daß sich die Holsteiner für den Herzog von Augustenburg und gegen Preußen erklären würden.

Diese Maßregeln waren ein feindseliger Vorstoß gegen Preußen. Denn noch stand der Vertrag zwischen Oesterreich und Preußen vom 16. Januar 1864 aufrecht, der bestimmte, daß beide Staaten *gemeinsam* über die Herzogtümer zu verfügen hätten. Auch waren die Lande von Dänemark den beiden

Herrschern zu gemeinsamer Hand abgetreten worden. Von Anfang an hatte es König Wilhelm, wenn auch dem Kriege abgeneigt, als Vertragsbruch bezeichnet, falls Oesterreich den Bund zum Richter aufriefe über das von ihm erworbene Machtgebiet. Höchstens auf Holstein erstreckte sich der Rechtskreis des Bundestages, Schleswig stand überhaupt nicht unter seiner Gewalt. Schon die Anrufung des Bundestages war dem König von Preußen unhold; noch mehr fühlte er sich verletzt durch die Heranziehung der ihm feindlich gesinnten Stände Holsteins. Dieser Akt staatlicher Hoheit stehe — das war die Auffassung Preußens, das übrigens in Schleswig ganz nach Belieben schaltete — nur beiden Mitbesitzern zu gesamter Hand zu[1]). Dennoch führte Oesterreich seinen Vorsatz aus und rief am 1. Juni die Entscheidung des Bundes über das Schicksal der Herzogtümer an, mit der Begründung, daß alle Versuche, sich mit Preußen zu verständigen, gescheitert seien. Ebenso wurde die Berufung der Stände Holsteins verfügt. Nichts konnte dem Grafen Bismarck und den Generälen, welche den König zum Einmarsche in Böhmen drängten, willkommener sein als Oesterreichs diplomatische Offensive. Sie stellten dem König vor, das Recht Preußens werde mißachtet, seine monarchische Autorität durch die Berufung der holsteinischen Stände verletzt. Ein dem König einleuchtendes Schlagwort wurde gegen Oesterreich gebraucht: es verbinde sich mit der Revolution gegen das preußische Königtum.

Jetzt war Oesterreich dem Grafen Bismarck auf dem richtigen Wege, und unbeugsam verfolgte er seinen Vorteil. Wenige Tage darauf erließ er ein Rundschreiben, das den Zorn Oesterreichs aufs heftigste reizen mußte. „Es ist nicht mehr zu zweifeln," so heißt es in der preußischen Note, „daß die kaiserlichen Minister den Krieg um jeden Preis

[1]) Charakteristisch für beide Mächte war, daß sie im Frühjahr 1865 so ziemlich den entgegengesetzten Standpunkt vertreten hatten. Als sie damals über die Berufung der Stände verhandelten, verlangte Oesterreich, daß der Versammlung nichts vorgelegt werden dürfe, was nicht von beiden Mächten gemeinschaftlich ausging; Preußen dagegen behauptete, jeder einzelne Miteigentümer könne den Ständen vorlegen, was er wolle. Friesen, II, S. 120.

wünschen, zum Teile in der Hoffnung, Erfolge auf den Schlachtfeldern zu erringen, zum Teile, um über die inneren Schwierigkeiten hinwegzukommen, und selbst in der ausgesprochenen Absicht, den österreichischen Finanzen durch preußische Kontributionen oder durch einen ehrenvollen Bankerott zuvorzukommen."

Es war unmöglich, die empfindlichen Stellen des österreichischen Staatswesens grausamer zu berühren[1]). Gleichzeitig wandte sich Preußen an die öffentliche Meinung; am 5. Juni veröffentlichte der „Staatsanzeiger" den entscheidenden Abschnitt des Vertrages vom 16. Januar 1864, in welchem gesagt war, daß über die Herzogtümer nur entschieden werden dürfe in gemeinsamem Einvernehmen beider Mächte. So führte Graf Bismarck seine Klinge; der Krieg war von ihm in der Voraussicht, daß Oesterreich auf seine Ausgleichsvorschläge nicht eingehen würde, sorgsam eingeleitet, aber sowie Oesterreich den ersten Ausfall machte, wurde ihm vor Europa Vertragsverletzung vorgehalten. Der Bruch zwischen den beiden Mächten war jetzt unheilbar, aber nicht Preußen, sondern Oesterreich sollte womöglich mit den Feindseligkeiten beginnen.

Nur zu gut rechnete der preußische Ministerpräsident mit dem auflodernden Zorn Oesterreichs. In Wien wurde man ungeduldig über das Zögern Benedeks, der noch immer in Olmütz lag; sein Vormarsch gegen Berlin sollte die unmittelbare Antwort auf die erlittene Beleidigung sein. Zudem drang Sachsen in das Wiener Kabinett, der versprochenen Bundeshilfe nicht zu vergessen und für den Schutz der bedrohten sächsischen Armee

[1]) Die Erbitterung des Wiener Kabinetts zeigte sich in folgender Note der halbamtlichen „Wiener Abendpost": „Fast wären wir versucht, die ganze Depesche für eine Fälschung zu halten. Nur der erbittertste Feind des Grafen Bismarck könnte ihm Worte in den Mund gelegt haben, die eine durch und durch niedere und gemeine Gesinnung verraten würden (!). Motive, wie sie dort der österreichischen Regierung für ihre Haltung angedichtet werden, konnte selbst bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge der Chef des preußischen Kabinetts unmöglich aufzählen, wenn ihm nicht jeder Sinn für die Ehre des eigenen Vaterlandes abhanden gekommen wäre. Denn bis zu einem gewissen Grade würde die Frechheit der Verleumdung auf Preußen selbst zurückfallen (!). Wir bleiben dabei: die Depesche ist eine Fälschung."

womöglich doch zu sorgen. Deshalb schickte Kaiser Franz Joseph seinen Adjutanten Oberstlieutenant v. Beck nach Olmütz mit dem Auftrage, Benedek zum Aufbruche zu mahnen[1]). Der Kaiser hatte Benedek zugesagt, ihm in seinen Operationen vollkommen freie Hand zu lassen. Ausdrücklich erklärte deshalb Beck im Namen des Kaisers, es solle ihm nichts vorgeschrieben werden. Aber Beck legte dar, daß sich Preußen zur Besetzung Holsteins bereit halte, und daß dies den Kriegsfall abgeben werde. Es sei wünschenswert, daß das österreichische Heer dem Einbruche der Preußen in Sachsen oder wenigstens in Böhmen zuvorkomme. Ganz besonders lag dem Kaiser daran, die sächsische Armee nicht durch einen plötzlichen Ueberfall von den Oesterreichern abschneiden zu lassen. Der Kaiser drang deshalb darauf, daß für die Aufnahme der Sachsen gesorgt werde. Aber Oberstlieutenant Beck, der am 6. Juni in Olmütz ankam, begegnete ernsten Bedenken. Benedek und Krismanič waren überzeugt, daß es nachteilig sei, jetzt schon aufzubrechen, weil sonst die Marschpläne der nach Mähren dirigierten Truppenteile und ihrer Reserven gestört würden, und weil zudem der Armee noch vielfach die Vorräte mangelten. Die Verpflegung machte große Schwierigkeiten; von der Intendanz wurden alle Anstrengungen gemacht, Vorräte in Mähren aufzuhäufen; von da sollten sie erst nach Böhmen befördert werden.

Die Auskunft des Hauptquartiers klang unwillkommen, aber jetzt konnten die in Holstein verfügten Maßregeln, welche den Ausbruch des Krieges nach sich zogen, nicht mehr rückgängig gemacht werden. Es lag ein schwerer Fehler in dieser Ueberstürzung; die Ungeduld des Auswärtigen Amtes stand in argem Mißverhältnisse zu den militärischen Vorbereitungen. Die Diplomatie holte zu dem Schlage aus, aber der Arm, der ihn führen sollte, war noch nicht gewaffnet. An demselben Tage, an welchem Beck die Wünsche des Kaisers nach Olmütz brachte, befolgte der Statthalter von Holstein die ihm übersandten Befehle und berief die holsteinischen Stände auf den 11. Juni nach Itzehoe ein.

---

[1]) Akten des Wiener Kriegsarchivs. Siehe Anhang zum II. Bande Nr. VII.

Jetzt erst, nachdem in die Souveränitätsrechte der Krone Preußens eingegriffen war, fühlte sich König Wilhelm zum Bruche mit Oesterreich entschlossen. Im Schoße seiner Familie wurde um diese Zeit der letzte Versuch gemacht, ihn von dem Kriege mit Oesterreich abzuhalten. Er ging von der Witwe seines Bruders Friedrich Wilhelm IV. aus, die sich als Schwester der Erzherzogin Sophie, der Mutter Kaiser Franz Josephs, zur Friedensvermittlung berufen fühlte. Abmahnend stellte sie an den König die Anfrage, ob er denn wirklich mit Italien einen Bund gegen Oesterreich geschlossen habe. Da nun König Wilhelm der hohen Dame und damit auch der Mutter Kaiser Franz Josephs das Staatsgeheimnis nicht preisgeben wollte, so sah er sich genötigt, die Thatsache in Abrede zu stellen[1]). Schwere innere Kämpfe, nicht bloß widrige Auseinandersetzungen in seinem Hause hatte der König damals durchzumachen. Fünf Jahre später sagte er zu Beust: nur mit blutendem Herzen, nach langem Kampfe mit seinen Ministern, nach acht schlaflosen Nächten habe er den Befehl zum Angriffe gegeben, weil die Rüstungen Oesterreichs ihn dazu zwangen. Er hegte jetzt die größte Erbitterung gegen das „bundbrüchige" Oesterreich, wobei er der Feindseligkeiten vergaß, mit welchen seine Regierung Oesterreich seit dem Abschlusse der Offensiv- und Defensivallianz mit Italien verfolgte. Zu dieser Zeit beantwortete er den Brief, in welchem Erzbischof Melchers von Köln ihn zum Frieden mahnte, mit einem Schreiben, welches die heftigsten Vorwürfe gegen Oesterreich enthielt. „Am Bundestage," so schrieb er, „hat Oesterreich den Gasteiner Vertrag einseitig,

[1]) La Marmora, S. 291. Es ist möglich, daß die Königin-Witwe dem König eine ungenaue Frage vorlegte, die er mit Grund verneinen konnte; aber auch sonst war er im Recht, sich der ungelegenen Fragerin zu entziehen. So urteilt selbst ein Feind Preußens, der Herzog von Gramont (S. 280). Die Antwort des Königs machte die Runde durch die Kabinette von Wien, Paris, Florenz; ein Beweis, daß der König sich zu hüten hatte, die Königin-Witwe in das Geheimnis einzuweihen. Zu bemerken ist, daß nach dem Berichte Clermont-Tonnerres, des französischen Militärattachés in Berlin, vom 7. Mai der König angeblich schon früher eine ähnliche Anfrage des Zars verneinend beantwortet hatte (Rothan S. 447). Uebrigens verschweigt noch das 1867 erschienene preußische Generalstabswerk den Bestand des Vertrages.

ohne Vorwissen Preußens, zerrissen und die Herzogtümerfrage, die zwischen uns und nicht am Bundestage geschlichtet werden sollte, gegen den Vertrag jenem vorgelegt. So folgte sich Perfidie, Lüge, Vertragsbruch unaufhaltsam seitens Oesterreichs . . . . . Ich habe mit meinem Gotte im Gebet gerungen, um Seinen Willen zu erkennen, und nur so habe ich Schritt vor Schritt, Preußens Ehre im Auge haltend, nach meinem Gewissen gehandelt." Der König empfing am 8. Juni den italienischen Gesandten. Dieser fand ihn tief bewegt. „Glücklicherweise," so sagte er, „habe ich ein reines Gewissen. Lange hat man mich angeklagt, den Krieg aus Ehrgeiz zu wünschen; aber jetzt nach der Weigerung Oesterreichs, den Kongreß zu beschicken, nach der unwürdigen Verletzung des Gasteiner Vertrages und nach der heftigen Sprache seiner Presse weiß die ganze Welt, wer der Angreifer ist." In dieser Annahme irrte der König: die öffentliche Meinung konnte nur in dem aufstrebenden Preußen den Friedensstörer sehen. Damals wie später war König Wilhelm von seinem Rechte überzeugt; die Menschen vergessen nur zu leicht das dem Nächsten zugefügte Ungemach, wenn sie von ihm Unrecht zu leiden glauben. In dieser Stimmung sandte der König den Befehl nach Holstein, gegen die Oesterreicher mit Waffengewalt vorzugehen.

Sowie Gablenz die Einberufung der Stände verfügte, ließ ihn Manteuffel von Schleswig her wissen, daß er ohne Zögern Holstein besetzen werde, um das Herrenrecht des Königs von Preußen zu wahren. Schon am 7. Juni marschierten preußische Bataillone ins Land und nahmen vorerst Besitz von den Gebietsteilen, die nicht von österreichischen Truppen besetzt waren. Das war der Anfang. Als sich die Stände am 11. Juni zu Itzehoe versammeln wollten, erschienen auch hier preußische Truppen und verhafteten den österreichischen Kommissär Lesser. Manteuffel kündigte an, daß er tags darauf auch in Altona einrücken werde. Hier hatte Gablenz, vor den Preußen unter Protest zurückweichend, seine Brigade zusammengezogen; er sah sich jetzt genötigt, das letzte Stück holsteinischen Bodens zu räumen und sich nach dem benachbarten Königreiche Hannover zurückzuziehen.

Noch immer entwickelten sich die Dinge nicht schnell genug

für die Ungeduld Bismarcks, Moltkes und Roons; sie wünschten, es möge in Holstein zum ersten Schwertstreiche kommen, bevor noch das lockere Gefüge des österreichischen Heeres in Mähren gefestigt war. Bismarck gab Manteuffel die Schuld, er sei in Holstein zu rücksichtsvoll vorgegangen. „Wäre es doch wenigstens zu einem Kugelwechsel gekommen!" sagte er in übler Laune zum italienischen Gesandten. La Marmora meinte mit Recht: „Ich sehe nicht ein, wie Manteuffel auf die Oesterreicher schießen konnte, wenn diese sich ohne Schwertstreich zurückzogen!"

Gewalt war nun angewendet worden gegen Beamte und Truppen Oesterreichs, und diese Macht berief deshalb ihren Botschafter Grafen Karolyi von Berlin ab. Gleichzeitig wandte sich Oesterreich klagend an den Bundestag. Preußen, so stellte es der Versammlung vor, habe den Gasteiner Vertrag verletzt; der Artikel 19 der deutschen Bundesakte aber biete dem angegriffenen Teile Schutz gegen Gewalt. Deshalb beantragte Oesterreich, der Bund solle die sieben Armeecorps, über welche Deutschland damals außer den drei preußischen Corps verfügte, mobilisieren und die Befehlshaber ernennen. Damit sollte die gesamte Bundesmacht zur Bestrafung Preußens aufgeboten werden. Auch diejenigen Staaten, die bisher aus Rücksicht für Preußen nicht gerüstet hatten, sollten durch einen Beschluß des Bundes einen Rechtstitel zur Mobilisierung ihrer Truppen erhalten.

Während sich Oesterreich bemühte, dem Deutschen Bunde vor dessen Verschwinden Leben einzuhauchen, schritt Bismarck zu wirkungsvoller That. Der Entwurf der künftigen Verfassung Deutschlands, den er hatte ausarbeiten lassen, wurde am 10. Juni an die deutschen Regierungen gesendet. Das war eine bedeutungsvolle geschichtliche Arbeit. Die Vorschläge enthielten den Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland, ein Parlament, beruhend auf dem allgemeinen Stimmrecht, Gemeinschaft in den großen volkswirtschaftlichen Fragen, Schaffung einer deutschen Seemacht und noch einmal, um Bayern zu gewinnen und Frankreich zu beschwichtigen, die Teilung des militärischen Oberbefehls zwischen Preußen und Bayern. „Es ist unbillig," so schrieb er in dem Begleitbriefe zu den Vorschlägen an den Herzog von Koburg, „zu verlangen, daß Eine Generation oder sogar Ein Mann, sei es auch mein allergnädigster Herr, an Einem Tage gut machen

soll, was Generationen unserer Vorfahren Jahrhunderte hindurch verpfuscht haben." Vorurteilslos spricht Bismarck in dem Briefe über Oesterreich; auch am Vorabende des Kampfes erkannte er an, daß dieser Staat kraft seiner Geschichte um seine Stellung in Deutschland kämpfen müsse. Sein Blick sah über die Ereignisse hinweg; kein Wort der Leidenschaft durchbricht in dem merkwürdigen Schreiben die Darlegung seiner Lebensarbeit. Er gesteht zu, daß Preußen-Deutschland alle Aehnlichkeit mit Rom besitze, welches „auch schon in den ersten Anfängen durch den Raub der Sabinerinnen ein erhebliches Odium auf sich lud. Ich glaube, daß auch dem germanischen Rom der Zukunft, falls Gott ihm überhaupt eine beschert, einige Gewaltthat an den Sabinern nicht erspart bleiben wird, und möchte sie auf ein Minimum reduzieren, der Zeit das weitere überlassend." Bismarck wenigstens täuschte sich nicht darüber, von wem die Gewaltthat ausging, und er scheute nicht vor ihr zurück. In diesen Tagen berief er General Klapka, einen der Führer des ungarischen Revolutionskrieges von 1849, zu sich und beriet mit ihm die Aufstellung eines ungarischen Insurgentencorps. Zugleich wirkte er auf die öffentliche Meinung Deutschlands, von der seine Bedeutung allmählich erkannt wurde. Arnold Ruge, der alte Demokrat, erließ ein Schreiben, in dem er die Deutschen zum Anschlusse an Preußen mahnte; der Brief wurde von der preußischen Regierung eifrig verbreitet. In Süddeutschland freilich überwog die Abneigung gegen Preußen; trotz verschiedener schwächlicher Vermittlungsversuche Pfordtens, den Bismarck dafür mit dem Namen „eines der ehrlichsten und vorurteilsfreiesten Förderers deutscher Interessen" beehrte, lehnte Bayern am 11. Juni den letzten Antrag Preußens ab und gesellte sich zu seinen Gegnern. Die Kampfstellung der deutschen Streitkräfte trat damit in deutlichen Umrissen hervor. Die öffentliche Meinung Norddeutschlands empfing von dem Appell Preußens an das deutsche Parlament endlich einen stärkeren Eindruck; man begann auch in liberalen Kreisen einzusehen, daß Bismarck, wenn auch nicht Erwecker, so doch Werkzeug des nationalen Gedankens sei. Der Zufall wollte, daß Preußens Reformplan fast an demselben Tage veröffentlicht wurde, an dem die Botschaft Napoleons III. an Frankreich erging: dort die Zusammenfassung aller

nationalen Kräfte, hier das Programm, welches die Dreiteilung Deutschlands verewigen wollte. Man begann an den Ernst der Absichten Bismarcks zu glauben; Roggenbach und Mathy, die beiden badischen Minister, welche die Führung der deutschen Stämme durch Preußen für naturgemäß hielten, bildeten den Kern einer nationalen und liberalen Partei im Süden. Wohl konnten sie das Großherzogtum nicht vom Kriege gegen Preußen zurückhalten, da der Minister des Aeußern, Edelsheim, die übermächtige preußenfeindliche Strömung für sich hatte. Auf manchen namhaften Parlamentarier Norddeutschlands wirkte Bismarck in ernsten Unterredungen, in denen er Einblick in seine Pläne eröffnete. Der Kurhesse Oetker, den Bismarck durch die dem Kurfürsten aufgezwungene Wiederherstellung der hessischen Verfassung gewonnen hatte, trat schon damals im Ausschusse des Nationalvereins für die Aussöhnung mit dem preußischen Minister ein. Er vermittelte ein Gespräch Bismarcks mit dem Präsidenten des Vereins, Bennigsen, welches mit Vorwissen des Ausschusses am 19. Mai stattfand; auch dessen Freund Miquel wurde zwei Wochen später von Bismarck zu einer Unterredung geladen. Die beiden Hannoveraner hörten mit Interesse zu, konnten aber, um ihrem Heimatsstaate nicht untreu zu sein, die Eröffnungen nicht mit einer Zusage beantworten. Doch setzte Bennigsen in der zweiten hannoverschen Kammer durch, daß der König dringend zur Einhaltung der Neutralität gemahnt wurde. Die Volksvertretungen von Darmstadt und Nassau verweigerten sogar die Geldmittel zur Mobilisierung gegen Preußen. Bedeutungsvoller aber war, daß Bismarck schon vor dem Kriege mit den Führern des gemäßigteren Flügels der preußischen Landtagsopposition in ernste Verhandlungen über eine Aussöhnung sich einließ. Er zog in erster Linie Twesten[1]), dann Unruh, den früheren Präsidenten der preußischen Nationalversammlung[2]), in sein Vertrauen. Twesten, vielleicht der politisch weitestblickende Mann der damaligen liberalen Opposition in Preußen, ging auf seine

[1]) Siehe den Aufsatz Lipkes in der „Deutschen Revue" 1880, 4. Heft: „Bismarck und Twesten". Der Briefwechsel mit Treitschke aus jenen Tagen wurde von Bailleu in der „Deutschen Rundschau" 1896, Oktoberheft, mitgeteilt.

[2]) Unruh, „Erinnerungen", S. 341, Gespräch vom 20. Juni.

Absichten ein. Er billigte schon damals Bismarcks äußere Politik; er wünschte den Sieg seines Vaterlandes von ganzem Herzen, obwohl er die Befürchtung aussprach, daß der Soldat nach der Rückkehr vom Siege Leute seiner politischen Stellung „auf der Straße vom Bürgersteige herunterstoßen werde". Er erklärte Bismarck, seine Partei stelle nur die eine Bedingung, daß das Budgetrecht der Volksvertretung von der Krone anerkannt werde. Darin stand Twesten auf festem Grunde; die Rechtsverletzung mußte gesühnt werden, bevor das Abgeordnetenhaus die Regierung unterstützen konnte; sonst sprach sich die liberale Partei selbst das Todesurteil. Twesten arbeitete auf Wunsch Bismarcks den Entwurf einer Thronrede aus, in welcher der König in freier Entschließung diesen Grundsatz anerkannt hätte, und übergab ihm dieses Schriftstück am 3. Juni. Kurze Zeit darauf eröffnete Bismarck Herrn v. Unruh, daß das Ministerium mit diesem Vorschlage einverstanden sei. König Wilhelm aber, fügte er hinzu, weigere sich, so weit entgegenzukommen, denn er meinte: wenn er einwillige, so könnte ihm der Landtag am Ende nach dem Kriege wieder einen Teil seiner Regimenter fortnehmen. Es war also die Absicht Bismarcks, jetzt schon auf derselben Grundlage mit der Volksvertretung Frieden zu schließen, wie dies nach dem Siege von Königgrätz geschah. In diesen Unterredungen, so berichtet Bamberger später, beschwor Bismarck die Männer der Opposition, nur für eine kurze Zeit ihre feindselige Haltung aufzugeben. Er bestritt nicht das Gewicht ihrer Anklagen, aber er wies darauf hin, daß seine Stellung neben seinem den modernen Ideen abholden König unendlich schwierig sei; dieser sei bei seinem vorgerückten Alter wenig zu Meinungsänderungen bereit. Sie aber sollten jetzt vor allem an den Staat und an das große deutsche Vaterland denken. So bereitete Bismarck die Einigung Deutschlands vor[1]).

Unterdessen nahm der Prozeß, den Oesterreich am Bundestage gegen Preußen anstrengte, seinen Fortgang. Oesterreich begründete seinen Antrag auf Mobilmachung der Streitkräfte Deutschlands damit, daß das Bundesrecht gegen den Einbruch

[1]) Zusammenhängend sind Bismarcks damalige Verhandlungen erzählt bei Poschinger „Fürst Bismarck und die Parlamentarier" (Berlin 1895) S. 26—36.

Preußens zu schirmen sei. Der Antrag enthielt einen Formfehler, den Biegeleben als kundiger Referent für deutsche Angelegenheiten wohl nicht übersah. Biegeleben erblickte in der Bundesakte etwas Lebensfähiges, mehr als ein hinfälliges Auskunftsmittel; aber als Oesterreich sie zum erstenmale wirken lassen wollte, mußte es sich über ihre schwerfälligen Formen hinwegsetzen. Denn vorerst gehörte Oesterreichs Klage gegen Preußen wegen Verletzung des Gasteiner Vertrages gar nicht vor das Forum des Bundestages, weil dieser dem Vertrage nie beigetreten war. Dann war der Bundesakte auch die schlagfertige Exekution fremd, welche Oesterreich ihr zumutete. Die Akte schrieb vielmehr, wenn ein Bundesmitglied störrisch war, ein langwieriges Prozeßverfahren vor, in dem erst nach zahlreichen Vermittlungsversuchen zum Schlusse die militärische Exekution gestattet war. Beust, der zu Rate gezogen wurde, sah mit tiefem Mißbehagen, daß die Genossen Oesterreichs in eine Verletzung des Bundesvertrages hineingezogen werden sollten; er warnte Oesterreich vor Einbringung seines Antrages. Als er nichts ausrichtete, überließ er es Pfordten, den Antrag in eine Form zu gießen, welche den zur Abwehr Preußens bereiten Mittelstaaten annehmbar war.

Der preußische Gesandte in Frankfurt legte der schleunigen Abstimmung über den Antrag der Präsidialmacht nichts in den Weg. Je heftigere Beschlüsse der Bundestag faßte, desto bessere Gründe lieferte er zur Kriegserklärung. Preußen warnte nochmals alle Mittelstaaten, es bezeichnete telegraphisch die Stimmenabgabe für die Mobilmachung als Kriegsfall. Aber die Entscheidung war nicht mehr aufzuhalten.

Unter tiefem Schweigen wurde am denkwürdigen 14. Juni die letzte Abstimmung am Bunde vorgenommen. Gegenstand war nicht der österreichische, sondern der von Bayern umgeänderte Antrag, der mit dem Bundesrechte im Einklang stand und in seinem Wortlaute nicht gegen Preußen gerichtet war. Bayern schlug vor, es seien lediglich die vier Armeecorps der Mittelstaaten auf den Kriegsfuß zu setzen. Oesterreichs und Preußens Kontingente blieben durch den Vertrag unberührt — und auch jene Rüstung war nicht etwa durch Preußens Bundesbruch begründet, vielmehr nur als Zweck angegeben, der Bund müsse Vorkehrungen treffen, um etwaigen Störungen des Friedens

entgegentreten zu können. Eine ausgesprochene Mehrheit fand sich für diesen Antrag, den Oesterreich zu dem seinigen machte. Freiherr v. Kübeck verkündete, indem er sich über einige Unklarheiten der Abstimmung hinwegsetzte, als Ergebnis, daß der Antrag Bayerns mit neun gegen sechs Kurien angenommen sei[1]).

Darauf erhob sich der preußische Gesandte Savigny zu einer feierlichen Erklärung. Er war ein Mann mit konservativen, katholischen Ueberzeugungen und nicht ohne Bedenken folgte er Bismarck auf seiner Feuerbahn; man will bemerkt haben, daß er sich stockend seines Auftrages entledigte. Er erklärte die Bundesakte für gebrochen, da der Antrag Oesterreichs zur Behandlung zugelassen worden sei. Preußen kündigte deshalb in aller Form seinen Austritt aus dem Deutschen Bunde an. Die formalen Gründe für diesen Schritt waren nicht stärker als die für den österreichischen Antrag. Mit vollem Rechte entgegnete der bayerische Gesandte: nicht der viel angefochtene Antrag Oesterreichs, sondern der Antrag Bayerns sei angenommen worden, so daß der Vorwurf des Bundesbruches unhaltbar sei. Savigny beging den Fehler, daß er nicht sofort nach seiner Erklärung den Saal verließ. So mußte er noch den gewichtigen Einspruch des Präsidenten mit anhören: Preußens Austrittserklärung sei nichtig, denn der Deutsche Bund sei grundgesetzlich unauflöslich und für den unheilvollen Vorgang sei Preußen allein verantwortlich.

Aber nicht die staatsrechtlichen Formen entscheiden über das Geschick der Völker. Wenn der Inhalt aus ihnen gewichen ist, baut sich ein neues Recht auf, mitunter durch friedlichen Vergleich, zumeist nach der Entscheidung des Schwertes. An dieses appellierte jetzt König Wilhelm, indem er seinen Truppen den Einmarsch in Sachsen, Hannover und Hessen befahl[2]).

---

[1]) Für den Antrag Bayerns stimmten: Oesterreich, Bayern, Hannover, Württemberg, Sachsen, Kurhessen, Hessen-Darmstadt, Nassau, Meiningen, Frankfurt; gegen den Antrag: Preußen, Luxemburg, beide Mecklenburg, Weimar, Koburg, Altenburg, Braunschweig, Oldenburg, Schwarzburg, Anhalt, Hamburg, Lübeck, Bremen; aus der Stimme der 16. Kurie (Liechtenstein, beide Reuß, Lippe, Waldeck und Schaumburg) wurde man nicht klug; Baden enthielt sich der Abstimmung.

[2]) In der Nacht vom 15. auf den 16. Juni hatte Bismarck eine Unterredung mit dem englischen Botschafter Lord Loftus. Um Mitternacht,

Wie aber der feindselige Antrag und der Beschluß des Bundestages in Berlin verlautete, wirkte das wie ein Peitschenhieb. Der preußische Patriotismus reckte sich in die Höhe; als ein Stadtverordneter von Berlin an diesem Tage im Vorsaale des Sitzungssaales im Hasse gegen Bismarck äußerte, er hoffe auf die Niederlage Preußens, erhob sich ein Sturm des Unwillens und Rufe wurden laut: „Hinaus mit ihm!“ [1]) Am Abend des 14. Juni kam die tiefe Bewegung über die Vorgänge in Frankfurt in den Straßen Berlins zum lebhaften Ausdrucke; zum erstenmal hörte man unter den Linden, während Truppenabteilungen vorbeizogen, freudige Zurufe des Volkes.

---

während sie eben im Garten des Ministeriums umhergingen, sagte Bismarck: „In dieser Stunde sind unsere Truppen schon in Hannover, Sachsen und Kurhessen eingerückt.“ Dann fuhr er fort: „Es wird ein blutiger Kampf sein. Vielleicht unterliegt Preußen, aber in jedem Falle wird es tapfer und ehrenvoll kämpfen. Wenn wir geschlagen werden, kehre ich nicht hierher zurück. Ich werde beim letzten Angriffe fallen. Man kann nur einmal sterben, und es ist besser, zu sterben, als geschlagen zu sein.“

[1]) Unruh, „Erinnerungen“, S. 241.

X. Buch.

Organisation und Taktik des österreichischen Heeres.

In den großen Nationalkriegen wird der Schluß gezogen aus den Kräfteverhältnissen der Gegner. Einzelne Feldzüge und Friedensschlüsse sind oft das Ergebnis dessen, was man den Zufall nennt: es können hervorragende Männer oder das Spiel der diplomatischen Beziehungen der Weltmächte eine Verschiebung hervorrufen in dem Walten der elementaren und organisierten Kräfte der Nationen. Wenn dies geschieht, so wird der Prozeß in der Regel so oft aufgenommen, bis am Schlusse einer längeren Periode die wahre Natur der kämpfenden Teile sich geltend macht. Der Krieg, diese höchste Anspannung der moralischen und physischen Kräfte der Staaten, bringt ihr verborgenes inneres Leben zum Vorschein.

So geschah es in dem Ringen Preußens und Oesterreichs um die Vormacht in Deutschland: der Krieg von 1866 war nicht durch sich selbst entscheidend, sondern weil Oesterreich selbst ihn als das Endurteil einer dreihundertjährigen Geschichte hinnahm und auf die Revision des Prozesses verzichtete. Preußen, das aus protestantischem deutschen Geiste durch zwei Jahrhunderte alle Elemente der Bildung in sich aufgenommen hatte, konnte in Deutschland nicht mehr entwurzelt werden. An Oesterreich rächte sich die Niederhaltung und Ausrottung aller geistigen Bestrebungen in dem Jahrhundert nach Niederwerfung und Vertreibung der Protestanten: Verbannte, wie Johann Kepler und

Amos Comenius konnten nicht durch Jesuitenschüler ersetzt werden. Die Provinzen südlich von der Donau waren die einzigen deutschen Landschaften, die von der Geißel des Dreißigjährigen Krieges nicht berührt wurden, aber gerade sie sanken, während Deutschland sich langsam erholte, in immer tiefere geistige und wirtschaftliche Verödung. Allerorten fühlten Maria Theresia und Joseph II., als sie den Staat aus der Zerrüttung emporriefen, Mangel an Mitarbeitern in den oberen wie in den unteren Stufen der Verwaltung. Aber ihr segensreiches Walten flößte der Monarchie solche Kraft ein, daß sie wie verjüngt dem wiederholten Ansturme der französischen Revolution widerstand, während der Staat Friedrichs des Großen unter dem Schlage von Jena zusammenbrach. Unheilvoll war es dann, daß das Reich mit Kaiser Franz II. in die Abkehr von freieren Lebensformen zurückfiel.

In allen diesen Wechselfällen blieb die Armee das Rückgrat des Reiches. Nie ermattete ihre Ausdauer; mit Interesse liest man Schilderungen wie die Varnhagens nach den Niederlagen von 1809, aus denen hervorgeht, wie wenig das innere Gefüge des in Ungarn lagernden Heeres durch die vorhergehenden Schlachten gelitten hatte. Man vergleiche dies mit der Auflösung des preußischen Heeres nach Jena, mit der Zersetzung, die in der Armee Napoleons nach den Kämpfen bei Großbeeren und an der Katzbach, noch vor der Schlacht bei Leipzig, eingetreten war, und man erkennt, welche Bedeutung dieser zähe Organismus für die Habsburgische Monarchie besaß.

Der Schöpfer des österreichischen Heeres ist Wallenstein. Seine politischen Entwürfe sanken unter der Hellebarde dahin, die ihn zu Eger niederstieß; mit ihnen beschäftigt sich unaufhörlich die Geschichtsschreibung, aber merkwürdigerweise hat das Hauptwerk dieses organisatorischen Geistes, die Armee, noch keine entsprechende Würdigung gefunden, die auch nur leise heranreichte an Schillers poetische Vorführung des Lagers. Es scheint, daß man sich im militärischen Oesterreich einzugestehen scheut, daß ein Rebell es war — und im Sinne gewissenhafter Soldatenmoral war Wallenstein es gewiß —, der das Hauptwerkzeug der Großmachtstellung Oesterreichs schmiedete. Ein guter Geist waltete auch nach seinem Tode über dem Heere, denn

nicht Nationalität, nicht Konfession, sondern Verdienst entschied über Beförderung. Zu einer Zeit, da kein Protestant in den Erblanden geduldet wurde, also bis zum Toleranzpatent Josephs II., und auch später, als kein Nichtkatholik die Stelle eines Richters oder auch nur eines Schulmeisters bekleiden durfte, also bis zum Jahre 1868, gelangten protestantische Offiziere zu den höchsten Stellen. Wie anders war dies möglich, da doch Söhne aus allen fürstlichen Familien Deutschlands in der Armee dienten; schenkten doch die protestantischen Häuser von Baden und von Koburg der Armee Generale, die sich den Marschallsstab auf dem Schlachtfelde errangen. Und das galt auch, wenn auch nicht in demselben Maße, für Männer einfacher Geburt[1]). Die großen Feldherren, welche Wallensteins Werk fortsetzten: Montecucculi, Johann von Werth, Herzog Karl von Lothringen, Rüdiger und Guido von Starhemberg, Prinz Ludwig von Baden, Eugen von Savoyen, die Sieger über Türken und Franzosen, standen zum guten Teile in Opposition gegen den pfäffischen Geist der unseligen inneren Verwaltung. Indessen wenn die Armee im 17. Jahrhundert auch Offiziere aus allen Nationen enthielt, so hatte sie doch vorwiegend deutsches Gepräge, wie natürlich zu einer Zeit, da Ungarn nur zum kleinen Teile, Galizien, Belgien und die Lombardei noch nicht zu Oesterreich gehörten, während seine Vorlande sich bis an den Rhein erstreckten. Dazu hatten zahlreiche Regimenter ihren Werbebezirk im deutschen Reiche und daher ein fortwährendes Einströmen kampfeslustiger deutscher Jugend in ihre Reihen. So unterwarf die Armee, mitten unter Finanznöten und bei vollkommener Hilflosigkeit der Verwaltung, Ungarn, Italien und Belgien und rettete den Staat Maria Theresias.

Diese große Herrscherin leistete auch in der Weiterbildung der militärischen Einrichtungen nicht Geringes, aber als Frau konnte sie hier doch nur mittelbar eingreifen. Gewandtes und weltmännisches Auftreten eines Offiziers führte denn ihr sonst so scharfsinniges Urteil über Menschen mitunter irre; ihren

[1]) Laudon war Protestant, da er 1741 als Hauptmann in die Armee trat; erst zehn Jahre später ging er auf Antrieb seiner Frau zum Katholizismus über. Janko, „Laudons Leben", S. 20. Memoiren des Prinzen de Ligne.

Schwager Herzog Karl von Lothringen hielt sie trotz seiner Niederlagen aus diesem Grunde für einen guten General, was sie mit den Niederlagen von Prag und Leuthen büßte; und Lacy stellte sie höher als Laudon. Zwei Dinge fallen in ihrer Korrespondenz mit ihren Generalen in die Augen. Vorerst die Energie, mit der sie diese zu kühnen Thaten antreibt; oft versicherte sie Daun der Fortdauer ihrer Gnade, wenn auch ein Angriff auf Friedrich mißlingen sollte; sie tröstet Laudon in herzlicher Weise bei einem Mißerfolg. Sodann ist ihre Nachsicht mit der Nachlässigkeit, mit der sich ihre Generale und Oberste im Frühjahr zu spät zu ihren Truppen begaben, überhaupt mit der Saumseligkeit und Pflichtversäumnis von Offizieren grenzenlos; sie belohnt reichlich, sie straft fast nie; es ist, wie wenn sie als Frau Mitleid hätte mit den Getreuen, die in ihrem Dienste ein unbequemes Handwerk treiben müssen. Straff, selbst unerbittlich hart, forderte Friedrich II. dagegen zu jeder Stunde den Einsatz vollster Kraft: so stählte er den Geist seines Volkes. Lacy übte als Kriegsminister auf Joseph II. denselben Einfluß wie auf Maria Theresia; dieser gebildete, im Verkehr überaus einnehmende General gab der Armee als Kriegsminister ihr einheitliches Gepräge, doch war er zugleich der Vertreter der militärischen Routine und des bureaukratischen Formelwesens, der kunstvollen Defensivstellungen, überhaupt der Methode, die im bayerischen Erbfolgekriege von 1778 dem alternden Friedrich standhielt und deshalb über ihre Haltlosigkeit hinwegtäuschte. Lacy scheiterte damit im Türkenkriege von 1788, den erst Laudon zu glorreichem Ende führte, und das ganze System brach dann in den Revolutionskriegen zusammen. Aber die gekünstelte militärische Gelehrsamkeit verschwand nicht mit ihm aus dem Generalquartiermeisterstabe; sie fand in strategischen Künstlern wie Lauer und Weyrother, die bei Hohenlinden und Austerlitz unterlagen, ihre Vertreter. Seitdem die Armee immer ausschließlicher von der österreichischen Aristokratie befehligt wurde, zeigte sich in den Führern ein Hauptmangel: es fehlt an Entschlossenheit und Wagemut; das Gefühl die Verantwortlichkeit für die Mannesthat tritt zurück hinter die Berufung auf höhere Befehle, auf das Reglement; es wird System, den besiegten General, der stets mächtige Verbindungen besitzt, zu ent-

lasten und milde zu beurteilen. Das ist in aristokratisch regierten Staaten Regel: nicht der Mann trägt die Verantwortung, sondern das Geschlecht, das ihn vorwärts schiebt und bei Unfällen deckt. Dabei forderten die großen Herren die höchsten Würden wie ein ihnen zustehendes Recht; Joseph II., der das abstellen wollte, mußte sehen, wie seine liebenswürdige Freundin, Fürstin Eleonore von Liechtenstein, ihm zürnte, weil er ihren Gatten nicht zum Feldmarschall ernannte; der Prinz de Ligne erzählt selbst in seinen Memoiren, wie unwirsch er von Kaiser Leopold den Marschallsstab heischte. Das alles wurde von Kaiser Franz wie etwas Unabwendbares hingenommen, wie er denn zu Radetzky, als er ihn nach der Schlacht bei Wagram zum Generalstabschef der geschlagenen Armee ernannte, mit aller Ruhe sagte: „Daß Sie nicht mit Absicht Dummheiten leisten werden, bürgt mir Ihr Charakter, und machen Sie gewöhnliche Dummheiten, so bin ich die schon gewöhnt.“ [1]) In demselben Sinne äußerte sich der Kaiser zu Beginn der Schlacht bei Wagram über den Fürsten Rosenberg mit nur zu guter Vorahnung: „Auf dem linken Flügel wird es schlecht gehen, das weiß ich; denn dort steht Rosenberg.“ [2]) In diesem Fatalismus des Herrschers liegt die herbste Anklage gegen sein System.

Gegen diese Uebelstände kämpfte Erzherzog Karl und scheiterte an ihnen, aber was die Armee an besserer Organisation, an Kraft und Bildung zumal im Jahre 1809 zeigte, verdankte sie ihm. Er vermochte jedoch nichts gegen die armselige militärische Umgebung des Kaisers auszurichten; Generale wie Rollin hemmten seine Wirksamkeit, und später, als der Erzherzog bereits von der Oberleitung der Armee ferne gehalten wurde,

---

[1]) Memoiren Radetzkys in den Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs 1887, I. Band S. 69.

[2]) Gentz, „Tagebücher“ I, S. 92. Die verzweifelte Stimmung Radetzkys und der Armee nach dem Kriege von 1809 kam in einem Gespräche des Generals mit Gentz zu drastischem Ausdrucke: „Il m'a parlé aussi“, schreibt Gentz am 5. Oktober 1809 in sein Tagebuch (Tagebücher I, S. 183), „— et d'une manière qui m'a étonné de la part d'un homme aussi calme et aussi réglé — des idées qui commencent à circuler dans l'armée sur l'incapacité de l'empereur et sur l'avantage qui pourrait résulter d'un changement total de la dynastie.“

übten Duka und Kutschera den schädlichsten Einfluß[1]). Es war der tragische Konflikt seines Lebens, daß der Kaiser seinen Bruder ob seiner höheren Begabung mit Mißtrauen betrachtete. Er teilte damit das Schicksal seiner beiden jüngeren Brüder, Erzherzog Johanns und Erzherzog Josephs, des Palatins von Ungarn, gleichfalls Männer von nicht gewöhnlichen Anlagen. Kaiser Franz hegte, weil Erzherzog Johann die Fäden des Tiroler Aufstandes von 1809 knüpfte und dann auch 1813 eine Erhebung des treuen Landes ohne sein Wissen vorbereitete, die Befürchtung, er wolle sich zum König von Rhätien ausrufen lassen; dem Erzherzog war durch lange Jahre die Rückkehr in das geliebte Tirol verboten. Der Palatin von Ungarn war bei dem ungarischen Volke beliebt, erweckte dadurch den Verdacht der Verbindung mit der Opposition und wurde deshalb in wichtigen, auch Ungarn betreffenden Entscheidungen nicht zu Rate gezogen. In seinem Testamente setzte Kaiser Franz seinem schwachgeistigen Sohne Ferdinand die Staatskonferenz zur Seite, überging dabei jene hochgesinnten Männer und stellte den unbedeutendsten seiner Brüder, Ludwig, an die Spitze dieser gewissermaßen vormundschaftlichen Regierung. Das widerfuhr den hochgestellten Männern, und es ist nicht zu sagen, wie viel Schaden überhaupt solche systematische Zurücksetzung von Talenten im Zeitalter von 1792 bis 1848 anrichtete. Erzherzog Karl stand auf diese Weise fast durch sein ganzes Leben unter der traurigen Notwendigkeit, gegen seine Ueberzeugung handeln zu müssen. Er reorganisierte die Armee zwischen 1801 und 1809, widerriet aber aufs entschiedenste dem Kriege von 1805 und 1809, weil er mit seinen Vorbereitungen nicht zu Ende war; so sah er seine Kassandrarufe stets zur Wahrheit werden. Nach dem Jahre 1809 wurde

[1]) Ueber Rollin (vgl. Vivenots Ausgabe der Briefe Thuguts I, S. 380, Anmerkung 24) sprach Erzherzog Karl stets mit tiefster Geringschätzung. Duka, der militärische Ratgeber des Kaisers 1813 und 1814, verhinderte entgegen der Meinung Radetzkys und Gneisenaus lange den Uebergang über den Rhein. (Vgl. Prokesch-Osten, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Feldmarschalls Schwarzenberg", S. 225, Anmerkung, sowie Radetzkys Memoiren) Ueber die erbärmliche Persönlichkeit Kutscheras vgl. Springer, „Geschichte Oesterreichs" I, S. 114. Ihm oblag die Ueberwachung der Brüder des Kaisers.

er überhaupt nicht mehr in der Armee verwendet; und doch war er der geborene Feldherr für den Krieg von 1813; es hätte dem Hause Habsburg hohen Ruhm gebracht, wenn ein Heerführer gleich ihm und nicht Schwarzenberg, der mehr Diplomat als General war, die europäischen Heere in dem Befreiungskampfe geführt hätte. Auch Radetzky, Generalstabschef Schwarzenbergs in den Jahren 1813 und 1814, wurde nach dem Frieden kaltgestellt und in untergeordneten Dienstleistungen, zuletzt gar als Festungskommandant von Olmütz, verwendet, erst 1831 aus halber Vergessenheit auf Wunsch Frimonts, seines alten Kriegsgefährten, hervorgeholt und diesem in der Führung der Armee in Italien zur Seite gestellt. Dem baldigen Tode dieses Generals war es zu danken, daß er dann an die Spitze des Heeres in Italien gestellt wurde.

Aber selbst diese Fehlgriffe und Mißhandlungen vermochten den gesunden Geist der Armee nicht zu erschüttern: Manneszucht, Treue und Hingebung beseelten sie in guter und schlimmer Zeit. Die höchsten Stellen waren zwar fast ausschließlich den Söhnen der sechshundert in Oesterreich herrschenden Familien vorbehalten, aber die Masse der Offiziere entstammte teils den alten Soldatenfamilien, deren Söhne vom Staate in dem einzigen Gedanken auf ihre militärische Laufbahn erzogen wurden, oder sie gingen aus kleinen bürgerlichen Familien hervor. Sie alle erblickten in der Armee ihre Heimat, daher das schlichte Wesen und der Geist der Kameradschaft, der bis heute alle Offiziere der Armee umschlingt. Der österreichische Offizier, der wenig Rückhalt außer dem Heere besitzt, geht ganz in seinem Berufe auf. Der feurige Stolz auf die Armee, wie er in jener Zeit lebte, kommt in anziehender Weise in einem Büchlein zum Ausdrucke, das 1847 unter dem Titel „Von einem deutschen Soldaten“ [1]) erschien, dessen mannhafter Ton so recht den Geist der österreichischen Armee widerspiegelt. Es ist eine der wichtigsten Thatsachen der neueren Geschichte, daß dieses Offizierscorps im stande war, die vielsprachigen Bewohner der Monarchie zu einem kräftigen Ganzen zu vereinigen, in dem kein Unter-

[1]) Es erschien in Leipzig, F. A. Brockhaus 1847. Der Verfasser dieses lesenswerten Buches ist Graf St. Quentin.

schied besteht zwischen den verschiedenen Nationalitäten. Diese Kraft der Assimilierung des österreichischen Heeres ist eine der Grundlagen des Gleichgewichtes zwischen den geeinigten großen Nationen Europas. Solches Zusammenfassen mannigfacher Elemente in einem Geiste stellt sich würdig allem zur Seite, was die Geschichte von organisatorischen Thaten zu erzählen weiß.

Dieser Armee, wie allen europäischen Heeren außer dem Preußens, fehlte vor 1866 noch die allgemeine Wehrpflicht. Gewisse Berufsarten, jeder, der das Gymnasium oder eine höhere Schule hinter sich hatte oder sich durch den Erlag von 1200 Gulden loskaufte, war frei von der Dienstpflicht. Erst Preußen lehrte Europa die Wehrhaftmachung des ganzen Volkes; es ist kaum abzusehen, was dadurch für die physische und damit auch für die moralische Wiedergeburt der Völker geleistet wurde. Während nun Preußen in seiner Landwehr und in den höheren Jahrgängen seiner Reserve einen Rückhalt an tüchtiger Mannschaft besaß, stand Oesterreich nach etwaigen großen Niederlagen kein Ersatzheer zur Verfügung. Wenn ein großer Schlag fiel, so war er mit den vorhandenen Kräften nicht mehr wett zu machen. Dieser Mangel war eingetreten, weil man die von Erzherzog Karl geschaffene Organisation der Landwehr hatte verkümmern lassen; denn Oesterreich zuerst faßte in den Kriegen gegen Napoleon den Gedanken der Schaffung einer Volkswehr. Als Oesterreich im Jahre 1809 den Kampf mit Napoleon aufnahm und allein zu Felde stand gegen Frankreichs, Italiens und des Deutschen Rheinbundes vereinigte Waffen, als es dazu noch ein Heer in Galizien gegen Rußland aufstellen mußte — dies alles bei dem argen Notstand der Finanzen und bei vermindertem Staatsgebiete —, da wurde der Gedanke einer allgemeinen Volksbewaffnung zuerst ausgeführt [1]).

So war Oesterreich im Kampfe gegen Preußen und Italien bloß auf sein stehendes Heer angewiesen. Jährlich erreichten

[1]) Kaiser Franz willigte in die Volksbewaffnung und damals that er einem seiner Vertrauten gegenüber den Ausspruch: „Jetzt heißt's stad (ruhig) sein, jetzt wollen die Völker auch was bedeuten." Später hob man das Institut der Landwehr wieder auf und formierte, um sie zu ersetzen, ein viertes Bataillon zu den drei Feldbataillonen eines jeden Regiments. Die Landwehr hatte sich im Jahre 1809 vortrefflich bewährt.

310—320000 junge Männer das 20. Lebensjahr, davon wurden 85000 Mann ausgehoben, von denen 2000 für die Marine bestimmt waren. Wer zur Fahne geschworen hatte, blieb 8 Jahre lang in der Linie und 2 Jahre in der Reserve. Gesetzlich bestand die achtjährige Dienstpflicht gegenüber der dreijährigen in Preußen; aber die Schwäche der Finanzen gestattete nicht, den Infanteristen länger im Dienste zu behalten als im Nachbarlande. Die aktive Dienstzeit dauerte bei der Infanterie $1\frac{1}{2}$ bis 3 Jahre, bei Genie und Artillerie 4 bis 6 Jahre, länger bei der Kavallerie. Im Jahre 1859 hob man mehr Truppen aus, dafür wurde die Rekrutierung im Jahre 1860 ganz erlassen; der Absolutismus mußte nach seiner Niederlage in den Anforderungen an die Volkskraft vorsichtig sein, um nicht Unzufriedenheit zu erregen. Auf dem Papiere standen als Kriegsmacht zehn Jahrgänge von je 83000 Mann und dazu gegen 50000 Soldaten aus der Militärgrenze. Diplomaten und Zeitungen liebten es, von dieser jedem Gegner gewachsenen Armee, 800000 bis 900000 Mann, zu sprechen. Indessen sind nach den gewöhnlichen Erfahrungen von den ursprünglich ausgehobenen Truppen bei einer allgemeinen Mobilmachung immer 20 bis 25 Prozent in Abzug zu bringen: Leute, die gestorben und verdorben, ausgewandert oder sonst unauffindbar sind. Auch hatten die Kriege von 1859 und 1864 empfindliche Lücken in die Armee gerissen. Aber außerdem waren die Mängel der Organisation so groß, daß nach offiziellen Quellen zu Beginn des Krieges von 1866 im ganzen nur 528000 Mann mobil gemacht werden konnten. Davon sind noch die Kranken, die zur Verwaltung notwendigen Leute, die Handwerker, die Offiziersdiener, die Militärmusiken abzuziehen, so daß lediglich gegen 460000 Mann streitbarer Truppen übrig blieben. Hievon waren rund 400000 Mann Infanterie, 29000 Kavallerie, 24000 Artillerie, 10000 Pioniere und Genietruppen.

Das war die Streitmacht, mit welcher die Aufgaben des Krieges zu bewältigen waren. Darin waren aber auch die Besatzungstruppen der Festungen und des Landesinnern inbegriffen. Jedes Regiment zerfiel in drei Feldbataillone und in ein viertes, das in erster Linie zum Festungsdienst bestimmt war. Man bedurfte nun für die festen Plätze in Nord und Süd

94000 Mann; Wien und das unzuverlässige Ungarn konnten nicht ganz entblößt werden. Es blieben also 30 Bataillone, etwa 25000 Mann, zum Dienste im Innern in Verwendung (22 Bataillone in Ungarn, 6 in Wien)[1]; 15—20000 Mann lagen in den Friedensstationen der Truppen, bestimmt zu Cadres, welche die neu zu rekrutierende Mannschaft auszubilden hatten. So zählte denn die Feldarmee, über die der Staat in dem Doppelkriege verfügte, nicht mehr als 310—320000 Mann. Die Armee zerfiel in 10 Armeecorps und 5 Reiterdivisionen. Von dieser Macht erhielt Benedek 7 Armeecorps und 5 Divisionen Kavallerie, dem Erzherzog Albrecht wurden 3 Armeecorps mit geringer Reiterei anvertraut. Als es dann zum Entscheidungskampfe kam, zählte die Nordarmee — ohne die 23000 Sachsen — 238000 Mann, die Südarmee umfaßte 74000 Streiter. Es war dies das höchste Aufgebot an Kraft seit 1809. Der Feldzug des Jahres 1859 war leichtsinnigerweise mit bloß 100000 Mann eröffnet worden, die den Tessin überschritten, und selbst auf dem Höhepunkte des Krieges waren nie mehr als 220000 Mann in Italien, Dalmatien und Istrien vereinigt[2]). Oesterreich hatte also seit 1859 seine Organisation wesentlich verbessert. Eine verständige Reform war auch seit jenem Feldzuge in der Zusammensetzung der von 62 auf 80 vermehrten Linieninfanterie-Regimenter eingeführt worden. In der Zeit des Absolutismus mißtraute man den Nationalitäten und führte

---

[1]) Zur Bewachung Ungarns beließ man außer diesen 22 Bataillonen noch 21—22000 Mann älterer Grenzmannschaft, die von der Militärgrenze leicht in das Innere geworfen werden konnten.

[2]) Napoleon III., der durch den Krieg von 1866 hätte gewarnt sein sollen, zog im Jahre 1870 mit einer noch geringeren Macht zu Felde als Oesterreich vier Jahre vorher — eine Thatsache, welche für die großen Anstrengungen Oesterreichs im Jahre 1866 spricht. Der französische Kriegsminister Leboeuf, welcher in der Kammer Frankreich zum Kriege „erzbereit" erklärte, reichte dem Kaiser damals eine Denkschrift mit folgenden Ziffern ein: mobile Mannschaft 662000 Mann; davon 75000 Nichtkombattanten, 50000 Mann in Algier, 161500 Mann für Festungen und Besatzungen, 6500 Mann in Rom. Es blieb also nach Leboeufs Angaben eine Feldarme. von 370000 Mann. Thatsächlich aber war die ganze französische Armee vor der Schlacht bei Wörth nicht stärker als 250000 Mann.

nach 1849 das System ein, daß jedes Regiment aus Soldaten verschiedener Nationalitäten zu bestehen habe. Das führte im italienischen Kriege zu den ärgsten Mißständen. Dies wurde dann abgestellt; doch lagen die Regimenter grundsätzlich nicht in der Heimat in Garnison, um den politischen Bewegungen entzogen zu bleiben.

Der Mangel einer Reserve wurde in Wien wohl gefühlt und der Chef des Generalstabs, Henikstein, machte vor allem darauf aufmerksam. Man beschloß also, um eine Reservearmee aufzustellen, im Jahre 1866 noch eine zweite Rekrutierung von 85000 Mann vorzunehmen. Sie wurde befohlen, aber schon unter den Wirrnissen des Krieges, in Böhmen geradezu mitten im Anmarsche der Preußen ausgeführt. Diese kriegsungeübten Scharen sollten zu fünften Bataillonen für jedes Regiment formiert werden. Dann konnte man wenigstens die 90000 Mann, die in den Festungen lagen, meist vierte Bataillone, zur Feldarmee heranziehen und durch die neuen Bataillone ersetzen. Diese konnten hinter den Wällen weiter eingeübt werden. Mit einer Art fatalistischer Entsagung, mit dem dumpfen Gefühle unzureichender Kraft zog man in den Krieg.

Die von König Wilhelm geschaffene preußische Armeeorganisation war es, die zuerst die Entfaltung der ganzen Volkskraft ermöglichte. Seitdem wurden in Preußen jährlich 63000 Mann ausgehoben, die verpflichtet waren, 7 Jahre in der Linie zu dienen, davon 3 Jahre im stehenden Heere und 4 Jahre in der Reserve. So waren in Preußen im ganzen 441000 junge, zwischen dem 20. und 27. Lebensjahre stehende Männer ausgebildet, die zum Dienste im Felde bestimmt waren. Davon waren im Falle der Mobilisierung 20 Prozent für Verstorbene, Untauglichgewordene und Verschwundene abzurechnen. Es blieb also eine schlagfertige Armee von etwa 355000 Mann. Für den Festungs- und Besatzungsdienst waren nur wenige Bataillone abzuziehen, da dies die Aufgabe der Landwehr war. — Uebrigens wurde dieser Abgang vor dem Kriege von 1866 durch eine besondere Anspannung ausgeglichen. Es wurden gediente Soldaten auch des achten Jahrganges, die schon der Landwehr angehörten, nicht ganz 20000 Mann, in die Linie einbezogen. So kam es, daß der Kampf um die Herrschaft über Deutschland

mit annähernd gleichen Kräften ausgefochten wurde. Von den 370000 preußischen Soldaten ist etwa ein Siebentel für die Verwaltung und für die nicht streitenden Truppenkörper (Genie, Pioniere, Fuhrwesen) abzuziehen. Sonach berechnete der preußische Generalstab die Summe der Feldtruppen (Infanterie, Kavallerie, Artillerie) auf 311000 Mann; da von diesem Heere 48000 Mann gegen die deutschen Bundesstaaten entsendet und 9000 für die Deckung Oberschlesiens verwendet wurden, so blieben zum Kampfe gegen Oesterreich 254000 an streitbarer Mannschaft.

Dieser Vergleich zeigt, daß Oesterreich und Preußen, wenn sie ohne Bundesgenossen dagestanden wären, ungefähr die gleiche Feldarmee, 310—320000 Mann, hätten aufbieten können; Oesterreich stellte zwar um etwa 40000 Mann mehr auf, aber es bedurfte sie zur Aufrechterhaltung der Ruhe im Innern und zu neuen Formationen, für die in Preußen ohnedies gesorgt war. Dabei aber ist zu beachten, daß Oesterreich damals 35 Millionen Einwohner, Preußen nur 18 Millionen zählte [1]). Preußen besaß übrigens ein reiches Reservoir ausgebildeter Mannschaft in den Jahrgängen seiner Landwehr — mit denen in Oesterreich etwa die vierten Bataillone jedes Regiments in Vergleich gezogen werden konnten. Vor der großen Armee-Organisation waren alle Soldaten verpflichtet (nach den 5 Dienstjahren im stehenden Heere), 7 Jahre im ersten und ebensolange im zweiten Aufgebot der Landwehr zu dienen. Jedermann war also vom 20. bis zum 39. Lebensjahre wehrpflichtig. Allerdings hatte die Reorganisation diese schwere Last etwas gemildert, sie entließ das erste Aufgebot schon mit dem 31. Lebensjahr, das zweite schon mit dem 36.[2]). Aber während der Uebergangszeit bestand

---

[1]) Moltke schlug, wie seine Berichte („Militärische Korrespondenz" S. 55) beweisen, die österreichische Armee etwas stärker an; er hielt sie der preußischen nicht um 40000, sondern „um 66000 Mann Infanterie (d. h. wenig ausgebildete, schlecht bewaffnete Leute) und 96 Geschütze überlegen". Die Differenz zwischen seiner Annahme und der des Berichtes des österreichischen Generalstabs (20—30000 Mann) ist also nicht bedeutend. Auch die Annahmen des österreichischen Generalstabs über die Stärke des Gegners waren im Ganzen richtig.

[2]) Dafür war, wie im 2. Buche erzählt ist, die jährliche Aushebung vermehrt worden.

für alle früher ausgehobenen Jahrgänge noch die ältere, schärfere Verpflichtung aufrecht. Man hatte also im Jahre 1866 nicht bloß die Reform der Feldarmee vollständig durchgeführt; man konnte diesmal auch noch die ältere Mannschaft sogar bis zum 39. Lebensjahre einberufen, was nach wenigen Jahren nicht mehr möglich gewesen wäre. Das war vielleicht einer der Gründe, welche die preußischen Heerführer bestimmten, gerade das Frühjahr 1866 zum Losschlagen zu wählen. Einige Jahre später hätte man nicht mehr über eine gleich zahlreiche Landwehr zu verfügen gehabt. Drei Jahrgänge Landwehr, die man später nicht mehr aufbieten durfte, waren, wenn es zum äußersten kam, jetzt noch nach dem Gesetze zum Kriegsdienste verpflichtet.

Diese zwischen dem 27. und 39. Lebensjahre stehenden eingeübten Mannschaften, ungefähr 300 000 Mann, waren zum Festungs- und Besatzungsdienste bestimmt, aber sie wurden im Verlaufe des Krieges vielfach sofort gegen den Feind gesendet. Sie teilten sich in die Landwehr (163 000 Mann) und die Ersatzreserve (126 000). Doch konnten diese Massen, zumal die der älteren Jahrgänge, nur mit Vorsicht in den Krieg geführt werden. Nur das erste Aufgebot der Landwehr, vom 27. bis zum 31. Lebensjahr, war von vornherein in Bataillone formiert; der Rest konnte nur zur Ergänzung der Lücken verwendet werden. Ueber dieses erste Aufgebot hätte sofort verfügt werden können. Man besaß in ihm genügendes Material zur Besatzung für die Festungen und die größeren Städte, man konnte aus ihm auch ein Reservecorps, dem bald ein zweites folgte, bilden.

Den jüngsten Jahrgang des ersten Aufgebots der Landwehr verwendete man, wie gesagt, zur Einreihung in die Feldarmee. Wichtige Gründe sprachen aber dafür, nicht allsogleich die gesamte Landwehr einzuberufen. Für einen Angriffskrieg konnte sie überhaupt nicht verwendet werden. Auch war die Stimmung im Lande, zumal in den Provinzen des Westens, ganz und gar gegen den Krieg, und man wollte diese Abneigung nicht erhöhen, indem man zu viele Familienväter gleich zu Beginn des Krieges in die Landwehr einstellte. Die 116 Bataillone der Landwehr konnten bis auf je 1002 Mann gebracht werden. Aber man formierte nur die Landwehr von Schlesien und Posen und die

Hälfte der Landwehr von Pommern und Westfalen in stärkere Bataillone, nämlich 806 Mann, ebenso auch die gesamte Landwehr der Garde; alle übrigen Bataillone wurden nur auf 500 Mann verstärkt.. So blieben vorderhand die höheren Jahrgänge, zumal in den unzufriedenen Rheinprovinzen, in den Marken und in der Provinz Sachsen, noch zu Hause. Dennoch hatte man, während Oesterreich keine Reserven besaß, an einberufener Landwehr sofort 70000 geschulte Leute, in Bataillonen formiert, zur Verfügung. Davon wurden 24000 Mann als Reservecorps zur Deckung von Berlin verwendet, die später der Feldarmee nachrückten und die wichtigen Positionen hinter den fechtenden Truppen, wie Prag, besetzten. Als Ergänzung für die entstandenen Lücken besaß Preußen in der Ersatzreserve 129000 Mann, während Oesterreich dazu die Soldaten der während des Krieges anbefohlenen neuen Rekrutierung bestimmte — aber diese Mannschaften waren nicht eingeübt und konnten keine Dienste mehr leisten. Jene 24000 Preußen sind demnach zur Feldarmee hinzuzuzählen. Rechnet man sie zu den 254000 Mann Feldtruppen und fügt man die Offiziere und die technischen Truppen hinzu, so betrug das gesamte Aufgebot Preußens gegen Oesterreich 291000 Mann. Dem gegenüber stand Benedek mit 238000 Mann, zu denen die Sachsen mit 23000 Mann hinzutraten. Als aber nach der Schlacht von Königgrätz ein Angriff der Franzosen von Westen drohte und Kriegslust und Vaterlandsliebe in Preußen erstarkten, konnte zum Kampfe gegen den Erbfeind die gesamte Reserve aufgeboten werden. Moltke sagte denn auch in einer Reichstagsrede nach dem Kriege, Preußen hätte zuletzt gegen Oesterreich und Frankreich über 600000 Mann zur Verfügung gehabt — Preußen hätte also eine streitbare Mannschaft von etwa 400000 Köpfen gegen Oesterreich und Frankreich ins Feld stellen können.

Doch nicht bloß in den nackten Ziffern bestand die Stärke Preußens. Es hatte vor allem den Vorteil einer Generalität und eines Offizierscorps, die sich in der langen Friedenszeit mit der ganzen militärischen Bildung ihrer Zeit erfüllt hatten, und eine Armee, in der jeder Soldat durch die allgemeine Schulpflicht erzogen war. Dazu kam, daß, während die österreichische Armee noch mit dem Vorderlader bewaffnet war, bei dem mittels

des Ladstockes Schuß für Schuß vorbereitet werden mußte, Preußen bereits über das dreimal so rasch feuernde Zündnadelgewehr verfügte. Endlich aber — und dies brachte die Entscheidung — die Manövrierkunst der preußischen Abteilungen schlug die verhängnisvolle Kampfesweise der Oesterreicher, deren stürmende Bataillone sich rettungslos an ihrer Stoßtaktik verbluteten.

In zahlreichen Büchern und Zeitungsartikeln kann man lesen, daß das österreichische Heer am längsten — bis zum Jahre 1866 — an der veralteten Stoßtaktik festhielt und daß erst dieser Krieg solche Kampfesweise als unbrauchbar erwies. Dann erst habe auch Oesterreich mit seiner überlieferten Taktik gebrochen. Daran ist nur so viel wahr, was offen in die Augen springt, daß der Krieg zwischen Preußen und Oesterreich das Ende der Stoß- und Bajonett- und den vollen Sieg der Feuertaktik herbeiführte; unrichtig aber ist, daß die Kampfesweise der österreichischen Heere seit altersher in stürmischen Offensivstößen gipfelte. Es verhält sich nahezu umgekehrt: die österreichischen Kriegsmänner haben in älteren Zeiten den Kampf im Großen sowie in den kleineren Verbänden auf dem Schlachtfelde mit Vorliebe defensiv geführt, und nur ein seltsames Mißverständnis, die geistlose Nachahmung eines fremden Beispieles verleitete sie nach 1859 zur Annahme eines unglückseligen, in seinem Grundgedanken fehlerhaften Systemes. Das ist so bezeichnend für den Geist der obersten Kriegsverwaltung von 1866, daß ein näheres Eingehen notwendig ist [1]).

Bis zur französischen Revolution beherrschte die Lineartaktik alle Heere der europäischen Staaten. In den Kriegen Friedrich

[1]) Für die folgende Darstellung wurden unter anderem benutzt: die beiden Werke von A. v. Boguslawski, „Die Entwicklung der Taktik von 1793 bis zur Gegenwart" und „Taktische Darlegung aus den Jahren 1859—90", sowie des Prinzen Kraft von Hohenlohe-Ingelfingen „Strategische Briefe" und „Militärische Briefe", die verschiedenen Aufsätze kriegsgeschichtlichen Inhalts in Hans' v. Delbrück „Historische und politische Aufsätze", besonders die Abhandlung über die Strategie Friedrichs und Napoleons. Ferner Kühne, „Kritische und unkritische Wanderungen über die Gefechtsfelder der preußischen Armee in Böhmen 1866". Außerdem die lehrreichen Mitteilungen von Offizieren, welche die Kriege von 1859 und 1866 mitgemacht haben.

des Großen bildete das gesamte Fußvolk beider Teile eine Schlachtlinie, gewöhnlich von drei Gliedern Tiefe, und diese Reihen gingen in fest geübtem Sturmschritt feuernd auf einander los. Eng, geschlossen, Ellbogen an Ellbogen marschierte diese Linie zum Sturm vorwärts, in festem eisernen Takte, in vorgeschriebenen Zwischenräumen Halt machend, um zu schießen, der Offizier mit einem Stocke bewaffnet hinter der Front, die Säumigen mit anfeuerndem Wort, nicht selten mit Schlägen vor sich hertreibend, das Ganze von eiserner, unerbittlicher Disciplin zusammengehalten. Nicht selten trabten Reiterschwadronen hinterdrein, um Ausreißer oder selbst weichende Kolonnen durch Einhauen zu neuem Angriff zu zwingen. Es war die Kampfesweise von Heeren, bei denen der Einzelne nicht zählte, keine Denkthätigkeit entwickeln durfte, in denen ein guter Teil gewaltsam zum Dienste gepreßt war, die von den Fürsten mit Vorliebe im Auslande angeworben wurden, um die Arbeitskräfte des eigenen Staates zu schonen. Friedrich der Große schrieb seinen Offizieren vor, sie sollten trachten, daß zwei Drittteile der Truppen „Ausländer" seien. Deutschland war das unerschöpfliche Reservoir, aus dem alle Heere die beste Mannschaft holten. Vor allem Preußen und Oesterreich, aber ebenso England und Holland, welche reich genug waren, ihre Kolonialkriege zum Teil mit angeworbenem deutschen Blute zu führen; Frankreich, Rußland und Schweden blieben nicht ganz zurück. Die Deutschen, seit jeher das kriegstüchtigste Volk Europas, deckten mit ihren Leibern die Schlachtfelder in allen Kriegen der Weltmächte. Im 18. Jahrhundert ward der Mann fast ausnahmslos für das ganze Leben angeworben; ohne Hoffnung auf Lösung war er mit Sklavenfesseln an die Fahne gebunden. Nichts wurde von ihm gefordert als Gehorsam — jene starre Lineartaktik entsprach ganz dem Geiste, in dem die Kabinettskriege geführt wurden.

Die französische Revolution sprengte diese Form der Kriegführung. Man hatte in Frankreich bei der Auflösung des alten Heeres keine geschulten Soldaten, wohl aber die Masse des allgemeinen Aufgebots; Vaterlandsliebe und Begeisterung für die Freiheit ersetzten die strenge, in den feindlichen Armeen bestehende Drillung. Man ließ einen Teil der Truppe sich in Plänklerschwärme

auflösen, welche die starren Linien des Feindes umflatterten, und schuf so die zerstreute Fechtart; in die dünnen Linien des Feindes hinein sandte man massige Kolonnen, mindestens sechs Mann tief, welche schon durch ihren mechanischen Stoß die Reihen des Gegners zerrissen. Nun änderte sich die ganze Kriegführung. Die alten unlenksamen Formen hatten es mit sich gebracht, daß nur in der Ebene Schlachten geliefert werden konnten; hielt der Feldherr sein Heer in einer festen Gebirgsstellung, so war ein Angriff des Feindes unmöglich und dieser Positionenkrieg konnte monate- und jahrelang dauern. Aber von jetzt an gab es keine unangreifbare Position mehr, denn die Plänklerketten näherten sich über Abhänge und durch Bäche geschickt dem Feinde, umgingen, umfaßten ihn und die nachdrängende Kolonne machte dann mit dem Bajonette reinen Tisch. Dazu das französische Requisitions- und Raubsystem an Stelle der alten schwerfälligen Magazinsverpflegung, welch letztere nicht gestattete, daß sich das Heer zu weit von seinen Massenvorräten trennte — kurz, der Krieg gewann an Beweglichkeit und Schnelligkeit. Diese revolutionäre Taktik blieb den festländischen Heeren so lange überlegen, bis sie auch von den Deutschen und den Russen angenommen wurde; Napoleon, der keineswegs ihr Schöpfer war, gebrauchte mit genialer Feldherrnkunst das Werkzeug, welches er vorfand und zu den glänzendsten Erfolgen schärfte. Er schuf einen ausgezeichnet eingerichteten Generalstab und teilte die gesamte Armee in festgegliederte Corps und Divisionen, jede eine kleine Armee für sich, aus allen Waffengattungen zusammengesetzt. So entstanden die modernen Heere. Unter dem Einflusse der vervollkommneten Feuerwaffen hat sich dann vieles, zumal in der Taktik, geändert; die Napoleonische Organisation aber ist im wesentlichen aufrecht geblieben.

Nach den Niederlagen von Marengo 1800, Austerlitz 1805 und Jena 1806 nahmen die Heere Oesterreichs und Preußens die taktischen Formen der französischen Armee zum großen Teile an; in beiden Staaten aber wurde zugleich der Entschluß gefaßt, durch eine allgemeine Volksbewaffnung die ganze Nation zum Kampfe wider Napoleons Gewaltherrschaft aufzubieten. Daß Preußen die militärischen Grundgedanken der Revolution, zumal die allgemeine Volksbewaffnung, in vollendeter Weise

durchführte, bleibt Scharnhorsts und Gneisenaus Ruhm. Gleichzeitig, vielleicht selbst früher als sie, war Erzherzog Karl bemüht, den schwerfälligen Formen des österreichischen Kriegswesens neues Leben einzuhauchen. In dem Jahre der Schlacht bei Jena gab er die Schrift heraus: „Grundzüge der höheren Kriegskunst für die Generale der österreichischen Armee", in welcher er zeigte, was die Feinde Frankreichs von diesem lernen müßten. „Die französische Armee," so schreibt er, „wurde in der Eile von ausgehobenen Bauern zusammengestellt. Das Schwerste bei Bildung der Soldaten, das Geschlossenbleiben, konnte man ihnen in der kurzen Zeit nicht beibringen, man benützte daher den Vorteil ihres von Natur aus kühnen, leicht empfänglichen, leichtsinnigen Charakters und ließ sie zerstreut fechten. Diese Veränderungen in der Kriegskunst waren anfänglich ein Bedürfnis gewesen, man organisierte sie in den folgenden Feldzügen und bildete ein System daraus, welches, da es den französischen Armeen durch die dadurch erzielte Schnelligkeit aller Bewegungen eine entscheidende Ueberlegenheit über alle anderen verschaffte, auch durch diese angenommen werden mußte." Vierzig Jahre lang hatte das von Lacy eingeführte Exerzierreglement in der österreichischen Armee gegolten; Erzherzog Karl gab ein neues und außerdem jenes mit Recht hochgehaltene Dienstreglement heraus, welches im Wesen bis heute das Gesetzbuch der österreichischen Armee geblieben ist. Der Erzherzog hat sowohl in seinen Werken über Strategie wie in seinen taktischen Vorschriften für die Armee den Geist der neuen Kriegführung mit hellem Sinne als der ersten einer theoretisch erfaßt, dabei aber vorsichtig und tastend eine Vermittlung versucht, um ohne Ueberstürzung, aber freilich auch ohne die kühne Entschlossenheit des Genies seinem Lande und seinem Heere das Wesentliche und Notwendigste des modernen Kriegshandwerks einzuprägen [1]).

[1]) Beachtenswert ist die Würdigung der militärischen Grundsätze des Erzherzogs in dem Werke, das Erzherzog Johann (Johann Orth) über die Geschichte des 12. Infanterieregiments Erzherzog Wilhelm (2 Bände, 1876—80) herausgab. Dieses Buch enthält überhaupt wertvolle Beiträge zur Geschichte des österreichischen Kriegswesens. Nach dem Tode des Erzherzogs wurde es aus dem Buchhandel gezogen wegen des darin wehenden wohlthuenden Freimutes.

Das „Dienstreglement", das seinen Namen trägt, zeigt diesen Geist der Vermittlung: neben dem kräftigen Fortschritte zum Besseren und Besten merkt man auch den Wunsch, mit der alten defensiven Richtung der österreichischen Armee nicht ganz zu brechen. Im Kriege ist nichts so wichtig als Kühnheit und Entschlossenheit, der Geist mutigen Wagens, geleitet von richtiger Einsicht in der Wahl der Wege und Mittel. Das verkennt das Dienstreglement keineswegs. „Ein jeder Kriegsmann soll die Wahrheit stets vor Augen haben", so ist daselbst zu lesen, „und die Ueberzeugung behalten, daß man den Angriff nicht abwarten, sondern demselben lebhaft entgegengehen müsse und daß der eigene Angriff sicher und mit dem wenigsten Verluste gelingen werde, wenn die Truppe jenem des Feindes mit Entschlossenheit zuvorkommt oder selbst noch bei Annäherung des attackierenden Feindes nach einigen angebrachten Dechargen mit ganzer Front und mit Ungestüm mit dem Bajonett in dessen Front eindringt." Aber man findet daneben zahlreiche Bestimmungen, welche ein Zögern, ein Rückgehen, eine Sammlung nach dem selbst siegreichen Kampfe vorschreiben, oft mehr Vorsicht als Entschlossenheit. Schon die Bestimmung, daß *jeder* Kommandant sich stets eine Reserve zurückhalten müsse, auf die er sich im Falle des mißlungenen Angriffs zurückziehen und in deren Schutz er seine Truppen neu formieren könne, hat 1849 und 1859 oft schädlich gewirkt, die volle Entfaltung des Angriffs mit der Gesamtkraft gehindert. Ueberhaupt empfiehlt das Dienstreglement den Befehlshabern, Plänklerketten nur mäßig, vorsichtig, etwa zu einem Viertel der Mannschaft, und auch diese nicht zu stürmisch vorausfenden, sie nicht allzu kühn sich im Feuergefecht auf die Feinde werfen zu lassen. Die zerstreute Fechtart wurde also angenommen, aber die Plänkler durften sich von der Hauptkolonne nicht zu weit entfernen; nicht in ihnen sollte der Schwerpunkt des Kampfes ruhen, sondern in der geschlossenen, fest nachrückenden Truppe. Und im Jahre 1859 sollte es sich zeigen, daß die Oesterreicher zumeist dem Elan der zuerst als Feuerscharen heranbrechenden und dann zum Bajonettangriff übergehenden französischen Tirailleure erlagen. Den Hauptunterschied zwischen der Taktik der Franzosen und der des österreichischen Heeres nach Erzherzog Karl hebt ein kundiger Schrift-

steller kurz hervor: das französische System blieb eine Verbindung von Tirailleurs und tieferen Kolonnen, das österreichische dagegen verband jene Plänkler mit der Linienaufstellung, die letztere in der Tiefe von drei Gliedern.

Die Kriege von 1813 und 1814 wurden von Oesterreich in Ehren mitgefochten, aber der strahlende Siegesruhm, welcher die preußischen Fahnen bei Dennewitz und an der Katzbach, in den Kämpfen an der Maas und der Marne und zuletzt bei Waterloo umgab, war der methodischeren Kriegführung Schwarzenbergs versagt. Es fehlte vielfach das Feuer der Offensive, und die späteren Friedensjahre waren nicht danach angethan, es anzufachen. Radetzky, der damals durch seine berühmten Feldmanöver, welche eine Schule der Offiziere auch fremder Staaten wurden, durch seine Feldinstruktion und insbesondere durch seine kerngesunde Natur die italienische Armee Oesterreichs zu dem späteren Hort des Staates umschuf, vermochte nur auf seine eigenen Truppen belebenden Einfluß zu üben. Er kannte die Mängel der österreichischen Heereseinrichtungen, fand die Vorliebe des Dienstreglements für die Defensive bedenklich, meinte aber, man könne nichts ändern, so lange der Erzherzog lebe. Der Erzherzog starb im Jahre 1847, und im Jahre darauf brach die Revolution mit den Kriegen aus, welche Oesterreich bis in den Kern erschütterten.

Ein großer Teil der österreichischen Armee stand damals gegen die Ungarn zu Felde und sie wurde der Reihe nach von Windischgrätz, Welten und Haynau geführt, von denen kein einziger ein Meister des Krieges war. Es kämpften zumeist österreichische gegen österreichische Regimenter; denn die Armee war gespalten durch die doppeldeutige Politik des Hofes, welcher den Banus von Kroatien öffentlich ächtete, im geheimen aber ermutigte. So konnte Kossuth die Regimenter, welche dem Könige von Ungarn Treue geschworen hatten und sie ihm auch zu halten bereit waren, mit Berufung auf den Befehl des Königs zuerst auf gesetzlichem Wege gegen die Kroaten und die Serben für Ungarns Sache verwenden; als dann schon ihr Blut für die ungarische Verfassung geflossen war, kehrten sie nicht mehr so rasch zu der Fahne zurück, der sie durch Schuld der Wiener Regierung entfremdet waren. So bildeten 21 Infan-

teriebataillone und 10 Husarenregimenter der kaiserlichen Armee den Kern des ungarischen Heeres [1]); die freiwilligen Landwehrbataillone standen dagegen anfänglich in zweiter Linie, bis sie durch förmliche Rekrutierung ergänzt waren. Man schlug sich auf beiden Seiten nicht schlecht, aber ein Krieg im großen Stil war es nicht. Der größte Teil der Reiterei, die Husarenregimenter nahezu ausnahmslos, ging zu den Ungarn über, so daß diese gleich anfangs taktisch im Vorteil waren. Als Russen und Oesterreicher dann mit Uebermacht in Ungarn einrückten, kam es überhaupt nicht mehr zu eigentlichen Schlachten; die Kämpfe bestanden zumeist aus Kanonaden, nach denen sich die ungarische Armee zurückzog; es sollen damals mehr Granaten als Büchsenpatronen verschossen worden sein. Das ist der wahre Charakter des ungarischen Revolutionskrieges von 1848 und 1849. Es kämpfte hier eigentlich ein Teil der österreichischen Armee gegen den anderen; nur daß der ungarische Teil von Görgey und einigen jüngeren Führern frischer und thatkräftiger kommandiert wurde als der kaiserliche durch Windischgrätz und Welden. Nach der Unterwerfung Ungarns wurden die Generäle und Offiziere hart bestraft, die Soldaten aber ohne weiters wieder in die österreichische Armee eingereiht, wo sie wieder ihre Schuldigkeit thaten. — Der Krieg in Italien war eine ernstere Schule. Schöne Erfolge wurden hier erfochten, aber gegen einen Feind, der an militärischer Tüchtigkeit weit zurückstand. Die überlegene strategische Führung durch Radetzky und Heß, sowie der kältere Mut der nordischen Soldaten trugen den Sieg davon. Die Kämpfe waren zumeist Feuergefechte, welche von den Oesterreichern ruhiger und standhafter ausgehalten wurden; Bajonettangriffe, starke Offensivstöße gegen einen zähen Widerstand waren nicht allzu häufig. Waren die Italiener mürbe geschossen, so warteten sie nicht, bis sie mit den Spitzen der Bajonette in Berührung gekommen waren, sondern wichen vor dem Angriff zurück.

---

[1]) So nach der amtlichen österreichischen Darstellung in dem Werke „Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer des Jahres 1849", das von Ramming herrührt. Außer jenen geschlossenen Truppenabteilungen gab es aber noch zahlreiche frühere österreichische Offiziere und Mannschaften, die unter ungarischer Fahne kämpften.

Der Krieg des Jahres 1859 zeigte, daß die Taktik der Oesterreicher dem Kampfe mit einer der Militärmächte nicht gewachsen war; zumal im Einzelgefecht erwies sich ihre Kampfesweise als veraltet. Es zeigte sich nämlich, daß die Oesterreicher ausschließlich die defensiven Gedanken des Dienstreglements Erzherzogs Karls ausgebildet und dasjenige vernachlässigt hatten, was er über den Wert des Angriffs lehrte. Die Taktik der Oesterreicher ging von dem Gedanken der äußersten Vorsicht aus [1]). Nicht bloß in den allgemeinen strategischen Entwürfen: diese gingen nicht selten dahin, die Lombardei in ihrer ganzen Breite durch detachierte Corps zu sperren und alle Straßen besetzt zu halten — Maßregeln, durch die man es zuwege brachte, daß an den Schlachttagen niemals das ganze Heer zum Schlagen kam. Ganz so erging es in den einzelnen Gefechten; es herrschte der Brauch, daß fast jeder Befehlshaber, ob er nun ein Corps oder eine Brigade oder ein Regiment führte, nicht bloß seitwärts zur Deckung der Flanke, sondern auch auf seiner Rückzugslinie Abteilungen zur Aufnahme weichender Bataillone aufstellte. Es ist wahr: auf diese Weise war eine vernichtende Niederlage nicht leicht möglich, da man stets einen Rückhalt hatte; aber noch unmöglicher war ein entscheidender Sieg, da der behendere Gegner nicht selten mit ganzer Kraft, mit überwältigender Uebermacht auftrat und das schwache österreichische Hauptcorps über den Haufen warf. Man legte außerdem großen Wert darauf, das Gefecht hinzuhalten, es aus der Reserve heraus zu „nähren", statt kräftig durchzugreifen. Indem man einzelne Bataillone aus dem Brigadekörper herausriß, aus den Bataillonen einzelne Compagnien nach allen Richtungen hin verwendete, war der taktische Verband auseinandergerissen, und die einzelnen Bataillonskommandanten sahen sich, selbst wenn sie einen Erfolg errungen hatten, ferne von ihrem Brigadier, konnten keine Befehle erhalten, keinen weiteren gemeinsamen Schlag führen.

Man beachte wohl, daß diese Art der Kampfesführung sehr verlockend ist für Naturen, die sich zu nichts Entscheidendem,

[1]) Ueber die Taktik der beiden Heere handelt besonders ausführlich das von dem preußischen Major Otto anonym herausgegebene Werk über den Krieg. Vgl. die Litteratur über den Krieg im ersten Kapitel dieses Bandes.

Wagekühnem entschließen können und sich mit Fug und Recht selbst nicht die Eignung zutrauen, zu entscheiden, wann der Augenblick vollen Einsatzes eingetreten ist. Man entlastet sich scheinbar der Verantwortung, wenn man die Truppen eines Corps bataillons- oder regimentsweise in die Schlacht schickt; denn man glaubt dadurch die Möglichkeit gewahrt, den Kampf bei übler Wendung abbrechen, einen Teil der Truppen für bessere Tage retten zu können. Es lag eben im Geiste der österreichischen Regierung jener Tage und in diesem Sinne wurden die jüngeren und älteren Militärs erzogen und angehalten: nicht alles zu wagen, nicht das Aeußerste aufs Spiel zu setzen. Jene Schneidigkeit, die sich ganz einsetzt, um alles zu gewinnen, war nicht die Eigenschaft, welche im österreichischen Heere gepflegt wurde. Es war nicht die Absicht der österreichischen Haus- und Staatspolitik, solchen Geist zu wecken und zu nähren. Grünne, der allgewaltige Generaladjutant des Kaisers, verlangte Gehorsam und nichts mehr.

Diese defensive Richtung in der Ausbildung der Truppen wurde noch bestärkt durch die allerdings wohlbegründete Ueberzeugung der Oesterreicher, daß sie 1859 bessere Feuergewehre besaßen als die Franzosen. Die letzteren hatten wohl ihre Artillerie verbessert und zuerst die gezogenen Kanonen nach dem System La Hitte eingeführt, die durch ihre größere Tragfähigkeit und Treffsicherheit gute Dienste leisteten. Dagegen besaßen die Oesterreicher in dem Lorenzgewehr eine gute Feuerwaffe; die Franzosen hatten zumeist noch glatte Büchsen (Miniégewehr), nur die Turkos, Zuaven, die Jäger und die Garde waren mit gezogenen Gewehren ausgerüstet. Napoleon III., dies erwägend, hatte in einer Proklamation an seine Soldaten diese zwar vor allzu großer Hitze im Angriffe gewarnt, ihnen aber gesagt: „Die neuen Waffen sind nur gefährlich, wenn ihr ihnen ferne bleibt.“ Die französischen Offiziere ließen sich das gesagt sein und führten ihre Abteilungen in Plänklerketten aufgelöst im Sturm- oder Laufschritt durch den ihnen gefährlichen Zwischenraum hindurch, innerhalb dessen ihnen das österreichische Gewehr furchtbar werden konnte, und eröffneten erst dann das Feuergefecht. Zu Hilfe kam ihnen der Umstand, daß das österreichische Projektil eine stark gekrümmte Flugbahn hatte und demnach nur

einen Teil des vorliegenden Schußfeldes bestrich. Die Franzosen unterliefen förmlich das gefährliche Geschoß und bekämpften dann die Oesterreicher glücklich durch ihre vielfach verschiedene Taktik.

Vor allem wandten die Franzosen die zerstreute Fechtart weit umfassender und kühner an als die Oesterreicher. Diesen schrieb das Dienstreglement vor, bloß ein Viertel des ersten Treffens in Schützenschwärme aufzulösen. Die Franzosen aber warfen die halben, selbst die ganzen Bataillone des ersten Treffens in die Feuerlinie, und diese rasch vorrückenden Scharen überschütteten den Feind aus ihren, wenn auch schlechteren Gewehren oft mit überlegenem Feuer. Schon dadurch sahen sich die gewöhnlich brav und aufopfernd plänkelnden Oesterreicher unbegreiflicherweise unausgesetzt einer Mehrzahl gegenüber: die Plänkler wichen auf die Hauptkolonnen und diese auf das zweite Treffen zurück. Die Oesterreicher, geblendet von den Erfolgen ihrer Gegner, wurden infolge dessen ganz irre an dem, was sie bisher geübt hatten: und hierin liegt der Grund zu den unsinnigen Stoß- und Sturmkämpfen, zu denen sie sich jetzt bekehrten und durch welche im Kriege mit Preußen das Verderben in die österreichischen Reihen getragen wurde.

Die Bataillone der Oesterreicher waren im Jahre 1859 etwa um ein Drittel stärker als die der Franzosen. Diese taktische Einheit wurde nun von den beiden Gegnern verschieden verwendet. Die Franzosen fochten noch nach dem System Napoleons I.: das Bataillon bildete im Wesen eine Masse von 100 Mann in der Front und 6 Mann in der Tiefe; so stürmten sie mit gefälltem Bajonett den vorausgesandten Plänklerscharen nach.

Die Oesterreicher dagegen hatten die Gliederung des Bataillons in drei in der Regel getrennt kämpfende Gruppen eingeführt. Das Bataillon bestand damals aus sechs Compagnien; zwei Compagnien, hinter einander aufgestellt, bildeten eine Division und diese Division war die selbständig auftretende Gefechtseinheit, welche reglementmäßig durch einen Zwischenraum von 54 Schritten von der nächsten getrennt war. Hatte das Feuergefecht keine Entscheidung gebracht, so warf sich das geschlossene Bataillon der Franzosen den drei Divisionen der Oesterreicher entgegen. Auch der Laie kann sich vorstellen, worin die Vor- und Nachteile der beiden Kampfesweisen beruhen. Auf der einen

Seite der stärkere, massige Stoß, auf der anderen die größere Manövrierfähigkeit, die Möglichkeit, sich mit Abteilungen in Flanken und Rücken des Feindes zu werfen. Die Erfahrungen der Kriege seit 1866 haben gelehrt, daß die Gliederung der Bataillone um so weiter vorschreiten muß, je verheerender die Wirkung der Feuerwaffe wird. Kleinere Abteilungen werden gebildet, um dem feindlichen Feuer kein massiges Ziel zu bieten. Damit erhöhen sich auch die Anforderungen an die Tüchtigkeit der Befehlshaber der kleinsten Abteilungen, an die Findigkeit jedes Offiziers. Denn jetzt gilt es für ihn, seine Abteilung selbständig mit Benützung guter Terraindeckungen vorwärts zu bringen; sie zu Schwärmen aufgelöst feuernd gegen den Feind zu führen; endlich mit scharfem Blick den Augenblick zu erfassen, in welchem ein Stoß gegen die Flanke des Gegners die Entscheidung herbeiführen kann. Aber solch eine Schulung, solch ein Geist der Selbständigkeit fehlte der Mehrzahl der österreichischen Offiziere, welche, wiewohl unerschrocken, in den geistlosen Formen des militärischen und bureaukratischen Absolutismus erzogen waren. Es entsprach der defensiven Methode des österreichischen Heeres, daß jede der drei Divisionen des Bataillons ruhig in dem Heiligtum ihrer Position verblieb, höchstens dem heranstürmenden Feinde ein Stück mit dem Bajonett entgegenging. So traf die Kolonne der Franzosen, 100 Mann breit, stets nur auf eine Division der Oesterreicher oder höchstens auf die Ecken zweier derselben — und was Wunder, daß die überlegene Masse, mit Elan und unter lautem Geschrei vorwärts stürmend, die kleineren Abteilungen zum Weichen brachte? Die österreichischen Soldaten, wenn auch noch so wehrhaft und raufluftig, warfen mit Recht ihren Führern und eigentlich dem von ihnen gehandhabten System vor, daß sie jedesmal einer erdrückenden Uebermacht entgegengeführt wurden. Dies kam wesentlich daher, weil dasjenige, was das Reglement Erzherzogs Karl über den Wert der Offensive gelehrt hatte, später verkümmerte, weil die drei Divisionen nicht gesammelt und gleichzeitig feuernd und stürmend vorrückten, kurz weil die Friedensübungen sich wesentlich mit der Schablone begnügten.

Nach dem Kriege erwog man natürlich, welche Veränderungen im Kriegswesen durch die neu aufgenommenen Erfahrungen

notwendig geworden seien. Die Franzosen, ihres Sieges froh, blieben bei ihrer Kampfesweise. Die Oesterreicher sahen die Notwendigkeit ein, wesentliches zu ändern, und deshalb wurde 1860 eine Umarbeitung des Dienstreglements vorgenommen und als revidiertes militärisches Gesetzbuch herausgegeben. Im Jahre 1862 folgte ein geändertes Abrichtungs- und Exerzierreglement. Offenbar bestand die Ueberlegenheit der Franzosen in zwei verschiedenen Dingen: in dem wohlausgebildeten, massenhaften Tirailleurfeuer und sodann in dem Geiste des kühnen Drauflosgehens, das den Gegner in Verwirrung setzt. Bevor noch jene neuen Vorschriften erschienen waren, übten demnach viele einsichtige österreichische Befehlshaber von Bataillonen und Regimentern ihre Truppen fleißig im zerstreuten Feuergefecht, weil sie überzeugt waren, daß es hierin noch vielfach fehle. Sobald aber jene Reglements erschienen waren, hörte das nahezu ganz auf: denn diese gingen von einer unglaublich einseitigen Verwertung der letzten Kriegserfahrungen aus. Die Leiter der österreichischen Armee ließen sich nämlich zu der Annahme verleiten, daß die Franzosen einzig und ausschließlich durch kühne Bajonettangriffe ihre Siege erfochten hätten, und sie entschlossen sich daher, ihren Offizieren gebieterisch die Handhabung rücksichtsloser Stoßtaktik vorzuschreiben. Und so kam es, daß die geistlose Nachahmung eines mißverstandenen Vorbildes eine vollständige Aenderung der bis dahin geltenden Grundsätze zur Folge hatte. Die ihrer Geschichte und ihren Ueberlieferungen nach ausschließlich defensive österreichische Macht führte in ihrem Heere eine wilde Angriffstaktik ein.

Von da ab wurde das Feuergefecht nur wenig geübt, man begnügte sich auch jetzt mit der Voraussendung einer Plänklerlinie von einem Vierteil des ersten Treffens. Das Bataillon wurde nun mit Vorliebe, ja ausschließlich zum Bajonettangriff abgerichtet. Man hatte ja im Kriege von 1859 das bessere Gewehr gehabt und dieses gab anscheinend nicht den Ausschlag; so hielt man sich denn wie an einen Wegweiser an den Bericht eines französischen Generals an Kaiser Napoleon, in welchem er sagte: „Das Bajonett brachte alles wieder ein, was das Feuergefecht hatte verloren gehen lassen.“ Der Stoß der fran-

zösischen Bataillone hatte die vereinzelten österreichischen Compagnie-Divisionen über den Haufen geworfen: nun wohl, man änderte auch das und kehrte zu den Bataillonsmassen zurück. Es blieb zwar die Gliederung in Divisionen bestehen; aber zum Angriffe sollten diese nicht mehr durch einen Zwischenraum von 50 bis 60 Schritten getrennt werden, sondern sich bis auf 3 Schritte nähern. Diese Divisionsmassen-Kolonnen sollten, so wurde vorgeschrieben, in der Regel zum Bajonettangriff vorschreiten mit einer dünnen Kette voran; den Truppen mußte eingeprägt werden, daß im Bajonett, und nur in diesem, das Heil liege; daß nicht bloß beim Sturme, sondern auch bei der Verteidigung einer festen Stellung ein kühner Vorstoß die geeignetste Maßregel sei. Und in der That, im Jahre 1866 stürzten sich die Oesterreicher, stets stürmend, auch aus Wäldern heraus und von Hügeln herab auf den feuernd vorrückenden Feind. Denn es hieß im Reglement: „Der Zugskommandant hat die Mannschaft zu belehren, daß der Bajonettangriff nicht nur in Anwendung kommt, um den Feind aus seiner Aufstellung zu verjagen, sondern daß diese Maßregel auch dem Ehrgefühle einer tapferen Truppe entspricht, wenn es sich darum handelt, einen besetzten Punkt gegen den Angriff des Feindes siegreich zu behaupten." Und weiter im Punkte 168: „Der Compagniekommandant hat sonach der Ausbildung seiner Truppen im Bajonettangriff eine unermüdliche Sorgfalt zuzuwenden und jede Gelegenheit zu benützen, um den seiner Führung anvertrauten Abteilungen die Ueberzeugung beizubringen, daß ihrem Andrange nichts zu widerstehen vermag, wenn sie in gewohnter Weise dem Feinde mit blanker Waffe an den Leib rücken." Diese Vorschriften haben im Jahre 1866 Tausenden von braven Soldaten das Leben gekostet, welche, ihren Offizieren folgend, in das Feuer des Feindes stürzten. Wenn die Preußen auch nicht als die Ersten den Hinterlader eingeführt hätten, so mußte die Ueberlegenheit schon deshalb auf ihrer Seite sein, weil die einförmige, überall und immer angewendete Stoßtaktik der Oesterreicher auch dem geschickt angewendeten Vorderlader gegenüber durchaus nicht zum Siege führen konnte. Dazu aber kam freilich noch das Zündnadelgewehr, welches die Reihen der stürmenden Oesterreicher unbarmherzig niedermähte; ihre todes-

mutigen Kolonnen wurden, wenn sie auf 100 bis 200 Schritte an den Feind herangekommen waren, von dessen Schnellfeuer niedergeworfen; es blieb ihnen nichts anderes übrig, als zu weichen, und nun erst wütete während des Rückzuges oder der eiligen Flucht das mörderische Blei in den aufgelösten Gliedern, eine vernichtende Nachlese haltend.

* * *

Man darf sich nicht vorstellen, daß die Einführung des Hinterladers, die Ausbildung der jetzt in allen europäischen Heeren angenommenen Manövrier- und Feuertaktik in der preußischen Armee förmlich wie Minerva fertig aus dem Haupte eines Mannes sprang; es war vielmehr eine jahrzehntelange Entwicklung, eine sieghafte Denkarbeit gegenüber mannigfachen gewichtigen Einwendungen der Routine notwendig, um diese Umwälzung herbeizuführen. Das Zündnadelgewehr, die Erfindung Dreyses, wurde von 1848 an in größerem Maßstabe in der preußischen Armee eingeführt, aber noch 1856 waren erst die Füsilierbataillone und die Garde, also etwa die Hälfte der Armee, mit Hinterladern bewaffnet. Aber auch damals war man noch nicht allgemein von dessen überwiegendem Werte überzeugt und versuchte gleichzeitig noch andere Gewehrsysteme; da die Bestände an Zündnadelgewehren nicht ausreichten, so wurde damals für die andere Hälfte der Armee das Miniégewehr beibehalten, und in den Kreisen der Offiziere gab es sogar manche, welche dem Vorderlader den Vorzug gaben. Vielfach wurde befürchtet, daß das raschere Feuer des Zündnadelgewehrs eine große Munitionsverschwendung, ein leichtsinniges Lospuffen auf die weitesten Entfernungen, ein „Verschießen" der gesamten Compagnien zur Folge haben werde. Man war auch darin nicht einig, ob man auf das richtige Zielen, das Einschießen auf *große* Entfernungen größeren Wert legen solle, um den Feind fernzuhalten, oder aber auf die massige Wirkung bei kürzeren Distanzen. Es ist bekannt, daß in den übrigen Heeren Europas erst die Kriegserfahrung von 1870 die Entscheidung für die letztere Kampfesart brachte. Obwohl das weitaus verbesserte kleinkaliberige Gewehr auf erstaunlich weite Entfernungen trägt, befehlen doch die Vorschriften in allen Heeren, daß das Feuer-

gefecht frühestens mit etwa 600 Schritten seinen eigentlichen Anfang nehmen soll; weiter hinaus ist die Anzahl der Fehlschüsse zu groß.

Es ist das große Verdienst der militärischen Ratgeber König Wilhelms, daß sie, ohne jede größere Kriegserfahrung, rein auf dem deduktiven Wege scharfer Ueberlegung, schon in den Jahren des Friedens die grundlegenden Ideen der jetzt herrschenden Taktik formulierten und mit eisernem Ernst der Armee einprägten. Die vermeintlichen Erfahrungen des Jahres 1859 hätten sie genau so irre führen können wie die Lenker der österreichischen Armee. Während diese, von einseitigen Beobachtungen ausgehend, eine Reihe von Fehlschlüssen machten, schritt man in Preußen auf dem Wege zur Feuertaktik unbeirrt vorwärts und bereitete so den Sieg vor. Wie eifrig man in Preußen den Krieg von 1859 studierte, beweist das grundlegende Werk des preußischen Generalstabs über dieses Jahr. Die der preußischen Armee 1861 gegebenen taktischen Vorschriften fußten denn auf der Ueberzeugung von der Ueberlegenheit des Hinterladers über jedes andere Gewehr; der Bajonettangriff tritt danach gegen das Feuergefecht wesentlich zurück [1]). Nicht die größere Tragweite des Zündnadelgewehrs, so wurde gelehrt, sei das Entscheidende, sondern seine jeden Vorderlader dreifach übertreffende Schußschnelligkeit. Jetzt freilich klingt das selbstverständlich, damals aber wurde die Richtigkeit dieser Annahme bestritten. Die Vorschriften folgerten aus diesen Grundlagen mit voller Sicherheit, daß jeder in freier Ebene unternommene Angriff gegenüber dem Zündnadelgewehr scheitern müsse. Der Feind werde daher, um sich halten zu können, klug daran thun, gedecktes Terrain aufzusuchen. Aber weiter. Um den Feind in die dem Hinterlader günstige Ebene zu manövrieren und um sich selbst stets in guter Deckung zu erhalten, wurde die größte Sorgfalt auf die Ausbildung des Offiziers zu selbständiger Befehlsgebung

[1]) Bis dahin bestanden die auf älterer Anschauung fußenden Gefechtsvorschriften von 1847. Es ist sehr bezeichnend, daß noch die Schrift des Prinzen Friedrich Karl „Die Kampfesweise der Franzosen", die 1860 erschien, auf dem Boden der älteren Taktik steht, wenn auch mit freierer Anwendung ihrer Formen. So urteilt der preußische Generalstab in dem Werke über den deutsch-dänischen Krieg, I, S. 49.

angewendet. Schon seit längerem war in Preußen nicht wie bei den Franzosen das Bataillon, nicht wie bei den Oesterreichern die aus zwei Compagnien bestehende Division, sondern die noch kleinere Compagnie die Gefechtseinheit. Diesen kleinen Heereskörper geschickt zu bewegen, ihn dem feindlichen Feuer zu entziehen, ihn insbesondere zu umfassenden Flankenangriffen zu verwenden, durch welche das Blei in die Seiten und in den Rücken des anstürmenden Feindes zu tragen sei — darauf wurde der höchste Wert gelegt, und wie das Jahr 1866 zeigte, wurden damit die glänzendsten Ergebnisse erzielt. So wurden, ohne daß eine Kriegserfahrung vorlag, lediglich durch richtige Schlüsse Grundsätze aufgestellt, welche sich im Kriege fast durchwegs bewährten — ein Beispiel für den Sieg des Gedankens über die militärische Routine.

Man glaube nicht, daß dies alles für natürlich und unumstößlich sicher galt. Es bestand in der preußischen Armee eine ziemlich verbreitete Opposition gegen diese Art militärischer Schulung. Manche Offiziere stimmten den Oesterreichern zu, welche meinten, die Wirkung des Bajonetts werde in den preußischen Vorschriften unterschätzt. Einen immerhin bemerkenswerten Ausdruck fand diese Ueberzeugung in dem Buche des Majors Otto über den Krieg von 1859. Durch dieses umfangreiche, fleißige Werk zieht sich eine ununterbrochene Polemik gegen die schwachen „Compagniekolonnchen", gegen das unbegründete Vorurteil, als ob man durch die Feuerwaffe eine brave stürmende Truppe in ihrem Siegeslaufe aufzuhalten vermöge — kurz gegen die gesamte Auffassung des Krieges, wie sie der preußischen Armee von ihren damaligen Leitern eingeprägt wurde [1]). Diese gingen indessen auf dem betretenen Wege vorwärts: in den Jahren von 1859—1866 wurde auch die zweite Hälfte der

[1]) Ueber das Schwanken bei den taktischen Uebungen der preußischen Armee vor 1866 spricht auch die lehrreiche Schrift „Taktische Rückblicke auf 1866", Berlin 1869 (von Hauptmann May, gefallen bei Amiens am 26. November 1870). Uebrigens bezeugt das preußische Generalstabswerk über den deutsch-dänischen Krieg, daß von den Preußen in diesem Feldzuge vielfach noch die ältere Gefechtsweise angewendet wurde. Vgl. das Urteil des Zaren Nikolaus über das Zündnadelgewehr bei Bernhardy, „Tagebücher" zum 30. März 1862.

Linientruppen mit dem Zündnadelgewehr ausgerüstet, und nur die Landwehr behielt noch die alten Miniégewehre, welche erst nach 1866 gänzlich aus der Armee verschwanden. Es ist aber für die damalige österreichische Kriegsverwaltung entlastend, daß keiner der übrigen Staaten dem von Preußen gegebenen Beispiele folgte; kein einziger führte den Hinterlader ein. Dieses Vorurteil wurde auch dadurch genährt, daß die preußische Taktik im Kriege gegen Dänemark keine in die Augen springende Vorteile gebracht hatte. Nur in einem kleinen, damals wenig beachteten Gefechte war eine einleuchtende Probe der Ueberlegenheit des Hinterladers geliefert worden [1]). Es ist dies der Beweis dafür, daß das Beginnen Preußens ein mutvolles war. Man ging auch in den übrigen Heeren von der Ansicht aus, die Schußfertigkeit des Zündnadelgewehrs werde nur zum baldigen Verschießen der Munition führen. Dieser Gefahr wußte man aber in Preußen durch eine sorgfältige Feuerdisciplin der Truppen zu begegnen.

Zwei Bücher, welche damals in Oesterreich von sachkundigen Offizieren herausgegeben wurden, beweisen, wie man die Vorzüge der preußischen Taktik ganz übersah. Das eine ist die Arbeit des Generals A. v. Mollinary: „Studien über die Operationen und die Tactique der Franzosen im Feldzug 1859" (Wien 1864). In dieser Schrift wird die Taktik der Franzosen eingehend geprüft und der Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß man der Stoßkraft ihrer Bataillone am besten dadurch begegnen könne, wenn man die österreichischen Bataillonsdrittel, die Divisionen, recht nahe zusammenrücken lasse und dem Feinde mit gesammelter Kraft entgegengehe. In dieser Darstellung wird der entgegengesetzte Gedankengang der preußischen Verordnungen nicht einmal im Vorbeigehen gestreift. Ganz absprechend äußert sich über das Zündnadelgewehr die erste Auflage der „Taktik"

[1]) Es ist dies das Gefecht von Lundy, hart vor Ende des Krieges, am 3. Juli 1864. Damals hielt Hauptmann Schlutterbach mit 124 Mann gegen 180—200 Dänen stand, welche, einen Sturm versuchend, auf die ruhig zielenden Preußen bis auf 250 Schritte herankamen und dann mit Salven- und Schnellfeuer überschüttet wurden. Die Preußen verloren 3 Verwundete (die Dänen schossen fast gar nicht im Sturmlaufe), die Dänen dagegen 22 Tote, 66 Verwundete.

des damaligen Hauptmanns, jetzigen Feldzeugmeisters Freiherrn v. Waldstätten aus dem Jahre 1865. Dieses Buch, dessen zahlreiche Auflagen in der österreichischen Armee als anerkanntes Lehrbuch gelten, enthält in seiner Urform eine empfehlende Darstellung des Gefechts nach den Grundsätzen der Stoßtaktik und drückt sich dann über die preußische Auffassung ganz absprechend aus. Es heißt dort (S. 46): „Die auf den Schießplätzen gewonnenen Resultate haben für den Krieg keine praktische Bedeutung, und es klingt beinahe komisch, wenn man zum Beispiel hört, daß 66 Rotten, mit Zündnadelgewehren bewaffnet, auf 600 Schritte gegen Infanterie in Linie durch Salven in drei Minuten 550 Mann gefechtsunfähig machen. Wenn nun diese 550 Mann, bevor sie vernichtet wurden, auch in gleicher Weise gefeuert hätten, blieb vielleicht auch von den 66 Rotten niemand übrig? Die Sache erinnert stark an das Gedicht von der beiden Löwen Wedel."

Die beiden Heere, welche Oesterreich 1866 aufstellte, hatten es mit Gegnern zu thun, die eine ganz verschiedene Stufe der militärischen Entwicklung darstellten. Die Italiener waren wesentlich die Schüler der Franzosen, aber ohne deren Feuer im Kampfe zu besitzen; sie waren ebenso mit dem Vorderlader bewaffnet wie die Oesterreicher; in der Schlacht bei Custoza entschieden also ganz andere Umstände als die Taktik der kämpfenden Teile, wenn auch hier die Kampfesweise der Oesterreicher viele überflüssige Verluste herbeiführte. Man war in Oesterreich gefaßt darauf, daß man dagegen in den Preußen einen schon durch sein Gewehr gefährlichen Gegner zu bekämpfen habe. So lange Frankreich als der Erbfeind betrachtet und der nächste Krieg wesentlich als ein Kampf um Venetien aufgefaßt wurde, konnte man mit gewissem Rechte diese Dinge seitwärts liegen lassen. Jetzt aber lagen sie anders. Ganz ohne Besorgnis war kein einziger wirklich einsichtiger Offizier der Armee, wenn man sich auch im letzten Augenblick mit der Wucht des österreichischen Bajonettangriffs trösten mußte. Thatsache ist, daß die Generäle und Offiziere, welche den Feldzug gegen Dänemark an der Seite der Preußen mitgemacht hatten, wiederholt die Notwendigkeit hervorhoben, an der Taktik Wesentliches zu ändern, wolle man überhaupt gegen das Zündnadelgewehr aufkommen. So be-

sonders Gablenz; der Herzog von Württemberg, der in dem Feldzuge das 27. Regiment, König der Belgier, befehligte, erhielt im Jahre 1866 das Kommando einer Brigade; er besuchte am 23. Juni im Feldlager in Böhmen zufällig die Lagerstätte seines alten Regiments und sagte damals, bevor ein Schuß gefallen war, zu seinen Waffengefährten: „Meine Herren, vergessen Sie alles, was ich Sie gelehrt habe; mit dem Bajonett ist gegen das Zündnadelgewehr nichts auszurichten.“ [1]) In den militärischen Zeitschriften wurde die Frage zum Teil ernst behandelt; der „Kamerad“ war seit Jahren für die Einführung eines Hinterladers in der österreichischen Armee eingetreten. Vor Ausbruch des Krieges wurde in dieser Zeitschrift eine Reihe lesenswerter Artikel veröffentlicht, in welchen die Kräfte der beiden Heere verständig abgewogen wurden. Diese Aufsätze, die sich sehr wohlthuend von vielem kindisch Anmaßenden unterschieden, was im „Kamerad“ über Preußen bramarbasiert wurde, geben eine sachkundige Darstellung der Kampfesweise des preußischen Heeres; sie gestehen unumwunden ein, daß das Feuergefecht des Gegners von überwältigender Ueberlegenheit sein werde [2]). „Vorausgesetzt,“ das ist der Schlußsatz der ganzen Gedankenreihe, „daß zwei in dieser Art und Weise aufgestellte Brigaden auf einander losschlagen, so würde die preußische Brigade, so lange das Feuergefecht dauert und die österreichische Front in entwickelter Linie formiert bleibt, wegen der Intensität ihres Feuers und der Unbeweglichkeit des Gegners alle taktischen und technischen Vorteile an ihrer Seite vereinigen.“ Der Offizier, der diese Aufsätze schrieb, konnte kurz vor Ausbruch des Krieges nicht mit diesem trostlosen Ausspruche abschließen; er fügt also hinzu, daß angesichts eines Offensivstoßes der Oesterreicher jene Vorteile größtenteils verloren gehen; er empfiehlt den österreichischen Generälen, von ihrer zweifellos überlegenen Artillerie, von ihren trefflichen gezogenen Kanonen vor Beginn des Stoßes fleißig Gebrauch zu machen, um den Gegner zu erschüttern. „Nur hiedurch läßt sich der Bajonettkampf mit

[1]) „Geschichte des Infanterieregiments Leopold II., König der Belgier, Nr. 27“, S. 879.

[2]) Jahrgang 1866, S. 340.

Aussicht auf Erfolg vorbereiten und die größtmögliche Feuerwirkung erzielen." Dabei tröstet er sich damit, daß bei dem raschen Feuer der Preußen am ersten Tage alle Patronen verschossen sein würden; am nächsten Morgen werde die Entscheidung doch in die Bajonette verlegt werden müssen. Aber noch damals, am 15. Mai 1866, bleibt er bei dem Ratschlage, doch wenigstens die Jägerbataillone und mindestens ein weiteres Bataillon in jeder Brigade mit dem Zündnadelgewehr auszurüsten. Das wären also 2 Hinterlader- und 5 Vorderladerbataillone in jeder Brigade gewesen — aber dazu war es am 25. Mai 1866 doch zu spät.

In den ausführlichen Instruktionen, welche der Generalstab der Nordarmee ausarbeitete und in denen nach dem Brauche der österreichischen Armee vor dem Kriege die Kampfesweise der Gegner und die Mittel des Sieges eingehend besprochen wurden, handelt ein umfangreiches Rundschreiben, am 19. Mai herausgegeben, über denselben wichtigen Gegenstand[1]). Es führt den Titel: „Gefechtsweise der Preußen und Normen für das eigene Verhalten." Zwei Dinge gehen aus diesem bedeutsamen Heerbefehle hervor: vorerst, daß man die Taktik der Preußen im Generalstab der Nordarmee ganz genau kannte, und dann, daß man sie gründlich gering- und unterschätzte. Man findet in dem Cirkular eine genaue, den preußischen Armeevorschriften entnommene Darstellung der Kampfesweise des Gegners — und man findet den Rat, unbedingt und ohne Rücksicht darauf an der erlernten Stoßtaktik festzuhalten. Es ist begreiflich, daß man in diesem letzten Augenblicke kein Schwanken zeigte und Befürchtungen nicht aussprach, selbst wenn man sie hegte. Aber man ging noch weiter. Blind wird über alles hinweggeschritten, was erwogen werden sollte. „Dichte Tirailleurketten sind stets zu vermeiden," lautet der jeden Widerspruch aufhebende Befehl, und daran schließt sich der weitere: „Nie soll man sich in ein längeres Infanteriefeuergefecht einlassen; jede etwa nötige Einleitung der Vorbereitung zum Gefechte muß

[1]) „Sammlung der Armeebefehle und speziellen Anordnungen des k. k. Feldzeugmeisters Benedek, Kommandanten der k. k. Nordarmee vom Jahre 1866" (Erstes und einziges Heft), Wien, k. k. Staatsdruckerei 1866.

mit wenigen guten Schützen, einiger leichter Kavallerie und der ganzen Artillerie, die man bei sich hat, rasch und kräftig bewirkt werden und der Einleitung im rechten Augenblicke ein kräftiger Stoß mit geschlossenen Abteilungen von Infanterie und Kavallerie folgen."

Dichte Plänklerketten ausgeschlossen — ebenso ein längeres Feuergefecht — ein kräftiger Stoß, mit geschlossenen Abteilungen unternommen: man konnte der preußischen Waffe keinen besseren Dienst leisten als mit diesem Vorrücken in dichten Kolonnen, diesem Ziele für den unersättlichen Hinterlader. Gut ist nur der Rat, allsogleich alle Artillerie aufzuwenden. „Die Preußen," so heißt es weiter, „lieben Flankenunternehmungen; jeder Befehlshaber muß daher eine Reserve zurückbehalten, mit der man im Notfalle der feindlichen Umgehung in die Flanke fällt, oder wofern dies unnötig ist, den eigenen Frontalstoß verstärkt." Dann kommt wieder ein Kernsatz, dessen Befolgung die Ursache werden sollte des Todes zahlreicher Krieger; er lautet: „Der Frontalstoß dürfte den Preußen gegenüber in den meisten Fällen von Erfolg sein, weil er von ihnen bei der heutigen Bewaffnung für nahezu unausführbar gilt, sie daher jedenfalls überraschen muß, wenn er mit Kraft ausgeführt wird." Die Feuertaktik der Preußen wird als ein „Mißbrauch in der Anwendung des Gewehrfeuers" bezeichnet; man dürfe daher nicht in der besten Schußweite als unbewegliches Ziel stehen bleiben und den Feind dadurch „in dem ihm angelernten Vertrauen zu seiner Waffe" bestärken. Am besten sei es, auf 2—300 Schritte mit fester Haltung schnell an den Feind zu kommen und ihn „in seiner eigenen Stellung über den Haufen zu werfen". Fügt man noch hinzu, daß in diesen Instruktionen mit großer Geringschätzung von der preußischen Reiterei und von der übermäßig vorsichtigen Kampfesweise der feindlichen Artillerie gesprochen wird — dieser letztere Vorwurf erwies sich später als begründeter — so gewinnt man ein Bild der Auffassung des österreichischen Hauptquartiers von dem beginnenden Kriege.

Es ist lehrreich, damit die Vorschriften zu vergleichen, welche Erzherzog Albrecht der Armee im Süden gab. Sie gehen von dem damals in der österreichischen Armee herrschenden Grund-

satz aus, ohne aber in Uebertreibungen zu verfallen. Es heißt dort: „Die k. k. Armee, namentlich die Infanterie und Kavallerie, hat in der jüngsten Zeit große Fortschritte in der Initiative gemacht. Erstere hat in der Unwiderstehlichkeit ihres Bajonettangriffes, letztere in der Einfachheit ihrer Manöver jenen Impuls zum raschen Entschluß wiedergefunden, welchem einst beide ihren Ruhm verdankten." In der Offensive wird rasches Losschlagen empfohlen und dann hinzugefügt: „Hat man sich zu einem hinhaltenden Gefechte entschlossen (zur Defensive), so darf dabei niemals das offensive Element fehlen; dem Reglement gemäß müssen die etwa auf Anhöhen aufmarschierten Bataillone nach Abgabe ihres Feuers dem Feinde entgegenstürmen, einem in ein Dorf oder in einen sonst mit Schwärmen besetzten Terrainabschnitt eindringenden Feind muß die herbeieilende Reserve in die Flanke fallen." Dabei ist festzuhalten, daß der Erzherzog einen nicht besser als die Oesterreicher bewaffneten Feind vor sich hatte.

Für Benedek war es freilich schwer, in diesem letzten Augenblick vorzuschreiben, wie das bestehende Mißverhältnis auszugleichen sei; es war überhaupt nicht mehr gutzumachen. Doch gibt hier eine geschichtliche Analogie einige Winke. Im Kriege von 1870 waren die Franzosen den Deutschen bekanntlich durch ihre bessere Waffe, das Chassepotgewehr, überlegen. Der Unterschied war lange nicht so grell wie 1866, aber er bestand. Schon in den ersten Gefechten fühlten ihn die Deutschen und sie suchten ihm durch ein Mittel zu begegnen, das freilich demjenigen gerade entgegengesetzt war, welches vom österreichischen Armeekommando 1866 empfohlen wurde. Sie sahen nämlich, daß ihre angreifenden, wenn auch noch so geschickt manövrierenden Compagniekolonnen von dem Chassepot niedergemäht wurden. Deshalb lösten sie, die Sachlage erfassend, die Compagniekolonnen noch mehr auf, zerstreuten sie in fliegende Schwärme, welche keine festgeschlossenen Fronten boten; in dieser Formation feuernd vorrückend, brachten sie den Feind zum Weichen. Es mögen deshalb die Gedanken hier Platz finden, welche einer der trefflichsten Geschichtsschreiber des Krieges von 1866, Major Kühne, bei Erwägung der Frage aussprach, wie die Oesterreicher immerhin noch am besten den Hinterlader hätten bekämpfen

sollen [1]). Er sagt: „Hiernach mußten die Oesterreicher im Gegenteil versuchen, auf nicht zu nahe Entfernungen durch ein wohlgezieltes Schützenfeuer ihren Angriff vorzubereiten und den Gegner zu erschüttern. In den letzten Momenten konnten sie nur durch sehr starke Tirailleurlinien die Ueberlegenheit des preußischen Zündnadelgewehrs zu paralysieren suchen und mußten diese Wirkung unterstützen durch gute Ausnützung der Terraindeckungen und durch ein umfassendes konzentrisches Feuer, also durch gewandtes Manövrieren." Es ist dies also das gerade Gegenteil von dem, was von der österreichischen Heeresleitung befohlen wurde. Doch es ist nicht zu vergessen, daß das ein Ratschlag nach den verlorenen Schlachten ist, daß der Krieg kürzer dauerte als der von 1870, und daß nach den ersten zweitägigen Gefechten, in denen das Unheil erkannt wurde, Benedek wirklich so viel that, als er vermochte; im letzten Augenblicke, als die unseligen Folgen der Stoßtaktik schon fühlbar wurden, erließ er neue, sachgemäße Weisungen an seine Offiziere und dann versuchte er in der Schlacht bei Königgrätz durch die großartige und, wie bekannt, überaus erfolgreiche Verwendung seiner überlegenen Artillerie die Wirkung des preußischen Gewehres wettzumachen. Die österreichische Artillerie war der preußischen schon durch ihre Bewaffnung überlegen, da sie durchwegs gezogene Geschütze besaß, während die Preußen im ganzen 98 gezogene und 67 glatte Batterien hatten. Auch manövrierte sie mit viel größerer Unerschrockenheit; selbst preußische Offiziere beklagten es, daß man auf ihrer Seite vor allem bei Trautenau, doch auch bei Sadowa die Geschütze lieber nicht auffahren ließ, bevor man sie einem Mißerfolge aussetzte: „Man verlor lieber das Gefecht als einige Geschütze." [2]) Aber dies, sowie die dem Gegner ebenbürtige österreichische Reiterei konnte die Minder-

[1]) „Kritische und unkritische Wanderungen", I. Heft. Dieses Heft ist 1870, also vor dem deutsch-französischen Kriege, erschienen.

[2]) May, „Taktische Rückblicke auf 1866", S. 35. Vgl. Prinz Hohenlohe-Ingelfingen, „Militärische Briefe" (Berlin 1887), III, S. 71: „Im ersteren Kriege (1866) galt es noch für eine Schande für die Artillerie, wenn sie ihre Geschütze verlor; im letzteren Kriege war der Grundsatz ausgesprochen, daß die Aufopferung der Geschütze ihr unter Umständen zur Ehre gereichen könne."

wertigkeit des Fußvolkes nicht ersetzen, und durch die Schlagkraft der Infanterie werden die Kriege der Neuzeit entschieden.

Unter diesen ungünstigen Verhältnissen zog die österreichische Armee in den Kampf. Dennoch maß sie sich in den einzelnen Gefechten ehrenvoll, in dem Treffen von Trautenau selbst siegreich mit dem Gegner. In Italien, wo Licht und Schatten gleich verteilt war, warf sie den Feind im ersten Ansturm über den Haufen. Die Schlacht von Custoza, welche die Aktionen der Oesterreicher einleitete, schien ein glückverheißendes Zeichen für den Ausgang des ganzen Feldzugs. Diese Schlacht erweckt auch deswegen hohes Interesse, weil sich durch sie die Frage aufdrängt, was die österreichische Armee im Norden unter einer tüchtigen Führung hätte leisten können.

XI. Buch.

Custoza[1]).

Als das französische Volk in der großen Revolution und in den Umwälzungen unseres Jahrhunderts die herrschenden Gewalten überwand und sich neue Gesetze gab, entstand in Europa die Vorstellung, nichts vermöge einem mit Ernst nach Freiheit ringenden Volke zu widerstehen. Aber es zeigte sich, daß das europäische Vorvolk, wie Rahel Varnhagen die Franzosen nannte, in der Fähigkeit der Selbstbestimmung allein blieb. Denn wo sonst in unserem Jahrhundert beherrschte Nationen nach Unabhängigkeit strebten, erlangten sie dieses Gut nur mit fremder Hilfe. Griechenland, Belgien und Rumänien sind ein Werk der Diplomatie; keines der Balkanvölker hätte sich ohne russische Hilfe von der Türkei losreißen können; Polen und Irland hofften vergebens auf das Eingreifen einer europäischen Macht; Italien und Ungarn verdankten das ersehnte Ziel europäischen Verwicklungen. In diesen Erscheinungen drückt sich der universale Charakter der neueren Geschichte aus. Zumal Italiens Emporkommen beruht darauf, daß seine Staatsmänner, Cavour voran, mit der in ihrem Lande seit altersher heimischen politischen Feinheit den Gang der Ereignisse zu benützen verstanden. Ueber die Niederlagen hinweg, welche Radetzky, Erzherzog Alb-

[1]) In Oesterreich ist die irrtümliche Schreibweise Custozza fast allgemein üblich. Die militärischen Bücher auf österreichischer wie auf italienischer Seite schreiben den Namen richtig mit einem z.

recht und Tegetthoff seinen Heeren und Flotten beibrachten, bahnte sich das italienische Volk den Weg zur nationalen Einheit.

Am 9. Mai übernahm Erzherzog Albrecht den Oberbefehl über das Heer in Italien. Mit schwerem Herzen verließ Benedek die Stätte seines bisherigen Wirkens, um sein Schicksal auf den böhmischen Schlachtfeldern zu erproben. Zu den Generälen, die ihn beim Abschiede auf dem Bahnhofe zu Vicenza erwarteten, sprach er wie ein Mann, der von trüben Ahnungen erfüllt ist; er glaubte, er werde Unglück erleben. „Hier unten," sagte er zu Erzherzog Heinrich, „kenne ich jeden Stein, alle Truppen und Kommandanten; oben bin ich ein Fremder."[1]) Dem scheidenden General sandte der Erzherzog warme Worte der Anerkennung nach.

Der Erzherzog-Feldmarschall, 1817 geboren, hatte durch seinen Vater Erzherzog Karl eine sorgfältige Erziehung erhalten, seine militärischen Kenntnisse überragten die der meisten österreichischen Generäle seiner Zeit[2]). Zweimal wohnte er den großen Manövern bei, in denen Radetzky in Oberitalien seine Truppen schulte und die in Europa als Muster galten für die Erziehung des Soldaten im Frieden.

Im Jahre 1844 wurde der Erzherzog kommandierender General in Niederösterreich, Oberösterreich und Salzburg. Als solcher hielt er am Vormittage des 13. März 1848 inmitten seiner Truppen auf der Freyung, dem Platze, wo die Revolution losbrach. Als das Volk gegen die Truppen heandrängte und Holzstücke das Gesicht des Erzherzogs trafen, gab er den Befehl zum Feuern, zahlreiche Tote und Verwundete bedeckten den Boden. Mit Gewalt wollte er die Revolution niederschlagen; aber die Volksbewegung erschütterte den Hof, Metternich dankte ab und die Männer der Gesinnung des Erzherzogs traten vor der Revolution zurück. Der Erzherzog wählte nun seinen Platz dort, wo ein äußerer Feind abzuwehren war. Im

[1]) So ein Zeuge der Unterredung, Generalmajor v. Kählig, „Vor und nach Custoza" (Graz 1892).

[2]) Vgl. die Biographie des Erzherzogs von Malcher in den von A. Bettelheim herausgegebenen „Biographischen Blättern", Jahrgang 1895, S. 279—297, vor allem aber das Werk des österreichischen Obersten Karl v. Duncker, „Feldmarschall Erzherzog Albrecht" (Wien und Prag 1897).

April 1848 begab er sich in das Hauptquartier Radetzkys nach Verona und machte an der Seite des Feldmarschalls die nächsten Gefechte mit. Im Dezember übertrug ihm Radetzky den Befehl über eine Division im Corps d'Aspres. Im März 1849 bildete die Division des Erzherzogs in dem Gefechte von Mortara und in der Schlacht bei Novara die Vorhut des Heeres. Unter ihm befehligte Benedek und die schöne Waffenthat von Mortara vereinigte sie beide zu einem rühmlichen Erfolge. Bei Novara wurde am 23. März der Sieg der österreichischen Waffen in Italien entschieden. D'Aspre, allzu hitzig vordringend, wußte nicht, daß er auf das gesamte Heer des Königs Karl Albert gestoßen war, und befahl der Division des Erzherzogs den Angriff. Mutig vorgehend begegnete der Erzherzog überlegenen Kräften: sechs Stunden lang mußte er nahezu das ganze Heer des Feindes in Schach halten. Schon ermüdeten seine Truppen, aber sein kaltblütiges Ausharren gab Radetzky Zeit, mit dem gesamten Heere nachzurücken und rechtzeitig auf dem Schlachtfelde zu erscheinen. Seitdem galt der Erzherzog für einen der besten Generäle der Armee. Zwischen den Jahren 1851 und 1860 war er Militär- und Civilgouverneur von Ungarn, das nach der Niederwerfung der Revolution absolutistisch regiert wurde. Sein Regiment war strenge, oft unerbittlich, aber dem Ehrgefühle des ungarischen Volkes trat er niemals nahe. Im Jahre 1863 wurde er zum Feldmarschall ernannt und nach Wien berufen, um als Vorsitzender der Kommission für Heeresorganisation zu wirken. Mit Ausbruch des Krieges ward ihm endlich die Aufgabe beschieden, welche er stets angestrebt hatte, Nachfolger Radetzkys zu sein, unter dem er den Krieg gelernt hatte.

Dem Oberbefehle des Erzherzogs waren alle Truppen in Venetien, Tirol, Kärnten, Krain und dem Küstenlande untergeordnet. Es konnte zu einer Landung der Italiener an einem Punkte der österreichischen Küste oder zu einem Einbruche ihrer Freiwilligen in das italienische Sprachgebiet der Monarchie kommen, und deshalb wurde die ganze Verteidigung mit Recht in eine Hand gelegt. So waren seine Streitkräfte zum guten Teile zur Besetzung der Festungen und Küsten bestimmt. Zum Kampfe in offener Feldschlacht hatte er vorerst nur drei Armeecorps zur Verfügung. Diese Corps wurden am Tage von

Custoza von Generalmajor Rodich (5. Corps), von Feldmarschall-lieutenant Maroičić (7. Corps) und Feldmarschallieutenant Hartung (9. Corps) befehligt. Die Truppen waren vom besten Geiste beseelt, seit Jahrzehnten waren sie in Siegen und Niederlagen für ihre Aufgabe in Italien geschult. Und, was das beste war, als Generalstabschef stand dem Erzherzog Generalmajor Freiherr v. John zur Seite, welcher seit Dezember 1859 sein Amt bekleidete und seiner Aufgabe im vollsten Sinne des Wortes gewachsen war. Indessen zählten die drei Corps, die dem Erzherzog für den entscheidenden Kampf zur Verfügung standen, lediglich 63000 Mann Infanterie, dazu 3500 Reiter, und das war wenig gegenüber der mehr als doppelten Uebermacht der Italiener. Um die Feldarmee zu stärken, zog der Erzherzog mehrere Bataillone aus den Festungen, vereinigte mit ihnen einige Truppen aus den inneren Provinzen und bildete damit eine Division, welche 11300 Mann und 16 Geschütze zählte; ihre Leitung war am Tage von Custoza dem Generalmajor Rupprecht übertragen. So zählte das Heer im ganzen 71800 Mann Infanterie, 3500 Reiter und 168 Geschütze. Wie groß aber auch jetzt noch die Ueberzahl der Italiener war, so vertrauten die Oesterreicher doch fest auf ihre größere Feldtüchtigkeit, welche sich den Italienern gegenüber in den Kämpfen 1848, 1849 und 1859 erprobt hatte[1]).

Auch Erzherzog Albrecht befolgte den Brauch, den Generälen und Offizieren der Armee bei Beginn des Feldzuges eine umfassende Unterweisung in die Hand zu geben. Diese Anleitung ist klar, mit ruhigem Selbstbewußtsein, jedoch ohne Ueberhebung abgefaßt. Sie gibt eine Charakteristik der ober-

---

[1]) Festzuhalten ist, daß die österreichische Armee 1866 den Divisionsverband in der Regel nicht kannte, sondern daß das Corps unmittelbar in Brigaden zerfiel. Die drei Corps in Italien zählten je drei Brigaden, die Division Rupprecht zwei Brigaden. Die österreichische Brigade umfaßte ungefähr 6000 bis 7000 Mann und bestand aus zwei Regimentern von etwa 3000 Mann und einem Jägerbataillon. Das Regiment zählte drei Feldbataillone mit der Sollstärke von 1020 Mann, thatsächlich aber in der Regel nur mit 940 Mann. Rodich befehligte die Brigaden Bauer, Möring und Piret, Maroičić die Brigaden Töply, Welsersheimb und Scudier; Hartung die Brigaden Kirchsberg, Weckbecker und Böck; Rupprecht die Brigaden Weimar und Benko.

italienischen Bodenverhältnisse und der Kampfesweise, welche sich auf diesem vielfach durchschnittenen Terrain empfiehlt. Sie beschäftigt sich auch mit der Natur des jungen, noch nicht fest zusammengewachsenen italienischen Heeres, schildert die Verschiedenheit seiner Bestandteile und faßt die dieser Armee gegenüber empfehlenswerte Taktik in dem Rate zusammen, man müsse vermeiden, in kleinen Gefechten die Zuversicht der feindlichen Truppen zu erhöhen und ihnen dadurch Feldtüchtigkeit beizubringen. Bei kleineren Zusammenstößen müßten schwächere österreichische Abteilungen sich stets dem Gefechte entziehen. Umgekehrt wäre es Pflicht der Generäle, dort, wo sie über ausreichende Truppen verfügen, entschlossen und kräftig anzugreifen. Durch rasche, energische Stöße könne man die Zerschlagung der ohnehin nicht festgefügten italienischen Armee herbeiführen [1]).

Den größten Wert legte das Hauptquartier in Verona auf die Erkundung der Stellung und Stärke des Gegners und der Absichten seiner Generäle. Viel Abenteuerliches wurde später erzählt über große Summen, die Erzherzog Albrecht aus seinen eigenen reichen Mitteln zur Besoldung von Spionen verwendet habe, welche ganz Italien durchstreiften. Thatsache ist, daß der österreichische Generalstab sich über das Wesentliche der Aufstellung der Italiener im entscheidenden Augenblicke vortrefflich unterrichtet zeigte [2]).

---

[1]) Diese Instruktionen wurden zum großen Teile von Erzherzog Albrecht selbst verfaßt und sind abgedruckt in der „Oesterr. Militärischen Zeitschrift", Jahrgang 1866, 3. Bd. S. 33—60.

[2]) Doch ist zu bemerken, daß der Erzherzog in seinem Berichte an den Kaiser vom 3. Juni (Oesterreichisches Generalstabswerk, II, S. 13) feststellt, daß er bei der Schätzung der Größe der italienischen Corps von Kombinationen ausgehe. Erst später kamen ihm bessere Nachrichten zu. — Ein gewisser Griscelli erzählt in seinen Memoiren, er sei von dem Erzherzog als Spion verwendet worden und habe ihm von Florenz aus den italienischen Feldzugsplan gesendet. Wie weit dem Manne, der auch Napoleon III., Cavour und dem Papste als geheimer Agent gedient haben will, zu glauben ist, sei dahingestellt. Doch wird dem Verfasser von Personen, welche sich 1866 in der Umgebung des Erzherzogs befanden, versichert, die Dienste dieser Spione seien nicht so erheblich gewesen, als später vielfach erzählt wurde.

Die italienische Armee, welche gegen Oesterreich aufgeboten wurde, zählte 20 Divisionen; wenn die Organisation klappte, so war die Division auf 12000 Mann, das ganze Heer aber — mit dem regelmäßigen Abfall an Kranken u. s. w. — auf 230000 Köpfe feldbereite Mannschaft anzuschlagen. Aber so große Massen konnten trotz aller Anstrengungen nicht aufgeboten werden. Bei Ausbruch des Krieges mußte der Erzherzog zwar mit dieser dreifachen Ueberlegenheit des Feindes rechnen; indessen zählten die Divisionen durchschnittlich nur 8400 Gewehre, das ganze Heer aber immerhin noch 165000 Soldaten an streitbarer Mannschaft. König Viktor Emanuel übernahm selbst den nominellen Oberbefehl, von größter Wichtigkeit war daher die Wahl des Generalstabschefs. La Marmora trug den ehrenvollen und gefährlichen Posten dem General Cialdini wohl in der Erwartung an, daß dieser ablehnen werde. Cialdini, der den Krieg in den italienischen und in den spanischen Kämpfen gelernt hatte, war stolz, etwas phantastisch, thatenlustig und wollte den Oberbefehl nur übernehmen bei voller Uebertragung aller Vollmachten; er stellte nicht bloß die Bedingung vollster Selbständigkeit, sondern noch die zweite, daß in seinem Heere keiner der Söhne des Königs ein Kommando führen dürfe. In den Kriegen von 1848 und 1849 hatte sich nämlich gezeigt, daß der Chef des Generalstabs nicht Autorität genug besaß, um Truppenführern aus dem Königshause zu imponieren. So übergab denn La Marmora das Amt eines Ministerpräsidenten an Baron Ricasoli und übernahm selbst die Leitung des Generalstabs des Königs [1]). Von vornherein zeigte sich in den Auffassungen der beiden Generäle eine tiefgehende Meinungsverschiedenheit. Man konnte in Venetien entweder von Westen her über den Mincio oder von Süden über den Po einbrechen. Cialdini war nun der Meinung, daß es verfehlt wäre, die Masse des Heeres am Mincio zu sammeln und die Oesterreicher hier aufzusuchen. Denn diese

[1]) Chiala, „Cenni storici sui preliminari della guerra del 1866", I. Bd. S. 265. Chiala war Hauptmann im Generalstabe La Marmoras; sein Buch ist vielfach eine Verteidigung dieses Generals. Auch Jacini, der Ministerkollege La Marmoras, verfolgt in seinen „Due anni di politica italiana", Milano 1868, denselben Zweck. Ueber die Verhältnisse in Italien zu dieser Zeit vgl. auch Reuchlins „Geschichte Italiens", 3. Bd.

konnten in dem berühmten Festungsviereck Stellung nehmen und waren zwischen Verona, Peschiera, Mantua und Legnano schwer zu besiegen. Das hatten die Italiener 1848 erfahren; auch Napoleon III. machte am Mincio Halt und schloß mit Oesterreich Frieden. Cialdini meinte deshalb, *man solle den Po an einer geeigneten Stelle überschreiten und das Festungsviereck umgehen*. So könnte man die Oesterreicher zwingen, ihre treffliche Position zu verlassen; in der venetianischen Ebene habe das italienische Heer dann mit seinen weitaus überlegenen Kräften den Entscheidungskampf zu versuchen. Es schien auch, daß diese Ansicht im Rate des Königs Anklang finde; denn thatsächlich wurden die italienischen Truppen ursprünglich südlich vom Po massiert. Auch Garibaldi war dieser Ansicht, aber La Marmora war anderer Meinung. Er riet die Entscheidung dort zu suchen, wo in den Kriegen des letzten Jahrhunderts fast immer um das Schicksal Italiens gefochten wurde. Wenn man, so wendete er ein, über den Po vordringen wollte, so befand man sich noch vor der mit ihm parallel fließenden Etsch, und es war schwer, beide Ströme im Angesichte des Feindes zu überschreiten; wurde man mitten zwischen beiden Flüssen angegriffen, so befand sich das italienische Heer in der schwierigsten Lage. Es war, da das Brückenmaterial nicht in so gewaltiger Masse vorhanden sein konnte, notwendig, die Po-Brücken abzubrechen, um sie dann an die Etsch zu bringen und hier zu verwenden. Im österreichischen Hauptquartier sah man dem Angriffe von Süden mit Ruhe entgegen. Wenn die Italiener über den Po gingen und die zwischen diesem Strome und der Etsch liegende Landschaft, die Polesine, betraten, so wollte man einige Dämme durchstechen und so ihren Vormarsch erschweren. Das war sehr leicht möglich, da das Strombett der Etsch höher liegt als ihr Ufergelände. War aber auch die Etsch vom Feinde überschritten, so mußten die Italiener das Defilé zwischen den euganeischen Hügeln und dem Schloßberg von Monselice durchschreiten, um Padua zu erreichen. Dieses schon in den früheren Kriegen wichtige Schlachtfeld war zu einem Verteidigungskampfe vorzüglich geeignet.

Somit drang La Marmora darauf, das Heer westlich vom Mincio zu versammeln und die Oesterreicher im Festungsviereck

aufzusuchen, um so den Stier bei den Hörnern zu fassen. Nach langen Diskussionen griff man endlich zu einem Mittelweg, der im Kriege gewöhnlich das schlechteste Auskunftsmittel ist. Es wurde beschlossen, das Heer zu teilen und La Marmora am Mincio und Cialdini am Po operieren zu lassen. Jeder der beiden Generäle legte Wert darauf, eine möglichst große Truppenmacht zu befehligen. La Marmora wollte Cialdini anfangs höchstens ein Viertel des Heeres, fünf Divisionen, überlassen. Dieser aber erklärte diese Truppenanzahl nicht für ausreichend. Im ganzen war damit der Grundsatz angenommen, daß man die österreichische Macht zu umfassen und zwischen zwei Feuer zu nehmen habe. Solche Operationen — sie wurden von Moltke mit Vorliebe und mit dem gewaltigsten Erfolge angewendet — erfordern jedoch höchste Klarheit seitens der obersten Leitung und volle Entschlossenheit bei den Feldherren der Einzelheere; es besteht sonst die Gefahr, daß der Feind jede der beiden Armeen in ihrer Vereinzelung überfällt und schlägt. Bei der großen numerischen Ueberlegenheit der Italiener glaubte man aber diese Methode wagen zu können.

Erzherzog Albrecht und John verfolgten genau den Aufmarsch der italienischen Truppen. Sie waren anfangs der Ansicht, der Feind werde sich am Po aufstellen und mit gesammelter Macht über den Fluß dringen; später aber erhielt das Hauptquartier Kunde von der sich vollziehenden Zweiteilung des italienischen Heeres. In dem dem Kaiser am 3. Juni erstatteten Berichte zeigt der österreichische Generalstab eine im ganzen richtige Kenntnis der Bewegungen der Italiener, und der Keim des späteren österreichischen Kriegsplanes ist schon hier erkennbar. Schon damals war der Erzherzog entschlossen, seine Armee vorerst bei Verona zusammenzuhalten und dann über den nächsten Gegner, ob er sich nun über den Po oder den Mincio wagte, herzufallen. „Es war," so urteilt das österreichische Generalstabswerk später mit berechtigtem Selbstbewußtsein, „ein schwächerer, matterer Kriegsplan in dieser Lage möglich, aber kein stärkerer, besserer."

Preußen hatte das größte Interesse daran, daß Italien schnell und thatkräftig handle. Aber je mehr der preußische Gesandte in Florenz, Herr v. Usedom, drängte, desto unmutiger

entzog sich La Marmora seinen Wünschen. Die Ursache lag sowohl in dem Charakter des Generals als in den Verhältnissen. La Marmora besaß nichts von der Schneidigkeit, welche die preußische Politik jener Tage auszeichnete. Usedom, der jetzt und später scharf mit ihm zusammenstieß, ließ eine Charakteristik von seiner Persönlichkeit entwerfen, die nicht sehr schmeichelhaft ist, wohl auch die Schatten etwas zu sehr vertieft, aber im Kern das Richtige trifft [1]). Darnach war La Marmora „als Militär und Diplomat ohne jede Initiative, ohne schöpferischen Gedanken, groß im Kleinen und klein im Großen; hölzern und tugendhaft, fest und peinlich in seinen Geleisen, aber unfähig, über die nächste Mauer hinwegzusehen; von außerordentlich reizbarem Selbstgefühl, aber unwillig zur That und mißtrauisch gegen sich und andere; schwerfällig im Kombinieren, aber bis zum Starrsinn hartnäckig in der einmal gewonnenen Meinung". La Marmora entwickelte während des Krieges auch deshalb nicht immer die notwendige Energie, weil er nach dem zwischen Frankreich und Oesterreich abgeschlossenen Vertrage sicher war, daß Venetien in jedem Falle in den Besitz Italiens gelangen werde. Daß er einen Sieg auf dem Schlachtfelde heiß ersehnte, war selbstverständlich; aber für Italien war der Kampf, da der Preis auf jeden Fall vergeben war, nur mehr eine Frage der militärischen Ehre; er trug, wie der Ministerkollege La Marmoras, Jacini, später schrieb, den Charakter eines Duells, aber nicht den eines gründlichen Krieges. Dies wurde auch Usedom bald klar und erregte sein tiefes Unbehagen. Ueberhaupt gab es selten eine Allianz, bei der sich die Verbündeten so wenig trauten wie bei dieser. Und war La Marmora nicht auch wohl berechtigt, auf der Hut zu sein? Wir wissen heute, daß das Berliner Kabinett Oesterreich noch im letzten Augenblicke einen Ausgleich durch Herrn v. Gablenz anbot. Wenn die Versöhnung zwischen den beiden deutschen Mächten damals zu

[1]) S. 7 der Schrift „General La Marmora und die preußisch-italienische Allianz". (Leipzig, Otto Wigand 1868.) Der Verfasser ist Rudolf Schöll, später Professor der Philologie an der Universität München, der damals Privatsekretär Usedoms war und nach dessen Angaben schrieb. Vgl. den Artikel über Rudolf Schöll in der Münchener „Allgem. Zeitung" vom 20. September 1893, Beilage.

stande gekommen wäre, so hätte sich Italien trotz seiner schweren, die Finanzen belastenden Rüstungen ohne den Gewinn Venedigs zur Ruhe weisen lassen müssen. Die Mißstimmung La Marmoras zeigte sich deutlich, als Moltke Ende Mai in der Person des hervorragenden Kriegsgeschichtsschreibers Theodor v. Bernhardi, in Begleitung des Majors im Generalstabe Lucadou, einen Vertrauensmann nach Florenz sandte, um sich mit La Marmora über den Kriegsplan zu verständigen [1]). Im Frühjahre war davon die Rede gewesen, daß Moltke selbst nach Florenz kommen werde, erst später hieß es, er solle durch einen Vertrauensmann vertreten werden. La Marmora sah nun auf den Nichtmilitär Bernhardi hochmütig herab; er glaubte damit einen Grund mehr zu besitzen, sich dem Drängen des preußischen Bundesgenossen zu entziehen. Moltke wußte damals nicht, daß auch Cialdini die Ansicht vertrat, das italienische Heer solle von Süden her in Venetien eindringen; auch er hielt dieses Vorgehen für strategisch richtig. Dies ließ er dem General La Marmora in einer Denkschrift auseinandersetzen. Ihr Hauptgewicht lag indessen nicht in dem Hinweise auf den Weg, den die italienische Armee einzuschlagen habe; auf jeden Fall aber, so legte Moltke eindringlich dar, müsse die Armee die österreichischen Festungen beiseite lassen und Padua zu ihrem Stützpunkte machen („auf welchem Wege sie dahin gelangt — ob den Po übersetzend, über die Polesine oder quer durch das Festungsviereck — ist gleichgültig"); dadurch würden die Oesterreicher genötigt werden, aus dem Festungsviereck herauszutreten und eine Schlacht anzunehmen. Moltkes Hauptabsicht war, die Italiener zu entscheidenden Schlägen anzutreiben und zu verhindern, daß die österreichische Armee unverfolgt nach Norden abziehe und sich mit dem Heere Benedeks vereinige. Nur keinen unrühmlichen Festungskrieg also, der sich durch Monate hinzöge, nur nicht lässiges Stehenbleiben an der Grenze Venetiens, sondern rüstiges Vordringen gegen Wien [2]). Moltke dachte sich die italienische

[1]) Sybel, V, S. 70 verbreitet über diesen Punkt volles Licht. Dazu Moltke, „Militärische Korrespondenz" S. 225.

[2]) Die Denkschrift wurde später von Cialdini veröffentlicht; auch im Anhange zu dem Buche Scudiers „Betrachtungen über den Feldzug von 1866 in Italien", Beilage 2.

Kriegführung so entschlossen wie die seine. Aber das entsprach nicht der Denkungsart La Marmoras, auch war, was der General am besten wußte, die innere Kraft der italienischen Armee nicht groß genug, um ein Vordringen bis an die Donau zu ermöglichen. Diese Idee behandelte La Marmora im Gespräche mit Bernhardi nur ironisch, aber auch sonst verschloß er sich dem Rate Moltkes und sprach Bernhardi gegenüber die Absicht aus, den Mincio zu überschreiten und „in das Festungsviereck hineinzuspringen". Er war kleinlich genug, sich beleidigt zu fühlen, weil man ihn von preußischer Seite über seine Aufgabe als Stratege belehren wolle. Bernhardi meldete also mit Recht nach Berlin, daß von La Marmora keine Kriegführung zu erwarten sei, welche über die Grenzen Venetiens hinausziele. Moltke war darüber sehr unzufrieden. Er schrieb an Bernhardi: „Es ist auffallend, daß man sich in Florenz darüber täuschen sollte, wie das Festungsviereck gewiß leichter zu gewinnen ist, indem man die Oesterreicher im freien Felde schlägt, als indem man die Festungen belagert . . . Das Vorrücken auf Padua schneidet dem Gegner die Lebensader durch. Er ist genötigt herauszutreten, schon weil er nichts zu leben hat."

Noch in einem anderen Punkte war Preußen mit seinem Bundesgenossen sehr unzufrieden: Govone hatte schon vor Wochen im Gespräche mit Bismarck darauf aufmerksam gemacht, daß man versuchen müsse, die Ungarn zu einem Aufstand gegen Oesterreich zu reizen. Damals wollte Bismarck noch nicht zu diesem revolutionären Mittel greifen, machte es doch einen Ausgleich mit Oesterreich unmöglich. Anders jetzt: das preußische Kabinett war entschlossen, im Notfalle an den Grundfesten der österreichischen Monarchie zu rütteln. Bismarck trat durch den ungarischen Emigranten Seherr-Thoß mit General Klapka in Verbindung, der seinen Degen zur Verfügung stellte. Damals meldete sich auch Ludwig Kossuth bei La Marmora, reichte eine Denkschrift ein und bot Italien die Bundesgenossenschaft der Ungarn an. Nun hatte der Exdiktator über Ungarn nicht zu verfügen, und La Marmora war durch Visconti Venosta, seinen Gesandten in Konstantinopel, ganz gut unterrichtet, welcher durch Ungarn gereist war und an ihn schrieb, das Land sei weit mehr

zur Aussöhnung als zur Revolution geneigt, und die Emigranten hätten keinen Einfluß. Thatsächlich machte die preußische Regierung bald die Erfahrung, daß es nicht ratsam sei, auf die ungarische Bewegung zu rechnen. Moltke, welcher wußte, daß sich die Hauptmacht der Oesterreicher gegen Preußen wenden werde, mußte indessen bemüht sein, einen möglichst großen Teil der gegnerischen Kräfte auf Italien und Ungarn zu lenken. Deshalb ließ er durch Usedom in La Marmora dringen, die Freiwilligen, welche Garibaldi damals sammelte, dazu zu verwenden, um an einem Punkte der dalmatinischen Küste zu landen und das Volk zu insurgieren; mit 33 000 Mann, welche Garibaldi im ganzen zusammenbrachte, konnte immerhin ein ernster Versuch gemacht werden. Man hatte dabei in Berlin die unklare Vorstellung, daß man sich mit den Proklamationen sowohl an die Ungarn wie an die Slaven wenden solle. Garibaldi selbst ging mit Feuereifer auf diesen Gedanken ein; seine rege Einbildungskraft malte ihm die Insurgierung der Völkerschaften in Ungarn und in der Türkei aus; er traute sich zu, die Habsburgische Monarchie bis ins Innerste aufzurühren [1]). Man ist im Auslande über die inneren Verhältnisse Oesterreichs in der Regel ungenau unterrichtet; aber so viel hätte man in Berlin wissen sollen, daß die Südslaven, wenn sie auch ihre nationalen Sonderinteressen hatten, nicht im entferntesten an den Abfall von Oesterreich dachten und gewiß nicht an der Seite der von ihnen gehaßten Ungarn gefochten hätten. Es war überhaupt, da die italienische Flotte noch seeuntüchtig war, unsicher, ob eine solche Landung ausgeführt werden konnte; auch hatte La Marmora guten Grund, auf Napoleon III. Rücksicht zu nehmen, der sich mit Oesterreich verständigt hatte und das verzweifelte Mittel der Insurgierung Ungarns mißbilligte. So kam La Marmora zu dem Entschlusse, die Freiwilligen nach Tirol zu werfen, um die Flanke der Armee Erzherzog Albrechts zu bedrohen. Damit war aber Preußen nicht gedient. Doch vergebens war der lebhafte Einspruch Bernhardis, vergebens erklärte sich Preußen am 12. Juni bereit, zu den auf drei Millionen Francs geschätzten Kosten einer Erhebung in Ungarn die

[1]) Garibaldi, „Memorie autobiografiche“, S. 408 (Firenze 1888).

Hälfte beizutragen. La Marmora ging auf dieses Anerbieten überhaupt nicht ein.

Selbstbewußt wie La Marmora war, fühlte er sich nun schwer verletzt, als ihm Usedom am 17. Juni eine Note übersandte, aus welcher der Vorwurf über seine lässige Auffassung des Krieges mit Oesterreich deutlich herauszulesen war. Nochmals forderte der preußische Gesandte einen durchgreifenden Krieg, Umgehung des Festungsvierecks, Insurgierung Ungarns und den Marsch an die Donau; denn „um Italien den dauernden Besitz Venetiens zu sichern, müsse man zuvor die österreichische Macht ins Herz getroffen haben". La Marmora beantwortete diesen ungebetenen Ratschlag nicht; als er aber besiegt wurde und der preußische Generalstab sich in dem den Krieg behandelnden Werke über die zögernde Kriegführung Italiens beklagte, veröffentlichte er 1868 diese Note, um sich an der preußischen Regierung zu rächen. Er hatte die Wirkung dieser Indiskretion richtig geschätzt; man war in Oesterreich aufs tiefste beleidigt über den den Italienern gegebenen Rat, gegen Oesterreich einen Stoß ins Herz zu führen [1]).

Bevor La Marmora die Leitung der Armee übernahm, suchte er Cialdini in Bologna auf, um sich mit ihm über den noch immer strittigen Kriegsplan zu verständigen, aber diese Unterredung hatte kein klares Ergebnis. Man ist über sie auf den Bericht der beiden Männer angewiesen, welche bei der Unterredung allein anwesend waren, und ihre Mitteilungen widersprechen sich in wesentlichen Punkten. Nur darin setzte Cialdini seinen Wunsch voll und ganz durch, daß ihm von den zwanzig Divisionen der Armee acht anvertraut wurden: es ward also beinahe eine Halbierung der Armee beschlossen, was ursprünglich weder in der Absicht des einen noch des anderen Generals lag. La Marmora scheint übrigens eingewilligt zu haben, daß

[1]) Usedom geriet dadurch in eine schwierige Lage; denn da er die Note vom 17. Juni aus eigener Initiative entworfen und abgeschickt hatte, wurde er für die von ihm gebrauchten Ausdrücke allein zur Verantwortung gezogen, wenn auch der preußische „Staatsanzeiger" am 11. August 1868 offiziell erklärte, daß der in der Note empfohlene Kriegsplan von der Regierung gebilligt war. Ueber die eigentlichen Ursachen seines Rücktrittes vom Dienste vgl. Horst Kohl, „Bismarck-Jahrbuch", Jahrgang 1896.

er am Mincio nur eine Demonstration vornehmen solle, um dadurch die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf sich zu lenken; dies solle Cialdini benützen, um den Po zu überschreiten. Gelang dies, so sollte La Marmora alles daran setzen, um die Vereinigung mit ihm zu vollziehen. Nur für den Fall, daß der Po nicht überschritten werden konnte, sollte Cialdini auf dem Südufer des Flusses bleiben und hier westwärts marschieren, um auf diesem Wege die Vereinigung mit der Armee La Marmoras zu erzielen. Dieser scheint sich aber vorbehalten zu haben, nötigenfalls auch ohne Cialdini selbständig vorzugehen, und so trennten sich die beiden Generäle, ohne sich innerlich überzeugt zu haben. La Marmora traute sich zu, den Oesterreichern auch allein die Stirne zu bieten. Denn das Heer, welches der König und er befehligten, zählte bei Kriegsbeginn über 90 000 Mann, Cialdini verfügte über beinahe 70 000: auch die kleinere Armee konnte sich demnach mit den 75 000 Oesterreichern zur Not messen [1]).

Feldzugsplan des Erzherzogs und Johns.

Unbeweglich lag der Erzherzog mit seinem Heere hinter dem Festungsviereck. Mit Hunderten von Augen bewachte der österreichische Generalstab die Bewegungen des Feindes; der Kundschafterdienst war so gut organisiert, daß zuletzt mit Recht ge-

[1]) Ueber diese Unterredung entspann sich nach dem Kriege zwischen den beiden Generälen eine peinliche Diskussion. Sie wurde eingeleitet durch Broschüren ihrer Freunde, insbesondere durch die Schrift „Il generale La Marmora e la campagna del 1866". Als der Federkampf hitziger wurde, traten die beiden Hauptpersonen selbst auf den Plan, zuerst La Marmora mit der Schrift „Schiaramenti e rettifiche" (Firenze 1868), auf die Cialdini mit der „Risposta del generale Cialdini" (Firenze 1868) antwortete. Bei sorgfältiger Prüfung der veröffentlichten Dokumente gelangt man zu dem Urteile, daß La Marmora auch in dieser Frage unklar und ausbeugend gesprochen und gehandelt hat. Man muß Cialdini darin Recht geben, daß er annehmen mußte, La Marmora habe am Mincio nur eine Demonstration vor. Man vergleiche unter anderem das Telegramm, welches Petitti, der Souschef La Marmoras, am 22. Juni, zwei Tage vor der Schlacht bei Custoza, an Cialdini sandte: „Ich glaube Sie versichern zu können, daß am Tage des Vierundzwanzigsten die Demonstration über den Mincio hinüber gemacht werden wird."

schlossen wurde, das Heer des Königs werde die Hauptrolle im Kriege spielen. Um den Feind vollständig im unklaren über seine Absichten zu lassen, zog Erzherzog Albrecht seine Truppen von der Minciogrenze zurück und konzentrierte um den 14. Juni sein ganzes Heer etwa in der Mitte zwischen Etsch und Mincio in der Centralstellung bei Cologna und Lonigo. Er wollte in den Italienern den Glauben erwecken, daß er sie hier, hinter der Etsch und hinter dem Festungsviereck, in einer festen Stellung erwarten wolle, um es auf eine Verteidigungsschlacht ankommen zu lassen. Um sie zu täuschen, ließ er den Tagesbefehl verbreiten, sein Hauptquartier werde von Verona tiefer hinein nach Cologna verlegt werden. Unterdessen aber legte General John dem Erzherzog den Plan zu einem kühnen Offensivstoße vor. Die Oesterreicher waren verloren, wenn sie den beiden italienischen Heeren gleichzeitig standzuhalten hatten, deren Ueberzahl sie erdrücken mußte. Es wurde also beschlossen, sich auf eines der beiden Heere zu werfen, und zwar auf jenes, das leichter zu erreichen war. Das aber war die Armee des Königs. John rechnete auf ein gleichzeitiges Ueberschreiten des Po und des Mincio durch die beiden feindlichen Heere. Nun konnte Cialdini auch bei raschem Vordringen, da er zuvor den Po überbrücken mußte, die Etsch erst am fünften Operationstage erreichen: so lange also hatte der Erzherzog Zeit, um über die Armee des Königs herzufallen, welche zwei Tagemärsche entfernt am Mincio stand, sie zu besiegen, an die Etsch zurückzukehren, um dann mit Cialdini abzurechnen. Innerhalb weniger Tage mußten sich die Siege über beide Armeen zusammendrängen. Standen die feindlichen Heere vereinzelt, so konnte der Erzherzog hoffen, zu siegen: eines nach dem anderen sollte die Schärfe seines Schwertes zu fühlen bekommen. Uebrigens, wenn eines geschlagen war, so wagte es wohl das andere nicht, vorzubrechen. Da der Entschluß, den König anzugreifen, feststand, so wurden schon jetzt alle Marschpläne vorbereitet, um das Heer gegen Westen in Bewegung zu setzen. Nur durch dieses rasche Vorgehen war es möglich, zu verhindern, daß sich La Marmora und Cialdini hinter den deckenden Grenzflüssen vereinigten. Kraft und Schnelligkeit des Angriffs mußte die Mißgunst der Zahl ausgleichen. Napoleon I. sagte einmal: „Im Kriege ist

alles einfach, aber das Einfache ist eben schwer". Die österreichischen Heerführer hatten hier ein bestimmtes strategisches Exempel vor sich — und sie hätten es nicht eleganter lösen können [1]).

Am 20. Juni kündigte Italien den bestehenden Waffenstillstand auf — nach dem Kriege von 1859 war kein endgültiger Friede zwischen den beiden Gegnern geschlossen worden — und La Marmora dirigierte seine Truppen zum Uebergange über den Mincio. Der österreichische Generalstab war von dieser Bewegung unterrichtet und so brach das österreichische Heer aus seiner Centralstellung bei Cologna sofort auf.

Da die Befehle zum Marsche nach Westen bereits ausgefertigt waren, so war es bloß notwendig, noch das Datum einzusetzen. Somit wurde die Stellung hinter dem Festungsviereck verlassen und in zwei Märschen, am 22. und 23. Juni, das Heer bei Verona innerhalb des Vierecks vereinigt; zu Mittag des letzteren Tages war die Armee in ihrem neuen Sammelplatz angelangt. Um am Tage der Schlacht sein ganzes Heer verfügbar zu haben, entblößte der Erzherzog die Grenze am Po beinahe vollständig von den überwachenden Truppen. Die Brigade Scudier, welche daselbst stand, wurde auf der Eisenbahn zum Heere gezogen und lediglich ein Jägerbataillon und ein Husarenregiment zurückgelassen, um die Hut gegen die 70 000 Mann Cialdinis zu bilden: sie genügten, um das österreichische Hauptquartier rechtzeitig von den Bewegungen dieses Gegners zu unterrichten. Alles kam darauf an, daß das österreichische Heer am Tage der Schlacht vollzählig bis auf den letzten Mann vereinigt war. Diese straffe Zusammenfassung aller Kräfte, die Furchtlosigkeit gegenüber der Gefahr, welche vom Po her drohte, brachte die Entscheidung. In dieser Weise wurde von dem Erzherzog-Feldmarschall und seinem Generalstabschef der Vorteil der inneren Linien benützt: strategisch

[1]) Vgl. die Arbeit des Feldzeugmeisters Johann Freiherr v. Waldstätten: „Strategische Grundsätze in ihrer Anwendung auf den Feldzug in Italien 1866" (Wien 1895). Waldstätten erzählt S. 82, der Erzherzog habe schon, als er mit John die Versammlung der Armee in der Centralstellung plante, den späteren Marsch gegen den König erwogen und eigentlich schon beschlossen.

standen die Oesterreicher in der Verteidigung; diese aber konnte nicht besser geführt werden als durch eine Offensivschlacht, für die alle Kräfte eingesetzt wurden [1]).

Aber nicht genug daran: es war immerhin möglich, daß der König nicht den Mincio überschritt und daß er das österreichische Heer nur hinhalten wollte, um Cialdini Luft zu machen. In diesem Falle war man im österreichischen Hauptquartier entschlossen, einen Schritt weiterzugehen, selbst den Mincio zu übersetzen und das Heer des Königs auf lombardischem Boden anzufallen. Vor keinem Wagnis also, das John vorschlug, schreckte der Erzherzog zurück. Das ist sein großes Verdienst; er verwarf andere sich ihm aufdrängende Kriegspläne und bewährte sich so als Feldherr, dem kein Zaubergedanke die entscheidende That hemmt.

Vormarsch der Italiener über den Mincio ins Festungsviereck.

Unmittelbar nach dem Ablaufe des Waffenstillstandes, dessen Ende die Italiener um einen Tag früher berechneten als das österreichische Hauptquartier, also nach Mitternacht zum 23. Juni, überschritten die Vortruppen des Königs den Mincio und rückten gegen die Etsch vor. Seine Kavallerie dehnte sich im Raume zwischen den zwei Flüssen aus. Der Erzherzog ließ sie gewähren, seine Reiter zogen sich vor dem Feinde auf Verona zurück. Bis zu diesem Tage hatte die österreichische Reiterei die Uebergänge über den Mincio sorgfältig gehütet und jeder Verkehr zwischen dem österreichischen und dem italienischen Ufer war strenge verboten. La Marmora wußte denn auch nicht, daß der Gegner die Cen-

[1]) Während diese Anordnungen in der kriegsgeschichtlichen Litteratur allgemeine bedingungslose Anerkennung fanden, übte Erzherzog Albrecht noch strenge Selbstkritik. Wie Waldstätten S. 89, Anmerkung, mitteilt, sprach der Erzherzog ihm gegenüber später die Ansicht aus: er glaube einen Fehler begangen zu haben, daß er nicht auch von den in Südtirol lagernden Truppen, welche zur Verteidigung des Landes bestimmt waren, eine schwache Brigade mittels Eisenbahn herangezogen habe. Die venetianische Küste wieder war durch eine Streifbrigade gegen eine Landung der italienischen Flotte behütet; aber der Erzherzog meinte, es wäre möglich gewesen, auch von ihr einige Bataillone mit der Eisenbahn auf das Schlachtfeld zu bringen.

tralstellung zwischen Po und Mincio bereits am 22. verlassen hatte und gegen ihn heranmarschiert war; er vermutete die Oesterreicher einen bis zwei Tagmärsche tiefer im Lande. Er und die Seinigen betrachteten es als gutes Zeichen, daß die gefürchtete österreichische Reiterei vor ihnen zurückwich.

Dem italienischen General Sirtori wurde gemeldet, daß starke Truppenkörper der Oesterreicher bei Verona stünden, aber er hielt diese Nachricht für unglaubwürdig, da auch er das feindliche Heer im Innern Venetiens vermutete, und er erachtete es nicht der Mühe wert, diese Nachricht ins Hauptquartier zu schicken.

So glaubte La Marmora getreu seiner Verabredung mit Cialdini handeln zu können, ohne einen Angriff seitens des Erzherzogs befürchten zu müssen. Er hatte versprochen, die Aufmerksamkeit der Oesterreicher auf sich zu lenken und jenem dadurch die Ueberschreitung des Po zu ermöglichen. La Marmora wollte also mit 60—80 000 Mann den Mincio überschreiten und gegen die Etsch zu marschieren, um hier, gestützt auf die Hügel von Custoza und Somma Campagna, eine drohende Aufstellung zu nehmen. Durch diese Demonstration wollte er den Erzherzog von seiner Centralstellung gegen Verona locken; er ahnte nicht, daß er ihm dadurch so recht eigentlich ins Messer lief. Cialdini freilich hatte angenommen, La Marmora werde lediglich mit zwei Divisionen Fußvolk und mit der Kavallerie einen Vorstoß gegen Verona unternehmen, um sich nicht vor der Vereinigung mit der anderen italienischen Armee in eine Hauptschlacht mit dem Erzherzog einzulassen. La Marmora aber blieb mit gewohnter Hartnäckigkeit bei dem seit lange liebkosten Plane, in das Festungsviereck einzudringen, und förderte so die Pläne der Oesterreicher. Sein Vorgehen hätte nur dann zum Ziele geführt, wenn sie den Krieg so schläfrig führten, wie er es wünschte — dann luden sie sich die mehr als zweifache Uebermacht der vereinigten Italiener auf den Hals. Der italienische General unterschätzte die Energie des Gegners, wie er sich am Tage von Custoza überzeugen mußte [1]).

[1]) Cialdini war deshalb außer sich, als er am Vormittag des 24. Juni durch ein Telegramm des Königs erfuhr, daß es soeben zu einem ernsten Zusammenstoße mit dem Feinde gekommen sei. Er antwortete dem König sofort: „Ich bin trostlos über die von Eurer Majestät mir gemachte Mit-

So erließ denn La Marmora am 23. Juni für den nächsten Tag die Befehle zum Vormarsche der Masse seines Heeres über den Mincio in das Viereck hinein. Mantua und Peschiera, am Mincio gelegen, flankieren wie zwei Thürme das breite Thor, durch welches die Italiener in das „unerlöste Venetien" eintraten. La Marmora dachte nicht an eine Konzentration zur Schlacht, wie seine gemächlichen Anordnungen beweisen. Von seinen zwölf Divisionen ließ er drei jenseits des Mincio zurück, zwei zur Beobachtung Mantuas, eine vor Peschiera; ebenso blieb seine Artillerieresерve hinter dem Flusse und fehlte ihm denn auch am Tage von Custoza. Die übrigen neun Divisionen wurden zum Vormarsche auf ziemlich weit von einander abstehenden Straßen dirigiert; so kam es, daß auch von ihnen die zwei südlichsten nicht in die Schlacht eingriffen. Es gelang vollständig, ihn zu täuschen; er wurde förmlich ins Netz hineingelockt — die Oesterreicher brachen nicht einmal die Minciobrücken ab, um ihm das Ueberschreiten der Grenze so bequem zu machen wie möglich. Indessen gab La Marmora, wie er später zu seiner Rechtfertigung mitteilte, seinen Generälen den Befehl, mit allen Vorsichtsmaßregeln zu marschieren und das Land bis zur Etsch sorgsam zu erkunden [1]). Aber da die Generäle gleich ihm die Oesterreicher ziemlich weit im Osten, hinter der Etsch vermuteten, befolgten die meisten von ihnen nur oberflächlich oder gar nicht diesen Auftrag [2]).

---

teilung. General La Marmora hatte mir versprochen, sich auf eine einfache Demonstration zu beschränken. Ich will hoffen, daß der Ausgang des Tages kein unglücklicher sein wird." Dieses Telegramm wurde später von Cialdini als Beweis angeführt, daß La Marmora wider die getroffene Abrede gehandelt habe. Das ist unwiderleglich, so heftig La Marmora dem auch später widersprach.

[1]) „La campagna del 1866 in Italia" (Italienisches Generalstabswerk), I, S. 178. Der erste Band dieses Werkes erschien 1875, der zweite, die Periode nach der Schlacht von Custoza umfassend, 1895.

[2]) Das italienische Heer überschritt den Mincio auf den Brücken von Monzambano, Valeggio und Goito in weiten Abständen, so daß dessen nördlichste und südlichste Spitze am Schlachttage vier Meilen weit von einander entfernt waren. Es bestand aus drei Corps zu je vier Divisionen. Das nördlichste war das 1. Corps unter General Durando mit vier Divisionen (Cerale, Pianell, Sirtori, Brignone), von denen Pianell eigentlich zur Beobachtung Peschieras bestimmt war, aber noch mit einem

Auch das Kleinste wurde vom österreichischen Generalstab bedacht, um die Bewegungen des Heeres zu verschleiern. Man hatte nämlich Grund, Verrat zu befürchten. Als der Erzherzog seine Truppen um den 14. Juni von Verona in die Centralstellung zurückmarschieren ließ, gewahrte man des Nachts ein geheimnisvolles Spiel von Lichtern; auf dem Monte Baldo über der Festung flammte es auf und die Signale setzten sich auf italienisches Gebiet fort. Was sollte das bedeuten? Man vermutete in Verona, daß die Freunde und Spione Italiens das verabredete Zeichen gemacht hatten, die Oesterreicher seien im Abmarsch begriffen und sonach am Mincio nichts zu befürchten. Es galt diese Nachrichtenkette zu zerstören. Deshalb wurden in den Nächten vom 22. bis zum 24. Juni Soldaten auf den Monte Baldo geschickt, welche die ganze Zeit hindurch Lichter schwangen; vielleicht ließ man sich im italienischen Lager dadurch irreführen.

Marsch der Oesterreicher in die linke nördliche Flanke der ahnungslos sich ausbreitenden Italiener.

Alles ging nach dem Wunsche des Erzherzogs von statten. Am Vormittag des 23. Juni brachten ihm seine langsam vor dem Feinde zurückweichenden Reiter die Meldung, daß die Vortruppen der Italiener den Mincio überschritten hatten und daß allem Anscheine nach größere Massen folgten. Sonach wurde es ihm erspart, selbst über den Fluß zu gehen und den König aufzusuchen. Er war jetzt des Schlachtfeldes sicher: im Raume zwischen Mincio und Etsch gedachte er über das italienische Heer herzufallen. Noch ein Umstand beflügelte seinen Entschluß. Italienische Truppen zeigten sich nicht bloß im Anmarsch auf Verona, sondern auch auf das entferntere Mantua [1]) — sonach

Teile seiner Truppen ins Gefecht eingriff. Daran schloß sich das 3. Corps unter Della Rocca mit den Divisionen Cugia, Govone, Prinz Humbert, Bixio. Das 2 Corps unter Cucchiari überschritt mit zwei Divisionen (Longoni und Angioletti) vormittags den Mincio bei Goito; zwei Divisionen (Mignano und Cosenz) blieben hinter dem Mincio zurück. Außerdem stand beim Heere noch die Kavalleriedivision Sonnaz.

[1]) Es waren dies vermutlich die zur Beobachtung Mantuas bestimmten zwei italienischen Divisionen Mignano und Cosenz.

stand der Feind zersplittert und bot erwünschte Blößen. Am 23. Juni um 11 Uhr berief dann der Erzherzog seine Generäle zu sich nach Verona, unterrichtete sie von seiner Absicht und entwickelte ihnen seinen Schlachtplan. Die Italiener waren in breiter Front im Anzuge von Südwest nach Nordost begriffen; auf dem Marsche wollte er sie angreifen und schlagen. Nicht aber so, daß er sie an der Stirnseite faßte, wodurch ihre überlegene Zahl zur Geltung kommen konnte. Er gab vielmehr die Weisungen zu einem ebenso einfachen als wirkungsvollen Manöver: das österreichische Heer sollte nämlich noch an demselben Abende und in der Frühe des nächsten Tages unversehens in die linke Flanke des Feindes versetzt werden und diesen von Norden aus mit aller Macht angreifen. Wenn dies gelang, so wurden die Italiener genötigt, während der Schlacht die Front zu wechseln, und schwerlich kamen dann alle ihre Streitkräfte noch ins Gefecht. Die Täuschung sollte noch in der Frühe des Schlachttages erhöht werden. Zu diesem Zwecke vereinigte der Erzherzog die ganze ihm zur Verfügung stehende Kavallerie, vier Regimenter, zu einer größeren Masse, stellte sie unter den Befehl des Obersten Pulz und trug diesem auf, am nächsten Morgen von Verona her in der Front der marschierenden Italiener zu erscheinen und sie von da zu bedrohen. Der Feind hatte dann Grund, das Gros der Oesterreicher in derselben Richtung zu vermuten; wenn der Anschlag gelang, war die Schlacht unter den schönsten Aussichten eröffnet. Dies legte der Erzherzog den Generälen in großen Zügen dar, zugleich schärfte er ihnen ein, sich die Initiative zu bewahren und, wo immer es anging, der Schlacht den Charakter eines Offensivkampfes zu geben.

Sofort wurde an die Ausführung dieser Bewegungen geschritten. Schon zu Mittag marschierten die Spitzen des Heeres aus Verona heraus und begannen die Umgehung. Voran die Reserve-Infanteriedivision Rupprecht, ihr zunächst das 5. Corps unter Rodich — sie erreichten am Abend das Hügelland im Norden des Schlachtfeldes und besetzten hier Castelnuovo und Sona. Das ganze Heer machte sich zum Angriffe bereit.

Am Abend wurde im Lager zum zweitenmal abgekocht und die Suppe verzehrt; das Fleisch sollte zur Zehrung am Schlacht-

tage aufbewahrt werden. Vorsorglich wurde befohlen, daß den Soldaten um 3 Uhr früh schwarzer Kaffee verabreicht werde; Vater Radetzky hatte gesagt: „Es ist gut, wenn der Soldat am Tage der Schlacht etwas Warmes im Magen hat.“ Die große Bagage blieb jenseits der Etsch zurück und die Truppen übernachteten im Freien; die Soldaten erkannten aus diesen Zeichen, daß am nächsten Tage die Kanonen donnern würden. Des Nachts ging über dem Feldlager ein Regen nieder, der die Schlummernden belästigte, aber den Staub niederschlug und Erfrischung brachte. Strahlend ging die Sonne des Morgens über dem Schlachtfelde auf.

Um 3 Uhr morgens brachen die Oesterreicher auf und rückten in ihre Gefechtsstellung ein. Die Hügel von Somma Campagna bildeten ihren festen Stützpunkt, hier blieb ihre Reserve, zwei Brigaden des 7. Corps unter Maroičić, deren Verwendung in der Schlacht sich der Erzherzog für den letzten und entscheidenden Augenblick vorbehielt. Das übrige Heer entwickelte sich zum Angriffe. Am linken Flügel war, wie wir wissen, die Kavallerie unter Pulz vereinigt, um gleich zu Anfang die Aufmerksamkeit der Italiener auf sich zu ziehen und ihre Blicke ostwärts zu lenken. Daran schloß sich das 9. Corps unter Hartung, dem feindlichen Centrum gegenüber. Den rechten Flügel bildeten das 5. Corps unter Rodich und die Division Rupprecht; mit gutem Grunde war hier die stärkste Truppenmacht massiert. Denn diese Abteilungen standen dank der vollzogenen Umgehung hart an der Rückzugslinie der Italiener und auf ihnen beruhte die Hoffnung auf den Sieg. Durch einen überraschenden Angriff mußten sie den Feind in Verwirrung setzen und ihre überlegene Zahl hatte jeden Widerstand zu brechen.

Nichts ahnend lagerten die Vortruppen der Italiener am Abend in dem hügeligen Gelände östlich vom Mincio. Die österreichischen Vorposten wußten den Feind in der Nähe und verhielten sich ruhig, sie aber hörten durch den schönen Sommerabend die Gesänge der Italiener schallen. Da dies ein Anzeichen war, daß die Italiener sich hatten täuschen lassen, so wurde dies dem Generalstabschef sofort gemeldet, und dieser sagte erfreut: „Unsere Kriegslist ist gelungen.“ Ganz unbemerkt freilich konnte

der Marsch der Brigaden Rupprechts und Rodichs im Norden der Italiener diesen nicht bleiben. Einzelne Meldungen hievon kamen an General Cerale, dieser aber legte auf die Berichte keinen Wert [1]). Nichts ist eben im Kriege verhängnisvoller als die vorgefaßte Meinung über die zu erwartende Richtung des feindlichen Angriffes. Aller Augen sind dahin gerichtet, man vernachlässigt die gegenteiligen Meldungen über des Feindes thatsächliche Bewegungen.

Am nächsten Morgen führten die italienischen Generäle ihre Truppen in langen Kolonnen die Straße gegen Verona vorwärts. Vor ihnen lag das den Gardasee amphitheatralisch umgebende Hügelland, welches sich bis gegen Verona ausdehnt. Ein Halbkreis von Anhöhen zieht sich vom Mincio bis zum Flachland und springt in dieses mit ziemlich steilen Hängen vor; die Italiener hatten den Vorteil, diese günstigen Positionen zu besetzen [2]).

Nahe am Mincio erhebt sich der Monte Vento, vor ihm der Monte Cricol, östlich die Höhe von Santa Lucia; endlich am weitesten nach Südosten die die Ebene beherrschenden Bergkuppen des Belvedere und Monte della Croce — die letzteren waren nebst dem hinter ihnen liegenden Dorfe Custoza der Schlüssel der hartnäckig verteidigten und zuletzt ruhmvoll gewonnenen Position. Die Oesterreicher mußten, um den Feind vollständig schlagen zu können, ihm den Höhenkranz zuerst überlassen und dann mit stürmender Hand abnehmen. Das aber mußte gewagt werden. Hier hatte Radetzky schon am 25. Juli 1848 die Italiener besiegt, John vollbrachte damals seine erste Waffenthat; diese Erinnerung erfüllte ihn und die kaiserlichen Truppen mit frohen Hoffnungen [3]).

---

[1]) Italienisches Generalstabswerk, I, S. 175.

[2]) „Der Entstehung des Hügellandes entsprechend sind die Höhen am Umfange (Randmoränen, Gletscherwälle) die höchsten ... Die Randhügel erreichen die Höhe von durchschnittlich 150—300 Meter, wogegen die Hügel im Innern 100—120 Meter nicht übersteigen. Es beherrschen somit die gedachten Randhöhen nicht nur die lombardisch-venetianische Ebene, in welche sie hineinragen, sondern auch das Innere des Hügellandes. Die mit dem Besitz dieser Randhöhen verbundenen Vorteile sind daher einleuchtend." So Scudier.

[3]) Die beiden besten österreichischen Darstellungen der Schlacht sind

So breitete sich denn das 1. Corps der Italiener (Durando) in diesem Hügellande aus. Südlich davon, schon in der Ebene, bewegte sich das 2. Corps unter General Della Rocca und besetzte das Städtchen Villafranca, das hart unter dem Monte della Croce, dem letzten der vorspringenden Hügel, liegt. So sicher fühlte man sich, daß der König Viktor Emanuel früh Morgens seinen gewöhnlichen Spazierritt unternahm. Das Hauptquartier blieb zu Valeggio am Mincio, also weit hinter der Linie des bald entbrennenden Kampfes. Von der Anhöhe bei Valeggio gewahrten einige Offiziere Pulverrauch in der Richtung von Villafranca; aber La Marmora hielt das für einen Irrtum, die Oesterreicher nicht für so nahe. Er selbst, lediglich von einem Adjutanten und zwei Kavalleristen begleitet, verließ das Hauptquartier, um die Vorrückung des Corps Della Rocca zu überwachen, dessen zwei Divisionen, Kronprinz Humbert und Bixio, den rechten Flügel der Armee bildeten, der sich in der Ebene vorwärts bewegte. Der Kronprinz stand mit seinen Truppen vor Villafranca und fragte den Generalstabschef, ob er abkochen oder das vorliegende Gelände rekognoszieren lassen solle. Das letztere sei ganz unnötig, lautete die Antwort, es stehe kein Oesterreicher diesseits der Etsch. Die Erlaubnis zum Abkochen wurde gegeben. La Marmora aber ritt sofort auf die Höhe über Villafranca, den Monte della Croce, um den allmählich heranmarschierenden Truppen jene Stellung anzuweisen, in welcher er ruhig zu verharren und die Oesterreicher zu beobachten gedachte. So hatte er ja mit Cialdini verabredet.

---

die „Taktischen Studien über die Schlacht von Custoza" von Oberst Karl Mathes Ritter v. Bilabruck, Wien 1891, und die „Betrachtungen über den Feldzug in Italien", Wien 1894, 2. Auflage 1896, von dem Feldzeugmeister a. D. Anton Freiherr v. Scudier. Das Buch von Mathes trägt, so belehrend es auch ist, doch gewissermaßen den Charakter einer Festschrift zur 25jährigen Wiederkehr des Tages von Custoza. Dagegen gibt Scudier eine eindringende und unbefangene Kritik aller Operationen. Vgl. S. 37 f. Vgl. ferner Verdy du Vernois, „Taktische Details aus der Schlacht von Custoza", Berlin 1876, und R. v. Arnim in seinem Werke „Die Taktik der Situation", I. Abteilung. Auch diese beiden hervorragenden preußischen Offiziere sind voll Anerkennung für die Anordnungen des Erzherzogs.

Eröffnung der Schlacht durch den Angriff der Reiterbrigade Pulz auf den rechten Flügel der Italiener.

Plötzlich rissen Kanonenschüsse La Marmora aus seinem Wahn. Sie ertönten auf seinem rechten Flügel; es war 7¼ Uhr, als sich dichte Staubwolken gegen die Divisionen des Kronprinzen und Bixios heranwälzten. Kaum konnten sich diese schußbereit machen: wie ein Sturmwind brausten die Eskadronen des Obersten Pulz gegen ihre Linien heran. Dieser tapfere Reiterführer hatte, wie erzählt, den Auftrag, den rechten Flügel der Italiener zu beschäftigen und so die Umgehung des feindlichen Heeres an dessen linker Flanke zu maskieren. Der Erzherzog dachte sich dies so, daß Oberst Pulz den Feind bloß necke und beunruhige; denn was konnten vier Kavallerieregimenter, also kaum dritthalbtausend Reiter, gegen mehr als 20000 Feuergewehre ausrichten? Aber Pulz, von kühnem Reitergeiste fortgerissen, stürmte auf die Linien des Feindes los. Zwei Regimenter, Kaiser-Husaren und Trani-Ulanen, befehligte er selbst, die zwei anderen Oberst Bujanovics. Ursprünglich glaubte Pulz, er werde es nur mit der feindlichen Reiterei zu thun haben, aber bald stieß er auf die Linien der Infanterie. Er stürmte trotzdem mit den Seinigen vorwärts; die Ulanen ritten etwas voran, so daß ihnen der Befehl gesandt wurde, die Kameraden abzuwarten. Aber sie fühlten schon das feindliche Feuer und nichts vermochte sie aufzuhalten. Ihr Kommandant, Oberst v. Rodakowski, hatte von Pulz die kurze Weisung erhalten, „auf den Feind loszugehen, wo man ihn sieht". Er und seine Ulanen folgten dem Befehl pünktlich. Zuerst trafen sie auf eine Kette Bersaglieri, stürmten über sie hinweg und fanden in zweiter Linie das Gros der Division Humbert. Kaum fand das Fußvolk Zeit, Vierecke zu bilden, in deren einem der Kronprinz selbst Aufstellung nahm. Die Ecken eines Bataillons wurden niedergeritten, ein anderes in Unordnung gebracht; mitten zwischen feuerspeienden Vierecken hindurch rasten die tapferen Schwadronen, um von Nordosten nach Süden hin durchzubrechen. Aber ein breiter Graben hemmte ihren Ritt, die Ulanen mußten Kehrt machen. Ueberschüttet von einem Hagel von Geschossen,

der viele vom Pferde riß, schlugen sie sich wieder durch, die Italiener in heller Verwirrung zurücklassend. Die Standarte der Ulanen fiel im Kampfe in die Hände eines italienischen Offiziers, sie wurde ihm aber wieder entrissen — am Schlusse des heldenmütigen Angriffes sammelten sich um sie bloß 200 von 550 Reitern. Nicht so durchgreifend, aber doch in rühmlichem Vorprall hatten Hufe und Säbel des Husarenregiments Kaiser Franz Joseph unter dem Feinde gewirtschaftet, und wenn auch die anderen Regimenter unter Führung des Obersten Bujanovics lediglich die italienische Kavallerie zurücktrieben und nur hart bis an das Fußvolk vorbrachen, so war doch durch die ganze Attake der rechte Flügel der Italiener erschüttert; er blieb von diesem Augenblicke an während der ganzen Schlacht, neuer Angriffe gewärtig, wie festgebannt auf seinem Platze. Der Kavallerieangriff hatte also genügt, um einer ungefähr zehnfachen Zahl von Gegnern heilsamen Schrecken einzujagen. Die Italiener hatten nicht viel Verluste erlitten, aber General Della Rocca vermutete hinter der österreichischen Kavallerie Infanteriemassen und wartete auf ihren Angriff. Es sollte für den Ausgang der Schlacht entscheidend werden, daß die Divisionen Prinz Humbert und Bixio, im ganzen dreißig Bataillone, in der Ebene stehen blieben und besorgt nach Osten blickten, in Erwartung eines neuen Losbruches.

Stärker als die Stoßwirkung eines Ueberfalles ist aber oft sein psychologischer Eindruck. La Marmora gewann vom Monte della Croce herab die Vorstellung, sein Heer werde vom Osten her angegriffen; er bestärkte die Divisionen Humbert und Bixio in der Annahme, daß sie die Last und die Ehren des Tages zu tragen haben würden. Doch erkannte er, daß für die Behauptung der Ebene und Villafrancas die Besetzung der links liegenden Höhen, besonders des Monte della Croce, von großer Wichtigkeit sei. Er trieb deshalb die Division Brignone auf ihrem Marsche an und führte sie selbst auf die das Flachland beherrschende Kuppe; ihr vertraute er auch die Hut des Dorfes Custoza an. Der Division Cugia gab er den Befehl, so rasch wie möglich nachzurücken. Das war ganz gut, nur unterlief der Irrtum, daß La Marmora den Angriff von Osten erwartete, während sich das Ungewitter von Norden her vorbereitete.

Unerwarteter Angriff der Generäle Rodich und Rupprecht auf den linken Flügel der Italiener.

Nicht hier, sondern auf der entgegengesetzten Seite des Schlachtfeldes, am rechten Flügel, war es dem Erzherzog und John eigentlich Ernst mit der Aufbietung ihrer Streitkräfte. Fünf Brigaden von elf, deren die Armee im ganzen zählte, wurden an dieser Stelle von den Generälen Rodich und Rupprecht in die Flanke der Italiener geführt und um 7 Uhr der Angriff eröffnet. Die trefflichen Anordnungen der Heeresleitung sicherten von Anfang an den Erfolg; auch an Zahl waren die Oesterreicher an diesem entscheidenden Punkte dem Feinde überlegen. Ohne die Nähe des Gegners zu ahnen, marschierten die Italiener ruhig auf den vom Mincio zur Etsch führenden Straßen. So konnte die Avantgarde Rupprechts vorerst rasch den Monte Cricol nehmen. Aber der General zersplitterte seine Kräfte zu Flankendeckungen und verstand es nicht, seine Truppen zu einem einheitlichen Stoße zu entwickeln. Ihm gegenüber entfaltete der Feind stärkere Kräfte und entriß den Oesterreichern wieder den Hügel. General Rodich überblickte die Sachlage und sandte sofort eine Brigade seines Corps nach rechts, um das Gefecht wieder herzustellen. Den Oesterreichern kam es zu statten, daß die Italiener nicht den Ernst der Situation erkannten und zum Teile mit ihrer Bagage in aller Gemütsruhe vormarschierten; ihr General Cerale glaubte nämlich, die vorderen Truppen hätten es nur mit Streifabteilungen des noch entfernter stehenden Feindes zu thun gehabt, und trabte gemächlich mit seinem Gefolge auf der Straße hinter ihnen her. Der Umschwung des Gefechts wurde wieder durch einen kühnen Reiterangriff eingeleitet: Rittmeister Freiherr von Bechtolsheim sprengte mit drei Zügen einer Eskadron, etwa 130 Reitern, von der Flanke her in die gemächliche Marschlinie des Feindes. General Cerale ließ sich von diesem Angriff überraschen, wurde ebenso wie der neben ihm reitende General Dho verwundet und sah seine Leute bald in einer Verwirrung, welche bewies, daß manche Abteilungen des italienischen Heeres nicht für einen Schlachttag geschult waren. Rodich befahl hierauf der Brigade Piret den Angriff auf das Dorf Oliosi, welches auch alsbald (9½ Uhr)

nach einem heftigen Straßenkampfe mit stürmender Hand genommen wurde. Die Division Cerale wurde zersprengt und flüchtete eilends gegen den Mincio. An mehreren Stellen versuchten die italienischen Offiziere die in Verwirrung geratenen Abteilungen wieder zum Stehen zu bringen. Einige Bataillone setzten sich auch im Monte Vento fest, welcher die letzte Schutzwehr bildete zwischen den Oesterreichern und dem rückwärts fließenden Mincio. Zum Glück für die Italiener hatte die Division Pianell, dieselbe, die zur Beobachtung von Peschiera bestimmt war, den Kanonendonner gehört und der General sandte eine Brigade vor, um die Kämpfenden zu unterstützen. So blieb der Monte Vento als Stützpunkt der Verteidigung in den Händen der Italiener. Pianell aber wagte es nicht, mit seiner ganzen Division den Mincio zu verlassen, weil er fürchtete, den Uebergang den Oesterreichern preiszugeben; er fühlte sich durch den ihm gewordenen Befehl an den Fluß gebunden. Das war immerhin begreiflich; sein Eingreifen verzögerte aber doch den Sieg der Oesterreicher. Es bedurfte noch einer erhöhten Anstrengung von ihrer Seite, um, den Weisungen ihres Feldherrn entsprechend, die Italiener am Mincioflügel über den Haufen zu rennen.

Schlachtplan des Erzherzogs. Ursachen seiner unvollständigen Ausführung.

So gewann die Schlacht schon in den Morgenstunden den ihr eigenen Charakter: Festbannung der Italiener an ihrem rechten Flügel durch einen stürmischen Reiterangriff, während sie an ihrer Linken mit Uebermacht angefallen wurden. Der Erzherzog war schon um 4 Uhr morgens von Verona aufgebrochen und überblickte je nach dem Gange des Gefechts von verschiedenen Anhöhen die sich entfaltende Schlacht. Er hielt sich in der Nähe seines rechten Flügels, weil von hier aus die Entscheidung kommen mußte. Er sah auf dieser Seite den keimenden Erfolg seines Schlachtplans, während er nicht gewahren konnte, was Pulz unterdessen — über seine Weisungen hinausgehend — auf der anderen Seite unternahm und errang [1]).

[1]) Der gelehrte Benediktiner Beda Dudik, welcher sich im Hauptquartier des Erzherzogs befand, entwirft in seinen „Erinnerungen aus dem

Zwischen 7 und 8 Uhr wurden die weiteren Befehle an die Generäle erlassen: es galt, die Konsequenzen zu ziehen aus dem Flankenmarsche, der Rodich und Rupprecht bis nahe an den Mincio — also bis an die Rückzugslinie der Italiener — geführt hatte. Die Hauptaufgabe fiel diesem bereits siegreich vordringenden Flügel zu; ihm wurde energisches Vorgehen gegen Santa Lucia und den Monte Vento vorgeschrieben, da man von hier aus gegen den Rücken des Feindes wirken konnte. Der Grundgedanke der Schlacht wurde also mit strenger Logik fortgeführt. In demselben Sinne erhielt Rupprecht, da er am äußersten rechten Flügel stand, die Weisung, die Minciobrücke bei Monzambano ins Auge zu fassen; wenn er sie erreichte und zerstörte, konnten die jenseits stehenden Italiener nicht auf dem Kampfplatze erscheinen, vielleicht wurde den Kämpfenden an dieser Stelle sogar der Rückzug abgeschnitten. Alles war auf die Umgehung des linken italienischen Flügels angelegt. — Um dieses Manöver wirksam zu machen, sollten die Oesterreicher am anderen Flügel vorerst nicht mit aller Wucht vorgehen und sich damit begnügen, den Feind in den Stellungen von Custoza und Villafranca festzuhalten. Das 9. Corps unter Hartung, welches dem italienischen Centrum gegenüber stand, sollte Kraft und Atem sparen. Denn ein Frontalangriff auf Custoza und den Monte Croce versprach erst dann Erfolg, wenn Rodich den Feind am Flügel geworfen hatte und dann dessen Centrum in die Flanke

---

Feldzuge 1866 in Italien" (Wien 1870) folgende Schilderung: „Ich kam auf Montebello gerade in dem Augenblicke (beim Hauptquartier) an, als in Peschiera aus dem Fort Croce ein Kanonenschuß erdröhnte. Aller Augen waren dorthin gerichtet, und ich konnte in diesem Momente einen Blick auf die große Karte werfen, auf welcher der Schlachtplan markiert war und die der Hauptmann des Generalstabes Aresin auf seinen Knien ausgebreitet hielt. Der durchlauchtigste Erzherzog stand dieser Karte zunächst, neben ihm der Chef des Generalstabes, Baron John ... Adjutanten kamen und sprengten davon, Befehle wurden gegeben und Berichte entgegengenommen, und das alles mit einer Ruhe, als ob es sich um Abnahme einer Parade handeln würde. Ich hörte kaum ein lautes Wort, wußte also auch nicht, ob wir zu hoffen oder zu fürchten hatten. Ich gestehe, daß ich eine gewisse Besorgnis nicht unterdrücken konnte, und diese, an mir ausgeprägt, mochte einen der umstehenden Herren bewogen haben, mir zuzuflüstern: ‚Wir haben die Italiener vollständig überrascht, wir stehen gut.'"

fiel. — Es wäre dem Erzherzog willkommen gewesen, wenn die Italiener sich recht weit vom Mincio entfernt hätten, denn dann war ihnen die geplante Umgehung um so verderblicher. Das wollte er durch den Obersten Pulz erreichen. Der Erzherzog wußte, als er seine Befehle niederschreiben ließ, noch nicht, daß Pulz angegriffen und auf dem rechten Flügel des Feindes bereits lähmenden Schrecken verbreitet hatte. Nach der (bereits früher) an ihn ergangenen Weisung sollte er sich mit den Italienern nicht in einen ernsten Kampf einlassen, sie vielmehr landeinwärts gegen Somma Campagna locken.

So griff eines in das andere ein: wenn alles zusammen stimmte, konnten das Corps Rodich und die Division Rupprecht die italienische Armee von ihrer linken Flanke her aufrollen, eine ihrer Divisionen auf die nächste werfen und so ihre Niederlage vollenden. Es kam somit alles auf die Umsicht und Thatkraft der Generäle und Truppen des Umgehungsflügels an; waren sie von dem kühnen Geiste erfüllt, in welchem der Schlachtplan entworfen war, so drohte dem Heere des Königs Vernichtung.

Bis zum Zeitpunkte des Aufmarsches hatte sich alles nach den Anordnungen des Hauptquartiers entwickelt. Von da an nahm die Schlacht zum Teil eine andere Wendung, als ihr der Erzherzog und John geben wollten; sie gehorchte ihrem eigenen Gesetze. Vor allem: La Marmora wollte nicht, wie der Erzherzog während der Schlacht und auch noch in seinem ersten Berichte an den Kaiser annahm, an dem österreichischen Heere vorbeimarschieren, um an die Etsch vorzudringen; er hegte vielmehr, wie erzählt wurde, die Absicht, die Hügel zu besetzen und hier eine feste Stellung zu nehmen. So blieb ihm das größte Unheil erspart, nur einige seiner Abteilungen wurden noch auf dem Marsche angefallen. Außerdem hatte, wie wir wissen, Pulz auf eigene Faust gehandelt und der Befehl des Erzherzogs konnte seinen Ungestüm nicht mehr dämpfen. Mißlicher war, daß die Ordre, die den Generälen Rupprecht und Rodich erteilt wurde, erst nach mehreren Stunden ans Ziel gelangte; der Ueberbringer geriet in feindliches Feuer und brachte den Befehl erst zwischen 11 und 12 Uhr den beiden Befehlshabern. Endlich aber griff auch Feldmarschalllieutenant Hartung mit dem 9. Corps früher

in den Kampf ein, als der Feldherr wünschte. Noch bevor ihn der Befehl traf, vor den Höhen von Custoza stehen zu bleiben und nicht vorzeitig gegen sie vorzubrechen, hatte auch er, um sich im Geiste des Erzherzogs die Initiative zu sichern, den Sturm gegen das feindliche Centrum befohlen.

Durch diese und die späteren kräftigen Stöße der Oesterreicher gegen das feindliche Centrum, durch die wiederholten Stürme auf die bald mit Blut gedüngten Hügel vor Custoza erhielt die Schlacht vom 24. Juni das Gepräge und den Namen.

Fruchtlose Frontalstöße des Corps Hartung auf das italienische Centrum bei Custoza.

Eben zur Zeit ließ La Marmora, wie oben erzählt wurde, den Monte della Croce durch die Brigade Brignone besetzen. Feldmarschalllieutenant Hartung nun, ein schneidiger und umsichtiger General, konnte es nicht über sich bringen, thatenlos zu bleiben, während rechts und links Kanonenschüsse an sein Ohr schlugen. Wohl wußte er, daß der Erzherzog eine Rechtsschwenkung der Armee beabsichtigte, und in dieser frühen Morgenstunde konnte dieses Manöver nicht ausgeführt sein. Der Frontalsturm war also sehr gewagt. Aber zu verlockend lag der Siegespreis da, und so gab er nach 8 Uhr seinen Truppen den Befehl, den Monte della Croce mit stürmender Hand zu nehmen [1]).

Drei Brigaden strebten tapfer die Anhöhen hinan: Weckbecker und Böck vom Corps Hartung, denen sich die des Generals

[1]) Die Initiative Hartungs wird in dem Buche des Obersten v. Mathes nicht günstig beurteilt. Einer der Generalstabsoffiziere Hartungs, Pielsticker, verteidigte sein Vorgehen in der anziehenden Schrift „Eine Gefechtsepisode aus der Schlacht von Custoza 1866", von Pr. (Teschen 1891). Vgl. besonders S. 12 der Schrift und Dunckers „Feldmarschall Erzherzog Albrecht" S. 226. Auch sonst wird der Entschluß des Generals in der militärischen Litteratur für berechtigt erklärt. Erzherzog Albrecht hatte wohl gewünscht, Hartung solle mit dem Angriff zögern, aber er anerkannte die ehrenwerten Motive seines Vorgehens. Dagegen wurden mehrfache Einwendungen gegen die Art des Angriffes erhoben. Es machten sich dieselben Erscheinungen bemerklich wie auf den Kampfplätzen im Norden; dichtgedrängte Kolonnen stürmten gegen stark besetzte Stellungen. Die Stoßtaktik führte auch hier zu starken Verlusten.

Scudier vom 7. Corps zur Eroberung des Belvedere anschloß. Die Italiener unter Brignone standen zum Teil noch mit der Front nach Ost — den Schwadronen Pulz' nachblickend — als sie von Norden her beschossen wurden. Dieses Erscheinen der Hauptmacht der Oesterreicher von Norden her gehört zu den den Italienern bereiteten Ueberraschungen. Rasch warf Brignone die Seinigen zur Abwehr herum und sandte den den glatten Abhang emporklimmenden Oesterreichern ein sicheres Feuer entgegen.

Die Truppen Weckbeckers und Böcks ließen sich aber weder durch die feindlichen Kugeln noch durch die Erdrisse und Schluchten des Bodens aufhalten und gelangten, wenn auch erschöpft und keuchend, auf den Kuppenrand des Berges. Brignone führte seine Leute jetzt in scharfem Bajonettangriff den Oesterreichern entgegen; diese können sich am Rande nicht halten und werden von den italienischen Grenadieren bis ins Thal verfolgt. Prinz Amadeo, der Sohn des Königs, der spätere König von Spanien, wird an der Brust verwundet; er und die Seinigen hatten tapfer ihre Pflicht gethan.

Größeren Erfolg erzielte anfangs General Scudier. Er schickte ein Regiment seiner Brigade gegen den Schwesterhügel des Monte della Croce, den Belvedere. Die Italiener vermögen ihm hier nur schwache Abteilungen entgegenzustellen; der Belvedere fällt in seine Hand und die Oesterreicher dringen siegreich in Custoza ein. Gegen den Monte della Croce wendet sich fein 19. Infanterieregiment. Mit größter Anstrengung steigen die wackeren Truppen den kahlen Abhang hinan, glücklicher als ihre Kameraden treiben sie den Gegner vor sich her und erobern die Kanonen, welche auf der Höhe neben dem Kreuz aufgestellt sind.

Bis jetzt hatte La Marmora bei den Seinigen ausgehalten, sowohl in Villafranca wie hier oben auf der Höhe mahnte er zum Ausharren. Nun aber beginnt er an einem glücklichen Ausgang zu zweifeln. Er versucht vergebens, die Brigade Lombardia zum Stehen zu bringen. Da sie sich nicht halten läßt, kommt ihm der Gedanke, die Schlacht sei nur durch das rasche Heraufholen von Verstärkungen herzustellen. Aber statt einen Offizier hinabzusenden, wird er vom Fieber der Aufregung ergriffen und reitet selbst hinab, um die vielleicht säumigen Ge-

neräle zum Anrücken anzutreiben [1]). Natürlich verfehlt er im Herumreiten gerade den General, den er sucht, Govone; mit Cugia bespricht er in Eile den traurigen Stand der Dinge; plötzlich taucht er wieder in Villafranca auf und bringt in den König, nicht auf dem Schlachtfelde zu bleiben, sondern sich mit ihm nach Valleggio ins Hauptquartier zu begeben, wohin er denn auch zurücksprengt. Das geschah nicht aus Feigheit; denn La Marmoras Mut war in den Kämpfen von 1848 und 1849 und im Krimkriege erprobt — aber dieses nervöse Verlassen des Kampfplatzes blieb als Fleck auf seiner militärischen Ehre haften.

Seine Uebereilung ist um so größer, da sich das Gefecht jetzt gerade zu Gunsten der Italiener wendet. Denn schon erscheint die von ihm hinaufbefohlene Division Cugia am Fuße des heiß umstrittenen Berges; Oberst Ferrari führt, von La Marmora angetrieben, zwei Bataillone im Laufschritt heran. Ebenso hatte König Viktor Emanuel, die Not der Seinen erkennend, der Division Govone den Auftrag gegeben, rasch ins Centrum einzurücken. Von allen Seiten treffen also italienische Truppen ein, um die aufgelöste Division Brignone zu ersetzen. Sie werfen sich auf die vom Marsche und Kampfe ermüdete Brigade Scudier: die beiden Oberste der kämpfenden österreichischen Regimenter werden schwer verwundet — und so müssen die Oesterreicher die rühmlich erstürmten Höhen wieder räumen und eilen ins Thal hinab.

Aber so ungünstig diese Stürme auch ausgefallen waren, so wollte Hartung noch immer nicht nachgeben; mindestens sollten die Italiener an der Ausnützung ihres Sieges gehindert werden. Er sandte ein Regiment von der dritten ihm noch übrig gebliebenen Brigade Kirchsberg zu erneutem Sturme auf den Belvedere hinauf. Wieder drangen die Oesterreicher auf die Höhe und hielten die Gegner wenigstens durch lange Zeit in Atem. Solche Zähigkeit war für den Ausgang der Schlacht von hoher Wichtigkeit.

---

[1]) Italienisches Generalstabswerk, I, S. 257.

Stocken der österreichischen Offensive. Mittagspause der Schlacht.

Elf Uhr war es, als der Sieg des italienischen Centrums über die Brigaden Weckbecker, Böck und Scudier entschieden war. So waren um diese Zeit die Oesterreicher an den Flügeln im Vorteil, in der Mitte aber machte ihnen die Tapferkeit der Gegner den Erfolg streitig. Hier bei Custoza hatte sich der Kampf heißer gestaltet, als der Erzherzog wünschte. Aber nun hatte Hartung einmal angebissen, und so billigte es der Armeekommandant, daß er nicht locker ließ und Stoß auf Stoß gegen den Feind führte. Unverwandt richteten sich unterdessen die Blicke des Erzherzogs und Johns auf ihren rechten Flügel, der nach der ganzen Anlage der Schlacht die Entscheidung bringen mußte. Doch unerwartet langsam ging es vorwärts — warum nur ihre Unterbefehlshaber nicht endlich mit Macht durchgriffen? Weshalb zögerte Rodich nach Erstürmung Oliosis (½ 10 Uhr), seinen Vorteil zu verfolgen und die Italiener vor sich herzutreiben? Aufklärung, wenigstens teilweise, kam, als Rodich um 11 Uhr ins Hauptquartier schickte, um neue Befehle einzuholen; sonach war die um 8 Uhr abgesandte Ordre noch nicht bei ihm eingetroffen. Nachdrücklicher noch als früher wies der Erzherzog ihn und Rupprecht an, kräftig durchzugreifen. Die Division Rupprecht solle endlich den ohnedies besiegten Flügel der Italiener über den Haufen werfen und die Minciobrücke von Monzambano zerstören. Der Erzherzog nahm an, dazu müsse die Division genügen. Das Corps Rodich aber sollte das hart kämpfende Centrum durch energisches Eingreifen entlasten. Die Stützpunkte des italienischen Centrums waren Santa Lucia und Custoza, dort die Division Sirtoris, hier die Govones. Gegen das ihm nähere Santa Lucia wurde nun Rodich gewiesen; wenn er es gewann, so stand er der festen Stellung von Custoza in der linken Flanke und diese Anhöhen konnten nicht mehr gehalten werden. Immer wieder drang der Erzherzog auf das eine große Ziel: den Italienern sei von ihrer linken Flanke her unermüdlich zuzusetzen, so daß, was von ihnen rechts kämpfte, bald ungeschützt in der Luft hing.

Aber auch jetzt kam der in großem Stile entworfene Schlachtplan nicht zur Ausführung. Rodich hielt es für gewagt, die

Division Rupprecht am rechten Flügel sich selbst zu überlassen und sein ganzes Corps zum entscheidenden Schlage gegen das Centrum zu führen. Jene Division war durch den Angriff am Morgen aus ihrer taktischen Stellung geraten und konnte eine größere Aufgabe nicht mehr lösen. Die Führer zersplitterten sie zu sehr und hatten die Truppen nicht mehr in der Hand. Zudem zählte die Division ein Grenzregiment und mehrere vierte Bataillone, welch letztere in der Regel nur zum Festungsdienste verwendet wurden, Abteilungen, die nicht die Schlagkraft der übrigen Truppen besaßen. Hätte Rodich nicht des Morgens die Brigade Piret zur Erstürmung Oliosis zu Hilfe gesandt, so hätten die Oesterreicher an dieser Stelle nicht durchgreifen können. Rodich wollte abwarten, bis Piret dort von den Truppen Rupprechts abgelöst war, bevor er seine Brigaden gegen das Centrum zu verwendete. Ob es nun Zaudern oder Umsicht war — genug, das Zögern Rodichs verschaffte dem Centrum der Italiener für einige Stunden Luft; sein methodisches Vorgehen führte dann auch zum Ziele, aber nicht so rasch und so vollständig, als man im Hauptquartier wünschte [1]).

[1]) Das Verhalten Rodichs wird verschieden beurteilt. Das österreichische Generalstabswerk II, S. 100, findet die Haltung Rodichs in der Gefechtslage begründet. Dagegen tadelt Scudier sein Säumen sehr nachdrücklich. Auch von italienischer Seite, so von Corsi, werden die Operationen der Oesterreicher am rechten Flügel als verspätet und matt bezeichnet. In der Biographie Rodichs in Lukes' „Militärischer Maria-Theresien-Orden", S. 255, welche wohl nach seinen Angaben geschrieben ist, wird sein Verhalten ausführlich und sachgemäß dadurch begründet, daß Piret noch im Kampfe gegen Pianell engagiert war und nicht gegen Sta. Lucia verwendet werden konnte. Der Erzherzog war derselben Meinung, er hielt Rodich stets in Ehren. Auch er war offenbar der Ansicht, daß der Fehler an Rupprecht und seinen Truppen lag. Thatsächlich erhielten alle selbständigen Befehlshaber in der Schlacht (Rodich, Hartung, Maroičić und Pulz) mit Ausnahme Rupprechts das Maria-Theresienkreuz. Waldstätten stellt übrigens fest, daß die vierten Bataillone und das Grenzregiment minderwertige Truppen waren. Thatsächlich wurde auch nach der Schlacht das unter Rupprecht fechtende Grenzregiment nach Verona geschickt und dafür andere Bataillone aus der Festung gezogen. Waldstätten gegenüber sprach der Erzherzog später die Ansicht aus (S. 77, Anmerkung), es wäre zweckmäßiger gewesen, die Reservedivision früher zusammenzustellen, damit die Truppen besser in einander verwüchsen. Nach sorgfältiger Prüfung dieser Zeugnisse begreift man, daß der Erzherzog, obwohl er über die Ausführung

Wie nun Rupprecht den Befehl erhielt, in den Rücken der Feinde vorzudringen und dort die Brücke von Monzambano abzubrechen, sah er die Kräfte seiner Division zum großen Teile verbraucht; er sandte, um zu gehorchen, wenigstens ein Bataillon gegen Monzambano. Das war ein so vereinzelter Vorstoß, daß diese kleine Schar hilflos aufgerieben wurde.

So kam um Mittag die Offensive des österreichischen Heeres zum Stehen. Eine längere Pause trat in dem bisher hitzigen Kampfe ein. Das Centrum der Italiener atmete auf. General Sirtori wagte es sogar, von Santa Lucia einen kurzen Vorstoß gegen die vorderen Truppen des Corps Rodich zu unternehmen, auf den er sich später viel zu gute that. Die Divisionen Govone und Cugia gewannen auf den tapfer festgehaltenen Höhen von Custoza die Zuversicht, das Aergste sei überstanden. Govone ließ, um die Patronen zu sparen, das Feuer ganz schweigen und gab seinen ermüdeten Truppen Erlaubnis abzukochen.

Das Unglück der Italiener war, daß ihnen die Oberleitung vollständig fehlte. Jeder der Generäle kämpfte auf eigene Faust; vergebens suchten ihre Adjutanten La Marmora auf dem Schlachtfelde. Eigentlich stand ihre Sache nur auf dem linken Flügel schlimm. Im Centrum dagegen hielten sie sich tapfer gegen die Stürme der Oesterreicher. Auf ihrer Rechten standen die Divisionen Prinz Humbert und Bixio nebst der Kavallerie unter Sonnaz noch unverbraucht bei Villafranca; diese Truppen hatten seit dem Vorprall des Obersten Pulz keinen Feind mehr verspürt. Wäre ihr General Della Rocca ein Mann von Entschlossenheit gewesen, so hätte es ihn nicht bei Villafranca geduldet und er wäre vorwärts gegen Somma Campagna gerückt oder den bei Custoza kämpfenden Abteilungen zu Hilfe geeilt. Er aber wartete auf Befehle aus dem Hauptquartier und blieb thatenlos stehen. So gewann der Erzherzog Zeit zu seinen letzten, alles entscheidenden Dispositionen.

---

der gegebenen Befehle strenge wachte, Rodich keine Schuld beimaß. Rodich, der schon 1848 als Grenzoffizier unter Jellachich die Erhebung Kroatiens gegen Ungarn organisierte, blieb auch später Vertrauensmann des Hofes und wurde Statthalter in Dalmatien, als welcher er durch geheime Verbindungen mit den Christen Bosniens die Eroberung dieses Landes durch Oesterreich vorbereitete.

La Marmora war auf dem Schlachtfelde nicht zu finden. Er hatte, wie erzählt wurde, in fluchtähnlicher Eile den Monte della Croce verlassen, um Hilfe heraufzuholen. Er eilt dann gegen den Mincio und gelangt um Mittag nach Valeggio. Unterwegs sieht der General, wie von seinem hart bedrängten linken Flügel die Division Cerale in voller Auflösung aus der Schlacht abzieht. So erfährt er jetzt auch das Mißgeschick auf dieser Seite. Erst jetzt wird ihm klar, daß ein Teil des Heeres des Erzherzogs Albrecht in seiner Flanke steht — allmählich wird sich der unselige General der Sachlage bewußt. Auf den Straßen zu den Minciobrücken wogt das Getümmel der Flucht, denn die Bagagen der Italiener waren in der Frühe den Truppen friedlich nachgerückt, wurden durch den Angriff vorprellender Reiter aus der Brigade Pulz aufgescheucht und eilten in heller Verwirrung zurück, überall die Nachricht einer Niederlage verbreitend. Alles das stürmt auf La Marmora ein; statt aber bei seinem Generalstab zu bleiben und sich durch die einlangenden Meldungen zu unterrichten, war er auf diese Weise sein eigener Ordonnanzoffizier gewesen und hatte sich persönlich von allem Unheil überzeugt. Nun setzt er den begangenen Fehler fort. Da er die Niederlage für unausweichlich hält, möchte er wenigstens den Rückzug decken und reitet in derselben Eile wie bisher nach Süden gegen Goito. Hier angekommen, verlangt er von General Cucchiari, er solle die beiden rückwärtigen Divisionen seines Corps schleunigst gegen Villafranca zu führen. Da entgegnete Cucchiari: „Erinnern Sie sich doch an Ihre letzten Befehle; meine Brigaden stehen um Mantua herum: es wird Abend, bis die neue Weisung an die entfernteste gelangt." „Wehe mir Armen!" schrie La Marmora auf und brach in Thränen aus. Noch immer aber gab es Hilfe. Denn die beiden vorderen Divisionen Cucchiaris waren noch bei der Hand. Wenigstens die eine, Longoni, konnte noch das Schlachtfeld erreichen. La Marmora aber hat alle Hoffnung verloren und läßt sie Halt machen, um die Flucht zu decken — und so bleibt auch sie unverwendet, obwohl die Generäle von der Schlachtlinie her auf ihren eiligen Anmarsch dringen.

Aenderung des Schlachtplanes des Erzherzogs. Durchbrechung des italienischen Centrums und Sieg der Oesterreicher.

So erfüllte sich das Geschick der italienischen Armee. Bis gegen Mittag hielt der Erzherzog an dem Gedanken fest, die Entscheidung auf dem Mincioflügel herbeizuführen. Um 1 Uhr aber erschien General Rodich selbst auf der Höhe, wo der Feldherr mit seinem Stabe hielt, und rechtfertigte sein unwillig vermerktes Zögern. Seine Gründe erschienen dem Erzherzog stichhaltig. Auf die Division Rupprecht konnte man zu einem großen Schlage von der Flanke her nicht mehr zählen. Die vollständige Umgehung des feindlichen Heeres und die Verlegung des Rückzuges war somit unmöglich. All das erwägend, kamen der Erzherzog und John zu dem Schlusse, von ihrem ursprünglichen Schlachtplane zum Teile abzugehen. Sie hatten, wie wir wissen, fünf ihrer Brigaden (Rodich und Rupprecht) dem Feinde in die Flanke gesendet; die sechs übrigen (Hartung und Maroičić) mußten ausreichen, darauf hin das italienische Centrum bei Custoza zu erschüttern. Jetzt beschlossen sie, fast ihre ganze Kraft gegen Custoza zu vereinigen — auch das Corps Rodich erhielt die Weisung, mit seiner Masse den Angriff auf den Belvedere zu unterstützen. Nur eine seiner Brigaden unter Piret wurde zur Verstärkung des Mincioflügels verwendet; der Monte Vento wurde ihm zum Ziele gesetzt, dieser letzte feste Punkt vor der Brücke von Monzambano. Aber das war nicht mehr die Hauptsache. Es reifte vielmehr der Plan, alle Streitkräfte zum Durchbruche des bereits erschütterten feindlichen Centrums zu verwenden. Dazu sollte auch die Schlachtreserve aufgeboten werden; zwei unversehrte Brigaden unter Maroičić standen dem Erzherzog noch zur Verfügung. Rodich erhielt die Weisung, diese Unternehmung vorzubereiten. Zwei seiner Brigaden sollten Santa Lucia erobern und sich dann gegen Custoza wenden; indem die Schlachtreserve sich mit ihm zum umfassenden Angriffe auf den Belvedere und auf Custoza vereinigte, mußte der vormittags mißglückte Stoß endlich gelingen. Alles wurde planvoll vorbereitet, man sah die feste Hand der obersten Leitung. Hätte man wissen können, wie verworren es auf der italienischen Seite zuging, so hätte man noch immer

an der Umgehung festhalten oder doch gleich ohne Zaudern in das Centrum hineinstoßen können. Dann wäre der Erfolg noch größer gewesen. Aber auch die methodische Sicherheit und die ruhige Kraft dieses Vorgehens führte zum ruhmvollen Ende [1]).

Gegen 2 Uhr wurde die Offensive vom Corps Rodich an den beiden bezeichneten Punkten wieder aufgenommen; allerorten mit durchschlagendem Erfolge.

Am Monte Vento stieß seine Brigade Piret auf ansehnliche Artillerie; die italienischen Truppen wußten, daß die Oesterreicher hier dem Mincio zustrebten, und sie verlegten ihnen eine Zeitlang den Weg. Aber vergebens; die Angreifer überwältigten den Widerstand hier, wie vormittags bei Oliosi, und das 1. Corps der Italiener flutete in völliger Auflösung gegen den Fluß zurück. Damit war die Niederlage am Mincioflügel entschieden.

Rechts davon stand die Division Sirtori bei Santa Lucia — auch sie konnte den Oesterreichern nicht widerstehen. Als die zwei anderen Brigaden Rodichs anrückten, räumte Sirtori ohne Widerstand das Schlachtfeld und überließ den Siegern die feste Position.

So setzte sich die Niederlage der Italiener von links nach rechts fort. Stoß um Stoß fühlten sie sich zu den Brücken des Mincio zurückgedrängt; zuletzt kam nach dem Monte Vento und Santa Lucia das hartumstrittene Custoza an die Reihe. Denn nach dem Abzuge Sirtoris war, wie die österreichische Heeresleitung beabsichtigt hatte, die Centrumsstellung des Feindes auf den Höhen von Custoza an ihrer linken Flanke vollständig entblößt. Was den Frontalstößen des energischen Hartung nicht geglückt war, mußte jetzt durch einen konzentrischen Angriff gelingen. Um 3 Uhr ergingen die Dispositionen hiezu; die Armeereserve unter Maroičić hatte Stirn an Stirn, Rodich von links her vorzugehen; auch die Kavallerie unter Pulz wurde zu der Unternehmung aufgeboten.

Mit nicht zu übertreffender Präzision wurden diese Bewegungen ausgeführt, von allen Seiten zog sich das Ungewitter gegen die Verteidiger der Höhen von Custoza zusammen. Feldmarschalllieutenant Maroičić hatte den Befehl nicht abgewartet,

sondern entwickelte seine Truppen bereits zum Angriffe. Er ließ zuerst 40 Kanonen auffahren und die Höhen von Custoza unter Feuer setzen; der Hagel von Geschossen erschütterte die oben stehenden Bataillone. Hierauf wurden die Brigaden Welsersheimb und Töply zum Angriff befohlen. Prächtig erglänzen im Sonnenschein die Gewehre der kampflustigen Regimenter. Es war ein Anblick wie auf dem Exerzierplatze, als sie festen Schrittes die mit Leichen bedeckten Höhen hinanstiegen.

Govone ließ zur Verteidigung ein nachhaltiges Feuer gegen die Angreifer eröffnen und schickte nach Villafranca zu General Della Rocca um Verstärkung. Wie das Artilleriefeuer gegen die Höhe stärker wurde, bestürmen Prinz Humbert und Bixio diesen General, sie vorrücken zu lassen, um den bedrängten Kameraden Hilfe zu bringen. Aber Della Rocca, von trüben Ahnungen erfüllt, glaubt, seine beiden Divisionen seien zur Deckung des Rückzuges notwendig. So bleiben die Italiener auf den Höhen ohne Hilfe. Rasch dringen die kaiserlichen Brigaden vor und erobern nach kurzem, hitzigem Feuergefechte den Belvedere. Jetzt läßt Maroičić seine Truppen halten, um zuerst ein mörderisches Feuer auf Custoza zu eröffnen. Er selbst ritt, während seine Truppen im feindlichen Feuer standen, die beiden Brigaden ab, zog vor ihnen den Hut und dankte ihnen im Namen des Kaisers und des Erzherzogs für ihr mutiges Vordringen. Dann ließ er sie zum Sturm auf Custoza antreten.

Unterdessen hat auch Rodich nach der Eroberung von Santa Lucia den Angriff auf das hart umstrittene Dorf begonnen; von allen Seiten dringen österreichische Abteilungen vor, und Govone sieht sich, da die Munition seiner Leute zu Ende geht, genötigt, den Rückzug anzutreten. General Möring vom Corps Rodich war es gegönnt, zuerst mit seinen Truppen in Custoza einzudringen. Hier bot sich den Siegern ein furchtbarer Anblick dar: das Wirtschaftsgebäude des Palazzo stand in Flammen, die Häuser waren zusammengeschossen, Leichen lagen auf den Gassen und Schwerverwundete wie Verstümmelte bargen sich, so gut es ging, hinter Mauern und Bäumen. Mit der Eroberung von Custoza — es war zwischen 5 und 6 Uhr abends — war die Schlacht entschieden.

Unverfolgt zogen die Italiener ab. Denn die österreichischen Truppen waren seit 3 Uhr morgens auf dem Marsche oder im Kampfe; ermattet von der Hitze des Sommertages warfen sie sich nach erfochtenem Siege zur Ruhe hin [1]). Wohl machte Oberst Pulz den Versuch, mit seinen abgehetzten Pferden den abrückenden Feinden zu folgen; sie konnten nur mehr im Schritte vortraben, dennoch warf er sich bei Villafranca auf die Bataillone Della Roccas. Aber diese, die seit morgens unbeschäftigt standen, ließen sich jetzt nicht wieder überraschen, und General Bixio wies den Angriff ab. Nur Lieutenant Kristiányi sprengte mit einem Husaren bis in eine feindliche Batterie, wo sein Pferd schwer verwundet stürzte; dem gefangenen tapferen Offizier gab General Bixio den Säbel zurück mit den Worten: „Nehmen Sie Ihre Waffe, denn Sie sind würdig, sie zu tragen." Bixio ließ darauf seine Division mit klingendem Spiele abziehen, zum Zeichen, daß er wenigstens unbesiegt sei. So war, wie Corsi zur Tröstung seiner Landsleute schreibt, die Schlacht wohl ein schönes Drama, aber ein solches, dem der Schluß fehlt. Pulz war mit dem Ende nicht zufrieden, und als er am Abend ins Hauptquartier kam, eilte er erhitzt, verstaubt und vom Schlachtenfeuer erregt auf John zu und beklagte sich, er sei nicht genügend unterstützt worden, er wäre sonst in Villafranca eingedrungen. Begütigend legte John die Hand auf die Schulter des Obersten und sagte mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Ja, mein Freund, du wolltest halt die Schlacht allein gewinnen."

Nicht an den Anordnungen der Heeresleitung lag es, daß der Sieg nicht mit der Zerschlagung der feindlichen Armee schloß. Denn ihr Gedanke zielte auf eine völlige Umgehung der Italiener und auf ihre Abdrängung von den Minciobrücken. Zu diesem Zwecke hätte das feindliche Centrum seitens Hartungs kaltblütig festgehalten und unterdessen der linke Flügel durch das Corps Rodich mit alles vor sich niederwerfender Wucht angegriffen werden müssen. Aber das Temperament der beiden

[1]) Zu jener Zeit marschierten und fochten die Oesterreicher sonderbarerweise auch im Hochsommer in ihren dicken Mänteln und mit dem schweren Tschako auf dem Kopfe. Es herrschte das Vorurteil, daß auf diese Weise die plötzliche Abkühlung des schwitzenden Körpers und damit, besonders in den Reiskulturen Oberitaliens, Fieber und Rheumatismen verhindert würden.

Generäle brachte es mit sich, daß umgekehrt gerade Rodich bedächtig und methodisch einen Schritt vor den anderen setzte, während Hartung einen Machtstoß nach dem anderen gegen die Höhen von Custoza führte. Dadurch wurde der Schwerpunkt der Schlacht in das Centrum verlegt. In den fortgesetzten, konsequent durchgeführten Stürmen gegen die feindliche Mitte liegt die Größe des Eindruckes der Schlacht. Das Begonnene wurde dadurch zu siegreichem Ende geführt, daß zuletzt auch die Reserve unter Maroičić gegen diesen Schlüssel der feindlichen Stellung aufgeboten wurde. Erfahrungsgemäß aber übt die Durchbrechung des feindlichen Centrums selten eine so verheerende Wirkung auf den Besiegten, als die Umgehung seiner Flügel. Denn Flanke und Rücken sind die empfindlichsten Teile eines Heeres; auch die tapferste Truppe, so pflegte Radetzky zu sagen, kann es nicht vertragen, daß sie im Rücken beschossen wird. Der Gang der Schlacht, die Stürme der Oesterreicher gegen das feste Centrum hatten zur Folge, daß die Verluste der Sieger an Toten und Verwundeten größer waren als die der überwundenen Italiener [1]).

Unheilvoll war für die italienische Armee, daß sich La Marmora durch den Angriff überraschen ließ und bald alles verloren gab. So blieben die fünf bis sechs Divisionen der vorderen Schlachtlinie sich selbst überlassen; die meisten kämpften mutig, und einzelne Generäle, besonders Govone, zeigten sich ihrer Aufgabe ganz gewachsen. Aber sie erhielten weder durch das rückwärts stehende Corps Cucchiari Verstärkung, noch wagte es General Della Rocca, sich mit seinen zwei Divisionen am rechten Flügel von der Stelle zu rühren. Unthätig ging er auf

[1]) Nach den offiziellen Verlustlisten hatten die Oesterreicher 1170 Tote, 3984 Verwundete, 120 Gefangene, 2682 Vermißte; die Italiener 724 Tote, 2756 Verwundete, 3647 Gefangene, 454 Vermißte. Die größeren Verluste der Oesterreicher rührten auch von ihrer Stoßtaktik her; sie rannten mutig, oft ohne zu schießen, bis an die feindliche Schlachtlinie; wurden sie dann geworfen, so blieben die Verwundeten und die zu weit vorgedrungen waren, in den Händen des Feindes. Die Vermißten sind, da diese Verlustliste nach dem Kriege veröffentlicht wurde, wohl zum größten Teile den Toten zuzurechnen. Nur unbedeutende Abteilungen italienischer Soldaten standen beim Heere Erzherzog Albrechts; von ihnen dürften etwelche wieder in ihrer Heimat aufgetaucht sein.

dem Marktplatze von Villafranca auf und ab; erst hart vor dem Verluste von Custoza erwog er — allzu spät — mit seinem Generalstabe einen Angriff auf die vor ihm bei Somma Campagna stehenden Oesterreicher[1]). So kam es, daß, obwohl das Heer König Viktor Emanuels dem des Erzherzogs weit überlegen war, die in der Schlacht zur Verwendung kommenden Streitkräfte beider Teile (sieben bis acht italienische Divisionen gegen elf österreichische Brigaden) ungefähr gleich waren. Die Kunst des Feldherrn besteht darin, alle seine Kräfte am richtigen Orte wirken zu lassen. Von dem ganzen österreichischen Heere kamen bloß zwei Bataillone nicht ins Feuer, alle übrigen erhielten ihr Ziel durch die überlegene Führung. So lohnte sich der kühne Entschluß, gegen Cialdini an diesem Tage nur ein Husarenregiment und ein Bataillon zu verwenden und die ganze Macht gegen den König zusammenzuhalten. In stolzer Erinnerung an diese wirkungsvollen Dispositionen sagte der Erzherzog später: „Ich weiß nicht, ob die Vorsehung mir bescheiden wird, noch einmal den Oberbefehl in einem Feldzuge zu führen; das aber weiß ich, daß ich dann alles bis auf den letzten Mann in der entscheidenden Richtung einsetzen werde."

Unmittelbar nach der Schlacht wurde die Frage aufgeworfen, wem denn die Siegespalme gebühre, ob dem Erzherzog oder John. Dieser eigentlich müßige Streit trifft das größere Problem, welcher Anteil in solchen Fällen dem Feldherrn, welcher dem Chef seines Generalstabes zukommt. Denn sie müssen sich — wenn nicht einer von beiden thatsächlich alles leitet, wie Napoleon I. neben Berthier, oder Moltke neben König Wilhelm — gegenseitig ergänzen wie Blücher und Gneisenau, wie Radetzky und Heß. Solch ein ideales Zusammenwirken bestand zwischen dem Erzherzog-Feldmarschall und John. Alle Zeugen stimmen darin überein, daß der Gesamtplan des Feldzuges von John herrühre. Aber es lagen dem Erzherzog noch andere Vorschläge vor, so von dem geistvollen und ehrgeizigen General

---

[1]) Della Rocca wurde später vor ein Kriegsgericht gestellt, jedoch freigesprochen.

Möring. Es ist aber das Verdienst des Erzherzogs, daß er sich nicht in seinem Vertrauen zu John erschüttern ließ, daß er von den möglichen Feldzugs- und Schlachtplänen gerade den kühnsten wählte. Nur ein wirklicher Feldherr konnte nach diesem Lorbeer greifen. Die Offensive gegen die doppelte Uebermacht des Feindes, die ruhige Beiseitelassung Cialdinis, der Vorstoß gegen das Heer des Königs, mit dem man auch nicht einen Tag zögerte: das waren Thaten, welche im Geiste der Napoleonischen Kriegskunst erdacht und ausgeführt wurden. So groß auch der Anteil Johns an diesem Beginnen war: Erzherzog Albrecht war eine Persönlichkeit von Selbstbewußtsein und fürstlichem Stolze, die sich nicht die Hand führen ließ, sondern in freiem Sinne wählte und entschied. Wie hoch man bei Hof und im Lager Johns Verdienste an dem Siege schätzte, zeigte sich noch am Abend der Schlacht. Auf das siegverkündende Telegramm des Erzherzogs an den Kaiser folgte die Depesche des Monarchen: „Dir und Meinen braven Truppen Meinen wärmsten Dank!" Unmittelbar darauf aber langte ein zweites Telegramm ein, welches den Generalmajor John zum Feldmarschalllieutenant erhob. Verstärkter Jubel der Generäle und Offiziere empfing diese rasche Anerkennung des Verdienstes [1]).

In Johns Natur lag nicht überschäumende genialische Thatkraft, er war vielmehr wie Gneisenau ein Mann von Klarheit, Ruhe und Festigkeit. Auch bei ihm war die Kühnheit der kriegerischen Entwürfe das Ergebnis der Einsicht, daß im Kampfe der mutigste Mann auch der klügste sei. Wenn er einmal einen Entschluß gefaßt hatte, so ging er mit vollster Sicherheit bis ans Ende — wie eine Kugel, so urteilt jemand, der ihm nahe stand, die nach dem Verlassen des Rohres unaufhaltsam dem Ziele zueilt. In der Diskussion mit Vorgesetzten und Untergebenen brach er durch seine zähe, nie verletzende Energie jeden Widerspruch, widerlegte er jeden Einwand, eine wichtige Eigenschaft für den Generalstabschef eines großen Heeres. Dabei war er nicht etwa mitteilsam oder redegewandt, vielmehr wort-

[1]) Dudik, S. 49. Noch in der Nacht telegraphierte Erzherzog Albrecht an Feldmarschall Heß, dessen Alter seine Teilnahme am Kriege unmöglich machte: „Der dankbare Schüler meldet seinem Meister, daß er heute bei Custoza gesiegt hat."

karg und kurz angebunden. Er sprach nur, wenn er zu befehlen oder zu überzeugen hatte. Im Verkehr war er rauh, aber er trat dabei anderen nicht zu nahe; er hatte dann keine Zugeständnisse zu machen, um den unwillig Ueberzeugten oder gar Beleidigten zu versöhnen. Die Vorschläge Mörings und anderer erhielt er zur Berichterstattung und setzte ihnen eine scharfe, überzeugende Kritik entgegen. Seine Ruhe flößte den Menschen Vertrauen ein, er unterwarf sie seiner Ansicht durch die Kraft seines festen Willens. Seine Offiziere liebten ihn, aber sie traten nie ohne Zagen bei ihm ein, denn er kehrte denjenigen, mit denen er sprach, das Innere mit beängstigendem Scharfblicke hervor. Phrase und Pathos waren ihm fremd und wirkten nicht auf ihn, er drang in den Kern der Sache. Ein strafender Blick, ein bitteres Wort des Tadels trafen, wenn sie von ihm ausgingen, schwerer als die drohenden Verweise anderer. Strenge, fast unerbittlich war er im Dienste; aber die ihm näher standen, wußten, daß sich hinter seinem rauhen Wesen ein im Grunde weiches, liebebedürftiges Gemüt barg. Man stellt sich bedeutende Heerführer oft als Rechenmeister vor, deren Verstand alles erwägt, voraussieht; aber so mächtig diese Gabe auch in ihnen wirkte, so ist doch stets Thatkraft ihre hervorstechendste Eigenschaft gewesen; und solch eine Vollblutnatur war auch John.

Für seine Stellung war John durch seine Laufbahn wohl vorbereitet. Er wurde als der Sohn eines Offiziers 1815 geboren und in der Wiener-Neustädter Militärakademie erzogen. Seit seiner Ausmusterung aus der Anstalt im Jahre 1835 bis zum Kriege von 1866 diente er großenteils in Italien. Mit einer kurzen Unterbrechung von zwei Jahren, da er ein Regiment kommandierte, gehörte er dem Generalstabe an. Schon als Hauptmann zeigte er im Jahre 1848 seine vorwaltenden Eigenschaften. Zwei Tage nach der Schlacht bei Custoza vom 25. Juli 1848, in der er sich den Orden der eisernen Krone erwarb, zeichnete er sich noch rühmlich bei der Verfolgung aus. Als er am 27. Juli Volta besetzen wollte, mußte er erst seinen Brigadier Liechtenstein und dann seinen Divisionär Wimpffen, die beide das Unternehmen für bedenklich erklärten, mit Mühe überzeugen, daß durch rasches Zugreifen und Ausharren der Sieg

an ihre Fahnen zu knüpfen sei. Am Abend führte er die Truppen im Laufschritt in den Ort; die Italiener wollten ihn zurückerobern und die ganze Nacht hindurch wurde gekämpft, da immer mehr Truppen von beiden Seiten herangezogen wurden. Es gab einen Augenblick, da der Corpskommandant D'Aspre den Rückzug befehlen wollte, doch John widersprach so nachdrücklich, daß D'Aspre den jungen Hauptmann anherrschte — aber der Rückzug unterblieb und der Morgen brachte die volle Niederlage der Italiener, deren Heer jetzt in voller Auflösung nach Mailand zurückeilte und auch diese Stadt räumte. Vorgesetzte wie Kameraden waren voll des Lobes über den trefflichen Offizier, dieser aber hegte gerade damals die Absicht, den Soldatenberuf aufzugeben. Denn ihn begleitete das Bild eines geliebten Mädchens in den Krieg, der Tochter des Professors der Astronomie in Krakau, Weisse. Aber sowohl sie wie John, der neben neun Geschwistern der Sohn eines Hauptmanns war, waren vermögenslos, und als Offizier konnte er sie nicht heimführen. Da redeten ihm seine Kameraden zu, sich wegen der Waffenthat von Volta um das Maria-Theresienkreuz zu bewerben, mit dem ein Jahresgehalt verbunden ist. Erst auf ihr Drängen ließ er sich dazu herbei, dann erst konnte er im Januar 1849 um seine Braut anhalten. Fürst Friedrich Liechtenstein stellte ihm das Zeugnis aus: glücklich könne sich jeder General schätzen, dessen Truppen Hauptmann John angehöre. Da das Tapferkeitszeugnis die Bescheinigung enthalten mußte, daß er, ohne einen Befehl von Vorgesetzten erhalten zu haben, die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hatte, meinte D'Aspre unwirsch: „Ich soll also unterschreiben, daß ich ein Esel bin?" — aber ohne Zögern setzte er seinen Namen unter das Schriftstück. Mit seiner Brigade nahm John als Hauptmann an dem Siege von Novara, an der Eroberung von Bologna und Ancona teil; dann wurde sie aufgeboten, den Kirchenstaat von den Scharen Garibaldis zu säubern. Er eigentlich leitete die Treibjagd auf den General, der, aus Rom von den Franzosen vertrieben, sich unter fast wunderbaren Abenteuern bis ans Adriatische Meer durchschlug und durchschlich. Der Findigkeit des berühmten Freischarenführers, dem er stets auf den Fersen war, setzte John eine Spür- und Kombinationsgabe entgegen, die

schon damals seine Umgebung mit Staunen erfüllte. Aber in den Briefen nach Krakau äußerte er sich, obwohl monarchisch und konservativ gesinnt, abfällig über die Mission, an der er teilnahm, besonders über die Wiederherstellung der päpstlichen Gewalt, da diese Dinge Oesterreich doch nichts angingen; er beklagt sich über sein unleidliches Geschäft, Freiheitsbäume niederhauen zu lassen, Behörden einzusetzen und Denunzianten hinauszuwerfen. Wenn sich die Nachrichten über die Kreuz- und Querzüge Garibaldis widersprachen, wenn die Richtung der Verfolgung unsicher wurde und die österreichischen Befehlshaber in Verzweiflung waren, hieß es immer: was wohl John rate. Er prüfte nach seiner Art schweigsam die Berichte, wies die Frager schroff ab, und dann gab er sein knappes Urteil, das fast unfehlbar das Richtige traf. Während er ernst, anscheinend übellaunig seinen Dienst verrichtete, sprach sein Herz voll Hingebung und Zartheit in den Briefen an seine Lieben in Krakau; nach Beendigung des Feldzuges führte er seine Braut heim. Wie viel hätte der junge Offizier schreiben können, was ihn in ihren Augen heben konnte! Aber mit einer geradezu peinlichen Bescheidenheit geht er über seine eigenen Thaten hinweg; auch später sprach er nie über das, was er 1848, 1849 und 1866 vollbracht hatte. Nichts lag ihm ferner als der Wunsch, sein und das Verdienst anderer zu scheiden, sich seinen Anteil am Erfolge und am Ruhme zu sichern.

Solch eine Natur war besonders geeignet, das richtige Verhältnis zu Männern wie Erzherzog Albrecht und Benedek zu finden. Schon 1859 wurde er zu der wichtigen Stellung eines Generalstabschefs der Armee in Italien erhoben und bald war er, da Benedek ihm ganz vertraute, die Seele dieses Organismus. In das gleiche Verhältnis trat er dann zu Erzherzog Albrecht. In der Schlacht bei Custoza konnte die Umgebung wahrnehmen, wie sich die beiden Männer ergänzten: Erzherzog Albrecht feurig und schnell bereit, vom Gedanken zur That überzugehen, John kalt und unerschütterlich in dem Entschlusse, erst alles zum Siege vorzubereiten. Der Erzherzog wollte schon gleich nach Mittag die Reserven aufbieten und den letzten Schlag führen; mehrmals wandte er sich deshalb ungeduldig an seinen Generalstabschef. Dieser sah schweigsam rauchend

auf das Schlachtfeld; aber man las ihm die Denkarbeit von den Zügen; kurz angebunden wie immer, entgegnete er nur mit einem bestimmten Nein! oder Noch nicht! — offenbar wollte er die Reserven sparen, vielleicht auch nicht früher im Centrum losschlagen, als bis Rodich von rechts her die Italiener aufgerollt hatte. Der Erzherzog handelte nach seinem Rate, erst um 2 Uhr gab John seine Zustimmung, daß Maroičić bis an die Höhen von Custoza heranrücke, und eine Stunde später erfolgte dann von hier aus der entscheidende Sturm. Dagegen ist der Gedanke, die gesamte österreichische Macht gegen die Armee La Marmoras aufzubieten, das geistige Eigentum des Erzherzogs; John hätte es lieber gesehen, wenn zur Bewachung der Po-Linie eine Brigade zurückgeblieben wäre.

Die Welt kannte Erzherzog Albrecht nur als einen Prinzen, der über die monarchischen und die Traditionen des Heeres ängstlich wachte; die ihm näher standen, wußten, daß er ein starkes, selbst leidenschaftliches Temperament besaß. Schon sein Verhalten im Dienste zeigte dies, denn er war Soldat aus Herzensinteresse an dem edlen Handwerk. Das vereinigte sich mit der beinahe religiösen Verehrung, die er dem Andenken seines Vaters, des Erzherzogs Karl, widmete. Seines Vaters sich würdig zu erweisen, ihm als Feldherr gleichzukommen, war von Jugend auf sein glühender Wunsch. Ebenso kräftig umfaßte er, was sonst seine Neigung gewann. Nicht bloß seine Abstammung stempelte ihn zum Royalisten, er war von persönlicher Hingebung für Kaiser Franz Joseph erfüllt und stand ihm nicht nur als Glied der Dynastie, sondern wie ein Vasall gegenüber. Unermüdlich war er in Erfüllung seiner militärischen Pflichten, bequemeren Naturen schien sein Eifer überreizt, da er sich nie genug im Dienste that. Seine Lebenskraft war so stark, daß er nicht merkte, es könnten andere die Strapazen nicht ertragen, die er sich selbst zumutete. Weil er bei Manövern und im Felde keine Müdigkeit zu kennen schien, erwartete er auch von Offizieren und der Mannschaft oft mehr als billig war. In Sturm und Schneegestöber wie im Sonnenbrand führte er seine Truppen zu Uebungen; Benedek, der umgekehrt die Soldaten fast zu zärtlich behandelte, legte ihm bei seinen Inspektionsreisen stets ans Herz, die Truppen zu schonen. Auch

sonst fand der Erzherzog in seiner strengen Auffassung der Pflicht mitunter nicht den richtigen Maßstab für die Leistungen seiner Untergebenen. Doch wem er sein Vertrauen geschenkt hatte, dem mutete er dann das Beste zu und fesselte dadurch nicht wenig tüchtige Offiziere an sich, welche ihm mit Wärme zugethan waren. Nicht immer freilich war er glücklich in der Schätzung des Wertes seiner Umgebung; war er es doch, der den General Krismanič zum Leiter der Operationen der Nordarmee empfahl. Er war reizbar und Widerspruch machte ihn leicht ungeduldig; es kam aber wieder vor, daß er einen Offizier, der seine Ueberzeugung gegen ihn mit männlichem Mute vertrat, mit den Worten umarmte: diejenigen seien seine besten Freunde, die ihm unverhohlen die Wahrheit sagten. Für andere als militärische Angelegenheiten, denen er sein Leben weihte, hegte er kein tieferes Interesse. Selbst nach großen Unglücksfällen in seiner Familie widmete er sich mit gewohntem Eifer allen, auch den kleinsten Angelegenheiten des Dienstes. Er war von ernster Religiosität erfüllt, ein gläubiger Bekenner der katholischen Kirche. Aber in irdischen Dingen hegte er wohl nur eine tiefe Neigung, und dies für die kaiserliche Armee. In politischen Dingen war er ein Gegner der liberalen Ideen und mit Mißtrauen sah er auf die nach 1866 Ungarn gewährte Selbständigkeit. Wenige Mitglieder des kaiserlichen Hauses haben die Niederlage von 1866 so schwer verschmerzt wie er, und er konnte lange nicht für Versöhnung und Zusammengehen mit dem Deutschen Reiche gewonnen werden. Er arbeitete im Frühjahr 1870 eifrig an einem Bündnisse mit Frankreich, aber mit großer Vorsicht bestand er darauf, daß das französische Heer erst in Süddeutschland einbrechen und der österreichischen Armee die Hand reichen müsse, bevor die Monarchie losschlage [1]). Als jedoch das Bündnis mit Deutschland geschlossen war, hielt er fest an den übernommenen Pflichten.

Zu diesen Anschauungen gesellte sich ein glühender, nur durch große Leistungen und Erfolge zu befriedigender Ehrgeiz. In jüngeren Jahren konnte ihn der Zorn über eine wirkliche oder vermeintliche Zurücksetzung aufs äußerste reizen. Kleinliche

[1]) Lebrun, „Souvenirs militaires", Paris 1896, S. 140.

Gemüter fanden es unbegreiflich, daß ein Prinz, dem das Schicksal ohnedies alle Wünsche befriedigte, noch eifersüchtig nach dem höchsten Lorbeer strebte. Er war zu klug und zu gerecht, um nicht fremdes Verdienst anzuerkennen; als Benedeks Ruhm ihn an die Spitze der Armee in Italien stellte, fügte sich der Erzherzog unter den Oberbefehl des ihn überholenden Nebenbuhlers und übernahm sogar das Kommando eines Armeecorps unter dem rangsjüngeren Feldzeugmeister. Aber er behielt sein Ziel, Nachfolger Radetzkys in Italien zu werden, immer im Auge und er ruhte nicht, bis er es durch den Appell an den Edelsinn Benedeks, der ihm das Kommando im Mai 1866 abtrat, wirklich erreichte.

Selten wohl war ein Sterblicher so sehr vom Glücke begünstigt wie Erzherzog Albrecht. Denn durch die Uebernahme des Oberbefehls im Süden führte ihn sein Geschick und seine, wie sich herausstellte, kluge Wahl hart an den Niederlagen im Norden vorbei und an die Spitze eines siegreichen Heeres. Selbst ein großes militärisches Talent hätte den Mißerfolg gegen Preußen damals nur mildern, schwerlich ganz abwenden können. Was er bei Custoza leistete, konnte nur der Neid verkleinern; denn wenn auch der Gedanke John gehörte, so war die That doch unbestritten sein. Aber er fühlte es im ersten Jahrzehnt nach der Schlacht unwillig, daß man seinen Generalstabschef mehr pries, als er für gerecht fand. Ueberhaupt waren damals John, zuerst als Kriegsminister, dann als Generalstabschef der Armee, und Kuhn als dessen Nachfolger im Ministerium von größerem Gewichte in den Fragen der Heeresorganisation als der Erzherzog; sein Verhältnis zu John trübte sich dadurch in bedauerlicher Weise. Erst nach dem Rücktritte Kuhns und dem 1876 erfolgten Tode Johns galt er unbestritten für den ersten General der Monarchie; neben den siegreichen deutschen Feldherren wurde sein Name in Ehren genannt. Und er wachte fast ängstlich über seinen Ruhm. Es war ihm ein unbehaglicher Gedanke, daß sein Verdienst gemindert scheine durch den Anteil der Generäle, die ihm damals zur Seite standen. Fremdes Verdienst wurde wohl anerkannt, aber der Erzherzog verlangte, daß seine militärische Ueberlegenheit nicht angezweifelt werde. Als John starb, wußte der Erzherzog es durch seinen nachdrücklich

ausgesprochenen Wunsch durchzusetzen, daß ihm der gesamte Nachlaß des Generals von seiner Familie überantwortet wurde, nicht bloß seine ganze militärische Korrespondenz, sondern ebenso alle seine Familienbriefe und die Memoiren, welche John zu diktieren begonnen hatte, die aber erst seine Jugendzeit umfaßten. Nur die Briefe Johns aus den Jahren 1848 und 1849, die an seine künftigen Schwiegereltern gerichtet waren und sich nicht in seinem Nachlasse befanden, blieben der Familie erhalten; alles übrige wanderte in den Besitz des Erzherzogs, und die Hinterbliebenen konnten nicht einmal den Briefwechsel Johns mit seiner Frau und seinen Kindern zurückerhalten. Ebenso soll der Erzherzog die Denkwürdigkeiten, welche Möring zurückließ, an sich gebracht haben; viele wichtige Beiträge zur militärischen Geschichte Oesterreichs ruhen in dem Archive des erzherzoglichen Hauses.

Erzherzog Albrecht erwarb und bewahrte sich den Ruf eines Meisters des Krieges nicht mühelos. Ihm bereitete sein kurzes Gesicht große Hindernisse, welche für einen weniger willenskräftigen Charakter unüberwindlich gewesen wären. Dieses Uebel steigerte sich mit den Jahren so sehr, daß er selbst die Personen in seiner Nähe nicht an den Gesichtszügen unterscheiden konnte; erst wenn sie sich an der Tafel oder bei ihrem Eintreten in das Gemach durch ihre Stimme bemerklich machten, konnte er das Gespräch mit ihnen eröffnen und fortführen. Es gab Leute, welche fanden, er sei schon aus diesem Grunde als Feldherr ganz von seinem Ratgeber abhängig gewesen. Aber es war merkwürdig, wie er durch eifriges Studium der Karten und klare innere Anschauung diese Uebelstände überwand. Auf das Manöverfeld brachte er auch in späteren Jahren, als seine Sehkraft ganz geschwächt war, die genaueste Stellung der Truppen im Kopfe mit sich. Ein Gedächtnis von sicherer Treue und die für den Kriegsmann wichtige Eigenschaft, Ort und Zeit in der Vorstellung richtig schätzen zu können, halfen ihm über sein Gebrechen hinweg. Aus den Bemerkungen und Mitteilungen seiner Umgebung bildete er sich eine klare Vorstellung von den sich vollziehenden Truppenbewegungen. Es gibt eindrucksvolle Erzählungen von Heerführern, welche, obwohl blind, ihr Heer stets zum Siege führten. In unserer Zeit wäre ein blinder

Feldherr vielleicht noch leichter denkbar, da die Schlachtlinien so weit ausgedehnt sind, daß das Auge die Ereignisse nicht zu überblicken vermag und oft nur die überbrachten Meldungen den Plan und den Entschluß bestimmen können. So wie sich der Erzherzog die Augen seiner Umgebung dienstbar machte, so vielfach auch ihr Wissen, ihre Begabung. Dies zu verstehen, ist eine wichtige Gabe hochstehender Männer. Rasch eignete er sich die Ideen anderer an; das verbitterte Urteil eines seiner Generäle, er habe immer mit dem Klingelbeutel Gedanken zusammengelesen, stellt ebenso die Schranken seiner Begabung fest, als es ein Zeugnis ist für seine Klugheit. Auf Erzherzog Albrecht wirkte der große Erfolg von Custoza läuternd und anfeuernd. Sein Bildungsdrang steigerte sich eher, er nahm das Bedeutende, das die militärische Wissenschaft jener Tage hervorbrachte, eifrig in sich auf. Immer arbeitete er an sich, und es ist ein bedeutender Zug an ihm, daß er auch nach dem Feldzuge von 1866 strenge Selbstkritik übte.

Es wurde oben erwähnt, welche seiner Anordnungen ihm später selbst nicht voll genügten. Nach dem Tode des Erzherzogs wurde in einer russischen militärischen Zeitschrift von dem Mitgliede einer an ihn gesandten militärischen Deputation erzählt, er habe damals einem der Offiziere auf ein Wort der Kritik über 1866 entgegnet: „Junger Freund, wir haben nicht bloß einen einzigen, wir haben mehrere Fehler gemacht; aber Gott hat uns verziehen und unsere Fahnen zum Siege geführt.“ Eifrig förderte er die militärischen Studien unter den Offizieren der Armee. Er erwarb sich große Verdienste, indem er für die Umbildung des Heeres wirkte, die nach der Verknöcherung früherer Jahre notwendig geworden war. Aber in Streitfällen stand er auf seiten der Anhänger des Alten. Die Regelung des militärischen Prozeßverfahrens, bereits in Angriff genommen, stockte über seinem Widerspruche. Die Verlegung der Regimenter in die Werbebezirke und die Bildung territorialer Divisionen und Corps hielt er angesichts der Nationalitätenverhältnisse Oesterreichs für einen bedenklichen Versuch; indessen wurde die Reform trotz seines Einspruches durchgeführt, um die Mobilisierung der Armee im Kriegsfalle zu beschleunigen. In Erleichterungen des Dienstes, in sanitäre Verbesserungen willigte

er nur zögernd, wenn sie dem Herkommen zu sehr widersprachen. Er wachte aber auch über die strenge Handhabung der Disciplin, und selbst das Talent fand ihn abweisend, sogar hart, wenn es diese Linien überschreiten wollte. So stieß Erzherzog Johann, dessen lebhafter, die Schranken der Tradition unruhig überfliegender Geist ihn zuletzt zum Austritte aus dem kaiserlichen Hause und unter dem Namen Johann Orth in den Tod auf fernem Meere trieb, in ihm auf einen entschiedenen Gegner. Größere Gegensätze waren schwer denkbar, als zwischen dem geistreichen, vorurteilslos aber sprunghaft denkenden Prinzen und dem ernsten Oheim, der durch strenge Selbstzucht sein eigenes leidenschaftliches Temperament gezähmt hatte, der im festen Geleise kirchlicher und staatlicher Traditionen sicher einherging und unbedingte Unterordnung unter sie forderte. Es war die Meinung des Erzherzog-Feldmarschalls, daß solche unlenksame, wenn auch geniale Naturen das Gefüge des Heeres sprengen müßten.

In seine Anschauungen gewähren die von ihm veröffentlichten Arbeiten manchen Einblick, besonders die kleine Schrift „Ueber die Verantwortlichkeit im Kriege", die bald nach dem Kriege erschien [1]). Ein starkes Pflichtgefühl gibt sich darin kund, er kämpft gegen das Erbübel in der österreichischen Armee: die Scheu, den wagenden Entschluß zu fassen und ihn auf alle Gefahr hin auch gegen die Vorgesetzten zu vertreten. Er zeigt in der Arbeit, wie weit Verdienst und Schuld am Ausgange des Krieges dem Feldherrn zuzuschreiben ist, wie weit seinem Generalstabschef, den Unterfeldherren sowie der Verwaltung. Unschwer erkennt man, daß dem Erzherzog auch daran lag, festzustellen, daß dem Feldherrn selbst und nicht dem Generalstabschef der Hauptanteil am Siege zukomme. Er weist den Gehilfen den

[1]) Wien, Verlag von Faesy und Frick, 1869. Außer dieser Schrift und den oben erwähnten, vor dem Kriege 1866 verfaßten Instruktionen veröffentlichte der Erzherzog: „Anweisung über den Betrieb des Felddienstes" (1846), „Wie soll Oesterreichs Heer organisiert sein?" (1868), „Gedanken über den militärischen Geist" (1869), „Das Jahr 1870 und die Wehrkraft der Monarchie" (1870). Die letzte Schrift wird kein Historiker des deutsch-französischen Krieges unbeachtet lassen dürfen. Die Schrift des Erzherzogs „Kritische Betrachtungen über den Feldzug 1866 in Italien", geschrieben 1869, ist leider nicht im Druck erschienen.

verdienten hohen Rang an, fährt aber dann fort: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß jene berühmt gewordenen Generalstabschefs ihre glänzenden Eigenschaften schwerlich zur vollen Geltung gebracht haben würden, wenn sie, statt an der Seite hochbegabter Feldherren zu stehen, es mit unfähigen, kleinlichen und unberechtigten Einflüssen zugänglichen oder gar aller moralischen Autorität baren Charakteren zu thun gehabt hätten. Es gibt Dinge, die niemand dem Feldherrn ersetzen kann, wenn sie ihm mangeln. Fehlt ihm z. B. die geistige Selbständigkeit so weit, daß er aus der Fülle aller möglichen Entschlüsse nicht den entsprechenden zu erkennen vermag; fehlt ihm ferner die Festigkeit, ihn auszuführen und unter allen Umständen Gehorsam und Pflichterfüllung im Heere aufrecht zu erhalten, so wird diesem schweren Uebelstand niemand abhelfen können."

Diese Worte zeigen, wie Erzherzog Albrecht sein Wirken im Feldzug von 1866 beurteilt sehen wollte; kein Unbefangener wird dagegen Widerspruch erheben.

Im österreichischen Hauptquartier kannte man am Abende der Schlacht von Custoza die Größe des Sieges nicht, da eine Verfolgung des Feindes nicht stattfand. Man hielt es für möglich, daß die Italiener am nächsten Morgen den Kampf wieder aufnehmen würden, zumal da mehrere Divisionen des Feindes nicht ins Feuer gekommen waren. La Marmora war aber zunächst so niedergeschlagen, daß er in der Frühe des 25. schon die Befehle zum eiligen Rückzuge nach Cremona und Piacenza ausfertigte; zugleich sandte er an Cialdini ein betrübliches Telegramm, um ihn vor der Ueberschreitung des Po zu warnen. Aber auch an diesem Tage blieb das italienische Heer von den Oesterreichern unbehelligt. Man sparte im österreichischen Hauptquartier die Kräfte, um sich nötigenfalls gegen Cialdini zu wenden. Gespannt warteten Erzherzog Albrecht und John auf Nachrichten von seinen Bewegungen; alles war vorbereitet, um auch ihn zu Boden zu werfen. Wenn er den Po überschritt, so wollte ihn der Erzherzog in zwei Tagen ereilen; nach dem Siege am Mincio war für den 28. Juni die Poschlacht, und zwar bei Trecenta, in Aussicht genommen.

So gewann La Marmora im Laufe des 25. Juni Luft und Mut, und statt des Planes zum Rückzuge wurde ein anderer entworfen, welcher immerhin Entschlossenheit bekundete. La Marmora wollte selbst den Po überschreiten und am Südufer des Flusses zur Armee Cialdinis stoßen, um nun das zu versuchen, was kundige Ratgeber ihm längst empfohlen hatten: mit dem gesamten Heere von Süden her in Venetien einzubrechen und das Festungsviereck zu umgehen.

Aber zu diesem Unternehmen war es zu spät, denn Cialdini hatte von dem ersten Telegramme La Marmoras einen bösen Eindruck gewonnen. Ursprünglich war seine Absicht gewesen, in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni den Po zu überschreiten — das hielt er jetzt für zu gefährlich. Er mußte befürchten, der Erzherzog seinerseits werde über den Po gehen und ihn mit überlegenen Kräften angreifen. Er berief einen Kriegsrat und kam mit seinen Generälen überein, einem Schlage dieser Art durch schleuniges Verlassen des Po auszuweichen und sich gegen Modena zurückzuziehen. Von hier aus konnte man La Marmora die Hand zur Vereinigung reichen.

Bald erfuhr der Erzherzog durch seine Reiterpatrouillen, daß Cialdini sich ihm entzogen habe, und La Marmora durch ein Telegramm, daß sich das Heer Cialdinis auf dem Rückzuge befinde. Es war gar zu vorsichtig von seiten Cialdinis, sich so rasch einschüchtern zu lassen. La Marmora ergriff wirklich die Gelegenheit, um die Schuld des Aufgebens der Offensive auf ihn zu wälzen. Er stellte dem Könige vor, daß sein schöner Plan durchkreuzt sei, und bei den gegenseitigen Vorwürfen der Generäle kam es zu keiner rüstigen That.

Unter diesen Umständen erwog der Erzherzog, ob er sich nicht mit ganzer Kraft auf das Heer La Marmoras werfen solle. Aber bald meldeten seine Kundschafter, daß bereits ein Teil der Armee Cialdinis zu dem Hauptheere gestoßen sei. Nun war die Uebermacht der Italiener zu groß und es war die Frage, ob man das österreichische Heer, die letzte Schutzwehr des Reiches im Süden, durch einen verwegenen Angriff aufs Spiel setzen solle. Von den Alpen herüber flogen Gerüchte von unheilvollen Kämpfen in Böhmen. So überschritt denn der Erzherzog wohl am 1. Juli den Mincio und drang in die

Lombardei ein, aber in der Absicht, einem ernsten Kampfe mit den Italienern auszuweichen. Nur wenn die Feinde selbst zum Angriffe übergingen, wollte er ihnen abermals auf dem österreichischen Ehrenfelde von Custoza die Stirne bieten. Auch langten Weisungen aus Wien ein, daß er die Kräfte sparen und sein Heer für einen größeren Schauplatz erhalten solle.

Dann kam die Schlacht von Königgrätz. Im Norden drang der Feind gegen die Reichshauptstadt vor und das in Italien siegreiche Heer mußte abberufen werden, um die Armee an der Donau zu verstärken. Nur die Festungen blieben besetzt: Erzherzog Albrecht und John eilten nach Wien, um den Widerstand zu leiten. Einzelne Bollwerke, wie die zu Rovigo, wurden gesprengt, um die Kräfte nicht in der Verteidigung Venetiens zu zersplittern. Diese Donnerschläge — man hörte den furchtbaren Knall von Rovigo bis Venedig — verkündigten das Ende der Hoheit Oesterreichs über die Halbinsel. Mit Recht nannten die Italiener dessen Herrschaft die der Deutschen, denn sie war in der That eine Fortsetzung der Gewalt der Ottonen, der Hohenstaufen und Kaiser Karl V. Sie war durch die eigenen Kräfte der Italiener nicht zu erschüttern und nicht zu beseitigen. Noch der letzte Schlag, zu dem Oesterreich ausgeholt hatte, war mit der Löwentatze geführt. Trotz der Mängel seines Heerwesens erwies sich das Reich in den Siegen von Custoza und Lissa als eine Militärmacht ersten Ranges.

Durch die Räumung Venetiens wurde Erzherzog Albrecht in die Lage versetzt, 50000 Mann frischer, siegbewußter Truppen an die Donau zu führen und zur Verteidigung dieses Stromes eine Armee von 200000 Mann zu organisieren, welche bereit war, den Preußen noch einmal in einer Hauptschlacht entgegenzutreten. Oesterreich lag vor dem Friedensschlusse nicht so ganz am Boden als fünf Jahre später das besiegte Frankreich, dessen beste Soldaten sich in deutscher Kriegsgefangenschaft befanden. Das ist die geschichtliche Bedeutung der Schlacht bei Custoza; sie ist nicht bloß eine Episode in den Kämpfen unserer Zeit, sie war vielmehr eine Kraftprobe, ob Oesterreich, trotz des Verlustes seiner Herrschaft in Deutschland und Italien, in sich die Bürgschaften besitze, sich als Großmacht zu behaupten.

XII. Buch.

Aufmarsch des österreichischen und des preußischen Heeres. Unterwerfung Norddeutschlands.

Zu Beginn des Krieges war die strategische Lage Preußens überaus ungünstig. Die beiden Hauptteile seines Gebietes waren durch Hannover und Hessen von einander getrennt, Frankreichs Haltung ungewiß, Oesterreich durch die Truppen der Südstaaten unterstützt. Dazu bohrt sich Sachsen und Nordböhmen in die langgestreckte Südgrenze Preußens; wenn dessen Hauptheer zur Deckung Berlins aufgestellt wurde, so blieb Schlesien dem Einfalle der Oesterreicher ausgesetzt. Da man nun diese blühende Provinz nicht preisgeben wollte, mußte die erste Aufstellung des Heeres in einer langen, leicht zu durchbrechenden Linie erfolgen. Es galt aber vor allem, auf dem entscheidenden Punkte mit überwältigenden Streitkräften aufzutreten; der Nachteil der geographischen Lage mußte durch eine kräftige Offensive wettgemacht werden. Es wurde denn auch in Berlin der Entschluß gefaßt, die Rheinlande fast ganz von Truppen zu entblößen und die beiden Corps aus den westlichen Provinzen zum größeren Teile gegen Oesterreich aufzubieten. Das war bei der rätselhaften Haltung Napoleons ein Wagnis. Moltke drang mit diesem kühnen Rate durch, Bismarck ließ sich überzeugen, obwohl er es anfangs lieber gesehen hätte, wenn wenigstens das 8. (rheinische) Corps die Hut an der Westgrenze gehalten hätte [1]). Ur-

[1]) Ueber diese Meinungsverschiedenheit siehe Roons „Denkwürdigkeiten", II, S. 271, und Moltkes „Gesammelte Schriften", III, S. 424 Anmerkung.

sprünglich wollte Moltke nicht bloß dieses, sondern auch das ganze 7. (westfälische) Corps gegen Oesterreich aufbieten; doch als Hannover zu Oesterreich abschwenkte, ließ man dessen eine Hälfte, die Division Göben, gegen diesen Feind aufbrechen. Die übrigen achteinhalb Corps von den neun des gesamten Heeres wurden gegen Oesterreich in den Kampf geführt.

Dagegen wurde gegen Moltkes Rat der Zeitpunkt des Angriffs immer wieder hinausgeschoben. So kam es vorerst zu tastendem Hinundherschieben großer Truppenteile, was damals wie später die Kritik kundiger Beurteiler hervorrief. Es hieße den Dingen Gewalt anthun, wollte man behaupten, die preußische Heerführung habe von vornherein ihre geistige Ueberlegenheit gezeigt. Dazu fehlte vorerst die Einheit des Entschlusses. Der König machte sich auf die Verteidigung seines Landes gefaßt, Moltke drang unaufhörlich auf gewaltiges und umfassendes Vordringen. Der Chef des Generalstabs hielt dies schon deshalb für geboten, weil die Truppen am Schlusse ihrer Auswaggonierung aus den Eisenbahnen, also am 5. Juni, sich, wie bereits erzählt wurde, in einer weit ausgedehnten Verteidigungsstellung befanden. Das rheinländische Armeecorps und die zum Kampfe gegen Oesterreich bestimmte Division des westfälischen Corps wurden zu Halle und Zeitz auswaggoniert; südlich von Berlin konzentrierte sich, das Herz des Staates deckend, die Garde; an diese schlossen sich, in der Lausitz einen festen Kern bildend, die enger zusammengezogenen Corps aus Pommern, Brandenburg und der Provinz Sachsen (2., 3. und 4. Corps); weiter bei Görlitz das 1. Corps; an der Ostspitze des Halbkreises waren das 6. und das 5. Corps konzentriert, beide vor allem für die Verteidigung Schlesiens bestimmt. Auch Oberschlesien, bis ins österreichische Gebiet hineinragend, war durch eine kleinere Truppenabteilung gedeckt. In den ersten Tagen des Juni war demnach die Armee, über sechzig Meilen zerstreut, in einem großen Bogen von den Quellen der Werra bis zur mittleren Oder verteilt. „Es war das selbstverständlich," so erklärt das Werk des preußischen Generalstabs über den Krieg, „nicht der beabsichtigte strategische Aufmarsch der Armee, sondern eine erste unvermeidliche Etappe zu demselben. Ob von jenen Ausschiffungspunkten aus die weitere Annäherung

der noch getrennten Teile durch Märsche auf der Peripherie erstrebt werden mußte oder durch Operationen nach dem Centrum bewirkt werden durfte, blieb noch abhängig von dem Entschlusse über defensive oder offensive Führung des Krieges überhaupt." Auffallend genug, daß vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges über den Grundgedanken des Feldzugsplans keine Einigung erzielt war [1]).

Viele preußische Offiziere fühlten sich durch diese Anordnungen beunruhigt und am schärfsten gab diesem Gefühle General Steinmetz Ausdruck, der Moltke einen Brief mit scharfem Tadel über diese „Verzettelung" der Streitkräfte sandte, den der Chef des Generalstabs bestimmt abweisend und unterrichtend beantwortete [2]). Einer der Offiziere, der zum Chef eines Armeestabes bestimmt war, fühlte sich verpflichtet, sich an den Grafen Bismarck zu wenden und ihm seine Bedenken vorzulegen: wenn die Oesterreicher nämlich, weniger rücksichtsvoll als König Wilhelm, zum raschen Angriff schritten und mit gesammelter Kraft aus Böhmen vorbrachen, dann trafen sie irgend einen schwachen Punkt der dünnen Kette und hatten alle Aussicht, die geteilten preußischen Streitkräfte zu schlagen. Dieselben Vorstellungen erhob Govone bei Bismarck und Moltke [3]).

Sobald die achteinhalb Corps des preußischen Heeres die Eisenbahn verließen, erging der Befehl an sie, sich enger aneinander zu ziehen. Zwischen dem 6. und dem 10. Juni rückten

---

[1]) Näheres darüber in der Schrift „Der Feldzug Preußens 1866", die zuerst 1867 in der „Edinburgh Revue" (später in der „Revue Britannique", Juniheft) erschien und die man dem Prinzen Friedrich Karl zuschrieb. Dieser ist zwar nicht der Verfasser, aber gewiß wurden für sie Daten aus seiner Umgebung geliefert.

[2]) Briefwechsel zwischen Steinmetz und Moltke in Moltkes „Militärischer Korrespondenz", S. 183—187.

[3]) Govones Bericht vom 22. März bei La Marmora, „Etwas mehr Licht". In der Unterredung, welche Moltke dem Verfasser dieses Buches gewährte, sprach er sich sehr bitter über die Einwendungen der Italiener aus, die den Krieg selbst so schlecht geführt hatten. Er erklärte sehr entschieden, es sei nie sein Plan gewesen, zur *Abwehr* der Oesterreicher die preußischen Truppenteile *diesseits* der preußischen Grenze zu vereinigen; der Krieg konnte nur angriffsweise geführt werden. (Die Unterredung ist im Anhange zum II. Bande [Nr. XIII] abgedruckt.)

die beiden westlichen Corps gegen die Elbe heran; die Heeresteile in Schlesien wurden in den nordwestlichen Teil der Provinz verlegt. Der Kronprinz nahm sein Hauptquartier in Fürstenstein, dem schönen Schlosse des Fürsten von Pleß, halbwegs zwischen Breslau und Trautenau. So verringerte sich die Länge der preußischen Aufstellung auf die Hälfte, aber auch jetzt hatte sie noch eine Ausdehnung von dreißig Meilen. Man kann sich die brennende Ungeduld vorstellen, mit der Moltke mehr denn eine Woche verstreichen sah, ohne daß der wertvolle Vorsprung der preußischen Rüstung ausgenützt wurde [1]).

Die musterhafte Ordnung der preußischen Heeresverwaltung feierte den ersten ihrer Triumphe, alles klappte aufs beste, aber noch gab König Wilhelm nicht den Befehl zum entscheidenden Streiche gegen den Gegner. Und doch konnte der Zweck des Krieges nicht erreicht werden, wenn die österreichischen Heere nicht auf eigenem Boden in großen Schlachten niedergerungen waren. Begreiflich daher der wachsende Ungestüm, mit dem Bismarck den Feuerbrand des Krieges entfachte. Endlich fiel die Entscheidung, der Bundestag beschloß am 14. Juni auf Wunsch Oesterreichs die Rüstung gegen Preußen und König Wilhelms Schwanken hatte ein Ende. Lange hatte er sich bedacht, die alten Bünde zu zerreißen, aber nun wurde der letzte Mann, der letzte Hauch daran gesetzt, den Sieg zu erringen. Zum Schlusse hatten dann seine Ratgeber Mühe, ihn zu einem billigen Frieden mit Oesterreich und Süddeutschland zu bestimmen. Das Schicksal der Häuser Hannover, Kurhessen und Nassau entschied eigentlich der König selbst, und nicht an ihm lag es, daß nicht auch sein königlicher Vetter von Sachsen von Hof und Land vertrieben wurde.

Drei Gruppen von Gegnern, die an Zahl und innerer Kraft überaus verschieden waren, standen Preußen gegenüber. Vorerst die Oesterreicher, welche, mit den 23000 Sachsen vereinigt, über 261000 Krieger in Böhmen und Mähren verfügten.

---

[1]) Neues Drängen Moltkes in dem Vortrage an den König vom 3. Juni: Besetzung Sachsens, dann Aufmarsch am 15. Juni von 174000 Mann auf der Linie Dresden-Bautzen-Görlitz, 94000 Mann bei Landshut in Schlesien, hierauf konzentrisches Einrücken in Böhmen.

Sodann 18400 Hannoveraner und 7000 Kurhessen als Keil zwischen den westlichen und östlichen Provinzen Preußens. Endlich 94000 Süddeutsche, eine zusammengewürfelte Heeresmacht, damals noch zum Teile im Lande zerstreut, kaum fähig, sich vor Ablauf des Juni unbequem zu machen.

Daher wurde im Rate König Wilhelms beschlossen, diesem letzteren, späten Gegner vorerst keine nennenswerte Macht gegenüberzustellen. Dagegen bot man genügende Streitkräfte auf, um über Hannover und Kurhessen herzufallen, die Truppen dieser Staaten entweder nach Süden zu scheuchen oder noch besser, sie zu umstellen und gefangen zu nehmen. Denn Preußen konnte sich in seinem Rücken keinen Feind gefallen lassen, der noch dazu die Verbindungen zwischen den einzelnen Teilen des Staates unterband. Zu diesem Zwecke wurden gegen die 25000 norddeutschen Gegner nicht weniger als 48000 Preußen aufgeboten. Man verschwendete also vorerst nicht einen Mann gegen die noch ungefährlichen Süddeutschen, aber es ward nicht an Kraft gespart gegen den unbequemen Keil zwischen Altpreußen und Rheinland. Waren die 18000 Hannoveraner, um die es sich allein handelte, da der Kurfürst von Hessen nicht einmal die notwendigsten Vorkehrungen getroffen hatte, entwaffnet, so mußte die freiwerdende Truppenmacht die Süddeutschen in Schach halten. Anfangs hatte man nur 48000 Mann gegen die 119000 Soldaten der Mittelstaaten, später, wenn alles im Norden glückte, gegen die 94000 Süddeutschen. Auch das war noch ein starkes Mißverhältnis in der Zahl; die Ungunst, die darin lag, hatte der kommandierende General der Mainarmee, General Vogel v. Falckenstein, durch Raschheit der Märsche und Kühnheit des Angriffs zu ersetzen. Die 48000 Mann, welche man von allen Seiten gegen die Hannoveraner in Bewegung setzte, zogen, wenn auch ein Teil davon durch die Beobachtung Süddeutschlands gebunden war, ein Netz um die kleine Armee König Georgs. Von Norden, von Holstein, rückte nämlich Manteuffel mit 14100 Preußen heran; von Westen, von Minden aus, die Division Göben des westfälischen Corps; von Südwesten, von Wetzlar, die Division Beyer. Selbst wenn die Division Beyer, 18700 Mann stark, vorwiegend die Verteidigung der Rheinprovinz gegen die Süd-

deutschen hätte führen müssen, so waren Göben und Manteuffel stark genug, die hannoversche Streitmacht zu erdrücken.

Die Schwierigkeit lag vor Beginn des Krieges darin, ob man sich nicht in der Schätzung der Kraft der Süddeutschen vergriff. Darin aber bewährte sich Moltkes militärisches Auge. Es war ja gar nicht sicher, ob die Bayern nicht doch rüstiger dreinfahren würden, um das über Hannover geworfene Netz zu zerreißen. Wie nun aber Süddeutschland vorerst gemächlich mobilisierte, ward die Schlinge im Norden rasch zusammengezogen. Gegen den Hauptfeind Oesterreich blieben dann noch 278000 Mann Feldtruppen übrig. Außerdem aber ward noch rasch ein Reservecorps von 24300 Mann vor Berlin zusammengezogen. Man hatte also gegen Oesterreich immerhin eine gewisse Ueberzahl.

Zur selben Stunde, am 15. Juni Vormittags, wurde den Höfen von Hannover, Dresden, Kassel durch die preußischen Gesandten eine im Wesen gleichlautende letzte Mahnung übermittelt. Preußen stellte an sie drei Forderungen. Die Truppen des Nachbarstaates waren sofort auf den Friedensstand vom 1. März zurückzuversetzen; dann hatten die Regierungen zu versprechen, die Wahlen für ein deutsches Parlament zu dem Zeitpunkte auszuschreiben, in welchem dies in Preußen geschehe. Endlich — und dies war der Kern der Verwicklung — sollten die bisher selbständigen Fürsten dem preußischen Vorschlage zur Reform der deutschen Verfassung beitreten und damit auf ihre bisherige volle Souveränität verzichten. In diesem Falle wollte Preußen ihnen auch ihren Besitzstand verbürgen. Im Sinne des alten, durch Verträge geheiligten Rechtes war sein Anspruch ein Einbruch in die Bundesverfassung, und dem wollte sich eine Anzahl von Staaten mit den Waffen widersetzen. Diese Fürsten wollten das von ihnen verlangte Opfer 1848 nicht dem souveränen Volke bringen, ebensowenig beim Fürstentag von 1863 Oesterreich und jetzt noch weniger Preußen zuliebe. Fast ausnahmslos faßten sie den Reformvorschlag Preußens als Kränkung auf — erst nach 1870 haben sie einsehen gelernt, wie hoch sie an Ehre stiegen durch Teilnahme an dem mächtigen Reiche gegenüber ihrer früheren unnatürlichen Stellung als Souveräne von Gnaden der Schwäche des deutschen Volkes.

Die Herrscher Norddeutschlands mußten sich sagen, daß, wenn sie nicht nachgaben, sie um ihre Kronen spielten. Die kleineren fügten sich denn schließlich: die drei Großherzoge von Mecklenburg und Oldenburg, ferner Braunschweig, sowie die freien Städte Hamburg, Lübeck, Bremen erklärten sofort ihren Beitritt zu dem neuen Bunde. Von ganzem Herzen schloß sich Herzog Ernst von Koburg-Gotha an, der schon durch die Militärkonvention vom 1. Juni 1861 die Kriegshoheit Preußens anerkannt hatte. Auch die anderen thüringischen Staaten, die der Hohlheit ihrer Schattensouveränität sich bewußt waren, gaben einer nach dem anderen nach, am hartnäckigsten widerstrebte der Herzog von Meiningen. Die meisten von ihnen sagten sich: siege Preußen, so war ihnen ihr Land gesichert, blieb aber Oesterreich obenauf, dann war ihr Vertrag mit Preußen doch null und nichtig. So deckten sie sich vorsichtig für alle Fälle.

Daß sie nicht so rechneten, nicht Zeit- noch Machtverhältnisse ermaßen, das haben Hannover, Hessen-Kassel und Nassau mit ihren Thronen gebüßt. Zumal König Georg von Hannover glaubte als selbständige Macht zwischen Oesterreich und Preußen unterhandeln zu können, demjenigen sich anschließend, der mehr biete. Mannhaft und klar handelten allein König Johann von Sachsen und sein Sohn Albert; sie erkannten, was ihnen in dem neuen Bunde bevorstand und was ihnen im Falle des Widerstandes drohe. Sie rüsteten, weil es doch um Herrschaft und Ehre ging, seit Wochen aufs ernsteste und schlossen sich von vornherein an Oesterreich an. Mit ihm schlugen sie die Schlachten in Böhmen, und solch gerades Thun hat ihnen den Thron besser bewahrt als das Schwanken jenen norddeutschen Fürsten.

Dagegen war der hannoveranische Hof bis zum Schlusse in Selbsttäuschungen befangen. Am Tage der Abstimmung zu Frankfurt wurde Graf Platen, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, besorgt gefragt, ob nicht schon in den nächsten Tagen der Einmarsch der Preußen in Hannover zu befürchten sei; da meinte der gute Mann, Bismarck werde doch nicht wider Bundesrecht handeln und wohl etwa noch eine sechswöchentliche Frist bis zum Beginn der Feindseligkeiten gewähren — als ob

Preußen auch jetzt noch die langwierigen Formen des deutschen Bundesprozeßrechtes einzuhalten beabsichtigt hätte. Aber noch am selben Tage erhielt das Kriegsministerium die unerwartete Nachricht, daß hart an der Landesgrenze die preußische Division Göben um Minden konzentriert werde. Der Generaladjutant König Georgs, Tschirschnitz, und der Chef des Generalstabes Sichart eilten noch des Abends von Hannover nach Schloß Herrenhausen, wo die königliche Familie weilte. Gerade war der Hof zu einem Konzert versammelt. Zwei Stunden lang mußten die beiden Generäle warten, denn der König durfte nicht im Kunstgenusse gestört werden. Dann erst wurde im Laufe der Nacht beschlossen, die gesamte Armee bei der Hauptstadt zu vereinigen. Rückten dann die Preußen von Westen, von Minden, ins Land, so stand der Rückzug nach Süden gegen Bayern offen. Und näher zog das Ungewitter. Am nächsten Tage überbrachte Preußens Gesandter, Prinz Ysenburg, das Ultimatum, nur bis Mitternacht war Frist zur Ueberlegung gegeben. König Georg lag alles näher als Nachgeben; selbst ein zeitweiliges Sichbeugen unter dem Sturme, etwa bis zu dem erhofften Siege Oesterreichs, wäre ihm unziemlich erschienen und ebenso dachte die gesamte königliche Familie. Als Prinz von Ysenburg mittags zu der letzten Unterredung mit dem Könige nach Herrenhausen hinauskam und wartete, bis er vorgelassen würde, ließ ihn noch rasch die Königin in ihr Zimmer rufen; sie bat den Prinzen, ihren Gemahl nicht mit dem Ansinnen zur Nachgiebigkeit zu behelligen. Dann wurde der Gesandte zum König vorgelassen, und dieser sagte zu dem Prinzen: ein Eingehen auf die Forderungen Preußens sei einer Mediatisierung gleich zu achten — mediatisieren, das erkläre er offen, lasse er sich aber nicht, lieber wolle er mit Ehren untergehen. Der König war damals im Traume einer Macht befangen, die er nicht besaß. Er vermaß sich dem Prinzen gegenüber, den preußischen Truppen mit 50000 Mann entgegenzutreten. Mit Mühe riß ihn der Gesandte aus dieser Täuschung, er zeigte dem König, daß er nur 15000 Mann beisammen habe, die kaum mit dem Nötigsten ausgerüstet seien. Als ihm der Prinz einige genauere Mitteilungen über den Stand der Rüstungen Hannovers machte, warf der König ein, Landesverrat müsse

mitspielen, wenn Preußen dies wisse; übrigens könne Hannover jedenfalls in nächster Zeit 25000 Mann aufbringen, die gesamten 50000 nach einiger Zeit. Der König war nicht zu belehren; dem Vorwurfe, daß ihn Oesterreich durch das Versprechen der Vergrößerung Hannovers mit Oldenburg, Lippe, Waldeck und mit Stücken Preußens gewonnen habe, wich er aus. Kalt entließ er den preußischen Gesandten, der nach der Sitzung des Ministerrates die endgültige Antwort erhalten sollte. Thatsache ist, daß der König sich in seinem Stolze ebensowenig mit Oesterreich wie mit Preußen durch einen Vertrag gebunden hatte. Bei der Beratung selbst stimmten sämtliche Minister für Ablehnung der Forderungen Preußens. Es war bei Georg V. eine Art monarchischer Religion, daß er seine Königsgewalt seinem Sohne ungemindert hinterlassen müsse.

Die Stimme des Landes, so gut hannoverisch sie auch war, sprach sich gegen diese hartnäckige Politik aus. Die Vertretung der Hauptstadt bat noch am 15. Juni durch eine Deputation, die Einigung mit Preußen zu versuchen, und bei den Ständen beantragte Rudolf v. Bennigsen in letzter Stunde die Neutralität des Landes. Der König erwiderte den Stadtverordneten: als Christ, Monarch und Welf könne er nicht anders handeln. Wenn man gerecht sein will, muß man ihm beipflichten. Des Menschen Natur ist stärker als alle Gründe, oft stärker als selbst der augenscheinliche Vorteil. Wer sich selbst getreu untergeht, dem kann menschliche Teilnahme nicht versagt werden [1]).

Preußen zögerte nicht, seine Drohungen zur That zu machen. Mit erstaunlicher Leichtigkeit, beinahe spielend bekamen die preußischen Generäle die norddeutschen Residenzen in die Hand. Eigentlich handelte der Kurfürst von Hessen noch folgerichtiger als König Georg; sein Vertrauen auf sein Gottesgnadentum war so groß, daß er vermeinte, er könne Preußen trotzen und dieses würde vor seiner geheiligten Person scheu zurückweichen. Er schickte seine Truppen nach Süden, um sich Preußens Feinden anzuschließen; er selbst verblieb auf seinem Schlosse Wilhelmshöhe. General Beyer, vom Rheinland vor-

[1]) Der Zusammenstoß Preußens und Hannovers ist ebenso vollständig als unparteiisch in dem Werke Lettows über den Krieg von 1866 nach gründlichen Archivstudien geschildert.

rückend, erreichte am 19. Juni Kassel. Der Kurfürst ward als Staatsgefangener betrachtet; zuerst ward er nach Minden gebracht, dann nach Stettin. Als der Krieg zu Ende war, ließ man ihn natürlich frei, sein Land verfiel dem Sieger. Dem harten und thörichten Herrn weinten die Hessen keine Thräne nach.

Hannover wurde am 17. Juni von der Division Göben besetzt, die gleich den Divisionen Manteuffel und Beyer dem General Vogel v. Falckenstein untergeordnet war. Der König verließ die Hauptstadt, seine Gemahlin blieb mit ihren beiden Töchtern im Schlosse Herrenhausen zurück „als teure Pfänder Meines Vertrauens zu den getreuen Bewohnern Meiner Hauptstadt", wie der König in seiner letzten Proklamation verkündete. Falckenstein erbat sich bei der hohen Frau Gehör; sie empfing ihn würdig und sprach ihr Vertrauen auf die Hilfe Gottes aus. „Der Sieg unserer Sache kann nicht ausbleiben, und der Allmächtige," so sagte sie, die Augen zum Himmel erhebend, „wird das Recht schützen." Unterdessen befand sich der König mit seinem Sohne bei der Armee, welche im Süden des Königreiches um Göttingen zusammengezogen wurde, um sich der Umklammerung durch die von allen Seiten herbeimarschierenden preußischen Heeresteile zu entziehen. Zu Göttingen wurde für das Heer die notdürftigste Rüstung zusammengerafft. Wäre man gleich aufgebrochen, so hätte der König ruhig an der preußischen Division Beyer vorbei, welche Hessen besetzt hielt, weitermarschieren und sich dann mit den Bayern vereinigen können. Aber man wollte die Truppen zuerst schlagfertig machen; als sie, 15000 Mann Infanterie, 2200 Reiter und 42 Geschütze, endlich am 21. Juni den Zug antraten, mußten sie schon stark nach Osten ausbiegen, um jenem Feinde auszuweichen. Uebrigens war vorerst die Gefahr nicht zu dringend; denn Falckenstein vermutete die Hannoveraner noch in Göttingen und setzte den Divisionen Beyer und Göben diese Stadt zum Marschziel, um hier den Feind anzugreifen. Das verschaffte den Verfolgten Luft, sie rückten unterdessen südostwärts über Heiligenstadt nach Langensalza. Als Falckenstein Göttingen leer fand, glaubte er, die Hannoveraner seien ihm entschlüpft, und gab die Verfolgung auf. So hätten diese über Gotha und Eisenach den Thüringer Wald erreichen und in Sicherheit kommen können. In Berlin

aber wachte Moltke aufmerkſam über ihren Marſch, ihm kamen genauere Nachrichten zu und er telegraphierte an Falckenſtein, raſch eine Diviſion mittels Bahn nach Gotha zu ſchicken, um ſich den Flüchtigen vorzulegen. Aber Falckenſtein, dies anfänglich für unmöglich erachtend, ſchlug die Mahnung in den Wind; es lockte ihn mehr, gegen Frankfurt zu marſchieren, das 8. Bundescorps auseinander zu ſprengen und den Bundestag zu verjagen. Daß er ſomit mehrere Tage nutzlos verſtreichen ließ, wurde ihm in Berlin lebhaft verargt.

So winkte König Georg noch ein Hoffnungsſtern, denn die ſchwachen um Gotha ſtehenden preußiſchen Abteilungen konnten ihn nicht aufhalten. Unglücklicherweiſe ließ er ſich hier in Unterhandlungen wegen freien Abzugs ein, die zum Teile der Herzog von Koburg vermittelte; unter verſchiedenen Mißverſtändniſſen verſtrichen mehrere Tage ungenützt. Die Aufforderungen, welche aus Berlin an Falckenſtein ergingen, wurden immer dringender und ſo langte endlich am 25. Juni ſeine Diviſion Göben in Eiſenach an. Damit war den Truppen König Georgs dieſe Straße durch 11000 Preußen verrammelt, und da auch Manteuffel fünf Bataillone unter General Flies nach Gotha ſchickte, war ein Durchbruch nach Süden überhaupt nicht mehr möglich. Als dann der König am 26. Juni die Verhandlungen für abgebrochen erklärte, befand er ſich bereits von allen Seiten umſtellt.

Unterdeſſen war an Falckenſtein die Nachricht gelangt, daß die Bayern von Süden heranrückten, um den Verfolgten die Hand zu reichen. Das beunruhigte ihn ſo, daß er ſeine Truppen teilte; die Mehrzahl ließ er Front gegen den vermeintlichen Feind aus Süden machen. Gegen die Hannoveraner hatte er Manteuffel zur Verfügung, der vom Norden herkam, und Flies, der ihnen die ſüdlichen Straßen verlegte. Er gab, damit ihm der Feind nicht wieder entgleite, dem General Flies den Befehl, den Hannoveranern „an der Klinge zu bleiben". Dieſer nun befolgte den Befehl mutig und faſt zu pünktlich. Er traf die Hannoveraner bei Langenſalza an der Unſtrut am 27. Juni, glaubte, daß ſie ihm nach Norden ausweichen wollten, und beſchloß deshalb, ſie anzugreifen und feſtzuhalten. Aber er hatte nur 9000 Mann bei ſich, und als General Arentſchild auf der anderen Seite ſah, daß er über eine überlegene Macht verfüge,

faßte er den Entschluß, selbst zum Angriffe zu schreiten. Er sandte seine Infanterie über den Fluß gerade auf den Feind los, ließ ihn gleichzeitig durch seine Reiterei im Rücken angreifen und nötigte ihn so zum verlustvollen Rückzug. Das war geschehen, weil Falckenstein sich durch Gerüchte über den Anmarsch der Bayern bestimmen ließ, dem näheren Feinde ungenügende Streitkräfte nachzusenden. Da ereilten ihn neuerlich die schärfsten Befehle aus Berlin, sich, ohne zu zögern, auf die Hannoveraner zu werfen; wie er endlich gehorchte, war ihr Widerstand vergeblich. König Georg sah sich von der Ueberzahl umringt und willigte am 29. Juni in die Kapitulation. Die Mannschaften wurden ohne Waffen in die Heimat entlassen, die Offiziere erhielten mit Beibehaltung der Waffen Urlaub, der König und der Kronprinz hatten freie Wahl, ihren Aufenthaltsort wo immer außer Hannover zu wählen. Sie kehrten nicht wieder in die Heimat zurück.

Nichts schädigte die Sache des alten deutschen Bundes mehr als das ewige Schwanken Bayerns. Die königliche Familie, besonders Prinz Karl, der zum Befehlshaber der Armee ausersehen war, wünschte straffes Zusammenwirken mit Oesterreich; Pfordten aber strebte den Bund der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter Führung Bayerns an; er urteilte geringschätzig über die militärische Kraft Oesterreichs und beugte sich vor Bismarcks überlegenem Geiste. Aergere Zerfahrenheit ist schwer denkbar. Ende Mai traf im Auftrage des Wiener Kabinetts Feldmarschallleutenant Graf Huyn in München ein, um Verabredungen über militärisches Zusammenwirken zu treffen. Prinz Karl ging willig darauf ein. „Se. Königliche Hoheit," schrieb Huyn am 28. Mai nach Wien[1]), „wäre sicher, daß die bayrischen Truppen ganz im Einklange mit den Oesterreichern handeln werden; der Prinz selbst würde gar keinen Anstand nehmen, sich unter das Kommando des österreichischen Heerführers zu stellen, nur würde er wünschen, daß man die nötige Rücksicht auf seinen Rang, namentlich als Feldmarschall, nehme, also mittels einladender Schreiben korrespondiere — nicht direkte Be-

---

[1]) Wiener Kriegsarchiv 1866 unter Nummer 5, 278.

fehle u. dgl." Dem entsprechend wurde der Generalstabschef des Prinzen, General v. d. Tann, nach Wien geschickt. Diesem thatenlustigen Manne schien es selbstverständlich, daß die deutschen Bundesgenossen, wenn sie schon an Oesterreichs Seite fochten, sich mit dessen Heere zu einem großen Schlage gegen Preußen vereinigten [1]). So sorgfältig er später im Kriege mit Frankreich als Befehlshaber eines der beiden bayrischen Corps auf die Ideen der preußischen Heerführer einging, so hatte er jetzt treues Streiten unter Benedeks Oberbefehl im Auge. In Wien kam der bayrische Bevollmächtigte mit der österreichischen Regierung im allgemeinen überein, daß dem Oberbefehlshaber der bayrischen Armee auch die Streitkräfte Württembergs, Badens, Hessens und Nassaus unterzuordnen seien. Dabei sollte mit dem österreichischen Oberkommando ein einheitlicher Operationsplan verabredet werden und demgemäß habe sich Prinz Karl nach den Direktiven der österreichischen Heeresleitung zu richten. General v. d. Tann begab sich dann in das österreichische Hauptquartier nach Olmütz, um den Feldzugsplan zu verabreden. Hier willigte er unter Vorbehalt der Zustimmung seiner Regierung in wichtige Abänderungen des ihm von München mitgegebenen Vertragsentwurfes ein. Der Kern dieser Punktationen war: die Bayern sollten alsbald in Böhmen einrücken, sich als linker Flügel an die österreichische Armee anschließen, um mit ihr den Kampf um die Zukunft Deutschlands aufzunehmen. Die österreichischen Generäle teilten ihm mit, daß sie von der Elbe aus, aber erst frühestens in den letzten Tagen des Juni, den Feldzug beginnen wollten [2]).

---

[1]) Das Nähere in „Oesterreichs Kämpfe", I, S. 143 ff. Mannigfache Ergänzungen hierzu in den Akten des Wiener Kriegsarchivs 1866, 6, Nummer 446, 446 a, b, c, 620 b.

[2]) Auch der kommandierende General in Böhmen, Graf Clam-Gallas, war von den Verhandlungen mit den Bayern unterrichtet, mit denen er Fühlung hätte gewinnen müssen. Am 16. Juni fragte er telegraphisch bei Benedek an, ob er über Pisek mit den Bayern Verbindung suchen solle. Er wurde aber angewiesen, die Hauptsache sei seine Verbindung mit der Hauptarmee (Kriegsarchiv). Aus dem Berichte des Grafen Blome (Wiener Kriegsarchiv 1866, 6, 620) geht hervor, daß in Wien selbst verworrene Anschauungen über die Verwendung des bayrischen Heeres herrschten. Er schreibt an Mensdorff: „Da Eure Excellenz mir gestern telegraphierten, das

In München jedoch wollte man wohl den Zweck, nicht aber die Mittel. Als Generallieutenant v. d. Tann am Abende des 16. Juni in München ankam, wurde er sofort ins Ministerium berufen. Vergebens verteidigte er seine Abmachungen mit Benedek durch die triftigsten militärischen Gründe. Er begegnete tauben Ohren; Herr v. d. Pfordten sprach am lebhaftesten dagegen, daß das bayrische Heer nach Böhmen geschickt werde. Er erklärte, in diesem Falle aus dem Ministerium treten zu müssen; denn es sei unthunlich, Bayern der Ueberschwemmung durch die preußischen Truppen auszusetzen, während das eigene Heer außer Landes kämpfe. Und dabei blieb die bayrische Regierung, da auch Prinz Karl jetzt dieser Ansicht zuneigte. Vergeblich stellte der österreichische Gesandte Graf Blome vor, daß die bloße Defensive Bayerns gegen Preußen nichts zur Entscheidung beitragen werde. Das Münchener Kabinett blieb bei der Ablehnung und am 18. Juni erhielt man in Wien die amtliche Mitteilung, daß die bayrische Armee im Norden des eigenen Landes Stellung nehmen werde. Und dabei blieb es auch, wiewohl Graf Huyn wieder nach München geschickt wurde, um die bayrische Regierung umzustimmen.

Während Preußen die Hand auf Hannover legte, verweilte Benedek mit seinem Heere in Mähren. Alle Welt staunte, daß Oesterreich seine Bundesgenossen ohne Schwertschlag preisgab; man begriff nicht, daß gerade Benedek, sonst voll Feuer und Energie, sich zu thatenlosem Zuwarten verurteilte. Aber wir wissen, daß er auf Rat des Generals Krismanič nicht früher aufbrechen wollte, als bis sein Heer vollständig versammelt war; der im Jahre 1859 begangene Fehler, daß man mit unzureichenden Mitteln in Feindesland vordrang, sollte nicht wiederholt werden. Dazu kam die strategische Doktrin des Leiters

Einrücken der Bayern in Koburg sei erwünscht, und überdies Sachsen, dem Bundesbeschlusse gemäß, geschützt, respektive befreit werden soll, so fehlt es dem Minister nicht an Vorwänden, sein System zu beschönigen. Ich habe ihm entgegnet, daß eine Invasion Preußens nicht zu fürchten sei, mithin eine Defensivstellung im Norden Bayerns der Neutralität gleichkomme und den preußischen Interessen diene. Baron Pfordten versicherte mich hierauf, daß er auch energisch gegen Sachsen oder Hannover zu die Offensive zu ergreifen beabsichtige."

der Operationskanzlei: das Heer sollte sich vorerst in Verteidigungsstellungen halten, jetzt in Olmütz und nach seinem bedächtigen Aufbruche in Ostböhmen. Benedek fühlte seinen Mangel an theoretischem Wissen schmerzlich und ließ deshalb bis zum Zusammenstoße mit dem Feinde seinen Ratgeber gewähren. Er machte kein Hehl aus den Lücken seiner Kenntnisse; es machte schon auf seine Umgebung in Verona eine niederschlagende Wirkung, als er sich vor seiner Abreise durch einen Offizier im Generalstabe, Hold, Vorträge über die Militärgeographie Deutschlands halten ließ. Das reichte offenbar nicht aus, denn in Wien fand ihn einmal Oberst Neuber vor einer Karte Norddeutschlands, und Benedek sagte treuherzig zu ihm: „Ich kenne mich auf dem deutschen Kriegsschauplatz nicht aus, darüber möchte ich einige Vorträge von Ihnen hören."

Unterdessen wurden die nach österreichischem Brauche umfänglichen Instruktionen für die Generäle und Offiziere ausgearbeitet, welche, vom Obersten Neuber entworfen, von Benedek unterzeichnet wurden. Man staunt über die Masse dieser Befehle, welche zumeist nur Vorschriften über Taktik enthalten, die eigentlich schon im Frieden in Fleisch und Blut übergegangen sein sollen, so das Notwendigste über Märsche und Kantonnierungen, Standesausweise und Mobilisierung. Die zwischen dem 12. und 20. Mai erlassenen Anordnungen bilden ein Bändchen von 189 Druckseiten; wer weiß, wie viel bei längerer Dauer des Feldzugs gefolgt wäre [1]). Neuber erhielt die Berichte der Offiziere, welche Deutschland bereist hatten, ferner die Vlassics', der in Schleswig-Holstein die leitenden Persönlichkeiten des preußischen Heeres kennen gelernt hatte, und Pelikans, des Militärbevollmächtigten in Berlin, all dies, um sich ein Bild des Gegners und der wider ihn anzuwendenden Kampfesweise zu machen. Er schärfte, wie wir wissen, den österreichischen Befehlshabern und Offizieren die Anwendung der Stoßtaktik und des Bajonettangriffes ein — ganz im Sinne der in der Armee herrschenden Anschauungen. Daneben gibt es in der Sammlung eine kleine Anzahl von Armeebefehlen, welche offenbar von

[1]) „Sammlung der Armeebefehle und speziellen Anordnungen des k. k. Feldzeugmeisters Benedek, Kommandanten der k. k. Nordarmee vom Jahre 1866" (Erstes Heft), Wien, k. k. Staatsdruckerei 1866.

Benedek selbst herrühren und ein Abbild sind seiner trefflichen Eigenschaften, aber auch der Schranken und der Oberflächlichkeit seiner Auffassung. Er hatte in der Schlacht die Naivetät des Helden, im Rate die eines Kindes [1]). Was er selbst der Armee zu sagen hatte, war nicht viel, aber seine Sprache ist offen und herzhaft: „Will jedem frei und fest ins Auge sehen können," heißt es in einem Armeebefehl, „will daher, daß auch jeder mir mit Offenheit begegne und meine Blicke als ehrlicher Soldat vertrage, dulde somit keine Anonyma, keine Denunziationen, werde aber jeder begründeten Bitte und jedem billigen Wunsch immer gerne nach Möglichkeit Berücksichtigung zuwenden, wenn sie mir im vorgeschriebenen Dienstweg vorgetragen wurden mit offenem Vertrauen und bescheidenem Freimute .... Ich verbiete alle unnötigen Vorstellungen und Courtoisien; es hat mich niemand auf Bahnhöfen oder in meinem Quartiere 2c. zu erwarten, außer wer im Dienste mit mir zu reden hat, oder wen ich eigens dazu befehlige." Der schönste Zug in diesen Weisungen und Armeebefehlen ist die stete, ununterbrochene Fürsorge für das Wohl des Soldaten. Immer wieder werden praktische, wohlwollende Ratschläge erteilt, wie bei Märschen und Lagern nicht bloß für Nahrung und Trank, sondern auch für die Diensteserleichterung und die Bequemlichkeit der Soldaten gesorgt werden müsse. Noch in einem späteren Zeitpunkte, als schon das Heer auf dem Marsche war, sprach der Oberbefehlshaber seinen Tadel darüber aus, daß Generäle und Offiziere des Abends früher ihr Quartier aufsuchten, bevor die Truppen in ihre Schlafräume verteilt seien; sie hätten die Verpflichtung, als die letzten die Nachtruhe aufzusuchen. Dann aber stößt man auf die Vorliebe Benedeks für Aeußerlichkeiten, für den Gamaschendienst, wie er sie aus der alten Schule mitgebracht

[1]) Zu den Unbegreiflichkeiten des Werkes von Sybel gehört der Beginn seiner Charakteristik Benedeks (V. Bd., S. 4): „Er war ein gewissenhafter, verständiger und gebildeter Mann, welcher über seine Verhältnisse und seine Kräfte nachgedacht hatte ..." Man kann Benedek ebensowenig gebildet nennen wie Karl XII. einen besonnenen Feldherrn oder Moltke einen Haudegen. Sybel, der sich außerpreußischen Quellen fast ganz verschloß, vergreift sich in der Regel bei der Charakteristik von Personen und Verhältnissen in Oesterreich.

hatte. So wurde folgender Befehl erlassen: „Die Herren Offiziere aller Waffengattungen haben auch vor dem Feinde immer nur nach Vorschrift, thunlichst nett und sauber adjustiert, womöglich auch immer frisch rasiert zu sein. Ich werde keine Vollbärte, keine sogenannten Pappenheimer-Stiefel, überhaupt keine Abweichung von der Vorschrift dulden.“ Was das Rasiertsein der Offiziere seines Generalstabs betrifft, erwies sich Benedek fast bis zum Tage von Königgrätz von einer beinahe grotesken Nervosität; das war schon seine Schwäche in Friedenszeiten gewesen. Er verbot ferner alle Mitteilungen über Gefechte und Märsche auch in den Privatbriefen der Soldaten an ihre Angehörigen, da das leicht in die Oeffentlichkeit dringen könne. Er erwartete, was die Privatbriefe aus der Armee betrifft, daß seine Soldaten „zwar recht oft und insbesondere nach Schlachten und Gefechten, ihre Eltern, Angehörigen und Freunde über ihr Befinden in Kenntnis setzen, sich jedoch darauf beschränken, ihnen zu schreiben, daß sie brav und tapfer gerauft haben für Kaiser und Vaterland, daß unser Herrgott sie gnädig erhalten hat, oder daß sie die Ehre gehabt, für Kaiser und Vaterland zu bluten.“ Das sei aber auch alles. „In unseren reinen, edlen Soldatenverband soll sich mit unserem Zuthun das große Publikum nicht hineinmengen, es soll in Bezug auf die Oeffentlichkeit überhaupt die Soldatenphilosophie und Bescheidenheit, der Soldatentakt der k. k. Armee sich ebenfalls bewähren.“

Als Benedek am 26. Mai sein Hauptquartier nach Olmütz verlegte und unmutig zusehen mußte, wie die fressenden Schäden der Heeresverwaltung den Vormarsch aufhielten, fand er Zeit genug, sich seiner gern geübten Thätigkeit hinzugeben, über die neu angekommenen Truppen Heerschau zu halten und sie in seiner derb-frischen Weise für sich und für den Krieg zu gewinnen. Man sah ihn oft mitten unter eine Schar Soldaten treten, welche halb ehrfurchtsvoll, halb vertraulich ein Spalier bildeten, das sich dann auf seinem Spaziergange ununterbrochen verlängerte. Auf dem Hauptplatze zu Olmütz stand er nicht selten in einem dieser Haufen, fast jede Truppe des vielsprachigen Reiches in ihren heimatlichen Lauten ansprechend; gemütvolle Anreden, derbe Witze und eine Freigebigkeit, die er geräusch-

voll zu üben liebte, gewannen ihm die Herzen der einfachen Burſche. Er fühlte ſich als Kind des Volkes und verſtand es, mit ihm zu verkehren, während er den Ton mit ſeinen Generälen nicht zu treffen wußte. Einmal zog er den älteſten Unteroffizier der Armee, einen Mann von 71 Jahren, an ſeine Tafel und ließ ihn mitten unter ſeinen Generälen und Offizieren Platz nehmen. Am Frohnleichnamstag ließ er die geſamte Garniſon von Olmütz ausrücken und hielt an die einzelnen Abteilungen Anreden in ihrer Mutterſprache; dann verſammelte er auf dem Oberring alle Militärs, deren Bruſt mit einer Auszeichnung geſchmückt war, und ermahnte ſie in feurigen Worten, ſich neue Ehren zu gewinnen. Ein feiner Beobachter entwirft aus jenen Tagen ein anziehendes Bild von Benedek[1]): „Im Aeußern keine imponierende, ſondern eine mittelgroße, feine Geſtalt, leichten Ganges und trotz der Jahre von elaſtiſchen Bewegungen, mit ſcharf geſchnittenem Profil, lebhaftem Ausdruck der Augen und von einem Temperament, welches ſich in dem leicht erhitzten Rot der Wangen und in einer kurzen, beſtimmten Redeweiſe kundthat.“ Aber während er die Zuverſicht ſeiner Truppen erhöhte und der Abgott der Soldaten wurde, waren ſeine Thaten von den Schatten des Zweifels umdüſtert; die Pläne, denen er ſeine Zuſtimmung gab, entbehrten der Kraft und der Initiative. Es war ihm ernſt mit den Worten, die er an die Schützengilde eines Nachbarſtädtchens richtete, als er auf deren Bitte ſeinen Namen in das Ehrenbuch eintrug: „Reißt das Blatt heraus, wenn ich geſchlagen werde.“

Während der Armeekommandant ſich dieſen Beſchäftigungen hingab, brütete Krismanič über Karten und Büchern, mit den Studien zum Vormarſch nach Böhmen und Sachſen beſchäftigt. Es war augenſcheinlich ein Irrtum geweſen, als man, den Feind von Schleſien her erwartend, die Armee in Mähren aufmarſchieren ließ. Aber Krismanič wollte nichts übereilen; weder die Mahnungen des Kaiſers noch das Drängen der Zeitungen ſollten ihn vorzeitig von Olmütz weglocken.

[1]) Der nachmalige Bürgermeiſter von Olmütz, Joſeph v. Engel, veröffentlichte ſpäter ein beachtenswertes „Kriegstagebuch aus Olmütz“, welches in Willibald Müllers „Geſchichte der königlichen Hauptſtadt Olmütz“ (Wien und Olmütz 1882) zum Abdruck gelangte (S. 305 ff.).

Böhmen, wohin er das Heer zu versetzen gedachte, ist eine natürliche Festung, gegen den Feind durch das Erz- und Riesengebirge geschützt; die Nordspitze des Landes dringt zwischen Sachsen und Preußisch-Schlesien ein wie ein Ausfallsthor in die norddeutsche Tiefebene. Aber Oesterreich hatte diese Gunst der strategischen Lage niemals zu Beginn eines Krieges gegen Preußen benützt, stets war es zur Verteidigung genötigt worden. Nicht die Bodenbeschaffenheit allein entscheidet über den Gang der Kriegsereignisse, der Geist meistert oft die Natur: der schwerfällige Mechanismus des österreichischen Staates fand nicht Zeit, sich des Vorteils zu bedienen. Zur Verteidigung ist Böhmen fast noch geeigneter als zur Basis eines Angriffskrieges. Als erste Bastion liegt der Gebirgswall vor, der aber nicht in den Pässen selbst verteidigt werden kann, da es der Straßen zu viele gibt und eine zersplitterte Aufstellung ohne weiteres durch schnellen Angriff zerrissen werden kann; aber hinter dem Gebirge liegend, kann ein österreichisches Heer die aus den Pässen des Erz- oder Riesengebirges hervortretenden einzelnen Abteilungen des Feindes fassen und schlagen. Uebrigens schuf die Natur eine breite, zum Teile ebene Einsenkung zwischen den genannten beiden Gebirgszügen — hier, über Görlitz und Reichenberg, führen die Straßen, auf denen der Feind stets in Böhmen einzudringen versuchen wird; hier bereitete auch die Hauptmacht der Preußen unter dem Prinzen Friedrich Karl den Angriff vor. Verstärkt aber wird die Position des Verteidigers durch die Flußläufe der Elbe und der Iser. Sie strömen sehr günstig für ihn; der aus den Pässen des Riesen- und Adlergebirges tretende Feind trifft auf die Elbe, das von Reichenberg vordringende Heer muß den Uebergang über die Iser erzwingen. Die Flußlinien empfehlen sich zur Abwehr fast ebenso wie der Zug der Grenzgebirge. Für einen General, der eine theoretische Vorliebe für die Defensive besitzt, liegt es nahe, hier ein schönes Exempel für sein System zu suchen [1]).

Das aber war bei Krismanič der Fall. Die Feldzüge der österreichischen Generäle gegen Friedrich den Großen gaben ihm

[1]) Vgl. die Karte des Kriegsschauplatzes am Schlusse dieses Bandes.

ein wichtiges Beispiel. Fünfmal brach der König in Böhmen ein und nur einmal, in seinem letzten Feldzuge, wurde er gleich an der Grenze erfolgreich abgewehrt. Das geschah im bayrischen Erbfolgekriege 1778; der Erfolg rührte, wie Krismanič meinte, daher, weil Feldmarschall Lacy, der Berater Josephs II. und eigentliche Führer des österreichischen Heeres, Gebirg und Flüsse glücklich zur Deckung der Armee benützte. Damals drang der König aus Schlesien mit dem Hauptheere durch die Bergpässe gegen die Elbe vor; sein Bruder Prinz Heinrich marschierte durch die Lausitz gegen die Iser, und an beiden Flüssen wurde den Preußen Halt geboten. War dies nicht das schönste Vorbild? Als der König die Pässe durchzogen hatte, fand er dort, wo sich seine Anmarschlinien vereinigten, hinter der Elbe die Oesterreicher auf der Hochebene von Dubenetz und Salney fest verschanzt liegen. Wochenlang mühte er sich ab, sie aus ihren Stellungen herauszulocken oder hinauszumanövrieren. Unterdessen bot Laudon an der Iser dem Prinzen Heinrich die Stirn. Nach Anordnung des Kaisers und Lacys mußte Laudon den Fluß in einer acht Meilen langen Linie durch einen Truppencordon verteidigen — zu seiner bittersten Unzufriedenheit, denn er besorgte mit gutem Grund, die Preußen könnten diese Linie durch einen kräftigen Angriff durchbrechen. Aber Lacy behielt Recht — Laudon staunte nur, daß Prinz Heinrich nicht schärfer zustieß und ihn nicht über den Haufen rannte. Damals tadelte Laudon wohl aufs schärfste die Kriegführung Lacys wie die des alternden Königs, der ebensowenig wie Prinz Heinrich seinen Kriegsruhm durch eine Angriffsschlacht aufs Spiel setzen wollte; Laudon war überzeugt, daß das Cordonsystem Lacys verkehrt sei und daß die Preußen nach Erzwingung des Ueberganges über die Iser auch das österreichische Hauptheer zum Rückzuge hätten nötigen können. Statt dessen aber zog es der König vor, nach wenigen Wochen ruhmlos den Boden Böhmens zu verlassen.

Krismanič nun teilte die Anschauungen Dauns und Lacys; er hegte bloß den Wunsch, gleich ihnen umsichtig den ererbten Besitz Oesterreichs zu verteidigen und so den Krieg in Ehren zu bestehen. Nach dem bayrischen Erbfolgekriege ließ Joseph II., um die natürlichen Vorteile der Elbelinie zu verstärken, genau an dem Austritte der Gebirgsstraßen zur Elbe die Festung

Josephstadt anlegen. Eben hierher, dies war der Entschluß Krismanič', sollte das Heer von Olmütz aus geführt werden und dort Stellung nehmen, wo die Oesterreicher 1778 widerstanden hatten. Bei seinen Studien und während der militärischen Durchforschung Böhmens, an der er sich, wie erzählt wurde, zehn Jahre vorher beteiligte, hatten sich diese Ueberzeugungen in ihm gefestigt. In der Gegend von Josephstadt sollte das österreichische Heer nach elf- bis dreizehntägigem Fußmarsche von Mähren her aufs neue konzentriert werden. Die Bedeutung dieser Position war, wenn man sich auf die Verteidigung beschränkte, einleuchtend; auch Moltke bezeichnete in einem Vortrage an den König die Stellung Josephstadt-Königgrätz als die stärkste der Oesterreicher [1]).

Diesen Entwürfen stimmte Benedek vollständig bei; von Josephstadt sollte dann der Siegesflug des österreichischen Doppeladlers beginnen. Er hätte bei all seinen trüben Ahnungen nicht ein Mensch von Fleisch und Blut sein müssen, wenn er nicht trotzdem den Sieg erhofft hätte. Aber indem er allen Entwürfen des Generals Krismanič beitrat und wie er sonach auf die Verteidigung hinter Pässen und Flüssen bedacht war, da wurden alle seine Freunde an ihm irre; sie erkannten den alten Benedek nicht mehr, den Kämpfer von Mortara und Novara, dessen Furchtlosigkeit sprichwörtlich war, sie konnten sich seine zögernde Kriegführung nicht erklären.

Von den Absichten Benedeks wurde sowohl Kronprinz Albert von Sachsen wie der die Truppen in Böhmen kommandierende General Graf Clam-Gallas verständigt. Der letztere befehligte ein Armeecorps, das fünf Brigaden Infanterie und die Kavalleriedivision Edelsheims umfaßte, zusammen 37 000 Mann. Für ihn ergab sich, während das Hauptheer der Elbe zustrebte, die

[1]) Moltke, „Militärische Korrespondenz 1866", S. 153. Daß Krismanič der Feldzug von 1778 als Vorbild seiner defensiven Strategie vorschwebte, fiel auch Oberst Rosinič auf, der an der Ausarbeitung des österreichischen Generalstabswerkes über den Krieg 1866 teilnahm und dessen „Rückblicke auf den Krieg 1866" von J. R. (Wien 1869) manches Wertvolle enthalten. Aus den Darstellungen des Krieges von 1778 bei Janko „Laudons Leben" S. 372—389, und bei Arneth „Maria Theresia", X. Bd., S. 497—537, gehen die Analogien der beiden Feldzüge ungezwungen hervor. Das Nähere im Anhang zum II. Bande dieses Werkes Nr. XXII.

Iser als natürliche Verteidigungslinie. Er erbat sich am 27. Mai die Erlaubnis, seine Truppen hinter dem Flusse konzentrieren zu dürfen. Hier wollte er das sächsische Corps bei dessen Rückmarsch aufnehmen und dann, 60 000 Mann stark, den Versuch machen, das Vordringen der Preußen aufzuhalten. Benedek stimmte dem am 29. Mai bei. Doch war es nicht die Absicht der österreichischen Heerführer, die Iserlinie um jeden Preis verteidigen zu lassen. In mehreren Befehlsschreiben an Clam-Gallas wurde ihm eingeschärft, sich nicht gegen überlegene Streitkräfte in einen gefährlichen Kampf einzulassen; vielmehr solle er dem Drucke nachgeben und sich dann gleichfalls gegen Josephstadt zurückziehen. Hier sollte also die ganze Macht zu einem Hauptschlage vereinigt werden. Entweder hielt man hier den Preußen stand oder aber, falls diese vorzudringen zögerten, wollten die österreichischen Heerführer ihnen entgegengehen.

Das alles hätte übrigens noch zum Siege führen können, entscheidend aber war eigentlich der Zeitpunkt, in dem die Oesterreicher an der oberen Elbe anlangten. Geschah dies rechtzeitig, so befanden sie sich im Mittelpunkte der halbkreisförmigen Aufstellung der getrennten preußischen Armeecorps, und diese konnten beim Einmarsche in Böhmen mit gesammelter Macht angefallen werden. Ursprünglich nahm man in Wien und Olmütz an, daß die Armee am 10. Juni kriegsbereit um Olmütz aufmarschiert sein werde. Aber wie viel fehlte dazu! Wohl war der Fortschritt gegen 1859 unverkennbar; denn jetzt hatte jedes Regiment seinen geschlossenen Werbebezirk, wenn es auch grundsätzlich nicht darin lagerte. Es gab aber immer noch genug Hin- und Hermärsche der Urlauber. Es war angeordnet worden, daß die Regimenter nach Mähren aufzubrechen hätten, sobald zwei Drittteile ihrer Ergänzungen im Standort angelangt seien; die übrige Mannschaft wurde aus der Heimat unmittelbar ins Feldlager befördert [1]). Am 10. Juni sollte das Heer nach den Berechnungen des Kriegsministeriums 192 000 Mann Infanterie zählen, aber es waren erst 153 000 Mann angekommen; im ganzen zählte

[1]) Im französischen Heere von 1870 wurde das System befolgt, daß das Regiment mit aller Hast in verstärktem Friedensstande an die Grenze eilte, die Reserven wurden nachgeschickt. Das wirkte nachteiliger als die österreichischen Anordnungen 1866.

das Heer statt 240000 Krieger um 40—50000 Mann weniger. Zwei ganze Brigaden fehlten noch. Im österreichischen Hauptquartier schlug man das feindliche Heer in diesem Zeitpunkte nach den genauen, später als richtig befundenen Angaben um 60—70000 Mann stärker an als die eigene Heeresmacht. So weigerten sich denn Benedek und Krismanič trotz des Wunsches des Kaisers, den ihnen dessen Adjutant am 6. Juni übermittelte, jetzt schon das Heer einer Hauptschlacht zuzuführen. Und dies mit um so größerem Nachdrucke, als die Intendanz mit den Arbeiten zur Verpflegung des Heeres im Rückstande war. Alle Marschpläne für Truppen und Vorräte waren mit dem Ziele Olmütz angefertigt worden. Festgesetzt war, daß jeder Mann beim Aufbruche eisernen Mundvorrat für vier Tage mit sich tragen solle. Für jede Brigade, 6—7000 Mann, wurde außerdem eine Proviantkolonne zusammengesetzt, genügend, um Nahrungsmittel für weitere zwei Tage zu gewähren. Die Armeecorps (3—4 Brigaden) wieder sollten einen Park mit sich führen, der Vorräte enthielt abermals für vier Tage. Für zehn Tage sollte also die Verpflegung sichergestellt sein, bevor der Marsch gegen den Feind beginne. Da aber diese Vorräte im Laufe der Operationen erfahrungsgemäß nicht ausreichen, so mußten große Nachschubsmagazine angelegt werden. Vier von diesen wurden in Mähren und nur eines in Böhmen errichtet; deren Transport war überaus langwierig, da man 2800 zweispänniger Fuhren bedurfte, um ein Magazin fortbewegen zu können. Man begreift das Verfehlte eines Operationsplanes, nach welchem vier dieser Magazine 30—40 Meilen entfernt von jenen Gegenden angelegt wurden, wo die österreichischen Heerführer ihre Armee eigentlich aufmarschieren lassen wollten. Deshalb wollten sie auch mit dem Abmarsche von Olmütz nach Josephstadt gar nicht so lange warten, bis die großen Reservemagazine angelegt waren. Aber am 10. Juni, an dem Tage, an welchem das Heer eigentlich von Olmütz aufbrechen sollte, waren nicht einmal die Kolonnenmagazine der Brigaden und der Armeecorps vollständig organisiert [1]). Kostbare Wochen ver-

[1]) Es war dieselbe Schwerfälligkeit wie in den Napoleonischen Kriegen. Graf Grünne, der Adjutant Erzherzog Karls, gab dem Unwillen darüber

strichen also ungenützt; diese Versäumnisse, die nur eine Wiederholung der die österreichische Kriegführung seit jeher schädigenden Mängel waren, sollten sich bald schwer rächen.

Es ist eine der Kernfragen in der Geschichte dieses Krieges, ob das lange Verweilen der österreichischen Armee in Mähren durch diese Mißstände gerechtfertigt war oder ob Krismanič Schuld trägt an dem verspäteten Eintreffen des Heeres auf dem böhmischen Kriegsschauplatze. Daß er und mit ihm Benedek starke Gründe zu ihrer Entlastung anführen können, liegt auf der Hand. Dennoch luden sie durch ihr Zögern schweres Verschulden auf sich. Denn sie verfügten am 10. Juni über 200000 Mann Kerntruppen und es galt bloß, sie im eigenen Lande zu verschieben, nicht sich blind ins Ungewisse zu stürzen. Böhmen ist ein reiches Land, das Heer hätte dort nicht Mangel gelitten. Nach Siegen und Niederlagen sind viel raschere, schlechter vorbereitete Märsche notwendig, die dazu oft im feindlichen Lande unternommen werden müssen. Die Unzufriedenheit im Heerlager war denn auch allgemein. Offiziere und Mannschaft verlangten, endlich doch an den Feind geführt zu werden. Hochmütig aber wies Krismanič jeden Rat von sich. Er that sich etwas zu gute darauf, sich in seinen Plänen nicht beirren zu lassen, Starrsinn hielt er für unerschütterliche Konsequenz. Einem Freunde, der ihm Vorstellungen machte, brachte er in Erinnerung, wie oft er ihn am Schachbrette überwunden hatte, er werde wohl auch in diesem ernsten Spiele der Klügere sein. In diesem Sinne wurden auch die Unterhandlungen mit dem bayrischen General v. d. Tann geführt; in dem mit ihm abgeschlossenen Vertrage ist verabredet: „Die k. k. Nordarmee wird — unvorgesehene Ereignisse abgerechnet — mit Ende Juni oder in den ersten Tagen des Juli im nordöstlichen Böhmen

---

in der Klage Ausdruck, daß jeder Versuch der Reform vergeblich gewesen sei: „Aber was würde auch dann aus dem methodischen Gange unserer Militäradministration werden, aus unserer Schulknabenverantwortlichkeit, aus den Oekonomiekommissionen, die uns zu Grunde richten, den Verpflegsdepartements, die uns aushungern, aus unserer Buchhaltung, die sich immer irrt, aus unseren Kontrolen, wer am wenigsten stiehlt, aus unserem Kriegsrat, der nie einen Rat gibt, aus unserer Bureauherrschaft, die uns zu Boden drückt!"

zwischen der oberen Elbe und der Iser — das Riesengebirge vor der Front — konzentriert sein." [1])

Wie aber auch das Urteil über die österreichische Heeresleitung lauten möge, so findet sie dadurch ihre Rechtfertigung, daß sie stets davor warnte, den Ausbruch des Krieges zu übereilen, Warnungen, welche von der Diplomatie in den Wind geschlagen wurden [2]). Es bestand ein verhängnisvoller Widerspruch zwischen der Eilfertigkeit des auswärtigen Amtes, das in Holstein und am Bundestage den Krieg entzünden half, und der Schwerfälligkeit der Rüstungen. Wohl wurde Oesterreich durch jede Note Bismarcks aufs äußerste gereizt; in Holstein wurde gegen seine Kommissäre sogar Gewalt angewendet. Aber die Klugheit hätte geboten, sich eher eine Beleidigung mehr gefallen als sich zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen zu lassen. Weshalb nicht drei Tage, weshalb nicht eine Woche klugen Hinhaltens zu Frankfurt? Die Freunde Oesterreichs glaubten, sein Heer werde nach dem Bundesbeschlusse vom 14. Juni wie ein Hammer auf den Feind niederschmettern. Unterdessen aber stand dieses Heer im Inneren wie festgenagelt und die Preußen überschwemmten Norddeutschland. Zumal das Preisgeben Sachsens übte auf Europa den tiefsten Eindruck.

Am Tage des Einmarsches der preußischen Truppen in Hannover und Kurhessen, am 15. Juni, wurde von ihnen auch sächsisches Gebiet besetzt. Dieses Königreich stand der Vereinigung der drei Teile des preußischen Hauptheeres im Wege, die insgesamt Böhmen zum Ziele hatten. An der Elbe stand General Herwarth v. Bittenfeld mit anderthalb Armeecorps, zwanzig Meilen östlich in der Lausitz Prinz Friedrich Karl und noch weiter in Schlesien der Kronprinz von Preußen mit seinem Heer. Die Elbearmee unter Herwarth konnte den Truppen

---

[1]) Auch die ersten Marschentwürfe für das österreichische Heer, die im Kriegsarchiv aufbewahrt werden, zeigen, daß Krismanič erst um den 30. Juni das Heer bei Josephstadt zu versammeln gedachte.

[2]) Rosinič (S. 288) findet, daß Benedek und Krismanič gut daran thaten, sich nicht vorzeitig zum Aufbruche bestimmen zu lassen; sie hätten überhaupt an ihrem Plane festhalten und auch später nicht dem Drängen aus Wien nachgeben sollen. Diese Ansicht ist wohl nicht stichhaltig, aber sie wurde nach dem Kriege doch von manchen Offizieren geteilt.

Friedrich Karls nur über Sachsen die Hand reichen. Dresden lag dabei auf dem Wege, Herwarth erhielt den Befehl, die Hand auf die Stadt zu legen.

Keiner der deutschen Mittelstaaten hielt sein Heer so schlagfertig wie Sachsen. Kronprinz Albert, dessen militärische Begabung sich früh zeigte, trug dafür Sorge; er fand selbst den Kriegsminister zu säumig in den Vorbereitungen [1]). Ungleich besser als in Oesterreich waren bereits die Proviantkolonnen zusammengestellt, um den Rückmarsch des Heeres zu begleiten. Das sächsische Fußvolk war ebenso bewaffnet wie das österreichische; es besaß keine Hinterlader, sondern das Lorenzgewehr. Die allgemeine Wehrpflicht bestand nur grundsätzlich im Lande; thatsächlich war Stellvertretung gestattet, und der Staat stellte die Ersatzmänner aus den Reihen der Soldaten, welche länger zu dienen bereit waren. Es gab 3600 solcher Ersatzmänner im Heere, zum großen Teil Unteroffiziere, ein tüchtiger Kern der Armee. Seit Wochen waren die Sachsen marschbereit, denn sie wollten sich nicht wie 1756 überfallen und aufheben lassen. Schon am 19. Mai war das Heer südlich von Dresden in Kantonnements vereinigt. Ursprünglich hatte der Kronprinz beabsichtigt, den Aufmarsch der Preußen zu erwarten, ihnen, um die Waffenehre zu wahren, ein Treffen zu liefern und dann den Weg nach Böhmen einzuschlagen. Da er aber aus seinem

---

[1]) Wiener Kriegsarchiv, Brief des Kronprinzen Albert an Kaiser Franz Joseph (1866, 6, S. 620a) vom 17. Juni 1866:

„Du wirst mich einen Wortbrüchigen schelten, wenn ich Dir melde, daß ich in so kurzer Frist nicht bei euch erscheinen kann, als ich gesagt. Gestern habe ich mich bei Dresden konzentriert. Mit der Eisenbahn kann ich aber nichts entsenden, da unser Kriegsminister in der argen Verblendung, es komme zu nichts, erst den Fünfzehnten nachmittags begann, seine Vorräte zur Eisenbahn abzusenden, so daß ich kein Material übrig behielt.

„Da auch die k. k. Staatsbahn nur ein Geleise hat, so konnte das gebrauchte Material auch nicht so schnell zurückgesendet werden. Ich habe daher meinen Marsch angetreten und denke morgen die Grenze zu überschreiten. Ich werde versuchen, von weiter rückwärts gelegenen Punkten, Lobositz, Theresienstadt, Raudnitz, Truppen per Eisenbahn zu transportieren, werde aber wohl gezwungen sein, bei Nimburg das Corps zu konzentrieren. Die .... gehen übrigens langsam vor, wir haben kaum einen gesehen. Morgen werden sie wohl ihren ruhmgekrönten Einzug in Dresden halten!"

Briefwechsel mit Benedek erfuhr, wie weit die Oesterreicher im Rückstande waren, gab er diesen Gedanken auf. In drei Kolonnen näherte sich die Armee General Herwarths der Hauptstadt. In dieser ließ der König eine geordnete Regierung unter einigen Ministern und Generälen zurück. In der Nacht zum 18. Juni übernachtete der König zum letztenmale in seinem Lande. Am nächsten Morgen ließ er Herrn v. Beust aus dem Schlummer wecken und richtete an ihn folgende Worte: „Ich habe wenig geschlafen und noch alles durchdacht. Ich hoffe, der Sieg wird auf unserer Seite sein, und dann könnte vielleicht daran gedacht werden, daß wir unser altes Land wieder erhalten. Das aber ist nicht mein Wille. Es hieße alte Feindschaften verewigen und selbst schlechte, weil abgeneigte Unterthanen erwerben." Beust wies den König darauf hin, daß man sich nach den Ereignissen richten und die Frage offen halten könne. Aber im stillen, so fügt er der Erzählung dieses Erlebnisses hinzu, dachte er bei sich, daß es dieser Eröffnung halber nicht dafür gestanden sei, gar so früh geweckt zu werden.

Am dritten Tage ihres Einmarsches erreichten die Preußen Dresden. Sie hielten sich auch in der Hauptstadt nicht auf, sondern rückten unaufhaltsam der böhmischen Grenze zu. Ihnen reichte über Zittau her das Heer des Prinzen Friedrich Karl durch vorgeschobene Abteilungen die Hand — der erste strategische Erfolg der Preußen war mühelos erreicht. Der Besitz von Dresden war für sie so viel wert wie eine gewonnene Schlacht; denn sie besaßen damit die wichtigen Positionen am Ausgange des Erzgebirges und der Lausitzer Berge. Mit gutem Grunde hatte Friedrich der Große und dann Napoleon I. im Jahre 1813 mit aller Macht gerungen, um die Stadt festzuhalten. Böhmen gleicht einer starken Festung, Dresden ist das vorgeschobene Fort. Nun war das Außenwerk ohne Flintenschuß verloren.

In diesen Tagen schlug man in Berlin der Oesterreicher Angriffskraft und Angriffslust noch hoch an; ihr Vorbrechen aus Böhmen wurde in der Woche vor dem Einmarsche der Preußen in Sachsen unaufhörlich erwartet. Weshalb sie nur zögerten? Man war im preußischen Hauptquartier über die damalige Stellung des Gegners nur unvollkommen berichtet.

Der preußische Generalstab bekannte später, er habe bis zum 11. Juni angenommen, die Hauptmacht der Oesterreicher sei in Böhmen zum Angriffe aufgestellt [1]). Erst an diesem Tage kam er zur Kenntnis der österreichischen Ordre de bataille, aus der man erfuhr, daß die Oesterreicher fast mit ihrem gesamten Heere in Mähren um Olmütz lagerten.

In Mähren? Es war für eine große Auffassung des Krieges nicht recht verständlich, was sie dort suchten, da sie von ihrer seitlichen Stellung bei Olmütz ihren sächsischen Bundesgenossen erst in 15 bis 18 Tagemärschen zu Hilfe kommen konnten. In Berlin zog man den Schluß, der Gegner wolle von Mähren aus in Schlesien eindringen und diese preußische Provinz an Stelle Venetiens zum Faustpfande nehmen. Diese Annahme war, wie wir heute wissen, irrig [2]), sie führte aber zu einem wichtigen Beschlusse im Rate König Wilhelms: Maßregeln wurden befohlen zum Schutze Schlesiens. Zumal Kronprinz Friedrich Wilhelm, dem ursprünglich nur zwei Armeecorps, das 5. und 6., zur Verteidigung Schlesiens anvertraut waren, fühlte sich durch die Oesterreicher in Mähren aufs stärkste bedroht. Es war später noch ein drittes Corps, das ostpreußische, seinem Befehl unterstellt worden, aber Benedek konnte mit sechs Armeecorps binnen acht Tagen in Oberschlesien erscheinen. Nun waren die Truppen des Kronprinzen eine Woche früher nach Nordwest abgerückt, um sich dem Mittelpunkte der preußischen Aufstellung, der Lausitz, zu nähern und dann im Einklange mit der Hauptmacht zu handeln. Dadurch aber war das südliche Schlesien von Truppen beinahe ganz entblößt. Ueber diese Verhältnisse entspann sich zwischen Moltke und Blumenthal, dem Generalstabschef des Kronprinzen, ein interessanter Briefwechsel. Blumenthal, besorgt, daß die Hauptmacht auf ihn fallen werde, ist voll von Plänen, zur Abwehr bereit, feurig, unternehmend, Moltke besonnen, alles überblickend; die beiden Generäle arbeiten in voller Uebereinstimmung. Jedem von ihnen war es unzweifelhaft, daß Benedek

[1]) „Der Feldzug in Deutschland", S. 37.

[2]) Das preußische Generalstabswerk hält an dieser Annahme fest, da zur Zeit seiner Abfassung die Vorgänge im österreichischen Hauptquartier noch nicht bekannt waren. Das ging dann in spätere Werke über.

in Schlesien einrücken wolle, wenn auch das preußische Hauptheer von Dresden-Reichenberg her drohte: „Ein kräftiger Führer wie Benedek," urteilte Moltke damals im Einklange mit denjenigen, welche ihn von seinen italienischen Feldzügen her kannten, „wird sich dadurch nicht unbedingt bestimmen lassen, die Operation in Schlesien aufzugeben." Somit erbat sich das Hauptquartier des Kronprinzen die Vollmacht, einen Gegenmarsch wider Benedek ausführen zu dürfen, um Oberschlesien zu decken. Die Erlaubnis wurde am 10. Juni erteilt. Da aber die Gefahr für dringend angesehen wurde, so teilte man dem Kronprinzen noch ein viertes Corps, die Garde, zu, welche bisher dem Heere des Prinzen Friedrich Karl zugezählt wurde. Prinz Friedrich Karl machte sich sogar bereit, wenn der Kampf in Schlesien ausbreche, dem Kronprinzen zu Hilfe zu ziehen. „Mögen Eure Majestät," schrieb er dem Könige am 11. Juni, „in meiner Person kein Hindernis für meine Heranziehung zur zweiten Armee erblicken, vielmehr meine Versicherung entgegennehmen, daß ich nur die Sache im Auge habe und es mir zur Ehre schätzen werde, unter des Kronprinzen und jedes anderen jüngeren Generals Befehle zu treten." Moltke äußerte seine Befriedigung über des Prinzen militärische Einsicht und Selbstverleugnung — man sieht, alle preußischen Generäle überschätzten die Angriffslust Benedeks. Der Kronprinz gebot bereits über vier Armeecorps, nahe an 130 000 Mann, eine stattliche Macht, welche einem österreichischen Angriffe von Olmütz her die Stirne bieten konnte und mit der er eine feste Stellung an der Glatzer Neisse bezog. Das eine Gute hatte Benedeks langes Verweilen in Mähren, daß die Preußen über seine Absicht im Dunkel blieben[1]). Das Heer des Kronprinzen entfernte sich durch das Abrücken an die Neisse wieder um fünf bis sechs Tagemärsche von dem des Prinzen Friedrich Karl, und die preußische Armee zerfiel auf diese Weise in zwei ungefähr gleiche Hälften, die getrennt von einander zu operieren hatten. Er wird sich zeigen, welche Nachteile sich daraus bei dem Einmarsche des Heeres in Böhmen ergaben. Unerwartet kam dadurch das österreichische Heer, sobald es sich in Nordostböhmen

[1]) Vgl. Graf Fred Frankenberg „Kriegstagebücher" S. 14, 15.

um Josephstadt konzentrierte, in eine bessere Lage. Hätten die Oesterreicher eine Heerführung von Scharfblick und Entschlossenheit besessen, so konnte dieser Sonnenblick des Glücks ihnen reichen Vorteil bringen. Den Preußen aber gereichte es zum Nachteile, daß der Beginn des Krieges, entgegen der Meinung Moltkes, hinausgeschoben war: da die Besetzung Dresdens zwei, drei Wochen später erfolgte, als der Generalstabschef empfohlen hatte, konnten die Oesterreicher doch noch ungehindert die obere Elbe erreichen.

Der treffliche Kundschaftsdienst, der im österreichischen Hauptquartier durch Oberst Tegetthoff eingerichtet war, verschaffte Krismanič die Kenntnis aller dieser einander aufhebenden Bewegungen der preußischen Corps. In den ersten Tagen des Juni wurde im österreichischen „Evidenzbureau" eine Karte entworfen, welche die damalige Aufstellung der preußischen Corps von Torgau bis Glatz verzeichnete; es war das, wie wir heute beurteilen können, ein genauer Wegweiser. Dann wurde dem österreichischen Hauptquartier bekannt, daß das preußische Heer gegen die Lausitz enger zusammenrücke; schon am 16. Juni wußte Tegetthoff wieder der Heeresleitung zu melden, daß das Heer des Kronprinzen in Schlesien durch die Garde verstärkt sei. Seitens der Oesterreicher wurde ein Mittel angewendet, das sich zum erstenmal im amerikanischen Bürgerkriege erprobt hatte: der Telegraphendraht, der vom Hauptquartier des Kronprinzen nach Berlin lief, wurde insgeheim in einem Walde mit einem Handapparat in Verbindung gesetzt und einige Depeschen abgelesen. Auch die letzte Verschiebung der preußischen Corps in Schlesien gegen Südosten kam zur Kenntnis des österreichischen Hauptquartiers. Das aber machte Krismanič wieder stutzig, denn er hielt diesen Marsch für die Vorbereitung zu einer preußischen Offensive gegen Mähren. So beobachteten sich die Gegner, jeder mutete dem anderen die Absicht des Angriffes zu und zögerte infolge dessen, selbst vorzubrechen. Benedek schob denn auch den Aufbruch des Heeres aus Mähren wieder um einige Tage auf. Seine Truppen waren längs der Eisenbahnlinien in Städten und Dörfern einquartiert; er konzentrierte sie vorerst in Nordmähren, um einem etwa von Schlesien her drohenden Angriffe zu begegnen. Doch wurden gleichzeitig die

Marschpläne für den Zug nach Böhmen vorbereitet. Durch das Abwarten der Bewegungen der Preußen vergingen wieder einige Tage. Indem man im österreichischen Hauptquartier alles erwog, alles vorhersehen wollte, sich methodisch auf jeden Fall vorbereitete, wurde der durchgreifende Entschluß immer verschoben.

Nirgends wurden diese langstieligen Vorbereitungen mit größerer Ungeduld verfolgt als im kaiserlichen Hoflager zu Wien. Denn Oesterreich war seinen deutschen Bundesgenossen den Beweis schuldig, daß ihr Geschick in kräftigen Händen lag. Kaiser Franz Joseph hatte Benedek auf dessen Wunsch einen, wie der bescheidene Mann glaubte, Kundigeren an die Seite gestellt, zugleich erhielt er die Zusage, das Heer durchaus selbständig, ohne Einflußnahme von Wien aus leiten zu dürfen. Man hatte in Wien Krismanič nicht für den methodischen Zauberer gehalten, als der er sich entpuppte. Der Kaiser hielt es denn für geboten, bei seinen Generälen jetzt nochmals und ernster auf den Beginn der Operationen zu dringen; seinem Versprechen gemäß geschah dies in Form eines freilich kaum abweislichen Wunsches. Er sendete am 16. Juni an den Feldzeugmeister ein Telegramm folgenden Wortlauts: „Die Ereignisse in Deutschland machen den Beginn der Operationen dringend erwünscht. Da aber die militärischen Interessen die entscheidenden sind, so überlasse ich Ihnen, den Zeitpunkt zum Beginn des Vormarsches zu bestimmen, und erwarte telegraphischen Bericht über Ihren Entschluß.“ Allsogleich antwortete Benedek, daß die Befehle zum Aufbruche bereits erlassen seien — die Konzentration des Heeres war am selben Vormittag angeordnet — und telegraphisch wurden dem Kaiser die Grundzüge des Marschplanes mitgeteilt [1]). Wichtiger aber war ein längerer schriftlicher Bericht Benedeks an den Kaiser von demselben Tage. Das Schriftstück klingt sorgenvoll genug. Es begründet zuerst die Notwendigkeit der Konzentrierung in Mähren,

---

[1]) Benedek sagte dem bayrischen Militärbevollmächtigten am 30. Juni, der Wunsch des Kaisers, mit dem Heere aufzubrechen, sei ihm Befehl gewesen. So Oberst v. Lettow in der Recension der 1. Auflage dieses Werkes im „Militär-Wochenblatt“ 1897 Nr. 40.

da man nicht über Böhmen nach Sachsen marschieren könne, bevor es sicher sei, daß der Feind nicht seitwärts aus Schlesien ins Land breche. Sobald darüber Beruhigung herrsche, werde man zur Offensive schreiten. Aber, so legte der Feldzeugmeister dar, es sei zu bedenken, daß er nach den letzten Ausweisen nur über 153 000 Mann Infanterie verfüge, das preußische Heer über mehr als 200 000. Nur dann, wenn sich wirklich das sächsische und das bayrische Heer mit dem seinigen vereinigten, sei er dem Feinde gewachsen. „Diese Vereinigung würde am zweckmäßigsten an der Elbelinie erfolgen, und geschieht dies, so steht mein Entschluß fest, mit den vereinigten, dem Gegner an Zahl fast gleichen Kräften die Offensive aus Böhmen zu ergreifen, die feindliche Hauptkraft aufzusuchen, unbekümmert wo sie stehe, weil ich in diesem Falle mich berechtigt glaube, auf den Sieg auf dem Schlachtfelde zählen zu können, und selbst ein Mißgeschick nicht jene Folgen haben könnte, wie sie eintreten müßten, wenn ein solches meine Armee in einer strategisch ungünstigen Stellung und bei dem gegenwärtigen Stärkeverhältnis träfe."

Aus diesen Zeilen spricht die Ahnung eines Mißerfolgs. Ohne die Ankunft der bayrischen Armee hielt das Hauptquartier sonach die Offensive für gewagt, und dies, obwohl Oesterreich seine Kräfte aufs äußerste angespannt hatte. Wohl erklärten die Berichte der Unterbefehlshaber, die Truppen seien schlagfertig, die Vorbereitungen ausreichend, wenn auch einzelne auf den einen oder den anderen Mangel, besonders an genügendem Schuhwerk, hinwiesen. Vergleicht man diese amtlichen Schilderungen mit denen aus dem Jahre 1859 oder mit der entsetzlichen Verwirrung, welche 1870 im französischen Heere bestand, so zeigt sich, daß Oesterreich aus den Erfahrungen des letzten unglücklichen Krieges Nutzen gezogen hatte[1]). Es fehlt in diesem

[1]) Zahlreiche Berichte darüber im Wiener Kriegsarchiv, besonders 1866, 55, vom 5. Juni. Vom 1. Armeecorps heißt es in diesem Auszuge der Berichte der Corpskommandanten: „Bis auf einige unbedeutende Mängel marschbereit und schlagfertig." Nur über die Schuhe wird geklagt; beim 33. Regimente fehlen Eßschalen. Das 2. Corps „ist bis auf die noch nicht vollführte Dotation des Kolonnenmagazins und des Schlachtviehdepots vollkommen operationsfähig". Doch fehlen bei der Brigade Thom noch

Lande vielfach an straffer Disciplin, an der Gewohnheit strenger, pünktlicher Pflichterfüllung, doch besteht offene Lernbegierde, gesunder Verstand und im Ganzen regelrechte Amtsführung. Der Volkscharakter ist elastisch, nach erlittenem Unglück schnellt er rasch zu frischer Thätigkeit und Hoffnung auf. Aber unüberwindlich ist der Pessimismus, der oft begründet, oft krankhaft die Schwungkraft lähmt. Diesesmal spielte die Pedanterie des Generals Krismanič wie das geringe Selbstvertrauen Benedeks übel mit. Am 18. brach noch einer ihrer Hoffnungspfeiler: nach Wien kam die Kunde, daß die Bayern nicht nach Böhmen ziehen, sondern für sich fechten wollten.

Der Aufbruch nach Böhmen erfolgte endlich, da neue Mahnungen aus Wien kamen [1]); Jubel herrschte in den Stand-

585 Mann, 17 Pferde; beim 64. Regimente fehlen 300 Mann, beim 80. Regimente sind 460 unabgerichtete Wiener Freiwillige. Auch beim 3. und 4. Corps fehlt noch Mannschaft (die oben erwähnten Reservistennachschübe). 6. Corps: „Nach genauer Inspizierung sich die Ueberzeugung verschafft, daß das Corps vollkommen schlagfertig und zu jeder Kriegsunternehmung in guter Verfassung ist." Nur die Beschuhung zeigt Mängel. Von einem Regimente des Corps wird gesagt: „Zeigt sich sehr weich, dürfte sich bei kluger Schonung bald erhöhen." — Aehnliches von den anderen Truppenteilen. Man vergleiche damit die Verrottung der französischen Kriegsverwaltung im Jahre 1870. Am 24. Juli, 14 Tage vor der Schlacht bei Wörth, schreibt der Intendant des 3. Corps vor Metz an den Kriegsminister: „Das 3. Corps verläßt morgen Metz. Ich habe keine Lazaretgehilfen, Verwaltungsarbeiter, Lazaretwagen, Feldbacköfen, keinen Train, und bei der 4. Division und der Kavalleriedivision habe ich nicht einmal einen Beamten." Ueberhaupt meldet der französische Generalintendant vom 20. Juli: „Hier gibt es weder Zucker, noch Kaffee, Reis, Branntwein, Salz, sehr wenig Speck und Zwieback. Schicken Sie dringend wenigstens eine Million Rationen nach Thionville." Der kommandierende General des 2. Armeecorps meldet unter dem 21. Juli von St. Avold: „Das Depot schickt enorme Packete, welche für den Augenblick unnütz sind. Wir haben nicht eine einzige Karte von den Grenzen Frankreichs." General Michel telegraphiert aus Belfort, er habe seine Brigade dort nicht aufgefunden und suche sie vergeblich 2c. 2c.

[1]) Benedek an den Generaladjutanten des Kaisers, Crenneville, am 17. Juni: „Nachdem der Herr Oberstlieutenant Beck mit Bestimmtheit versicherte, daß nach den gestern im Evidenzbureau des Kriegsministeriums eingetroffenen Nachrichten die preußische Hauptmacht zwischen Landeshut und Görlitz noch versammelt ist und die Bewegungen des 5. und 6. Corps (in Schlesien) in östlicher Richtung wohl nur als Demonstrationen zu dem

lagern, als die Armee sich endlich in Marsch setzte. Es war eine förmliche Völkerwanderung, welche sich auf drei Straßen gegen Josephstadt bewegte. An 180000 Soldaten, dazu ein ungeheurer Troß von Wagen und Pferden, von Schreibern und Dienern wogten gegen Nordwest. Mit ihnen sollten sich dann die 60000 Oesterreicher und Sachsen vereinigen, die schon in Böhmen standen. Die Kolonnen bewegten sich längs der preußischen Grenze; um nun den Flankenmarsch gegen jede Störung seitens des Feindes zu decken, erhielt das 2. Armeecorps, welches schon am weitesten vorne gegen Böhmen lag, den Befehl, an der Grenze selbst mit einer Kavalleriedivision Aufstellung zu nehmen zur Hut gegen einen Seitenstoß aus Preußisch-Schlesien.

Hinter dieser schützenden Wolke setzte das Heer, den verfügbaren Straßen entsprechend, seinen Marsch in drei parallelen Kolonnen fort. Die Eisenbahn von Olmütz nach Josephstadt wurde ausschließlich für Proviantbeförderung benutzt. Krismanič gab auf die Frage, weshalb die Soldaten nicht die Eisenbahn benutzen dürften, den spöttischen Bescheid: damit sie sich rechtzeitig gewöhnten, im märkischen Sande zu marschieren. Man hielt das für Uebermut, aber thatsächlich war es nicht möglich, das Heer auf der einen Bahnstrecke schneller mit Dampf zu befördern als durch Fußmärsche. Härter war, daß die Heeresleitung, um den Proviant für die Kampfestage zu sparen, die Truppen anwies, sich die Lebensmittel auf dem Wege möglichst durch Handeinkauf zu verschaffen. Die vorderen Armeecorps erhielten so noch genügenden Proviant, die später marschierenden dagegen litten nicht selten Mangel. Eine schlimme Probe für den Verpflegsdienst; wie wäre es erst im märkischen Sande ergangen?

Benedek selbst mit seinem Stabe bestieg am 21. Juni die Eisenbahn, die ihn dem Kampfplatze näher bringen sollte. Er war ganz ein Kind der Verhältnisse: Ungar von Geburt und

Zwecke, uns zu täuschen, betrachtet werden können, so erteile ich, von der in meiner gestrigen Eröffnung ausgesprochenen Ansicht geleitet, in diesem Augenblicke den Befehl zum Abmarsch der Armee nach Böhmen, und werden die Spitzen derselben schon am 25.—27. d. Mts. bei Josephstadt eintreffen." Wiener Kriegsarchiv.

Temperament, Großösterreicher von Erziehung, Beruf und Dankgefühl, zeigte er sich bald von Hoffnungen gehoben, bald von seiner Riesenaufgabe niedergedrückt. Wie er die Hunderttausende unter seiner Führung nach Böhmen hinüberfluten sah, wechselten alle diese Gefühle fast unvermittelt ab. Sein Abschied von Olmütz, das er im Sonnenglanze seines Glücks verließ, schwankte zwischen soldatischem Uebermut und Sentimentalität. Zu den Damen, die ihm zum Abschied einen Blumenstrauß überreichten, sagte er: „Beten Sie für uns; wenn wir Schläge bekommen, haben Sie zu wenig gebetet." Eine Mutter ließ ihm durch ihr halbwüchsiges Töchterchen noch Blumen übergeben; er nahm sie mit Dank an und forderte das Mädchen auf, es solle der Armee zum Kampfe seinen Segen geben; die schüchternen Begleitworte des Kindes nahm er für ein gutes Zeichen. Daß sich hinter diesem krausen Gebaren die Kämpfe eines weichen, tiefen Gefühls verbargen, zeigte der Brief, den er kurz vor seiner Abreise an seine Gattin richtete. Niemand wird ihn ohne Rührung lesen; es spricht aus ihm Herzlichkeit, Liebebedürfnis, aufrichtige Demut, dabei eine naive Zuversicht auf seinen „eisernen" Willen, der ihn — ach! — so bald verlassen sollte; und alledem ist mehr als ein Tropfen Schwermut beigemischt[1]).

Der Marsch der Armee wurde mit möglichster Schnelligkeit vollführt. Glühende Sommerhitze herrschte, doch wurde, um jetzt keinen Tag mehr zu versäumen, den Truppen, welche sieben bis elf Tage auf dem Wege waren, kein Rasttag gewährt. Wohl wurden nur zwei bis drei Meilen täglich zurückgelegt, aber die endlosen Kolonnen stockten nicht selten, stundenlange Verzögerungen traten ein. Die Marschpläne wurden nochmals geändert und verschärft; es wurde bestimmt, daß am 28. Juni bereits fünf Armeecorps um Josephstadt vereinigt sein sollten; bloß das 2., welches die Seitenhut bildete, bis das Heer vorübermarschiert war, konnte erst etwas später eintreffen.

Krismanič drängte jetzt selbst zur Eile, um die Stellung bei Josephstadt rechtzeitig zu erreichen. Denn schon kam die

[1]) Die Feldzugsbriefe Benedeks an seine Gemahlin sind im Anhange zum II. Bande, Nr. IV, abgedruckt.